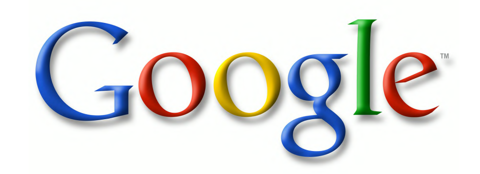
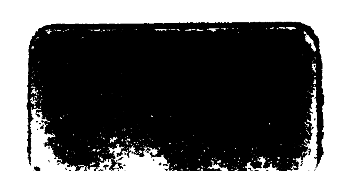










Deutsche

Dichter und Prosaisten

nach ihrem Leben und Wirken

geschildert

von

Heinrich Kurz und Dr. Friedrich Paldamus.

Erster Band.

Mit 14 Portraits und Facsimiles.

Neue Ausgabe.

Leipzig, 1867.

Verlag von Louis Zander
(früher Verlag von B. G. Teubner).

Vorwort.

Auf den Wunsch der geehrten Verlagshandlung habe ich die Fortsetzung der „Deutschen Dichter und Prosaisten" übernommen, da sich Herr Dr. Paldamus in Folge seiner Berufung an die höhere Bürgerschule in Frankfurt a. M. außer Stand sah, das von ihm mit so schönem Erfolg begonnene Werk zu vollenden. Es war zunächst meine Aufgabe, dasselbe so viel als möglich in der Weise und Haltung fortzuführen, in der es begonnen worden war. Da nun mein Vorgänger, wie er im Vorwort zum ersten Bande der zweiten Abtheilung selbst berichtet hat, von dem ursprünglichen Plane abzugehen für rathsam fand, und er es daher vorgezogen hat, statt die sämmtlichen Schriftsteller zu besprechen, welche in der Ankündigung genannt waren, die hervorragenden Persönlichkeiten in ausführlicher Darstellung zu bearbeiten, so mußte ich natürlich die weiteren Theile des Werkes in demselben Sinne behandeln, was mir um so angenehmer war, als mir dadurch Gelegenheit gegeben wurde, einzelne bedeutende Erscheinungen, denen ich seit längerer Zeit größere Aufmerksamkeit gewidmet hatte, in einer, wie ich hoffe, nicht ganz unfruchtbaren Weise zu besprechen.

Durch diese Behandlungsart werden die Leser des Werkes, glaube ich, eher gewinnen als verlieren. Denn wenn auch gar manche Persönlichkeiten nicht besprochen werden, die in einer zusammenhängenden Literaturgeschichte nicht fehlen dürften, so erhalten sie dagegen von den hervorragendsten Gestalten ein genaueres Bild, als gegeben werden könnte, wenn eine größere Anzahl Schriftsteller vorgeführt würde. Was die getroffene Auswahl betrifft, so ist wohl möglich, daß mancher Leser diesen oder jenen Dichter und Prosaisten vermissen wird; allein da dem Werke bestimmte Grenzen vorgezeichnet waren, mußte ich mich nothwendig denselben anbequemen. Dagegen hoffe ich, daß man nicht wünschen wird, es möchte der eine oder der andere der behandelten Schriftsteller übergangen worden sein.

Aarau, 7. Mai 1863.

Heinrich Kurz.



Niklas von Wyle.

Die großartige Reformation des 16. Jahrhunderts wurde freilich zunächst durch die zahlreichen Auswüchse herbeigeführt, welche das römische Papstthum zu jener Zeit darbot; allein selbst die tiefe Versunkenheit des Klerus, durch welche der edlere Sinn des Volkes auf das Tiefste verletzt wurde, würden jene große Bewegung nicht herbeigeführt haben, wenn ihr nicht geistig vorgearbeitet worden wäre, wenn die Besseren unter den Gebildeten nicht fähig gewesen wären, die religiösen Fragen in freierer Weise anzuschauen. Dazu trug aber vorzüglich die zunehmende Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum wesentlich bei, die sich von Italien aus auch über Deutschland verbreitete, und es ist Jeder, der sich mit dem Geiste der Griechen und Römer vertraut machte, und den aus den Werken derselben gewonnenen freieren Sinn durch Rede oder Schrift in weitere Kreise verbreitete, mit Recht als ein Vorläufer der Reformation zu betrachten. Zu diesen Männern gehörte auch Niklas von Wyle, dessen Bedeutsamkeit noch nicht genug gewürdigt zu sein scheint. Derselbe stammte aus dem Städtchen Bremgarten im jetzigen Kanton Aargau, das sich noch mehrerer hervorragender Männer rühmt, unter denen wir nur den Reformator Heinrich Bullinger und den Geschichtschreiber Wernher Schodoler erwähnen. Niklas von Wyle,

dessen Geschlecht lange Zeit in Bremgarten blühte (es erscheint in Urkunden im 12. Jahrhundert), wurde wahrscheinlich im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts geboren. Von seiner Jugend- und Bildungsgeschichte fehlen uns alle Nachrichten; wir können nur vermuthen, daß er den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt erhielt, und seine Studien in dem nahen Zürich fortsetzte, wo er angesehene Verwandte hatte*); sein Vetter Heinrich Effinger war Mitglied des Raths in der schon damals durch Wohlstand und Bildung hervorragenden Stadt. Diesem und vielleicht auch anderen einflußreichen Verwandten hatte er ohne Zweifel nächst seinen gründlichen und mannigfaltigen Kenntnissen zu verdanken, daß er daselbst später zum Schulmeister, d. h. Rector der oberen Schulen ernannt wurde. Es ist unbekannt, wann dies geschah, und wie lange er diese Stelle bekleidete, überhaupt wissen wir von der Zeit seines Aufenthaltes in Zürich nichts Näheres. Aus einer vorübergehenden Bemerkung in einer seiner Schriften erfahren wir den einzigen Umstand, daß er sich damals die Freundschaft des edeln und unglücklichen Felix Hemmerlin**) erwarb, von dem er auch später zahlreiche Beweise väterlicher Zuneigung

---

*) Ropitzsch sagt in seiner Fortsetzung des „Nürnbergischen Gelehrten Lexicons" von Will (8, 429), daß Niklas von Wyle Italien „Studierens wegen" besucht habe; es ist uns unbekannt, worauf er diese Behauptung gründet.

**) Felix Hemmerlin (Malleolus), geboren 1389 in Zürich, studierte in Erfurt, wurde 1425 zu Bologna Doctor der Rechte, und nach der Rückkehr in die Heimat Canonicus und später Cantor in Zürich. Er veröffentlichte mehrere Schriften gegen das zuchtlose Leben der Geistlichen und besonders der Bettelmönche, was ihm bittere Verfolgungen zuzog. Er wurde zu Verlust seiner geistlichen Würde und lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilt; er starb im Thurm zu Luzern nach 1457.

erhielt, so daß er noch nach Jahren, als das unglückliche Opfer religiöser Unduldsamkeit schon lange gestorben war, seiner mit dankbarer Gesinnung gedachte. „Er hat mir," sagt er in der Widmung seiner neunten Uebersetzung, „als ich in Zürich Schulmeister war, und auch später mehr Gutes gethan, als mir nächst Vater und Mutter von einem Menschen jemals erwiesen worden ist, weshalb ich ihm auch nach seinem Tode noch dankbar bin." Ein noch schöneres Denkmal seiner Dankbarkeit setzte er seinem väterlichen Freunde in der schönen Charakteristik desselben, die sich in der nämlichen Schrift findet. „Doctor Felix Hemmerlin," heißt es daselbst, „dem Gott gnädig und barmherzig sein wolle, war Probst zu Solothurn, Sänger zu Zürich, Chorherr zu Zofingen, in beiden Rechten und in der heiligen Schrift wohlgelehrt, an zeitlichem Gute reich, und in der Kunst geizig und arm, und in beiden doch der mildeste, den ich je habe kennen lernen. An Gut war er darum reich, weil er genügsam war und nicht arm leben wollte, um reich zu sterben; und in der Kunst war er darum arm, weil, wie viel er auch mit emsigem Studieren lernte, es ihn doch fortwährend däuchte, daß es zu wenig sei und daß es ihm daran noch fehle, und er in steter Begierde und Uebung war, noch mehr zu erreichen. Aber er war darum der mildeste, und zwar in Bezug auf die zeitlichen Güter, weil er täglich allen Armen, die sein Haus aufsuchten, Almosen austheilte. Und auch ohnedem war sein Tisch stets mit ehrbaren Gästen geziert, die ihm willkommener waren, wenn sie uneingeladen erschienen, als wenn sie eingeladen waren. Diese speiste er dann nicht allein mit genugsamem Essen und Trinken, sondern auch mit anmuthigen hübschen Schwänken, Historien, Chroniken, Argumenten und Anderen, bald im Scherz, bald im Ernst, (wie es die Unterhaltung

der Gäste erfordert), so daß Jedermann, der ihn einmal gehört hatte, Willen und Begierde haben mußte, ihn mehr und oft zu hören. Eben so und ferner war er darum der mildeste in seiner Kunst, weil, sobald er die sieben Zeiten (die wir horas canonicas nennen) in dem Stifte zu Zürich mit Singen und Lesen (wobei er immer der erste und letzte war) mit Andacht vollbracht hatte, er die übrige Zeit auf Lesen und Uebung der heiligen Schrift verwendete, entweder studierend oder sammelnd und schreibend, was, wenn es bekannt gemacht würde, anderen Leuten Nutzen und Frucht bringen möchte. So oft ein armer Mensch zu ihm kam und Rath begehrte, dem gab er stets getreuen Rath, und machte ihm auch Schriften, Briefe und was nöthig war, und begehrte dafür keinen Sold noch Lohn, als etwa von den Bauern, für drei oder vier Pfennig Hanfsaamen für seine Vögel, deren er stets eine große Zahl in seiner Bibliothek singend und zuweilen herumfliegend hatte. So versagte er auch keinem ehrbaren Menschen seine Bücher, deren ich an dritthalb hundert gezählt habe, wenn man sie des Lernens wegen von ihm entlehnte. Des Gesanges, der Malerei und aller schönen Künste war er ein großer Liebhaber, und wollte auch davon so viel lernen, als er begreifen konnte, so daß ich jetzt keinen einzigen Menschen in unserm Lande kenne, der in allen diesen Tugenden mit ihm verglichen werden könnte."

Der gelehrte und gemüthreiche Hemmerlin blieb sicherlich nicht ohne großen Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung und den Charakter seines jungen Freundes, der die freieren Ansichten des Meisters in seinen spätern Jahren, wenn auch nicht öffentlich und geradezu bekannte, doch keineswegs verläugnete.

Von Zürich scheint Niklas nach Schwaben gegangen

zu sein; wenigstens geht aus einem Briefe an den Abt von Salmansweiler hervor, daß er im Jahre 1444 in diesem Kloster oder in der Umgegend sich aufgehalten habe. Von 1445 bis 1447 war er Rathschreiber in Nürnberg, wo er sich verheirathete, das Bürgerrecht erwarb und überhaupt in angenehmen Verhältnissen lebte. Er stand dort mit den angesehensten Männern in vertrauten Beziehungen, so namentlich mit dem berühmten Gregor von Heimburg*), durch welchen er vielleicht mit Aeneas Sylvius, dem nachmaligen Papst Pius II. in Verbindung kam. Es ist unbekannt, warum er seine Stelle in Nürnberg aufgab; wahrscheinlich trat er damals in die Dienste eines deutschen Fürsten, vielleicht des Kurfürsten von Brandenbung, in dessen Auftrag er zweimal nach Italien zur Markgräfin Barbara von Mantua, gebornen Fürstin von Brandenburg, reiste. Aus seinen Aeußerungen geht ferner hervor, daß er sich mit der Markgräfin Katharina von Baden, gebornen Herzogin

*) Gregor von Heimburg aus Würzburg, wurde 1430 zu Basel Doctor der Rechte und zur Zeit des dortigen Concils Secretär bei Aeneas Sylvius. Später war er Stadtsyndikus in Nürnberg; auch wurde er von mehreren deutschen Fürsten in verschiedenen wichtigen Angelegenheiten gebraucht. Da er sich durch Wort und That der übermäßigen Ausdehnung der päpstlichen Gewalt widersetzte, zog er sich die Feindschaft der Geistlichkeit und selbst seines ehemaligen Freundes Aeneas Sylvius, der inzwischen, als Pius II., Papst geworden war und seitdem seine früheren freien Ansichten nicht bloß verlassen, sondern sogar verdammt hatte. So that er ihn 1461 in den Bann, und forderte die Stadt Nürnberg auf, seine Güter einzuziehen, und ihn zu verbannen. Heimburg zog sich nach Böhmen zurück, wo ihn der König Georg Podiebrad zu seinem Rath ernannte. Später ging er nach Dresden, wo er im Jahre 1472 starb, nachdem Papst Sixtus IV. den Bannfluch zurückgenommen hatte.

von Oesterreich, als deren Kanzler mehrere Monate am Hofe des römischen Stuhles aufgehalten habe; doch läßt sich das Jahr, wann dies geschah, eben so wenig bestimmen, als die Zeit seiner italienischen Reisen. Während seines Aufenthaltes am kaiserlichen Hofe mag er wohl die Würde eines kaiserlichen Hofpfalzgrafen erhalten und die persönliche Bekanntschaft des Aeneas Sylvius gemacht haben, der damals in Wienerisch Neustadt lebte.

Wahrscheinlich im Anfang des Jahres 1450, vielleicht schon 1449 wurde Niklas Rathschreiber in Eßlingen, wo er sich das Vertrauen des Rathes in solchem Maße erwarb, daß ihm dieser schon im Jahre 1450 mit Aufträgen an den Markgrafen von Baden, 1453 nach Nürnberg und in demselben Jahre zugleich mit dem Bürgermeister an den kaiserlichen Hof schickte. Es scheint, daß er anfänglich nur auf unbestimmte Zeit angestellt war, oder, was wahrscheinlicher ist, daß er sich jährlich oder auch in längern Perioden einer Bestätigung unterwerfen mußte; im Jahre 1465 wurde er aber mit einem Gehalte von 50 Gulden auf Lebenszeit ernannt. Aus Liebe zur Jugend und wohl auch, um sich eine größere Einnahme zu verschaffen, nahm er in Eßlingen, wie früher wahrscheinlich auch in Nürnberg, junge Leute in sein Haus, denen er Unterricht in der Muttersprache ertheilte und die er besonders in der schriftlichen Darstellung übte. Seine Muße benutzte er zu schriftstellerischen Arbeiten, insbesondere zu Uebersetzungen hervorragender Werke gleichzeitiger, namentlich italienischer Schriftsteller, die in lateinischer Sprache geschrieben hatten.

Im Jahre 1460 gerieth er mit dem Rath in Zerwürfniß, das bald eine solche Höhe erreichte, daß er sich in Eßlingen nicht mehr für sicher hielt, weshalb er die Stadt heimlich verließ und zu Fuß nach Kloster Weil entwich,

wo ihn etliche Würtemberger mit Pferden erwarteten und nach Stuttgart brachten. Der Rath hatte ihn nämlich in Verdacht, daß er das Kloster Weil aus dem Schirm Eßlingens unter den des Herzogs von Würtemberg bringen wollte, und daß er überhaupt zu diesem Fürsten, mit welchem die Stadt damals in Streit war, in verrätherische Verbindung getreten war. Obgleich keine näheren Berichte über diese ganze Angelegenheit vorliegen, aus denen sich ein sicheres Urtheil schöpfen ließe, daher weder die Schuld noch die Unschuld des Angeklagten bestimmt nachgewiesen werden kann, so glauben wir doch mit allem Recht annehmen zu dürfen, daß der Verdacht des Eßlinger Rathes unbegründet war. Dafür bürgt vor Allem das frühere und spätere Leben des Mannes, und die allgemeine Achtung, in der er bei Hohen und Niederen stand; dafür bürgen die wiederholten Versicherungen seiner Unschuld, die unverkennbar den Stempel der Wahrheit an sich tragen; dafür bürgt endlich der Umstand, daß er selbst bald nach seiner Flucht gegen die Eßlinger beim Kaiser klagte, was er doch wohl nicht gethan haben würde, wenn er sich irgend einer Schuld bewußt gewesen wäre. Darob erschraken die Eßlinger und sie wandten sich an ihren Schirmvogt, den Markgrafen von Baden, um Beistand und Vermittelung; dieser ließ mit Niklas unterhandeln, wendete sich sogar unmittelbar an den Kaiser und wußte die Angelegenheit so gut zu behandeln, daß Niklas, der sich unterdessen von Stuttgart nach Ulm begeben hatte, einen gütlichen Vergleich mit dem Rathe einging.

Diese Zeit muß trotz des Schutzes und der Theilnahme, die ihm der Graf Eberhard bezeugte, für ihn sehr traurig gewesen sein; er spricht mehrmals in seinen Schriften und stets mit traurigem Gefühle davon, aber auch immer unter Betheuerung seiner Unschuld. Während dieser unglücklichen

Tage war er auch in die Heimat gegangen, vielleicht in der Absicht, sich in derselben niederzulassen; doch verweilte er nur kurze Zeit in der Schweiz, da ihn der Graf Ulrich von Würtemberg bald darauf zu seinem Kanzler ernannte. Diese Ernennung hatte er ohne Zweifel nicht bloß seiner Tüchtigkeit zu verdanken, sondern auch dem Umstand, daß er als geborner Schweizer und durch seine nie unterbrochenen Beziehungen zu seinem Vaterland mit den Verhältnissen in der Eidgenossenschaft genau vertraut war. Wenigstens wurde er schon in der Mitte des Jahres 1470 vom Grafen Ulrich in die Schweiz zu einer Conferenz mit helvetischen Abgeordneten geschickt. Da er erst im November nach Würtemberg zurückgekehrt zu sein scheint, müssen seine Verhandlungen mit den eidgenössischen Gesandten lange gedauert, und wichtige Verhältnisse betroffen haben; doch haben wir hierüber Nichts Bestimmtes ermitteln können. Von da an verschwinden alle weiteren Berichte über sein Leben; wir wissen nur, daß er im Jahre 1478 noch lebte, da die Gesammtvorrede zu seinen Schriften von diesem Jahre datirt ist. Aus dem Jährzeitenbuch des ehemaligen Chorherrenstiftes in Zürich erfahren wir, daß er am 13. oder 15. April gestorben ist, und daß er bei seinem Tode noch Kanzler des Grafen von Würtemberg war; doch ist, wie gewöhnlich, das Jahr seines Ablebens daselbst nicht angemerkt.

Niklas stand schon wenigstens seit dem Jahre 1460 mit den Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg in persönlichem Verkehr. Dieser scheint freilich auf literarische Verhältnisse beschränkt gewesen zu sein, doch mag ihn seine Stellung als Rathsschreiber der Reichsstadt Eßlingen auch in Geschäftsbeziehungen zu den Grafen gebracht haben, aus denen sie seine Tüchtigkeit und Gewandtheit kennen lernten, so daß sie den erfahrenen Mann gern in

ihre Dienste zogen, als sich die Gelegenheit hierzu darbot. Persönlich scheint er der Pfalzgräfin Mechthild, Gemahlin in erster Ehe des Grafen Ludwig von Würtemberg, in zweiter des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, am nächsten gestanden zu haben. Diese Fürstin, die Tochter des Pfalzgrafen Ludwigs III., dem die Heidelberger Universitätsbibliothek einen großen Theil ihrer Schätze verdankt, und von der Niklas rühmt, daß sie eine „große Liebhaberin aller Künste" gewesen sei, stand mit ihm in lebhaftem Briefwechsel und hatte Freude an seinem belebenden Umgang; so wurde er einst von ihr ins Wildbad eingeladen, wo er sie mit des Aeneas Sylvius „Frau Glück" bekannt machte. Ja er besaß ihr Vertrauen in so hohem Grade, daß sie ihm die Briefe, welche sie von der Königin von Aragon aus Neapel erhielt, zu lesen und in ihrem Namen zu beantworten gab. Den größten Beweis ihrer Zuneigung und freundschaftlichen Theilnahme gab ihm aber die geistreiche Fürstin dadurch, daß sie eine seiner Töchter an ihrem Hofe erzog. Er stand auch mit andern Fürstinnen in persönlichem Verkehr, wenn seine Beziehungen zu denselben auch nicht so genau und vertraut waren, als mit der Pfalzgräfin, die ihn als Freund behandelte. Nach ihr stand er wohl der Markgräfin Katharina von Baden, gebornen Herzogin von Oesterreich, am nächsten, deren Kanzler er eine Zeit lang war und die er in dieser Eigenschaft nach Wienerisch-Neustadt an den Hof des römischen Kaisers begleitete, wo er auch mit Eleonora von Schottland, der Gemahlin des Herzogs Sigismund von Oesterreich, bekannt wurde, die ihn um so mehr zu schätzen wußte, als sie selbst in ähnlicher Weise wie er schriftstellerisch bethätigt war, da sie bekanntlich den Roman „Pontus und Sidonia" aus dem Französischen übersetzte. Endlich gehört auch die Gräfin Margarethe von

Würtemberg, geborne Herzogin von Savoyen, die Gemahlin des Grafen Ulrich, zu seinen Gönnerinnen, und zwar schon bevor er in die Dienste des Grafen trat. Wir haben von diesen Beziehungen des geistreichen Mannes ausführlicher berichtet, weil sie, wie wir sehen werden, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf seine literarischen Bestrebungen waren. Nicht weniger einflußreich wurde für ihn seine Bekanntschaft mit Aeneas Sylvius, den er, wie schon erwähnt, wahrscheinlich während seines Aufenthaltes in Wienerisch-Neustadt persönlich kennen lernte. Daß Niklas in sehr vertrauten Beziehungen zu ihm stand, geht schon daraus hervor, daß er dessen Briefe sammelte und herausgab, was ohne Bewilligung und selbst ohne persönliche Theilnahme desselben nicht möglich gewesen wäre.

Wir haben in einer kleinen, unserm Niklas gewidmeten Schrift*), zu welcher der obige Abriß seines Lebens einige Verbesserungen und Zusätze enthält, die Vermuthung ausgesprochen, daß er sich auch mit der Kunst beschäftigte; wir hatten diese Ansicht aus einem Briefe des Aeneas Sylvius an ihn geschöpft; unsere Vermuthung hat sich seitdem vollständig als richtig erwiesen. Es wurde nämlich vom gelehrten Geschichtschreiber Stählin in Stuttgart ein zweiter bis dahin ungedruckter aus Wiener Neustadt vom Jahre 1454 datirter Brief des Aeneas Sylvius an Niklas von Wyle veröffentlicht, in welchem er ihm für die Uebersendung eines von ihm gemalten Bildnisses des heiligen Christoph dankt. Vielleicht wäre dieses Gemälde in irgend einer italienischen Sammlung wieder aufzufinden, da Aeneas Syl-

*) Niklasens von Wyle zehnte Translation mit einleitenden Bemerkungen über dessen Schriften, herausgegeben von Heinrich Kurz. Aarau, Sauerländer, 1853. 4°.

vius es mit andern Kunstschätzen wahrscheinlich mitgenommen hat, als er in sein Vaterland zurückkehrte. Es wäre dies um so mehr zu wünschen, als aus den Briefen des Aeneas unzweifelhaft hervorgeht, daß Niklas ein nicht unbedeutender Künstler gewesen sein muß. Doch haben wir uns hier nicht mit dieser Seite seiner grosartigen Thätigkeit zu befassen; eben so wenig haben wir auf seine politische Stellung und Bedeutsamkeit einzugehen, wozu uns übrigens, wie schon gesagt, die nöthigen Quellen fehlen: es genügt auf dieselbe aufmerksam gemacht zu haben, um die Vielseitigkeit des trefflichen Mannes zum Bewußtsein zu bringen. Dagegen haben wir seine schriftstellerischen Verdienste näher ins Auge zu fassen, durch welche er auch vorzüglich berühmt und einflußreich geworden ist.

„Von Niklas von Wyle und Steinhöwel" sagt Lessing in den „Beiträgen", „fängt sich unsere gedruckte Literatur so zu reden an, und beide haben sich um unsere Sprache im 15. Jahrhundert so verdient gemacht, daß ihr Andenken wohl erneuert zu werden verdient. Eines jeden besondere Schriften sollen ein andermal angezeigt werden." Leider hat Lessing diesen Vorsatz nicht ausgeführt, und es blieb seine Andeutung bis auf die neuere Zeit unbeachtet; zwar erwähnte auch Degen unsern Wyle in seiner „Literatur der Uebersetzungen" in anerkennender Weise, doch scheinen seine Bemerkungen ebenfalls den meisten Literaturhistorikern unbekannt geblieben zu sein.

Niklas von Wyle hatte sich an der altclassischen Literatur herangebildet, deren Kenntniß sich von Italien aus auch über Deutschland verbreitet hatte; daß er nicht bloß die lateinische, sondern auch die griechische, ja selbst die hebräische Sprache verstand, läßt sich aus Andeutungen in

seinen Schriften schließen.*) Eben so einflußreich auf seine Bildung waren die italienischen Schriftsteller, welche von Boccaccio und Petrarca an bis auf Poggio und Aeneas Sylvius in lateinischer Sprache geschrieben und durch ihre Werke damals für die Verbreitung eines bessern Geschmacks vielleicht mehr, jedenfalls eben so viel beigetragen hatten, als selbst die Meisterwerke der Griechen und Römer, die verhältnißmäßig nur noch Wenigen zugänglich waren und von einer noch kleineren Zahl wirklich verstanden wurden. Es waren die Werke dieser Italiener zwar in Deutschland schon bekannt, aber doch nur den Gelehrten, weil sie in lateinischer Sprache geschrieben waren; es war daher ein glücklicher Gedanke unsres Niklas, sie in die Muttersprache zu übertragen, um sie einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen. Zunächst war er wohl durch die Beziehungen zu den jungen Leuten dazu veranlaßt worden, die er in der Kunst deutsch zu schreiben unterrichtete, und die wahrscheinlich keine gelehrte Bildung hatten, daher das Lateinische nicht verstanden. Später schrieb er seine Uebersetzungen mit Rücksicht auf die Vornehmen, besonders auf die fürstlichen Frauen, mit denen er in genauen Beziehungen stand. Und die Auswahl der Schriften, die er seinen fürstlichen Gönnern in deutschen Uebersetzungen vorlegte, war vollkommen geeignet, einerseits denselben zu gefallen, andrerseits ihrem Geschmack eine veredelte Richtung zu geben oder

---

*) Man kann aus dem Umstand, daß er den „Goldenen Esel" des Lucian nicht aus dem griechischen Original, sondern aus der lateinischen Uebersetzung des Poggio übersetzte, nicht unbedingt den Schluß ziehen, daß er das Griechische nicht verstanden habe. Möglicher Weise hatte er den griechischen Text nicht, so daß er auf die lateinische Uebersetzung beschränkt und verwiesen war.

sie in höhere Ideen und Anschauungen einzuführen. Wie richtig er dabei geurtheilt hatte, ergiebt sich schon daraus, daß seine „Verdeutschungen", welche er zuerst wohl nur handschriftlich den Personen mittheilte, denen er sie besonders widmete, noch während seines Lebens gedruckt wurden (wahrscheinlich 1478) und nach seinem Tode noch in zwei Ausgaben erschienen (1510 und 1536), so daß die Wirksamkeit seiner Schriften weit größer wurde, als er es selbst bei ihrer Abfassung ahnte.

Es zeugt schon von verständiger Ueberlegung, daß er zuerst Novellen übersetzte, mit denen er am leichtesten hoffen konnte, sich Eingang bei der vornehmen Welt zu verschaffen, der er seine Arbeiten zunächst bestimmte. Es war aber zugleich ein kühner Schritt, den er damit machte; denn die kleinen Erzählungen, die er mittheilte, standen im vollsten Gegensatze zu der damals beliebten Lektüre, den Ritterromanen, die den Rittergedichten des frühern Mittelalters gefolgt waren und deren wesentliches Verdienst darin bestand, daß sie eine zahllose Menge von wunderbaren Abenteuern an einander reihten. Die Novellen, die er seinen Gönnern vorlegte, „Euriolus und Lukretia" von Aeneas Sylvius, „Guiscard und Sigismunda" von Boccacio (das er jedoch nicht unmittelbar aus dem Italienischen, sondern aus der lateinischen Uebersetzung des Leonardus Aretino übertrug). Diese Novellen berichteten dagegen ganz einfache Geschichten, die nur dadurch Werth und Interesse erhielten, daß in ihnen das innere Leben der Menschen, ihre Leidenschaften und Bestrebungen in tiefpsychologischer Weise entwickelt war. Als er sich durch diese anziehenden kleinen Romane den Beifall seiner fürstlichen Gönner in so hohem Maße gewonnen hatte, daß sie ihn wiederholt um neue Uebersetzungen baten, wählte er nunmehr solche Aufsätze

und Abhandlungen, in denen die bedeutendsten Lebensverhältnisse und bürgerlichen Zustände in geistreicher Weise behandelt wurden, wodurch er, wie wir schon in der oben angeführten Schrift bemerkt haben, eine neue, in Deutschland bis dahin fast unbekannte Welt von Gedanken eröffnete, und seine Leser zum Nachdenken reizte, während sie sich bloß von der geistreichen Entwickelung gefesselt wähnten. Aber auch hierin ging er bedächtig zu Werke. Zuerst übersetzte er solche Schriften, die in heiterer, geistreicher Weise mehr oder weniger wichtige Lebensverhältnisse behandelten, wie des Poggio's Gespräch: „Ob ein Alter heirathen und ob er eine Jungfrau, oder eine Wittwe oder ein altes Weib nehmen solle," oder desselben witzige Behandlung der Frage: „Ob der Wirth seinen Gästen oder die Gäste dem Wirth Dank schuldig seien" und ähnliche mehr. Als er aber Boden und Anerkennung gefunden hatte, wagte er es, seinen fürstlichen Gönnern Schriften vorzulegen, in welchen die kirchlichen und politischen Verhältnisse in einer Weise besprochen wurden, die bei ihrer Kühnheit den bleibendsten Eindruck auf sie machen mußten. „Indem er Poggio's „Bericht über den Tod des Hieronymus von Prag" übersetzte, der durch Inhalt und klassische, vom Geist des Alterthums durchdrungene Darstellung gleich ausgezeichnet ist, und das Gespräch seines väterlichen Freundes Felix Hemmerlin „Von den Bettelmönchen und der vernünftigen Weise, Almosen zu geben" verdeutschte, machte er seine Leser mit den Lehren und Ansichten jener Märtyrer bekannt und verbreitete neuerdings ihre reformatorischen Ideen.*) Durch die Ueber-

*) So aufgeklärt Niklas von Wyle auch war, so konnte er sich doch nicht immer über den Aberglauben seiner Zeit erheben. So erzählt er in der Vorrede zur Uebersetzung von Lucians goldenem Esel, in vollem Ernst, und ohne im Geringsten daran zu

setzung des vortrefflichen Schreibens, welches Aeneas Sylvius an den Herzog Sigmund von Oesterreich über den Werth und Nutzen der klassischen Studien gerichtet hatte, und dessen Uebersetzung er selbst dem Markgrafen Karl von Baden widmete, legte er diesem und seinen andern vornehmen Gönnern, denen die Schrift ohne Zweifel auch mitgetheilt wurde, die Nothwendigkeit ans Herz, nach ächter Bildung zu streben, und zeigte ihnen, daß diese höher zu achten sei, als alle weltliche Macht, als Reichthum und Glanz. Durch das Ansehen des hochgeachteten Mannes gedeckt, der damals schon den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, durfte er es wagen, den Fürsten gegenüber Wahrheiten auszusprechen, die ihnen sonst selten oder nie zu Ohren kamen; er durfte wagen, sie zur Milde, Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit zu ermahnen, was er nicht ungestraft hätte thun können, wenn er in seinem eigenen Namen gesprochen hätte. Wie vorsichtig, aber gewiß auch sicher, Niklas in diesen Dingen zu Werke ging, erhellt besonders aus der Translation „Von dem Adel", welche er dem Grafen Eberhard von Würtemberg zueignete. Sie enthält den Streithandel zweier römischen Jünglinge, welche sich um eine Jungfrau bewarben, die ihrem Vater erklärt, sie würde sich für den edelsten der beiden entscheiden. Die Angelegenheit wurde vor dem versammelten römischen Senat vorgetragen. Publius Cornelius, ein Abkömmling des berühmten Geschlechts der Scipionen, hält eine von Uebermuth

---

zweifeln, daß er gehört habe, es sei einst ein Wirth durch die Hexenkünste einer Frau in eine Gans verwandelt worden, und er sei ein ganzes Jahr lang mit andern Gänsen herumgeflogen, bis durch einen glücklichen Zufall die Zauberformel, welche die Hexe in ein Tüchlein eingenäht und ihm am Halse befestigt habe, abgerissen und er wieder zum Menschen geworden sei.

und Selbstüberschätzung strotzende Rede über die Vorzüge des Geburtsadels; der zweite Bewerber, Cajus Flaminius, entwickelt dagegen in eindringlichem und geistreichem Vortrage, daß der wahre Adel in der Tugend des Gemüths und nicht in fremder Ehre oder in dem falschen Glauben bestehe. Ein Urtheil erfolgt nicht, weder Seitens des Senats, noch von der Jungfrau; Niklas aber sagt in seiner Zueignungsschrift, Graf Eberhard möge selbst entscheiden; er könne es, wie auch sein Urtheil ausfalle. Denn bestehe der Adel in der Abstammung alter und mächtiger Geschlechter, so sei Niemand im ganzen Lande edler als der Graf; bestehe er aber in der Uebung der Tugend, so sei eben so wenig Jemand zu finden, welcher ihn hierin übertreffe. Und so kann es nicht zweifelhaft sein, was Niklas selbst von der Sache hielt, die er, wie ein ächter Weltmann, dem Grafen in feiner Weise so vorlegte, daß dieser der persönlichen Tugend den Vorzug vor der zufälligen Auszeichnung des Geburtsadels geben konnte und mußte. Daß Niklas aber die ihm zugeschriebene Ansicht wirklich hatte, geht ferner aus Folgendem hervor. Die erwähnte Translation ist aus Hemmerlins Buch de nobilitate entnommen, welches zum Zweck hat, die Vorzüge des Geburtsadels hervorzuheben. Da aber Niklas nur den Abschnitt gewählt hat, in welchem doch wenigstens die Frage unentschieden bleibt, diejenigen Stellen aber verschweigt, in denen Hemmerlin ganz entschieden zu Gunsten des Adels spricht, so ist es klar, daß er die in diesen Stellen ausgesprochenen Ansichten nicht theilte. Daher hat er auch ganz gegen seine Gewohnheit die Quelle nicht genannt, aus der er schöpfte, weil er gerade dadurch die Frage in einem Sinn entschieden hätte, der ihm nicht zusagte. Auch war er offenbar mit der Ansicht seines Freundes unzufrieden, denn in der Vorrede zur

Uebersetzung von dessen Schrift über das Almosen, in welcher er die verschiedenen Werke desselben aufzählt, sagt er ausdrücklich und bezeichnend, als er das Buch vom Adel erwähnt: „Von demselben mir sicherer zu gedenken, denn darvon viel ze schreiben." In der Uebersetzung der Rede, welche Poggio vor dem Cardinalcollegium hielt, als Papst Nicolaus erwählt war, und die Niklas dem Fürstabt von Salmansweiler widmete, spricht er durch den Mund des Florentiners bedeutende Worte an die Fürsten, die zu jener Zeit nicht gewohnt waren, so ernste Wahrheiten zu hören. „Die Fürsten," heißt es daselbst, „müssen auf Alles verzichten, was das Leben angenehm macht, wenn sie ihre hohen Pflichten erfüllen wollen; sie dürfen nicht schlafen und ruhen, nicht essen und trinken, wie und wann es ihnen beliebt, sie müssen auf den Umgang ihrer besten Freunde, selbst auf die Beschäftigung mit den Wissenschaften verzichten. Vielmehr müssen sie sich nach den Bedürfnissen ihrer Völker richten, die Stimmen der Bittenden, die Klagen der Unterdrückten anhören, auch wenn ihnen dies noch so sehr ungelegen käme. Die Fürsten sollen ein gutes Regiment führen, daher gerecht und zugleich mild, barmherzig und menschlich sein. Sie sollen stets daran denken, daß sie sterblich sind, um nicht in Uebermuth zu verfallen, wie einst Alexander, der für einen Gott gehalten werden wollte. Sie sollen um so mehr in ihrem Glücke nach Mäßigung streben, je weniger bei den Mächtigen Frömmigkeit, Güte, Sanftmuth und Menschlichkeit gefunden werde."

Unter den achtzehn Abschnitten, aus welchen die Sammlung besteht, finden sich auch zwei eigene Arbeiten des thätigen Mannes, (er nennt sie „Geschriften", um sie von den „Translationen" zu unterscheiden), die wir eben deshalb auch berühren wollen, ob sie gleich an innerer Bedeutsam-

keit den Uebersetzungen nicht gleich kommen. Die erste ist ein Preis der Frauen, „was sie Gutes zu gemeinem Nutzen gethan und was für Künste sie erfunden haben, Alles aus glaubwürdigen alten Historien zum Lob des weiblichen Geschlechts ausgezogen." Glaubwürdig ist freilich nicht Alles, da er auch unbedenklich alte Mythen und Sagen anführt; auch sind die einzelnen Züge weiblicher Grösse, die er aus der alten und neuen Geschichte anführt, meist bekannt; dagegen sind die Notizen, die er von den fürstlichen Frauen seiner Zeit und Bekanntschaft mittheilt, nicht ohne Interesse. Die zweite „Geschrift": „Von gebürlichen Titeln oder Ueberschriften der Stände" leitet er mit einigen zum Theil ganz passenden Bemerkungen über die damalige Orthographie ein, wobei er sich gelegentlich gegen diejenigen ereifert, welche die schwäbische Mundart mit Wörtern aus andern Dialecten vermischen. Diese Einleitung ist auch das Wichtigste an der ganzen Schrift, deren Haupttheil nur dadurch einiges Interesse erhält, daß ihr einige aus der Rhetorik entnommene Bemerkungen beigefügt sind. Uebrigens war das kleine Werk für jene Zeit so geeignet, daß es ein halbes Jahrhundert später noch einmal gedruckt wurde (Landshut 1528).

Seine Uebersetzungen, die er übrigens nicht alle hat drucken lassen*), sind nicht bloß wegen ihres Inhalts, sondern auch wegen ihrer Haltung und ihrer Sprache bedeutend. Niklas von Wyle ist einer der ersten, oder vielleicht der erste, der sich bemühte, auch die schöne Form seiner Originale nachzubilden; er hat sich nicht begnügt, den Sinn des Textes wieder zu geben, vielmehr bestrebte er sich, möglichst

*) Er hat unter Anderm auch noch des Boetius Werk vom Trost und eine rhetorische Schrift des Cicero übersetzt, aber beide nicht in die Sammlung aufgenommen.

genau und wörtlich zu übersetzen, und insbesondere die rhetorischen Kunstmittel seiner Vorbilder nachzuahmen. Ist eine solche Uebersetzung an sich schon mit vielen Schwierigkeiten verbunden, so war es zu jener Zeit in erhöhtem Maße der Fall, da die Sprache den Grad der Beweglichkeit und Bildsamkeit noch nicht hatte, den sie später durch Luther erreichte. Daher zeichnen sich zwar seine „Translationen" durch den sorgfältig gewählten Ausdruck und insbesondere durch einen kunstreichen Periodenbau aus, allein er überließ sich allzusehr dem Einfluß der lateinischen Sprache, deren eigenthümliche Satzformen er in die deutsche Sprache übertrug, so daß seine Darstellung einen fremdartigen Charakter erhält und zuweilen sogar bis zur Unverständlichkeit dunkel wird.

Heinrich Steinhöwel.

Ein Zeitgenosse Niklasens von Wyle und wahrscheinlich auch mit ihm befreundet, hat sich Heinrich Steinhöwel ähnliche Verdienste erworben, wie jener. Er stammte aus Weil der Stadt an der Wirm, wo er ungefähr im Jahre 1420 geboren wurde. Was man von Niklas von Wyle vermuthet, daß er in Italien studiert habe, das ist von Steinhöwel gewiß; er promovirte als Doctor der Medizin und Chirurgie in Padua 1442 und war daselbst Rector der Artisten. Bald darauf scheint er in sein Vaterland zurückgekehrt zu sein; er ließ sich als Arzt in Eßlingen nieder, wo er jedenfalls noch mit Niklas von Wyle zusammenlebte, da dieser wahrscheinlich schon im Jahre 1449 dahin kam und Steinhöwel diese Stadt erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1450 verließ, um sich nach Ulm zu begeben, wohin er als Stadtarzt mit einem für jene Zeit großen Gehalt von hundert Gulden berufen worden war, welchen Gehalt er hauptsächlich darum erhielt, weil er auch zugleich Wundarzt war. Mit dieser Stelle verband er die eines würtembergischen Leibarztes, die ihm vielleicht durch den Einfluß Niklasens von Wyle verschafft worden war. In Ulm blieb er bis zu seinem Tode mit Ausnahme des Jahres 1454, das er in Freiburg im Breisgau verlebte, wohin er, wie es scheint, zu Ausübung seiner ärztlichen Kunst „geliehen“

worden war. Diese und vermuthlich auch sein heiterer Charakter machten ihn überall beliebt, wo er sich aufhielt; wenigstens berichtet er selbst, daß er zu Ulm viele Wohlthaten, Ehre, Gunst und Nutzen von den Bürgermeistern, Räthen und von der ganzen Gemeinde empfangen habe. Uebrigens machte er sich auch noch in manchen anderen Beziehungen verdient; so war er unter Anderm ein großer Beförderer der von Zeiner daselbst errichteten Buchdruckerei. Er starb wahrscheinlich im Jahre 1482.

Wie Niklas von Wyle stand auch Steinhöwel mit fürstlichen Frauen, namentlich mit der Gräfin Margarethe von Würtemberg und der Herzogin Eleonore von Oesterreich in Verkehr, und es mögen diese seine Beschäftigung mit der Literatur, wenn nicht angeregt, doch begünstigt und gefördert haben. Seine Schriften sind weit zahlreicher als die seines Zeitgenossen Niklas, der, wie er selbst berichtet, seine ihm nur sehr sparsam zugemessene Muße auf literarische Arbeiten verwenden konnte. Wir erwähnen seine medizinischen Werke nicht, die meist in die letzte Zeit seines Lebens fallen. Wenn diese übrigens weder für die Geschichte der Literatur, noch auch kaum für die spezielle Wissenschaft, die sie behandeln, von Werth sind, so mögen sie dem Sprachforscher manche interessante Bereicherung darbieten, da sie zu den ältesten dieser Art gehören. Seine übrigen Schriften, die in eben derselben Weise und zum Theil aus denselben Gründen zur Hebung eines bessern Geschmacks wohlthätig eingewirkt haben, wie die des Eßlinger Stadtschreibers, sind ebenfalls Uebersetzungen; sie unterscheiden sich jedoch von denen Wyle's wesentlich darin, daß sie mehr das größere Publikum, das Volk im Auge haben, während sich jener offenbar ausschließlich die gebildeten oder vielmehr die höheren Stände wählte. Diese volksthümliche Richtung

Steinhöwels tritt jedoch nur allmählich hervor; in seinen früheren Schriften kommt sie kaum oder gar nicht zur Erscheinung, während sie in den letzten unverkennbar ist. Seine älteste Arbeit dieser Art ist die „Historie des Apollonius von Tyrus" (Augsburg 1471), welche er aus dem Lateinischen des Gottfried von Viterbo übersetzte. Es ist dies eine romanhafte Geschichte, welche, wie Gödeke sagt, wesentlich auf der Räthselpoesie beruht, aus der sie Verwickelung und Lösung hernimmt. Bald darauf übertrug er Boccaccios Novelle „Griseldis" (Augsburg 1471), jedoch nicht aus dem italienischen Original, sondern aus der lateinischen Uebersetzung des Petrarca. Die Trefflichkeit dieser lieblichen Erzählung und wahrscheinlich auch der Beifall, der seiner Uebersetzung zu Theil wurde, veranlaßte ihn ohne Zweifel, den ganzen Decamerone zu übersetzen, den er vermuthlich im Jahre 1472, gewiß aber nicht früher zu Ulm herausgab, „damit die beschwerten und betrübten Frewlein auch ein Theil ihrer verborgen Traurigkeit mögen ein klein Frid geben und die mit Zucht in Freud kehren." Er verbarg sich darin unter dem Namen Arigo. „Es ist dies wohl die Form," bemerkt der neueste Herausgeber A. Keller, „unter welcher einst den Wälschen der deutsche Name des Paduaner Studenten mundgerecht gemacht ward, und es liegt in der Annahme dieser Form, 30 Jahre nach seinem Aufenthalt in Italien, Etwas, was wie eine warme Jugenderinnerung anmuthet." So richtig und begründet diese Bemerkung auch ist, so können wir dagegen der folgenden nicht beistimmen, daß ihn auch wohl der Inhalt des Buches veranlaßt haben mochte, eine halbe Maske vorzunehmen. Man war damals an Geschichten, wie sie der Decamerone erzählt, und an die Weise, wie er sie erzählt, so sehr gewöhnt, daß Steinhöwel gewiß keinen Grund hatte, seinen

Namen zu verbergen. Die Uebersetzung, welcher das italienische Original zum Grunde liegt, ist zwar im Ganzen noch steif und unbeholfen, sie hält sich in den Satzbildungen zu genau an das Vorbild, das sich bekanntlich gern in großen, dem Lateinischen nachgeahmten Perioden bewegt; aber während der Italiener diese mit großer Sicherheit beherrscht und sie sich auch bei dem größten Umfang mit voller Klarheit und selbst mit Anmuth entfalten, vermag der Deutsche nicht, sie mit dem Geiste seiner Sprache zu durchdringen, und ihnen jene Beweglichkeit zu ertheilen, welche die Darstellung zugleich klar und schön macht. Steinhöwels Verdienst beruht also keineswegs in der Darstellung, sondern vielmehr darin, daß er durch die Uebersetzung des Decamerone den Ritterromanen einfache Erzählungen entgegensetzte, deren Werth nicht in der Anhäufung abenteuerlicher Züge, sondern in der innern Entwickelung des einfachen Stoffes bestand. Freilich blieben die von ihm gegebenen Vorbilder noch lange unbeachtet, und die ihm nachfolgenden Dichter von Novellen, Erzählungen und Schwänken haben bei ihren sonstigen Vorzügen den sich nicht anzueignen verstanden, der die italienischen Novellendichter so hoch stellt. Wie das deutsche Drama, so blieb auch die deutsche Novelle noch lange bei der bloßen Skizzirung des Stoffes stehen; es verging noch geraume Zeit, ehe die Dichter, selbst die tallentvollsten, es lernten, die Skizze zu einem lebensvollen und farbenreichen Gemälde zu entfallten. Wir zweifeln nicht daran, daß zum Theil die in Sprache und Darstellung ungenügenden Uebersetzungen der fremden Vorbilder daran Schuld waren; hätten die Uebersetzer ihren Werken ein deutsches Gepräge zu geben verstanden, würden die innern Schönheiten der Originale gewiß auch sicherer und früherer aufgefaßt worden sein.

Dem „Decamerone" ließ Steinhöwel die Uebersetzung von Boccaccios lateinischer Schrift von den berühmten Frauen („Von etlichen Frowen" Ulm o. J., wahrscheinlich 1473) folgen, welche er der Herzogin Eleonore von Schottland widmete, und der er eine Abhandlung beifügte, „Was die puncten bedüten, und wie man dernach lesen sol."

Wenn J. Grimm in der Vorrede zum Wörterbuch den „Decamerone" für Steinhöwels Hauptwerk erklärt, möchten wir dagegen seinen „Aesop" (Ulm o. J.), den er dem Erzherzog Sigmund von Oesterreich zueignete, als solches bezeichnen, erstlich, weil die Sprache und Darstellung darin weit weniger steif und unbeholfen ist, überhaupt weit mehr ächt deutsches Gepräge hat, und sodann weil sich darin eine mehr volksthümliche Richtung kund gibt. Diese zeigt sich namentlich in dem der Uebersetzung vorangeschickten fabelhaften Leben Aesops, das ebenfalls aus dem Lateinischen übertragen ist. Wir erlauben uns zu wiederholen, was wir hierüber in der „Geschichte der deutschen Literatur" gesagt haben. „Aesop erscheint in diesem Leben als der ebenbürtige Genosse des gerade um diese Zeit auch auftauchenden Eulenspiegels; wie in diesem, soll auch in jenem zur Anschauung gebracht werden, wie hoch der gesunde Menschenverstand, der von keinerlei Art vorgefaßter Meinung befangen ist, über der handwerksmäßigen Gelehrsamkeit und systematischen Philosophie steht, welche sich selbst die freie Aussicht in das Leben durch ihre Formeln verbaut. Aesop ist ein armer Sklave, der nach und nach an verschiedene Herren, zuletzt an den Philosophen Xanthus verkauft wird, welchen er durch seine schalkhafte Klugheit zur Verzweiflung bringt. Dieser hatte ihm befohlen, alle seine Aufträge wörtlich zu befolgen; Aesop thut es, indem er den Worten seines Herrn öfters einen tiefern Sinn unter-

legt, und ihm auf diese Weise Lebens- und Klugheitsregeln gibt, die der Philosoph in seinen Speculationen sich nicht hatte träumen lassen. So weiß er einmal, zugleich um sich an der Frau seines Herrn zu rächen, die ihn oft mißhandelte, diese mit ihrem Manne zu entzweien, so daß sie dessen Haus verläßt; aber es gelingt ihm auch durch klug ausgedachte Reden, dieselbe wieder zur Rückkehr zu bewegen, während sein Herr in vollster Trost- und Rathlosigkeit verzweifelt. Ein anderes mal erlöst er seinen Herrn, der gewisse öffentliche Zeichen nicht zu deuten wußte, aus gefahrvoller Lage, indem er deren Bedeutung angibt, und auch hier beweist er, daß der gesunde Sinn im Leben von höherem Werth ist, als mühsam erworbene Schulweisheit. Dies bewährt sich nicht weniger glänzend, als er in großartigere Verhältnisse kommt; die ägyptischen Weisen müssen seinem einfachen Witze bedeutend nachstehen, und Fürsten werden zu ihrem Vortheil von ihm belehrt. Als er aber in Delphi die Schliche der Priester aufdeckt, sie für ihre Stellung und ihre Einnahmen besorgt macht, wird er ein Opfer ihrer Rache: ein höchst bedeutungsvoller Schluß zu einer Zeit, welche den Märtyrertod des Huß und Hieronymus noch in frischem Andenken hatte." Dem Leben des Aesop folgt die Uebersetzung der Fabeln des Aesop und einiger neueren lateinischen Fabeldichter, so wie einiger Erzählungen und Schwänke des Poggio.

Albrecht von Eyb.

Albrecht von Eyb, aus dem alten reichsfreien Geschlecht der von Eyb entsprossen, wurde am 24. August 1420 wahrscheinlich auf dem Schlosse Semmersdorf geboren, welches sein Vater Ludwig IV. von Eyb, der Stifter der jüngeren oder katholischen Linie, erhalten hatte, als er mit seinem Bruder Martin I., dem Stifter der älteren oder (nachmals) protestantischen Linie die Stammgüter des Hauses theilte. Von seinen früheren Lebensverhältnissen ist Nichts bekannt, als daß er mit seinen Brüdern Sigismund, Georg und Ludwig und mit seinen Vettern Wilhelm und Hans von Eyb in Padua Theologie studierte und sich daselbst die Doctorwürde der beiden Rechte erwarb. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er 1440 Domherr zu Bamberg, später auch zu Eichstätt und Würzburg und daselbst auch Archidiakonus. Papst Pius II. (Aeneas Sylvius), der ihn hoch schätzte, ernannte ihn zu seinem Kämmerling. Er starb den 24. Juli 1475.

Albrecht von Eyb gehört wie Niklas von Wyle und Heinrich Seinhöwel zu den Männern, welche sich durch ihre Schriften um die Veredlung des guten Geschmacks verdient machten und die in Italien gewonnene Bildung auch in ihrem Vaterlande zu verbreiten suchten. Seine Darstellung, welche ganz den naiven Charakter der Zeit trägt, ist im

Ganzen edel und gebildet, auch weniger fremdartig als bei Niklas von Wyle. Denn wenn er auch, wie dieser, die Klassiker zu Mustern nahm und vielerlei aus ihnen übersetzte, so hat er sich in diesen Uebertragungen doch frei und selbstständig bewegt. Seine erste und bedeutendste Schrift hat den Titel: „Ob einem mann sey zu nemen ein eelich weib oder nit" (o. O. u. J.); er hat sie, wie aus der Vorrede ersichtlich ist, dem Rathe zu Nürnberg im Jahre 1472 zum Neujahrsgeschenk überreicht, und es läßt sich daraus wohl vermuthen, daß sie in dem vorangehenden Jahre und in dieser Stadt gedruckt wurde. Der Verfasser gibt in seinem Werke freilich keine systematische Entwickelung seines Thema's, sondern er berührt vielmehr, wie ihm gerade Anlaß gegeben wird, in den drei Abschnitten, aus denen die Schrift besteht, gar mancherlei Verhältnisse, die nicht in der nächsten oder in gar keiner Beziehung zu seinem Stoffe stehen. So spricht er im ersten Theile von der Erziehung der Kinder; er beginnt den zweiten mit der Untersuchung der Frage, „Wie die welt und wie die menschen und warum sie erschaffen sind." und handelt im dritten Abschnitt von den Mahlzeiten, von den Krankheiten und schließt ihn so wie das ganze Buch mit der Ausführung des Satzes, daß kein Sünder verzweifeln solle. Doch bildet der im Titel angegebene Gegenstand immerhin den Mittelpunkt des Ganzen, und er führt ihn eben so allseitig als geschickt aus. Es mag auffallen, daß er, der eine hohe geistliche Würde bekleidete, den Ehestand als naturgemäß und von den göttlichen Gesetzen geboten darstellt; wir erkennen darin nicht bloß seine Menschenkenntniß, die er überhaupt im ganzen Verlaufe des Werks im hohem Grade bewährt, sondern auch den Einfluß des Widerspruchs gegen die Satzungen der römischen Kirche, der schon damals aufzutauchen begann. Zwar tritt er nir-

gerade mit der Kirche im offenbaren Widerspruch, er betont vielmehr überall seine treue Anhänglichkeit an dieselbe und seinen Gehorsam gegen ihre Lehren; allein es ist bei alle dem nicht zu verkennen, daß er nicht in allen Dingen mit ihr übereinstimmte. Seine Ansichten suchte er vorzüglich dadurch zu begründen, daß er sie durch größere oder kleinere Stellen aus den Kirchenvätern, den klassischen Schriften der Römer und der neueren Italiener unterstützte, welche er in meist wohl gelungenen Uebersetzungen mittheilte. Manche lange Abschnitte bestehen nur aus solchen an einander gereihten Citaten; doch finden sich auch viele größere Stellen, die sein volles Eigenthum sind, und es reihen sich dieselben in Sprache und Inhalt denen der von ihm angeführten Schriftsteller würdig an. Wenn ihn sein Gegenstand ganz erfüllt, erhebt sich seine Darstellung oft zu wahrhaft rednerischem Schwung. Der Stoff bringt es natürlich mit sich, daß der Verfasser manche bedenkliche Verhältnisse berühren muß; allein wenn er diese auch mit einer Freimüthigkeit behandelt, die zu unserer Zeit Anstoß erregen müßte, so bewahrt er dabei doch immer eine gewisse Mäßigung, und er verletzt niemals durch Frivolität oder Lüsternheit. Er bespricht diese Verhältnisse mit der reinsten Naivität, die uns um so angenehmer berührt, als wir daraus erkennen, daß er die besprochenen Verhältnisse und Zustände mit vollkommen ruhiger Objectivität anschaute. Um seinen Behauptungen desto größeres Gewicht zu geben, erläutert und unterstützt er sie durch mancherlei ernste und heitere Geschichtchen, die er aus den verschiedensten Quellen entlehnt, meist aber nur in gedrängter Kürze berichtet. Doch theilt er auch drei größere Erzählungen mit, und diese bilden den Hauptwerth des Buchs. Die erste ist die auch von Niklas von Wyle übersetzte Novelle Boccaccios „Guiscardus

und Sigismunda", die zweite ist die von Goethe in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" erneuerte Novelle „Vom klugen Procurator" und die dritte endlich die bekannte, durch Hartmann von Aue dichterisch behandelte Legende von Gregorius auf dem Stein, als deren Held bei Albrecht von Eyb jedoch der heilige Albanus genannt wird. Alle diese drei Erzählungen sind allerdings übersetzt, aber mit einer Freiheit behandelt, zu welcher sich weder Niklas von Wyle noch Heinrich Steinhöwel erheben. Die Sprache hat ein ganz deutsches Gepräge; beinahe nirgends tritt der Einfluß des fremden Vorbilds hervor, so genau und richtig dasselbe auch wiedergegeben ist.

Die zweite Schrift unseres Albrecht, „Der Spiegel der Sitten" erschien erst 36 Jahre nach seinem Tode (Augsburg 1511), woraus erhellt, daß er nicht, wie manche behaupten, erst im Jahre 1485 gestorben ist. Sie wurde auf Anordnung seines Vetters, des Bischofs Gabriel von Eichstätt, von dem Kanonikus Johann Hoff herausgegeben. Albrecht hatte sie, wie er in der Vorrede bemerkt, im Jahre 1474 „angefangen, gemittelt und geendet." — „Als die fröhliche, wonnigliche Zeit der Mai erschienen war," sagt er, „der mit mancherlei Farben der Blumen, mit wohlriechenden Kräutlein und mit grünenden Wiesen das Erdreich erleuchtet und bedeckt, mit erneuerten Blättern allenthalben die Bäume bekleidet, die da, mit süßer Blüthe geziert, den Menschen ihre künftige Frucht verheißen, während die Vöglein mit lieblicher Stimme und Harmonie zwitschern, frohlocken und ihren Gesang mit Tenoriren, Discantiren und Burdaumen" ertönen lassen, zu solcher Maienzeit sei ihm in den Sinn gekommen, daß, wie es einem reichen und wohlhabenden Mann schwer und traurig ankommt, keinen Erben zu hinterlassen, es denjenigen Menschen, die von dem

höchsten Gotte die Gnade der Kunst und des Verstandes erhalten haben, eben so schwer fallen solle, ihren Nachkommen Nichts zu hinterlassen, woran sie sich erfreuen könnten. Deshalb habe er sich vorgenommen, diesen Spiegel der Sitten zu schreiben. Derselbe zerfällt in zwei Theile,*) in deren erstem er von den Tugenden und den Lastern handelt, während er in dem zweiten die im ersten gegebenen Lehren auf die verschiedenen Stände und Lebensverhältnisse anwendet. Diese beiden Abschnitte bestehen aber meist aus der Anreihung ausgewählter und passender Stellen aus den Kirchenvätern und den lateinischen Klassikern,**) die er hie und da durch geeignete Uebergänge verbindet oder auch durch eigene Betrachtungen erweitert und erklärt. Dabei drängte sich ihm die damals oft verhandelte Frage auf, ob es „ziemlich sei," die Poeten zu lesen und zu gebrauchen, unter welchen er, wie leicht erklärlich, vorzugsweise die griechischen und römischen versteht. Diese Frage beantwortet er, indem er wiederum Andere für sich sprechen läßt, und zuerst diejenigen Schriftsteller, insbesondere Kirchenväter anführt, welche das Lesen der Dichter für verderblich erklären, worauf er die Gründe derjenigen mittheilt, welche entgegengesetzter Meinung sind. Gewichtiger als diese, sind seine eigenen. „Haben nicht," fragt er, „Hieronymus, Cyprian, Lactantius, Seneca u. A. die Süßigkeit der Rede Ciceros und anderer heidnischer Lehrer und Poeten gelesen und

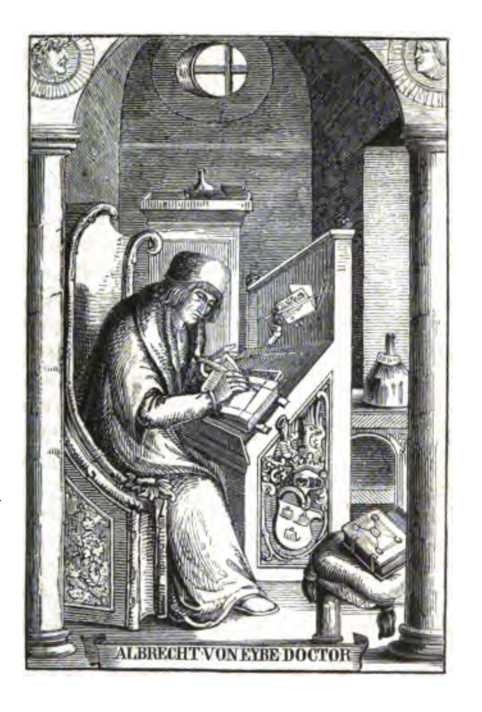
*) Der Verfasser spricht von vier Theilen, indem er den Anhang, von dem weiter unten die Rede sein wird, ebenfalls in zwei Theile scheidet.

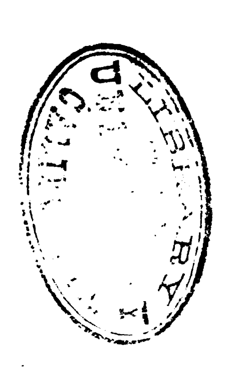
**) „Ich habe darin die getreue und arbeitsame Biene nachgeahmt," sagt er im Schlußworte des Buchs, „die von einer Blume zur andern hin und her fliegt, eine jede versucht und das Beste nimmt und davon trägt, daraus sie ihre Nahrung, Wachs und Honig macht."

nachgeahmt? Findest du nicht," ruft er denen zu, welche die Dichter wegen ihres unkeuschen Inhalts verdammen, „in den Büchern der heiligen Schrift von der Liebe Davids zu „Bersabee" und Simsons zu Dalida, von den Kindern Loth und von andern großen Sünden und Missethaten? Sollten darum diese Bücher nicht gelesen werden? Es sind auch die Poeten, Redner und Philosophen darum nicht zu verachten, ob sie Etwas von Liebe, Wollust und Fröhlichkeit schreiben. Denn wenn du im Virgil von der Liebe Didos zu Aeneas liesest, so bewunderst du seinen hohen Sinn und seine Kunst, und nicht die Fabel des Dichters; desgleichen wenn du die Comödien des Plautus, Terenz und der andern liesest, bewunderst du die Hübschheit und Süßigkeit der Wörter, und die Bedeutsamkeit des Sinns und der Rede, und nicht die Fröhlichkeit und Wollust der Comödien. Auch sind die Poeten, Redner und Philosophen nicht zu verschmähen, weil sie zu Zeiten mit ihren Dichtungen, ihrem Schönreden und ihrer Kunst den menschlichen Ländern und Städten Schaden und Verderben zugefügt haben und noch zufügen mögen; denn Solches ist nicht aus Schuld und Unthaten der Künste gekommen, sondern aus der der Menschen, die diese Künste mißbraucht haben, gerade wie die Künste der Arznei und des geschriebenen Rechts dem menschlichen Geschlecht nothwendig sind und doch Schaden zufügen können, wenn sie unrecht behandelt und gebraucht werden. „Uebrigens," fügt er schließlich hinzu, „schreiben die Poeten nicht allein von Liebe, von Wollust und Unthaten, sondern auch von Keuschheit, von ehelicher Liebe und Treue und von andern guten Dingen und Beispielen, weshalb sie billig gelesen und geübt werden mögen. Diligentibus deum omnia cooperatur in bonum." (Denen die Gott lieben, wendet sich Alles zum Guten).

Von nicht geringer Wichtigkeit ist der Anhang, der die Uebersetzung von zwei Comödien des Plautus (die Menächmen und die Bacchiden) und von einer des Italieners Ugolini (Philogenia) enthält. „Die beiden Comödien und Gedichte des Plautus,“ sagt Albrecht, „habe ich aus dem Lateinischen ins Deutsche gebracht, nach meinem Vermögen, nicht ganz von Wort zu Wort, da dieses ganz unverständlich wäre, sondern nach dem Sinn und der Meinung der Materien, wie sie am besten und verständlichsten lauten mögen.“ Er behandelte die Sprache in diesen Uebersetzungen noch mit größerer Freiheit, als in den Uebertragungen der Novellen, und es ist eben so sehr zu bedauern, daß die deutschen Dramatiker diese Arbeiten nicht gründlicher benutzten, als daß die Novellendichter seine Uebersetzungen italienischer Erzählungen ohne Berücksichtigung ließen. Was beiden fehlte, die Ausführung der Skizze zum markigen Gemälde, das hätten sie aus seinem Plautus und seinem klugen Procurator erlernen können. Zwar haben später sowohl Hans Sachs als Jacob Ayrer Albrechts Uebersetzung der Menächmen benutzt, aber sie haben aus derselben gerade das nicht entnommen, was vor Allem Noth gethan hätte. Die Bedeutsamkeit der Eybe'schen Uebertragungen hat Cholevius*) vortrefflich geschildert. „Seine Sprache,“ sagt er, „ist nicht nur verständlich, sondern allenthalben sicher und lebhaft. Sie athmet den frohen Muth der Comödie. Er beherrscht seinen Dichter. Nirgends in dem Grade abhängig, daß er Bedenken trüge, was nur dem Römer verständlich war, fortzulassen, ist er in seinen Aenderungen und Zusätzen auch höchst bescheiden. Man kann sich nicht genug

*) Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen 1, 285.


ALBRECHT VON EYBE DOCTOR



daran erfreuen, mit welcher Feinheit er den Volksdialect des Plautus nachbildet. Für jene Paniculus, Menächmus, Sosicles, Erotium, welche damals die deutsche Zunge kaum nachsprach, hat er seinen Heyntz, seinen Lutz den Fremden und Lutz den Rechten, die Barbe u. s. w. Immer sind ihm Bilder aus dem Volksleben zur Hand; er weiß mit ihnen die fremden Phrasen zu ersetzen, er streut sie ein, auch wo Plautus sie nicht hat."



Johann Geiler von Kaisersberg.

Selbst das, worauf die Deutschen am Stolzesten sind und sein können, die Literatur und ihre Geschichte, erinnert uns unwillkürlich und bei jedem Schritt an die Schmach Deutschlands, das in der europäischen Staatenfamilie bei seinem Umfang, seiner zahlreichen Bevölkerung, der geistigen und körperlichen Tüchtigkeit seiner Einwohner und nach manchen anderen Verhältnissen den ersten Rang in der europäischen Staatenfamilie einnehmen könnte und jetzt so tief herabgesunken ist, daß es sich sogar vom kleinen Dänemark ungestraft verhöhnen läßt. Wir konnten uns dieses niederschlagenden Gedankens nicht erwehren, als wir das Leben und die literarische Bedeutung eines Mannes zu schildern begannen, der eine der größten Zierden der deutschen Literatur ist, indem wir bedachten, daß weder das Land, in welchem er geboren wurde, noch dasjenige, in welchem er wirkte, mehr zu Deutschland gehören, sowie daß beide es mit Recht für kein Glück ansehen würden, wieder mit Deutschland in seinem jetzigen Zustand, der, wie es allen Anschein hat, noch lange Jahre andauern wird, vereinigt zu werden, weil das eine in einer solchen Vereinigung die Vortheile verlieren müßte, welche es jetzt als Theil eines mächtigen, in allen Welttheilen geachteten und selbst gefürchteten Reichs genießt, und das zweite fürchten müßte, seine

durch Tapferkeit und Hingebung der Vorfahren erworbene Freiheit zu verlieren. Mögen unsre Leser es verzeihen, daß wir mit dem Ausdruck unseres Schmerzes den ihrigen geweckt haben; doch nein, wir haben ihn nicht erst geweckt, denn es ist ein Schmerz, der schon seit Jahrhunderten die wahren Freunde des Vaterlands erfüllt, den schon der Kaisersberger fühlte, als er sagte: „Die Franzosen sind witzig vor der Sach, die Wälschen in der Sach, die Tütschen nach der Sach."

Johann Geiler wurde am 16. März 1445 zu Schaffhausen geboren. Sein Vater war damals Suppleant des dortigen Stadtschreibers; doch verließ er diese Stadt bald nach der Geburt seines Sohnes und ließ sich als Notar in Ammersweiher*) im Elsaß nieder, wo er zu Wohlstand gekommen zu sein scheint. Doch konnte er sich desselben nicht lange erfreuen; es wurde ihm drei Jahre darauf bei der Verfolgung eines Bären, der die Weinberge verwüstete, von diesem Thiere, das er verwundet hatte, der Schenkel so gräßlich zerrissen, daß er nach wenigen Tagen daran starb. In Folge dieses Verlustes wurde der kleine Johannes von seinem Großvater aufgenommen und erzogen. Derselbe wohnte in Kaisersberg, einem Städtchen im Elsaß, nach welchem sich Geiler später nannte (Doctor Kaisersberger, Johannes von Kaisersberg, Geiler von Kaisersberg), was früher zu der irrigen Ansicht verleitete, als sei er aus adelichem Geschlecht entsprossen.**) Nachdem er dort in den

*) Nicht Ammersweiler, wie Ammon in seiner übrigens tüchtigen Schrift: „Geilers Leben, Lehren und Predigten" (Erlangen 1826) sagt.

**) Weil er sich nach dem Wohnorte seines Großvaters nannte, glaubte man schon zu seiner Zeit und selbst sein Freund Sebastian Brant, daß er daselbst geboren sei.

ersten Anfangsgründen unterrichtet worden war, schickte ihn sein Großvater nach Freiburg im Breisgau, wo er das Gymnasium besuchte. Als im Jahre 1460 die dortige Hochschule eröffnet wurde, ließ er sich, obgleich erst fünfzehn und ein halbes Jahr alt, als Student immatrikuliren (28. Juni). Er machte so glänzende Studien, daß er schon in der Fastenzeit 1462 die Würde eines Baccalaureus und ein Jahr später die eines Magisters der freien Künste erwarb. Bei dieser Gelegenheit mußte er schwören, in den nächsten zwei Jahren weder Schuhe mit langen Schnäbeln, noch Halsketten zu tragen. Im Jahre 1464 verlangte er, in die philosophische Facultät aufgenommen zu werden; zwar wurde ihm dies wegen seiner zu großen Jugend abgeschlagen, doch wurde ihm schon im folgenden Jahre bewilligt, öffentliche Vorlesungen über den ersten Theil der Summa des Alexander von Hales zu halten. Bald darauf wurde er in die Facultät aufgenommen, nach wenigen Monaten zum Examinator der Kandidaten zum Baccalaureat ernannt, 1467 dem Dekan der Facultät als Rath beigegeben, und 1469 selbst zum Dekan erwählt. Um diese Zeit scheint er nach Frankreich gereist zu sein, um die Schriften des berühmten Kanzlers Gerson zu sammeln, die er später herausgab. Wie lange er sich in diesem Lande aufhielt, ist unbekannt; wir finden ihn erst 1471 in Basel wieder, wo er sich der Theologie widmete und nach beinahe fünfjährigen Studien Doctor der Theologie wurde. Dort lernte er Sebastian Brant kennen, mit dessen Namen er den seinigen später so eng verknüpfte.

Am 17. April 1476 beschloß die Universität Freiburg auf Verlangen der Studenten, ihn mit 60 Gulden Gehalt als Professor der Theologie zu berufen; er folgte dieser ehrenvollen Einladung und wurde noch in demselben Jahre zum

Rector erwählt.*) Als er sich im folgenden Jahre eine Zeit lang in Baden aufhielt, wohin er wegen seiner Gesundheit gegangen war, und einst daselbst predigte, gefiel er einigen zufällig anwesenden Würzburgern so sehr, daß sie nach ihrer Rückkehr in die Heimat seine Berufung auswirkten; er wurde zum Pfarrer mit einem Gehalt von 200 Goldgülden erwählt und ihm außerdem eine bessere Pfründe zugesichert, sobald sich eine solche zeige. Seine Vorträge, die sich durch ihre Herzlichkeit und Wahrheit so sehr von denen der Mönche unterschieden, erwarben ihm so großen Beifall, daß man ihm schon in kurzer Zeit eine beträchtliche jährliche Zulage bis zur Eröffnung einer bessern Pfründe versprach. Als er aber nach Basel reiste, um seine dort befindlichen Bücher abzuholen, und bei dieser Gelegenheit auch Straßburg besuchte, ward er von dem Rathsherrn Peter Schott, einem eben so angesehenen als klugen Manne aufgefordert, Straßburg zu wählen, wenn er irgendwo als Pfarrer auftreten wolle; er versprach ihm, sich alle Mühe zu geben, ihm eine würdige Besoldung auszumitteln. Schott überredete ihn sogar zu einer Probepredigt und drang auch deshalb in ihn, weil man nächst den Aeltern dem Vaterlande Alles schuldig sei. In Folge dieser Predigt und auf Antrieb Schotts beschloß nun der Rath, einen Geistlichen anzustellen, der sich ausschließlich dem Predigtamt widmen solle; und um Geilers Anstellung möglich zu machen, gab Schott selbst eine ansehnliche Summe aus seinem Vermögen (500 Goldgülden). Während dieser Unterhandlungen hatten die Würzburger, darüber bekümmert, daß Geiler so lange

*) Verschiedene Literaturhistoriker, selbst Gödeke, berichten, daß er in Freiburg Prediger gewesen sei; dies ist aber unrichtig. Dagegen hat er dort allerdings öfters gepredigt und dadurch den Grund zu seinem Ruhme als Kanzelredner gelegt.

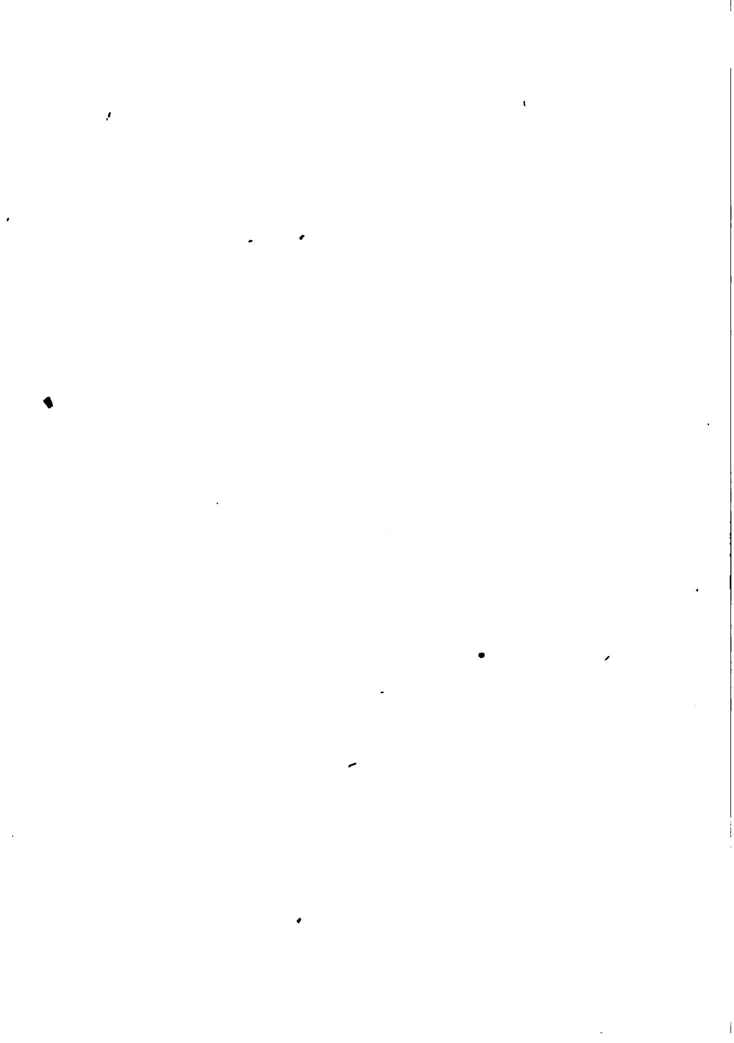
Biographie des von ihm hochbewunderten Mannes, „seine Predigt war wie sein Leben; er that nicht nach der Weise derer, die äußerlich Catone, innerlich Sardanapale sind, und die sich, während sie die Andern wegen ihrer Gebrechen tadeln, selbst in Lastern wälzen. Wenn er von der Enthaltsamkeit sprach, so fastete er auch selbst; wenn er die Keuschheit lobte, so war auch er keusch; wenn er die tadelte, die mehrere Pfründen hatten, so begnügte er sich selbst mit einer einzigen." Nicht weniger streng eiferte er gegen den damals so häufigen Mißbrauch, Pfründen Kindern zu ertheilen.*) Seinem Einflusse gelang es, viele Mißbräuche, die sich in den Gottesdienst eingeschlichen hatten, abzuschaffen, namentlich die unanständigen Ceremonien, welche in der Pfingstwoche, bei der Kirchweihe und am Feste der unschuldigen Kinder Statt fanden, und die uns heut zu Tage unbegreiflich erscheinen, da die Würde des Gottesdienstes durch die tollsten Aufzüge entweiht wurde.**) Eben so

*) In einer Predigt des „Brosämleins" erzählt er folgendes Geschichtchen, das den Stempel der Wahrheit an sich trägt: „Es war einmal ein Bischof, der gern Birnen aß. Da kam einst ein Bürger und schenkte ihm eine Schüssel voll. Es war gerade ein Archidiakonus anwesend, dem der Bischof dieses Amt gegeben hatte; es war ein Knabe, der ungefähr zwölf Jahre alt war. Dieser sprach zu dem Bischof: Ich will Ew. Gnaden die Birnen aufbewahren. Aber der Bischof erwiederte: Nein, nein, Bübchen, ich will dir die Birnen nicht anvertrauen, du würdest sie mir essen. Da sagte Jemand, der dabei stand: Herr, wenn ihr ihm nicht einige Birnen anvertrauet, warum trauet ihr ihm so viele Seelen an? Der Bischof schämte sich und konnte keine Antwort geben."

**) Da vielleicht die wenigsten von unsern Lesern einen Begriff von dem Unfuge haben, der damals mit dem Gottesdienst getrieben wurde, wollen wir ihnen eine Stelle aus Jungs „Geschichte der Reformation in Straßburg" (Straßb. 1830) mittheilen, in



Geiler von Kaisersberg.



verdankt ihm und seinem Freund Wimpheling die Stadt Straßburg die erste Anregung zu einer öffentlichen Schule.

Seinem Beruf als Prediger lag er mit der größten Gewissenhaftigkeit ob; er las täglich die Messe und predigte oft zwei- und dreimal des Tags, und setzte nur dann aus, wenn ihn andere kirchliche Functionen abhielten. Anfangs predigte er nach Weise der Bettelmönche mehrere Stunden hintereinander; als er aber gewahr wurde, daß seine meisten Zuhörer darüber einschliefen, hielt er keine Predigt mehr, die länger als eine Stunde dauerte. Er schrieb dieselben immer genau nieder, ehe er sie hielt, meist in lateinischer Sprache. Obgleich er dem Predigtamt die meiste Zeit und Kraft widmete, übernahm er doch auch die geistliche Leitung der Nonnen im Kloster der Büßerinnen („zu den Rewern") die wegen ihres Lebens übel berüchtigt waren, die er aber zu regelmäßiger Lebensart zwang. Seine Muße verwendete

---

welcher er schildert, wie es am letztgenannten Feste zuging. „Unmittelbar vor der Vesper an dem Tage Johannis des Evangelisten (27. December) versammelten sich die Chorknaben und wählten aus ihrer Mitte den Knaben Bischof. Dieser ward als Bischof gekleidet, bestieg, während das Magnificat gesungen wurde, den bischöflichen Stuhl, sprach die Gebete und ertheilte den Segen. Die übrigen Knaben saßen in den Chorstühlen und sangen statt der Domherren. Eben so hielten diese Knaben am folgenden Tage das Hochamt, und zogen von da verlarvt singend und tanzend durch die Straßen, allen möglichen Muthwillen übend. Dies dauerte bis zur Oktave dieses Festes (4. Januar). Unter sie mischten sich aber die Geistlichen, Jung und Alt, gleiche Possen in den Straßen treibend, und ihren Stand, so wie die Religion selbst auf alle mögliche Weise herabwürdigend." Ganz hatte übrigens Geiler diesen Unfug nicht abschaffen können, doch hatte er so viel bewirkt, daß der Knabenbischof nicht mehr auf dem Altar beräuchert wurde, auch nicht mehr die Collecte in der Vesper las, wie es vorher lange Zeit üblich gewesen.

er auf wissenschaftliche Beschäftigungen oder widmete sie dem Umgange mit seinen Freunden, zu welchen die angesehensten Männer seiner Zeit gehörten. Am nächsten stand ihm Jakob Wimpheling von Schlettstatt, mit welchem er sich über die wichtigsten Dinge zu unterhalten pflegte; auch Sebastian Brant, den er veranlaßte, von Basel nach Straßburg zu kommen, gehörte zu seinen Vertrauten, so wie sein Neffe, Erbe und Nachfolger Petrus Wickram. Kaiser Maximilian schätzte ihn wegen seiner Gelehrsamkeit und seines musterhaften Lebenswandels sehr hoch; er berief ihn oft an sein Hoflager, und frug ihn in den wichtigsten Angelegenheiten um Rath. Geiler benutzte seinen Einfluß bei dem Kaiser nur für das allgemeine Wohl; ohne sich von dem Glanze der Majestät blenden zu lassen, machte er den Kaiser auf seine Pflicht aufmerksam, den Frieden unter den christlichen Fürsten herzustellen, das Recht unparteiisch zu üben und den Räubereien des Adels ein Ende zu machen; ja er verfaßte ihm sogar eine Sammlung von Vorschriften, nach welchen er sich richten solle, um den Seinigen Nutzen, sich selbst aber Ruhm zu erwerben. Daß er fortwährend wissenschaftlich beschäftigt war, läßt sich schon daraus ermessen, daß er vielleicht unter allen seinen Zeitgenossen die reichste Bibliothek besaß, welche zwar vorzugsweise theologische Werke, aber auch historische und poetische Schriften enthielt. Seine Lieblingsschriftsteller in der Theologie waren Chrysostomus, Bernhard von Clairvaux, Gerson, Buridan und Martin; von den Klassikern schätzte er Cicero, Quintilian, Seneca, Plato u. a. m. am höchsten. Auch verweilte er mit besonderem Vergnügen bei den Commentarien des Picus von Mirandola, von dem er behauptete, daß, wenn er älter geworden wäre, er weder dem Augustin noch dem Hieronymus würde nachgestanden sein.

Ehe Geiler noch von der Krankheit ergriffen wurde, an der er starb, soll ihm eine Jungfrau in Augsburg in einem Briefe seinen nahen Tod verkündigt haben. Ohne über diese Mahnung bestürzt zu werden, sagte er, daß er zu sterben und mit Christus vereinigt zu werden wünsche. Er entschlief bald darauf, auf seinem Lehnstuhl, sitzend am 10. März 1510 bald nach 12 Uhr Mittags. Sein Leichenbegängniß war eben so feierlich als zahlreich; viele Geistliche und Bürger, so wie der ganze Rath begleiteten die entseelte Hülle, die ihre letzte Wohnung unter der Kanzel erhielt, „von welcher Geiler so oft Worte des Lebens gesprochen hatte."

Geiler hatte von Natur eine sehr große Neigung zum beschaulichen Leben, und er äußerte sich oft, daß er gern Einsiedler werden würde, wenn ihm nur einige gleichgestimmte Freunde in die Wüste folgen wollten. Ja er hätte sich vielleicht wirklich entschlossen, sich ganz aus der Welt zurückzuziehen, wenn er nicht durch die Vorstellungen Peter Schotts und Gabriel Biels davon zurückgehalten worden wäre. In Folge dieses Hangs zur Abgeschiedenheit machte er oft einsame Spaziergänge, besuchte gern entlegene Wälder und schroffe Berge, Kirchhöfe und Kapellen, alte Schlösser und Ruinen, deren Inschriften seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Uebrigens war er keineswegs ein mürrischer Sonderling; er war gern in heiterer Gesellschaft, weshalb er seine Freunde oft zu sich einlud (wogegen er selten Einladungen annahm). Im Gespräche war er heiter und witzig; er liebte den Wein, ohne ihn jedoch im Uebermaße zu genießen. — Er war, wie sein Biograph Beatus Rhenanus berichtet, von hoher Gestalt, aber hager. Nach dem Bildniß zu urtheilen, das einer Sammlung seiner Predigten beigefügt ist, hatte er eine hohe, von krausen Haaren beschattete

Stirne, feurige Augen und eine stark gebogene Nase; aus den schön geformten Lippen sprach liebenswürdige Gutmüthigkeit.

So eifersüchtig er auf seinen Ruhm als Kanzelredner gewesen zu sein scheint*), so wenig empfänglich war er für schriftstellerischen Ruhm, weshalb er auch keine einzige von seinen zahlreichen Predigten herausgab. Zwar erschienen noch während seines Lebens einige Sammlungen, die von Freunden und Zuhörern veranstaltet wurden, und zu deren Druck er wohl seine Einwilligung gegeben haben mag; doch gaben sie meist die lateinischen Bearbeitungen, die er, wie erwähnt, niederschrieb, ehe er die Reden hielt, und zudem enthalten sie immerhin verhältnißmäßig nur einen kleinen Theil seiner Predigten. Die meisten derselben wurden dagegen auf eine sehr ungenügende Weise überliefert; sie wurden nämlich von Zuhörern bekannt gemacht, die sie entweder nachgeschrieben hatten, oder die sie aus dem Gedächtniß zu reproduziren versuchten. Wenn es sich auch wohl von selbst versteht, daß wir in den Sammlungen dieser Art nicht den ursprünglichen und genauen Text besitzen, daß insbesondere die Darstellung im Einzelnen kaum als ein Eigenthum Geilers betrachtet werden kann, so hat sein Neffe Petrus Wickram doch zu viel gesagt, wenn er in einer von ihm veranstalteten Sammlung behauptet, daß jene Sammlungen durchaus unächt und im höchsten Grade verfälscht seien. Denn es weht auch in diesen Predigten der nämliche Geist, der in den übrigen von Wickram als ächt aner-

---

*) In einer Predigt des „Evangelibuchs" sagte er ausdrücklich: „In Welschland ist ein guter Prediger, ich bin ihm nicht Feind; wäre aber hier einer über mir, der mir an meiner Ehre im Predigen Schaden thäte, ich wäre ihm nicht hold."

kannten gefunden wird, und so dürfen wir sie ohne Bedenken wenigstens ihrem wesentlichen Inhalte nach für ächt halten. Allein auf der andern Seite thut C. F. von Ammon in seiner Geschichte der Homiletik dem Petrus Wickram gewiß Unrecht, wenn er sagt, daß derselbe zu jener Behauptung theils durch Neid wegen des Gewinnes veranlaßt worden sei, den die Herausgeber von Geilers Werken gehabt hätten, theils durch die Furcht, wegen der freien Aeußerungen seines Oheims selbst bei dem Papste in Ungnade zu kommen. Denn Wickram mag wenigstens in so weit Recht haben, daß in jenen von ihm als unächt bezeichneten Sammlungen dem trefflichen Prediger Manches zugeschrieben wurde, woran er nicht gedacht, gewiß aber Manches in einer Weise dargestellt wurde, die seinen Gedanken eine größere Schärfe ertheilte, als er ihnen wirklich gegeben hatte. So mangelhaft aber die Ueberlieferung auch sein mag, so bleibt uns doch Nichts übrig, als dieselbe so zu nehmen, wie sie ist, und wir dürfen dies um so unbedenklicher thun, als, wie schon gesagt, die uns auf diese ungenügende Weise überlieferten Predigten ihrem wesentlichen Inhalt nach doch als Geilers Eigenthum anerkannt werden dürfen.

Der Sammlungen von Geilers Predigten gibt es eine große Zahl; für unverfälscht erklärt Wickram die „Christenlich Bilgerschaft" (Basel 1512. fol.), das „Pater Noster" (Straßburg 1515. fol.), das zuerst in lateinischer Bearbeitung erschien (Ebend. 1510), die „Passion" (Ebend. 1513); zuerst ebenfalls lateinisch (Ebend. 1507), „Das Schiff der Penitentz" (Ebend. 1512; zuerst ebenfalls lateinisch), „Das irrig Schaaf" (Eb. o. J.) und die berühmteste von allen: „Das Narrenschiff" (Ebend. 1520; zuerst lateinisch Ebend. 1511). Unter den übrigen verdienen Erwähnung „Der Seelen Paradieß" (Ebend. 1510), die „Predigen Teutsch"

(Augsburg 1508), das „Evangelibuch“ (Ebend. 1515), und die „Postill“ (Ebend. 1522).

Bei allen seinen Predigten verfolgte Geiler den Einen Zweck, die Sitten seiner Zeitgenossen zu bessern, deren religiöse Ansichten zu veredeln, den Gottesdienst auf seine ursprüngliche Einfachheit zurückzuführen und diejenigen Auswüchse zu entfernen, welche zwar der Hierarchie als solcher große Dienste leisteten, dagegen aber die reine Lehre des Evangeliums verdunkelten oder sogar mit ihr in Widerspruch standen. Er trat zwar durchaus nicht feindlich gegen die Kirche und deren Satzungen auf (wenn er auch manche Erscheinungen im Gebiete derselben sogar heftig bekämpfte, z. B. das Mönchswesen), aber offenbar nur deshalb, weil er fühlte, daß die Zeit hierzu noch nicht gekommen sei. Denn er war der festen Ueberzeugung, daß eine Umgestaltung in den Formen der Kirche durchaus nöthig sei, wenn nicht die Religion selbst Schaden nehmen solle. Oft sprach er im Kreise seiner Freunde den Gedanken aus, daß die Grundsätze des Glaubens allein aus der Bibel und nicht auch aus andern Büchern entnommen werden dürften; er behauptete, daß die Kirche auf die verderblichsten Irrthümer gerathen sei und daß Gott mit der Zeit einen Mann erwecken würde mit der Aufgabe, sie von denselben zu befreien. Weniger scharf und entschieden lehrte er übrigens dasselbe in seinen Predigten; doch er ging dabei immerhin so weit, als es nur irgend thunlich war. Weit entfernt, die Vernunft dem Glauben entgegenzusetzen und ihren Gebrauch zu verdammen, lehrte er, daß der Mensch nur dann zu dem wahren Glauben gelangen könne, wenn er die Vernunft, dieses von Gott in der Finsterniß der Sinnlichkeit angezündete innere Licht, kräftig entwickele. Bei dem festesten Glauben an die Wunder Jesu und seiner Apostel

flößten ihm spätere Wunder Bedenken ein. Was er hierüber sagt, verdient auch heut zu Tage erwägt zu werden, wo so viele Wunder auftauchen. „Wenn du ein Rosmarinblümlein erst setzest, so mußt du es alle Morgen und Abende drei oder vier Wochen mit Wasser besprengen; wenn es aber erstarkt ist, bedarf es dessen nicht mehr. Also der Glaube in dem Anfang, da er gepflanzt wurde, da bedurfte er, daß er also mit den Wunderzeichen besprengt wurde. Nun er gewachsen, ist es nicht mehr nöthig; er bedarf derselben nicht mehr. Man soll auch nicht leichtlich glauben, wenn etwa ein Geschrei ausgeht, daß dergleichen gewirkt werden; man soll es zuvor wohl erfahren". Er wagte zu behaupten, daß der Papst irren könne und daß man ihm alsdann nicht gehorchen dürfe. Auch seine Ansichten über den Ablaß, das Fasten, die Gelübde, die Beichte u. a. m. beweisen, daß er seiner Zeit vorausgeeilt war. Von dem Ablasse sagt er, man müsse sich desselben bedienen wie der Arznei, die man nicht verachte, sondern einfältig gebrauche; aber man dürfe sich nicht zu viel auf ihn verlassen, sondern müsse Gutes thun, als ob man keinen Ablaß erlangt hätte. Ueberhaupt setzte er die Religion nicht in Ceremonien, Fasten und Büßungen, sondern in Beobachtung der zehn Gebote, in Erduldung des Unrechts und der Schwächen des Nächsten, Freigebigkeit gegen Arme und Beherrschung der Begierden und Leidenschaften. Deshalb betrafen seine Predigten weniger die kirchlichen Glaubenssätze als die reine christliche Moral und deren Anwendung. Er ging in alle Einzelnheiten des öffentlichen und häuslichen Lebens und der kirchlichen Zustände ein und schilderte die Gebrechen und Laster aller Stände mit so hinreißender Wahrheit, daß er die größte Wirkung auf seine Zuhörer hervorbrachte, und, wenn er auch meist noch keine unmittelbaren Erfolge

erlebte, doch wenigstens die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Verderbniß der Zustände lenkte, die Sehnsucht nach Besserung derselben hervorrief, welche später zum entschiedenen Willen wurde, der Kirche und den bürgerlichen oder häuslichen Verhältnissen eine dem Evangelium entsprechende Grundlage zu geben. Und so darf denn Geiler mit vollem Rechte als einer der Vorläufer und Begründer der reformatorischen Bewegung bezeichnet werden die kurze Zeit nach seinem Tode einen so mächtigen Umfang gewann.

Was die Haltung und Form seiner Predigten betrifft, so nahm er in denselben die Heiligen Chrysostomus und Bernhard, vorzüglich aber den Kanzler Gerson zu Mustern; den er nicht selten geradezu übersetzt. In ihrer Anlage sind seine meisten Predigten einander gleich. Nachdem er den Text angegeben, den er oft auf allegorische Weise und mit der größten Willkür erklärt, spricht er die Wahrheit aus, die er beweisen will, und gibt deren Haupttheile an, deren jede eine große Menge Unterabtheilungen hat, so daß das Ganze dadurch allerdings eine für den Zuhörer klare, leicht zu fassende Uebersicht gewinnt, aber zugleich auch eine gewisse Steifheit erhält, die nur durch die lebendige Ausführung des Einzelnen besiegt wird. Der Haupttheile sind gewöhnlich sieben, eine „werthe, wunderbarliche Zahl." Selten findet sich eine Einleitung oder ein Schluß; nur hie und da faßt er in wenig Worten die von ihm entwickelten Wahrheiten zusammen, und wenn er eine Gersonische Predigt gehalten hat, schließt er mit dem Lobe derselben. In der Ausführung beruft er sich eben so oft auf griechische und lateinische Klassiker, auf den Aristoteles, Cicero, Seneca, ja selbst auf Ovids erotische Gedichte, als auf die Bibel, die Kirchenväter und die späteren Theologen. Seine Erklä-

rungen der biblischen Stellen sind beinahe immer willkürlich und häufig seltsam; meistens verfallen sie ins Allegorische. Ueberhaupt liebte er Allegorien, Bilder und Vergleichungen *), die ihm seine lebhafte Phantasie und sein stets bereiter Witz in unerschöpflicher Menge zuführte. Er nahm sie bald aus der Natur, bald aus dem gewöhnlichen, dem öffentlichen und häuslichen Leben. Viele derselben sind freilich breit, gezwungen, geschmacklos, und selbst gemein, aber die meisten sind treffend und von großer Wirkung. Da er weit mehr darauf ausging, zu überzeugen, als zu rühren, so gebrauchte er auch diejenigen rhetorischen Mittel, welche auf den Verstand wirken. Ein solches war, daß er Sophismen auf Sophismen häufte, indem er dieselben als wahr anzunehmen schien, dann aber ihre Unrichtigkeit nachwies und die Wahrheit im vollsten Lichte zeigte. Am liebsten ging er in mehr praktischer Weise zu Werke. Er erzählte nämlich Legenden, Fabeln, Anekdoten u. s. w., oder führte allgemein bekannte Sentenzen, Sprichwörter und Wortspiele an, um durch sie die Wahrheit seiner Behauptung anschaulich zu machen. Viele dieser Geschichtchen sind allerdings komisch und selbst burlesk; allein wenn man ihn deshalb mit dem späteren Abraham a Santa Clara zusammenstellen wollte, so würde man ihm durchaus Unrecht thun; denn der Grundzug seiner Predigten, selbst derjenigen, in welchen Komisches übermäßig sich gehäuft findet, ist doch ernst, und er wollte so wenig durch diese komischen Elemente wirken, daß er selbst diejenigen Predi-

*) Um zu zeigen, wie abenteuerlich und geschmacklos er manchmal wird, nur einige Beispiele. In der „Passion" vergleicht er das Abendmahl in einer fortlaufenden Allegorie mit einem Lebkuchen, dessen Eigenschaften, Zubereitungsweise, Gebrauch und Süßigkeiten aufgezählt werden. Ebendaselbst vergleicht er Christus mit einem Fladen.

ger scharf tadelte, die das Lachen ihrer Zuhörer zu erregen suchten.

Bei dieser Haltung sind Geilers Predigten für die Kenntniß der Sitten und Gebräuche seiner Zeit von hohem Werth; sie berühren alle öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, sie machen uns mit dem Bildungszustande der verschiedenen Stände, mit den Einrichtungen der Schulen und Universitäten, mit der Kleidung, den Speisen, den Spielen, den allgemeinen Lustbarkeiten bekannt, mit Einem Worte, sie verbreiten sich über Alles, was uns über das Leben des deutschen Volkes in der der Reformation unmittelbar vorangehenden Zeit aufklären kann. Wir wollen bei der Betrachtung der einzelnen Sammlungen besonders solche Stellen hervorheben, welche die Sitten der Zeit schildern, und die zugleich geeignet sind, Geilers Stellung zu seiner Zeit, so wie seine freieren Ansichten über kirchliche und Staatsverhältnisse darzustellen.

Weit aus die berühmteste Sammlung von Geilers Predigten ist diejenige, welche einen fortlaufenden Commentar über das „Narrenschiff“ seines Freundes Sebastian Brant enthält. Sie erschien zuerst lateinisch (Straßburg 1511) und wurde später von dem Franziskaner Johannes Pauli, der selbst durch seine Sammlung von Schwänken und Geschichtchen berühmt geworden ist, in das Deutsche übersetzt (Straßburg 1520). Geiler, der diese Predigten (es sind deren 146) in den Jahren 1498 und 1499, meist zur Zeit der Fasten hielt, befolgt in der Behandlung der einzelnen Narrengattungen (er nennt sie Narrengeschwärme) dieselbe Ordnung, welche Brant in seinem Gedichte aufgestellt hat. Jeden Geschwarm (deren in Allem 111 sind) stellt er sich als mit einer größeren oder geringeren Anzahl Schellen behängt vor, und schildert unter diesem Namen der Schellen die verschie-

denen Unterarten einer Gattung nach ihrer Erscheinung und ihrem thörichten Treiben. Was Brant zum Theil nur andeutet, das führt er mit rednerischer Breite aus, wobei er eine tief eingehende Kenntniß der mannigfaltigen Verhältnisse seiner Zeit beweist. Die Sprache ist noch derber und rücksichtsloser als in seinen übrigen Predigten, und er verletzt oft nicht bloß den guten Geschmack, sondern selbst den gewöhnlichsten Anstand, was zu jener Zeit übrigens gar nichts Ungewöhnliches und Auffallendes war. Wenn diese Derbheit aber nicht zu rechtfertigen, höchstens durch die Rücksicht auf die Zeit zu entschuldigen ist, so verdient die Freimüthigkeit, mit welcher er die Laster und Gebrechen selbst der höchsten Personen tadelte, alle Anerkennung. „Die sechste Schelle der Regiernarren" sagt er unter Anderen, „begreift die, welche allein den eigenen Nutzen betrachten und fördern. Unter diesen Schellen werden alle Fürsten und Herren begriffen, denn es sieht ein Jeder dahin, wie er sein Reich und Fürstenthum erweitern und eine Feder vom Römischen Adler rupfen könne. Dadurch wird denn das Römische Reich geschmälert und es wird bald zu Grunde gehen." — „Die sechste Schelle der Ruhmnarren", heißt es an einem andern Orte, „begreift die, welche sich des Adels rühmen. Der Adel hat seinen Ursprung in Tugenden und herrlichen Thaten; daher wurden vor Zeiten die allein edel genannt, die sich wohl und männlich hielten, und Andere an Weisheit und tugendlichen Sitten übertrafen. Allein die jetzigen Edeln rühmen sich ihres Stammes und Herkommens, da sie doch weder an Tugend noch an Weisheit andere Leute übertreffen, sondern allein im Fressen, Saufen, Spielen, Fluchen, Pochen und Schnarchen." Die adelichen Prälaten, die mehr an die weltlichen Freuden als an ihr geistliches Amt dachten, tadelt er mit sittlicher Entrüstung. „Es

gibt Pfarrer und Domherren, die mit einer solchen Schaar Hunde in die Kirche ziehen, als ob man darin eine Jagd anstellen wollte. Diesen gebührt die Antwort, welche einst ein Bauer einem Bischof gab. Man liest nämlich, daß einmal ein Bischof mit vielen Trabanten und Kriegsknechten über Feld geritten war; und als er über ein Ackerfeld zog, blieb ein Bauer stehen und sah ihn lange an, so daß er den Pflug aus der Hand fahren ließ und den Bischof mit offenem Mund anstarrte. Da frug ihn der Bischof, was er schaue und denke? Darauf gab ihm der Bauer zur Antwort: Ich habe nachgedacht, ob der heilige Martin, der auch ein Bischof gewesen ist, auch mit solchem Kriegszeug und Volk geritten sei? Der Bischof entgegnete: Ich bin nicht nur ein Bischof, sondern zugleich auch ein weltlicher Herzog, als welcher ich eben heute ausziehe. Wenn du aber den Bischof sehen willst, so komm auf den und den Tag in die Kirche, dann will ich mich als Bischof zeigen. Darauf aber gab der Bauer mit lachendem Mund zur Antwort, und sagte: „Wenn aber einmal der Teufel, (was Gott verhüten möge) den Herzog holt, wo kommt dann der Bischof hin?“ — Am heftigsten verfolgte er die Mönche mit der Geißel seiner Satyre, doch auch die Weltgeistlichen verschonte er nicht. „Die siebente Schelle der Strafnarren,“ heißt es an einem andern Orte, „begreift die, welche viel sagen und lesen, aber dasselbe am wenigsten selber thun. Aus dieser Schelle soll man die falschen Prediger kennen lernen, denn aus ihren Werken sollt ihr sie kennen lernen, sagt der Herr. Diese sollen Nachfolger Christi sein, welcher geboten hat, daß man lehren und es selbst thun solle. Es sollen die Prediger gleich einem Hahn sein, ehe dieser krähet, schüttelt er zuvor die Flügel und macht ein Präambel. Also sollen auch die Prediger sein:

ehe sie zu predigen anfangen, sollen sie zuvor ihre guten Beispiele und Werke schütteln, um die Leute destomehr aufzumuntern, ihrer Lehre nachzufolgen. Aber was soll ich leider dazu sagen? Unsere Prediger sind jetzt zu unsern Zeiten meist aus Hähnen Frösche geworden. Die Frösche liegen beständig im Koth und Schlamm und koaxen über Jedermann. Also thun auch diese Prediger; sie tadeln andere Leute und stecken doch selbst bis über die Ohren im Koth und Schlamm."

Wir theilen endlich noch eine Stelle mit, in der er das damalige Studentenleben schildert: „Es kommen oftmals unsere Studenten viel ungeschickter und thörichter nach Hause, als sie waren, da sie weggingen, was manchmal durch fahrlässige und faule Lehrer, oftmals aber durch ihre eigene Bosheit und Muthwillen geschieht. Denn wenn man vermeinet, sie sollten studieren, so lernen sie hofieren, ziehen von einer Mitternacht zur andern mit Lauten, Geigen, Harfen, Zithern und Pfeifen herum, und werden des Nachts also voll und toll, daß sie des Morgens nicht studieren mögen. Sie stehen etwa um 10 Uhr auf, kleiden sich dann eine Stunde lang an, gehen hierauf eine Stunde spazieren, bis es Essens Zeit wird, dann gehen sie zu Tische und es rühmt Einer dem Andern, wie er seinem Holderstock oder Kätherle den Hof gemacht habe. Darnach fangen sie an, einander zuzutrinken, und wer am besten saufen kann, der wird Magister oder Doctor. Wenn das Mittagsmahl verzehrt ist, ziehen sie wieder auf die Buhlschaft, treten ihrem Elseln vor die Thüre und bleiben eine oder zwei Stunden vor derselben stehen, bis es Zeit zum Nachtessen wird. Oder sie üben sich nach dem Mittagsmahl in solchen ähnlichen Künsten, im Ballschlagen, Fechten, Tanzen und Springen, und es wird wohl unter hundert nicht Einer gefunden, der

in die Vorlesung ginge und anhörte, was da vorgetragen wird. Also bringen sie den Tag zu, bis man wieder zum Nachtessen geht; da rühmen sie sich abermals, wie sie den Tag über studiert haben, nämlich wie viel einer mit Ballschlagen gewonnen und wie viele Casus er allein geschlagen habe; item, wie er auf dem Fechtboden diesem oder jenem Pelzschmied Eins versetzt habe, daß ihm der rothe Saft über den Kopf geflossen sei; item, wie er mit seiner Ursel getanzt habe, und wie sie so weiche Händlein und schwarze Aeuglein habe, und wie hurtig sie sich herumschwenken könne. Mit diesen und andern Stücken mehr vollenden sie den Tag und die Mahlzeit; alsdann fangen sie wieder an, in den Gassen herumzuschwärmen; und wenn sie etwa in der vorigen Nacht Einer nicht den Hof gemacht haben, so thun sie es jetzt. Das ist das Studieren des größten Theils unserer jetzigen Studenten; darin üben sie sich; das sind ihre Tischreden und Disputationen, die sie auf den Hochschulen treiben. Und wenn sie wieder nach Haus kommen, so sind sie nicht anders als ein Gickgack, der über das Meer fliegt und als eine Gans wieder heim kommt. Also sind auch solche Burschen, die nicht nur ihr väterliches Gut durch die Weinstraße gejagt, sondern dazu auch gar nicht studiert haben, und heuer eben so große Esel sind als voriges Jahr. Diese ziehen dann später im Land herum: der Eine wird ein Gaukler oder Spielmann, der andere ein Tellerschlecker, der dritte ein Theriakskrämer, der vierte ein Bader, der fünfte ein Lotterbub, wenn es anders nicht so wohl geräth, daß sie gar zu Schelmen und Dieben werden."

„Das Buch Arbor Humana" (Straßburg 1521) enthält Predigten, die vom 1. März 1495 bis Charfreitag 1496 gehalten wurden. Es wird darin das Bild eines Baumes

auf das menschliche Leben angewendet und mit Talent durchgeführt. Wie der Baum mit der Wurzel im Erdreich steht, so soll das Herz des Menschen in Demuth wurzeln. Wie man den Baum versetzt, so muß der Mensch aus dem zähen Erdreiche der Eigenliebe versetzt werden. Wie man den Baum von Wurmnestern säubert, so muß das Herz des Menschen geläutert werden durch Beichte. Wie ein Baum ihm eigenthümliche Früchte bringt, so übt jeder Mensch Tugenden, nachdem er dazu Gnade von Gott erhielt. Hundert Aeste (Sünden) müssen aber von dem Baume des Lebens abgehauen werden, dann wird er zum Kreuze Christi und bringt herrliche Früchte. Uebrigens schildert und tadelt er auch hier die Laster seiner Zeit, vornämlich der Unkeuschheit, in oft derben Ausdrücken, an denen er besonders reich ist, wenn er von „Mönchen und Pfaffen" spricht. „Die Oberen der Klöster sind die ersten am Spiel und in aller Leckerei, und die Frauenklöster, die nicht reformirt sind, und auch Mannsklöster sind nicht Klöster, sondern Hurenhäuser." — „Nimm die Ordensleute vor dich, sie sind größere Buben als in andern Ständen und in aller Leckerei vornen dran." — „Hüt dich vor den Mönchen, mache dir keinen heimlich, geselle dich zu keinem, du wirst sonst Bresten haben an der Frucht der Keuschheit deiner Frau. Diese Ferkelchen gehen nicht aus den Häusern, sie tragen denn etwas von der Frucht hinweg." Von tiefer Gemüthlichkeit ist dagegen das Bild, das er von einer würdigen Hausfrau gibt. „Sie ist eine Säule, aufzuhalten den Mann, das Hausgesind und das ganze Haus. Ist Jemand krank im Haus, so hat sie große Sorge mit Arznei Tag und Nacht, sie arbeitet, wie ihm möge geholfen werden. Ist der Mann krank, so ist sie viel kränker denn er aus Mitleiden; sie mag nicht essen, hat keine Ruhe, schläft nicht, sie weint,

ihr ist angst und weh. Sie ist andächtig gegen Gott. Die ärmeren Leute schreien zu ihr; sie gibt Almosen, selten thut es der Mann. Sie lehrt die Kinder und das Gesinde in Gottesfurcht; sie weiß weise zu loben mit Guten und Bösen, ohne Aergerniß, lieblich Gott und den Menschen."

„Das Buch der Sünden des Mundes" (Straßburg 1518) enthält 29 im Jahre 1505 gehaltene Predigten, die eine ernste und klare Moral lehren und bei guten Dispositionen von der ihm so gewöhnlichen Sucht zu allegorisiren frei sind. Er bespricht darin die Sünden, Laster, Thorheiten und Gebrechen, welche mit dem Mund in Beziehung stehen, das Schlemmen, Murren, Lästern, Schwören, Lügen u. s. w. Eine der schönsten ist die sieben und zwanzigste, in welcher er gegen die Priester eifert, welche die Laster ihrer Zuhörer verschweigen. Auch die „Christenlich Bilgerschaft" (Basel 1512) enthält weniger Allgorien und Geschichtchen als die meisten übrigen Sammlungen, wogegen das „Schiff des Heils" bei vielen neuen Ideen, reinen und offenbaren Wahrheiten viele Auswüchse darbietet, unpassende Geschichtchen, Wortspiele u. dergl. In der Einleitung zum „Vater Unser" (Straßburg 1515) sagt Geiler, daß er diesen Stoff auf Verlangen vieler Zuhörer gewählt habe; er spricht darin die reinsten und klarsten Ideen über die Kraft und den Einfluß des Gebets auf den Menschen aus und entwickelt die Bedeutung des Vater Unser in ansprechender Weise, doch wird die klare Darstellung öfters von mystischen und allegorischen Betrachtungen unterbrochen. Das „Evangelibuch" (Ebend. 1515) und die „Postill" (Ebend. 1522), die, wie oben erwähnt, von Wickram für unächt erklärt werden, bieten am Umfassendsten die Art des Vortrags und das religiöse System Geilers dar, so wie die verschiedenen Gesichtspunkte, unter denen uns dieser große Mann

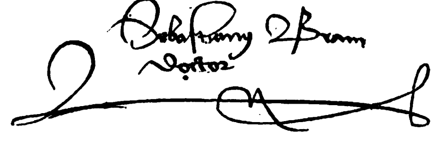
erscheint. „Die Emeis“ (Ebend. 1517) und die „Brosämlein (Ebend. 1517) sind weniger ihres religiösen Inhalts als wegen der darin angehäuften Geschichtchen und Erzählungen für die Sittengeschichte der Zeit von hohem Werth.

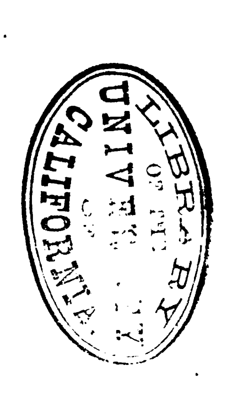
Sebastian Brant.

Wie Geiler von Kaisersberg, so hat auch sein Freund Sebastian Brant wesentlich dazu beigetragen, das deutsche Volk für die Reformation empfänglich zu machen, ja vielleicht in noch höherem Maße als jener, weil sein Gedicht eine weitaus größere Verbreitung fand als die Predigten Geilers, und es zudem, eben weil es ein Gedicht war, größere und bleibendere Wirkung hervorbrachte, als die Vorträge des Kanzelredners.

Sebastian Brant, der auch nach der Sitte der Gelehrten jener Zeit mit lateinischer Uebersetzung seines Namens Titio (Feuerbrand) genannt wurde, wurde im Jahre 1458 zu Straßburg geboren, wo sein Vater Wirth zum goldnen Löwen war. Derselbe starb schon 1468, so daß von da an die Erziehung des Knaben von dessen Mutter geleitet wurde, die einen nicht geringen Einfluß auf die Entwickelung seines Charakters hatte und der er insbesondere den frommen Sinn und die sittliche Richtung verdankte, die sich in so erfreulicher Weise in seinem Gedichte ausspricht, die jedoch zugleich so ernst und männlich ist, daß wir den „Zug fast weiblicher, ja jüngferlicher Empfindsamkeit und Idiosyncrasie“ in ihm nicht wahrnehmen können, den ihm sein Herausgeber Zarncke beilegt. Denn daß er noch im spätern Mannesalter bedauert, als Knabe das dem Virgil beigelegte






LIBRARY
CALIFORNIA

Gedicht an den Priapus gelesen zu haben, weil es von nachtheiligem Einfluß auf ihn gewesen sei, zeugt wohl von strengem Sittlichkeitsgefühl, nicht aber von weibischer Schwäche. Da zu jener Zeit, wie wir schon aus Geilers Lebensgeschichte wissen, Straßburg noch keine öffentlichen Schulen hatte, so wurde er von Privatlehrern unterrichtet, die ihn vorzüglich mit der Sprache und Literatur der Griechen und Römer bekannt machten. Im Jahre 1475 bezog er die Universität Basel, die damals ein Hauptmittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland war, und wo er sich an Johannes a Lapide anschloß, der zwei Jahre vorher von Paris nach Basel gezogen war, um dem Realismus, der in Frankreich nach langen Kämpfen endlich die entgegengesetzte philosophisch-theologische Parthei der Nominalisten überwunden hatte, auch in Deutschland Eingang zu verschaffen. Brant, der die Jurisprudenz als Berufswissenschaft studierte, aber zugleich auch fortwährend mit Vorliebe mit den alten Sprachen sich beschäftigte, wurde schon nach zweijährigem Studium Baccalaureus, erwarb sich im Jahre 1484 die Licenz, heirathete im folgenden Jahre, und wurde 1489 Doctor der beiden Rechte. Da er von seinen Eltern kein Vermögen ererbt hatte, mußte er schon früh darnach trachten, sich durch seine Kenntnisse und Talente einen Erwerb zu verschaffen. Solchen bot ihm zunächst die noch neue Erfindung der Buchdruckerkunst dar, welche seit 1474 in Basel eingeführt worden war und in kurzer Zeit einen sehr bedeutenden Aufschwung gewonnen hatte. Er besorgte im Auftrage der Basler Buchdrucker und für dieselben die Herausgabe einer größeren Anzahl älterer Werke, unter denen wir die lateinischen Schriften Petrarcas und die des bei Niklas von Wyle schon erwähnten Felix Hemmerlin nennen. Auch trat er, seitdem er akademischer Lehrer geworden war,

mit eigenen schriftstellerischen Arbeiten im Gebiete der Rechtswissenschaft auf, welche sich eines großen und lang andauernden Beifalls erfreuten. Neben diesen wissenschaftlichen Arbeiten machte er auch eine nicht unbedeutende Reihe von Gedichten bekannt, auf welche wir jedoch erst später zurückkommen wollen. Als akademischer Lehrer erfreute sich Brant eines großen Rufs, und er war ohne Zweifel einer der einflußreichsten auf der Hochschule, da er seine Zuhörer nicht bloß zur Wissenschaftlichkeit führte, sondern sie auch zum Studium der alten Klassiker begeisterte und auf ihren Geschmack bildend einwirkte. Er war sich dieses Einflusses bewußt, und es sprach sich dieses Selbstbewußtsein öfters in so schneidender Weise aus, daß seine Gegner, d. h. diejenigen, welche an den alten scholastischen Formen hingen, dies benutzten, um ihrem Hasse Luft zu machen. So wurde ihm einst von einem Ungenannten in einem bittern Sendschreiben der Vorwurf gemacht, daß er alle seine Vorgänger verachte, und sich selbst allein zum Muster aufstelle. Brant antwortete ihm in einem ebenfalls lateinisch geschriebenen und weit besser stylisirten Briefe, in welchem er namentlich den Vorwurf zurückwies, daß er die Alten verachte.

Im Jahre 1500 wurde Brant durch die Vermittlung Geilers von Kaisersberg, der ihn liebgewonnen und auch nach seinem Abgang von Basel das freundschaftliche Verhältniß mit ihm unterhalten hatte, als Rechtsconsulent nach Straßburg berufen. Wahrscheinlich durch den nämlichen Freund wurde er auch dem Kaiser Maximilian I. bekannt, der ihn 1502 zum Rath, später zum Pfalzgrafen ernannte und ihm einen Jahresgehalt von 50 Gulden aussetzte. Diesem, der ihn sehr hoch schätzte und ihn auch öfters mit literarischen Aufträgen beehrte, verdankte er vermuthlich auch die Stelle eines Beisitzers am Kaiserlichen Kammergerichte. Im Jahre

1503 wählte ihn der Rath seiner Vaterstadt zum Stadtschreiber (er selbst nannte sich gern Kanzler und selbst Erzkanzler), was er bis zu seinem Tode verblieb. Er entwickelte in dieser Stelle eine große und erfolgreiche Thätigkeit, und erwarb sich dadurch Ansehen und Dank. Ob ihn gleich sein Amt sehr in Anspruch nahm und er seine meiste Zeit demselben widmen mußte, so blieb er doch immer noch auch wissenschaftlich thätig, wozu ihm namentlich das reiche Stadtarchiv Gelegenheit bot, das er durch zweckmäßige Anordnung der Benutzung zugänglicher machte, als es bis dahin gewesen war. Er schloß sich an die literarische Gesellschaft an, welche Wimpheling in Straßburg gestiftet hatte, und wurde Mitglied der von Conrad Celtes gegründeten rheinischen Societät der Wissenschaften.

Brant, der sich von jeher mit der größten Strenge zu den Glaubenslehren der Kirche bekannt, und schon in Basel lateinische Gedichte verfaßt hatte, in welchen er einzelne Dogmen als rechtgläubiger Sohn der Kirche behandelte oder deren Gegner mit oft übermäßigem Eifer bekämpfte, gerieth namentlich wegen des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau in einer Fehde mit den Dominikanern, welche dieser Ansicht von jeher entgegen getreten waren, in mancherlei Streitigkeiten, die jedoch zu seiner Befriedigung endigten, da einer seiner Hauptgegner, der Dominikaner Wigandus Wört, im Jahre 1513 auf päpstlichen Befehl und unter Androhung lebenslänglichen Gefängnisses Alles, was er gegen Brant geschrieben und gesagt, öffentlich widerrufen mußte.

Als nach Kaiser Maximilians Tode (1519) Karl V. zum Reichsoberhaupt erwählt worden war, schickte die Stadt Straßburg nach altem Herkommen eine Gesandtschaft an denselben, theils, um ihm zu seiner Thronbesteigung Glück

zu wünschen, theils um die Bestätigung ihrer alten Freiheiten zu verlangen. Zu diesem Zwecke hatte Brant mit mehreren Gliedern des Raths die sämmtlichen darauf bezüglichen Urkunden genau durchgesehen, die bisher genossenen Rechte und Freiheiten der Stadt in dem dem Kaiser vorzulegenden Gesuch genau bezeichnet und auch wohl um neue gebeten, die man bei dieser feierlichen Gelegenheit zu erhalten hoffte. Da Brant die Verhältnisse am genauesten kannte, und jedenfalls am fähigsten war, etwaigen Einwürfen durch Hinweisung auf die im Besitz der Stadt sich befindenden Freiheitsbriefe zu begegnen, so wurde er der Gesandtschaft beigegeben, die sich im Jahre 1520 nach Gent begab, wo der Kaiser eben sein Hoflager hielt. Auch war er es, der die Glückwunschrede in lateinischer Sprache hielt. Der Kaiser nahm die Gesandtschaft sehr wohlwollend auf, und versicherte die Stadt seines Schutzes und Schirmes.

Nach seiner Rückkehr nahmen die körperlichen Leiden, mit denen er schon vor seiner Reise hatte kämpfen müssen, immer mehr zu. Dies hatte allerdings einen nicht geringen Einfluß auf seine Stimmung; noch größeren übten aber die religiösen und politischen Verhältnisse, die sich von Tag zu Tag düsterer gestalteten. Wie wir gesehen haben, hing Brant an der Kirche und ihren Lehren, aber er war nicht blind gegen die zahlreichen Gebrechen, die sich in dieselbe eingeschlichen hatten. Er hatte zwar in seiner amtlichen Stellung sowohl als durch seine Schriften dieselben bekämpft und ihre Abstellung herbeizuführen gesucht; allein weder seine Bemühungen noch die seiner Freunde hatten irgend einen Erfolg gehabt. Die Hierarchie hatte in keiner Weise den wiederholten Klagen Gehör gegeben; dagegen war die Mißstimmung darüber immer allgemeiner geworden, und man konnte voraussehen, daß es in nicht langer Zeit zu

einem Kampfe kommen müsse, dessen Ausgang, wie er auch sein mochte, den Ansichten und Wünschen Brants und seiner Gesinnungsgenossen nicht entsprechen würde. Denn fiel dieser Kampf zu Gunsten der Hierarchie aus, so durfte man nicht erwarten, daß sie im Sieg nachgiebiger sein würde, als vor demselben; sollte sie dagegen überwunden werden, so war zu befürchten, daß das ganze Gebäude zertrümmert werden möchte, an welchem er mit so großer Liebe und Hingebung hing. Eine eben so große Liebe hatte er für das Reich; aber auch dieses ging unverkennbar mit Riesenschritten seiner Auflösung entgegen. Schon hatte sich die Schweiz faktisch von demselben getrennt und mit ihr sein geliebtes Basel, das sich am Ende des 15. Jahrhunderts der Eidgenossenschaft angeschlossen hatte. Mit Kaiser Maximilian waren alle seine Hoffnungen auf die Wiederbelebung des Reichs ins Grab gesunken, denn von Karl V., der seine Aufmerksamkeit und seine Kraft mehr auf die Erbreiche verwendete, in denen er wirklich herrschte, als auf Deutschland, dessen zahlreiche Fürsten die kaiserliche Gewalt immer mehr lockerten, war wenig zu hoffen. Allerdings waren Brant und seine Freunde, wie Zarncke vortrefflich bemerkt, selbst zum großen Theile Schuld an diesen hoffnungslosen Verhältnissen, weil sie die kirchlichen und politischen Zustände nicht mit der gehörigen Klarheit aufgefaßt und daher auch nicht in der günstigen Weise gewirkt hatten, wie sie bei ihren Talenten und ihrem Einflusse wohl zu wirken im Stande gewesen wären. Sie wollten das Gute und sahen nicht ein, daß es auf dem von ihnen eingeschlagenen Wege nicht zu erreichen war; sie wollten eine Umgestaltung der Zustände, und wollten doch deren Grundlage bewahren; sie hatten ein bestimmtes Ziel im Auge, aber schauderten vor den Mitteln zurück, durch die allein dasselbe zu er-

reichen war — ungefähr wie die deutschen Patrioten unserer Tage, welche die Einheit des Vaterlandes wollen, aber keine Ahnung von dem haben, was diese allein verwirklichen kann, die vielmehr Alles unterlassen, was sie herbeizuführen vermöchte, Alles thun, was sie unmöglich macht.

Brant sprach noch kurze Zeit vor seinem Tode seine Hoffnungslosigkeit in einem tiefgefühlten Gedichte aus. „Wenn man 1524 zählt," heißt es darin, „wird ein solcher Wirrwarr sich erheben, als ob die ganze Welt zu Grunde gehen sollte. Die Geistlichkeit solle es sich gesagt sein lassen, auf daß sie nicht vertilgt und zerstreut werde. Das römische Reich wird erlahmen und die Ehre des deutschen Volks vernichtet werden. Es wird eine so große Veränderung bei Hohen und Niedern, bei Alt und Jung Statt finden, wie noch keine gehört worden, noch gesehen ist." Es mag allerdings sein, daß er, wie Strobel in seiner Ausgabe des Narrenschiffs bemerkt, zu diesen Aeußerungen durch die Prophezeihung des Professors Stöffler in Tübingen veranlaßt worden sei, der auf das Jahr 1524 eine Sündfluth verkündigt hatte; allein wenn dem auch so wäre, so drückt das erwähnte Gedicht doch nicht weniger seine eigene Stimmung und seine ernstlichsten Befürchtungen aus. Brant schrieb dieses Gedicht wahrscheinlich gegen das Ende des Jahres 1520, und er starb bald darauf am 10. Mai 1521. Es wurde ihm eine steinerne Gedächtnißtafel im Münster errichtet, die sich jetzt auf der Stadtbibliothek befindet.

Brant war als Schriftsteller außerordentlich thätig. Wir haben oben erwähnt, daß er schon in Basel eine große Anzahl älterer Werke herausgab und auch selbstständige juristische Schriften, darunter mehrere in deutscher Sprache, verfaßte. So großen Ruhm er sich durch diese Arbeiten erwarb, so haben wir doch nicht auf dieselben einzugehen,

und eben so wenig auf seine zahlreichen lateinischen Gedichte, die zu ihrer Zeit großen Beifall fanden. Daß er demungeachtet nicht fortfuhr, in lateinischer Sprache zu dichten, sondern sich schon seit der Mitte der achtziger Jahre in deutschen Versen versuchte, darin liegt der deutlichste Beweis, daß er nicht den pedantischen Stolz der meisten Gelehrten seiner Zeit theilte, welche die vaterländische Sprache und das Volk verachteten; wir ersehen daraus vielmehr, so wie auch aus den Stoffen, die er bei seinen deutschen Dichtungen wählte, daß ihm das Volk am Herzen lag und daß er auf dessen geistige und sittliche Bildung zu wirken trachtete. Seine ersten Versuche in der Behandlung der Muttersprache waren Uebersetzungen lateinischer Gedichte, welche beinahe mit Ausnahme eines Kirchenliedes sämmtlich didaktischen Inhalts sind und in kurzen leicht faßlichen Sätzen der Jugend und den Erwachsenen diejenigen Lebens- und Klugheitsregeln mittheilen, die man im Allgemeinen oder auch in besonderen Verhältnissen zu beobachten habe. So übersetzte er nach einander die Distichen des Cato, den Facetus, den Moretus und die Thesmophagia, eine Anleitung, wie man sich bei Tische zu benehmen habe. Durch diese Uebersetzungen erwarb er sich nach und nach Gewandheit in der Behandlung der Muttersprache, in der er sich anfänglich nur mit großer Schwierigkeit ausdrückte, wie wir aus seinem ersten Versuch, der Uebersetzung des Kirchenliedes „Ave praeclara“ leicht wahrnehmen können, die oft ohne Vergleichung mit dem Original fast ganz unverständlich ist, während er sich in der Thosmophagia schon ganz leicht und frei bewegte. „Man kann“ bemerkt Zarncke, der diese Dichtungen mittheilt, „am Ausdruck und Metrum deutlich verfolgen, wie Brant sich nach und nach immer mehr gewöhnte, dem in der Handhabung der classischen Sprachen gebildeten

Gefühl für Reinheit und Sauberkeit der Form auch in der Muttersprache Rechnung zu tragen, deren naturwüchsig-nationale Poesie damals allen Sinn, ja alle Fähigkeit für diese verloren hatte." Diese Uebungen, zu denen auch die Uebersetzungen mehrerer von seinen eigenen lateinischen Gedichten gehören, waren ihm bei der Bearbeitung seines Hauptwerks, des Narrenschiffs, von großem Nutzen. Ehe wir jedoch zur Betrachtung desselben übergehen, wollen wir sogleich auch seine weiteren Dichtungen und anderen Arbeiten in deutscher Sprache erwähnen, wenn gleich diese erst nach Vollendung des Narrenschiffs entstanden, um seine schriftstellerische Thätigkeit übersichtlich zusammen zu fassen. Im Jahre 1508 gab er eine Bearbeitung des „Freidank" heraus, also eines Gedichts, durch welches er, wie durch die obengenannten Uebersetzungen auf die sittliche Bildung seiner Zeitgenossen wirken wollte. In der Ueberarbeitung des „Freidank" hat er sich im Ganzen genau an den ursprünglichen Text, wie er ihm vorlag, gehalten; doch hat er manche Verse durchgreifend verändert und einige kleinere Zusätze eingeschoben, überhaupt hat er ihn der Sprache und der Lebensanschauung seiner Zeit angepaßt. Wenn es an sich schon verdienstlich war, die vortreffliche Spruchsammlung wieder aus der Vergessenheit hervorzuziehen, so hat Brant durch die Bearbeitung desselben auch einem wirklichen Bedürfnisse seiner Zeit entsprochen, wie aus den schnell auf einander folgenden Ausgaben erhellt.*) Außer vielen andern

*) Später erschien sogar eine Bearbeitung im protestantischen Sinne (Worms 1538 und 1539), die sich von der Brantischen schon dadurch wesentlich unterschied, daß darin die Stellen ausgelassen waren, in denen die Gewalt des Papstes und die Kraft der Messe nach katholischen Ansichten besprochen war, während Zusätze eingeschoben wurden, welche den Katholicismus bekämpften.

kleinen Gedichten, die er zum Theil seinen deutschen juridischen Schriften beifügte, hat Brant auch eine Reihe von Sprüchen verfaßt, die sich nur in späteren Abschriften vorgefunden haben. Mehrere derselben erinnern in Ton und Bewegung an die im 15. Jahrhundert so beliebten Priameln, andere sind Uebersetzungen einzelner merkwürdiger Aussprüche, die sich in lateinischen Schriftstellern fanden, manche sind, wie er selbst angibt, nach Sprüchen Muscatbluts gedichtet, wieder andere sind Umschreibungen bekannter Sprichwörter. Gleich in den ersten gibt sich die furchtsame Anschauungsweise Brants in religiösen Dingen in naiver Weise zu erkennen. „Laß dich nicht vom Glauben abführen," sagte er, „wenn man auch darüber mit dir streiten will, sondern glaube schlecht einfältiglich, was die heilige Kirche lehrt. Nimm dich der scharfen Lehre nicht an, die du mit deiner Vernunft nicht begreifen kannst: das Schäflein schwimmt oft an das Ufer, während der Elephant ertrinkt. Niemand soll dem Glauben und seiner Ehefrau zu genau nachfragen, es möchte ihn sonst gereuen." Die meisten dieser Sprüche enthalten Klugheits- und Lebensregeln, wie sie ihm wohl bei besonderen Gelegenheiten eingefallen sein mochten; zwei oder drei besprechen die politischen Verhältnisse in der hoffnungslosen Weise, die wir oben erwähnt haben. Größeres Interesse bieten in dieser Beziehung die zwei und fünfzig Sprüche, welche als Brants „Freiheitstafel" bezeichnet werden. Es sind nämlich Sprüche, die er als Erklärungen einer Folge von verschiedenen Figuren in einem Zimmer (der sogenannten Dreizehner Stube) des Straßburger Rathhauses dichtete, und in denen er, meist an historischen Thatsachen, besonders aus der römischen Geschichte, anknüpfend, das Lob der Freiheit besang. Wir heben nur einen heraus:

„Daß Griechenland jetz hat verloren
All sein Freyheit bei kurtzen jahren;
Ursach, sie han sich selbst gesparth,
Zu lang uff frembde hülff gewartt,
Ihr leib und guth nicht wollen bruchen:
Des hat sie gott gelassen struchen."

Als Brant durch die oben erwähnten Uebersetzungen und einzelne eigene Dichtungen eine größere Gewandtheit in der Behandlung der Sprache gewonnen hatte, faßte er den Entschluß, ein größeres Gedicht zu verfassen, in welchem er Alles zusammenzufassen und zugleich zu erweitern gedachte, was er bis dahin über die Sitten seiner Zeit geschrieben hatte. Zarncken gebührt das Verdienst, zuerst auf die Entstehungsweise des „Narrenschiffs" aufmerksam gemacht zu haben: „es ist nämlich im Wesentlichen eine Uebersetzung und Zusammenkittung von Stellen aus verschiedenen alten, biblischen und classischen Schriftstellern." Er verfuhr also dabei auf die nämliche Weise wie Albrecht von Eybe in seinem Ehestandsbuch und seinem Spiegel der Sitten, welche, wie wir in dem betreffenden Abschnitt gesehen haben, in der That auch nichts Anderes sind, als Sammlungen von Sentenzen und bedeutsamen Aussprüchen, also Concordanzen der alten Klassiker und anderer Werke. Daß Brant wirklich also verfuhr, ließe sich aus dem Gedichte selbst nachweisen; doch ist dies nicht einmal nöthig, da er selbst bei der lateinischen Uebersetzung des „Narrenschiffs", welche sein Schüler und Freund Locher verfaßte, die Stellen wenigstens zum Theil angegeben hat, welche er in den einzelnen Abschnitten seines Gedichts benutzte. Es ist wohl kein Zweifel, daß er schon viele Stellen ausgezogen und übersetzt hatte, ehe er daran dachte, sie zu einem Ganzen zusammenzufassen; der Gedanke hierzu entstand wahrscheinlich erst, als er schon einen bedeutenden Reichthum an Materialien

gewonnen hatte. Dieser Annahme steht der Umstand keineswegs entgegen, daß alle einzelnen Abschnitte des Gedichts doch von Einem Geiste getragen sind, alle nach demselben Ziele streben; diesen Geist und dieses Ziel finden wir ja schon in seinen früheren Gedichten und in seinen Uebersetzungen: es war ja der Gedanke seines Lebens, durch seine schriftstellerischen Arbeiten, namentlich durch seine Poesien, auf die sittliche Veredlung seiner Zeitgenossen zu wirken. Auch darf man mit Zarncke vermuthen, daß Brant schon einen Theil seines Werks verfaßt hatte, ehe er daran dachte, es als „Narrenschiff" zu bezeichnen. Dagegen hatte er gewiß schon anfänglich die Absicht, die menschlichen Gebrechen und Fehler, die er vorführte, als Thorheiten, ihre Träger als Narren darzustellen, und vielleicht wollte er das Gedicht zuerst mit Benutzung eines damals sehr gebräuchlichen Ausdruckes als „Narrenspiegel" bezeichnen. Sagt er doch selbst in der Vorrede, freilich mit besonderer Hinweisung auf die Holzschnitte, welche den einzelnen Kapiteln beigegeben sind: „Den Narrenspiegel ich dies nenn', In dem ein jeder Narr sich erkenn'" u. s. w. Daher ist auch in der zweiten Hälfte des Gedichts die Vorstellung eines Schiffs und einer Flotte weit häufiger als in der ersten, ja es scheinen in dieser die entsprechenden Andeutungen erst nachträglich hinzugefügt worden zu sein.

Wie dem auch sei, so ist die Einkleidung des Ganzen nur ganz äußerlicher Art; der Dichter hat durch dieselbe einfach die an sich ganz selbstständigen Abschnitte des Werkes zu einem Ganzen vereinigen wollen. „Die ganze Welt," sagt er in der Vorrede, „lebt in finster Nacht und verharrt blind in Sünden; alle Straßen und Gassen sind voll Narren, die nur mit Thorheit umgehen, ob sie es gleich nicht gestehen wollen. Deswegen habe ich mir vorgenommen, ein

Schiff für die Narren auszurüsten, dazu Galeeren, Booten, Nachen, Kähne, auch Schlitten, Karren, Wagen, denn ein Schiff könnte unmöglich alle Narren fassen, welche jetzt überall gefunden werden." Nirgends wird aber diese Vorstellung weiter ausgeführt; wir erfahren weder, welchen Zweck diese Flotte hat, noch wohin sie segelt, und eben so wenig, was aus den Thoren werden solle, die sich auf ihr eingeschifft haben. So erscheint denn das Gedicht, als eine bloße Anreihung von einzelnen, nur dem allgemeinen Inhalt nach zusammenhängenden und mit einander verbundenen Abschnitten. Aber wenn das Narrenschiff eben deshalb bezüglich der Composition auf eine höhere Bedeutung nicht Anspruch machen, und auch der Gedankengehalt nicht als vollständiges Eigenthum des Dichters gelten kann, da es ja eine Menge Ideen aus andern Schriften entnommen hat, so bietet es doch mancherlei Seiten, die ihm einen hohen Werth geben, ja es als die hervorragendste und einflußreichste Dichtung der ganzen Zeit erscheinen lassen.

Als es im Jahre 1494 ans Licht trat, brachte es eine Wirkung hervor, die kaum ihres Gleichen in der ganzen Geschichte unserer Literatur hat. Dies zeigt sich schon darin, daß das Gedicht in einer zahlreichen Folge von Ausgaben erschien. Neben den sechs Editionen, welche in kurzen Zwischenräumen von dem Dichter besorgt wurden*), wurden schon im Jahre 1494 drei Nachdrücke (zu Nürnberg, Reutlingen und Augsburg) und in Straßburg selbst eine Ueberarbeitung mit Interpolationen veranstaltet, welche 1495 und 1498 nachgedruckt wurde. Die späteren Nachdrücke und Umarbeitungen übergehen wir mit Ausnahme der von

*) 1494 Basel, J. Bergmann von Olpe; 1495 Ebend., 1499 Ebend., 1506 Ebend., 1509 Basel, Nic. Lamparter; 1512, Straßburg, Matthys Hupfuff.

Nic. Höniger 1574 zu Frankfurt unter dem Titel „Welt Spiegel oder Narren Schiff“ veranstalteten Ausgabe, in welcher er jedem Abschnitt des Gedichts die entsprechenden Predigten Geilers in einer neuen von ihm selbst verfaßten Uebersetzung beifügte. Der Beifall, den das Gedicht erhielt, beschränkte sich aber nicht auf Deutschland*); es erschienen drei französische Uebersetzungen, zwei englische, eine niederländische, wahrscheinlich auch eine vlämische, und diese zum Theil schon in den ersten Jahren nach Erscheinen des Originals, zum Theil erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, wo das Gedicht in Deutschland schon verschollen war.

Der Beifall, den das „Narrenschiff“ im Auslande in so seltenem Grade erhielt, konnte sich natürlich nur auf dessen Inhalt beziehen; es ist dies um so sicherer, als die fremden Uebersetzungen nicht unmittelbar nach dem Original, sondern nach der lateinischen Uebersetzung des Locher abgefaßt waren. In Deutschland hatte die allgemeine Theilnahme, die es erweckte, noch einen andern, für uns weitaus wichtigeren Grund. Seitdem die Städte in Folge ihrer glücklichen Kämpfe gegen Fürsten und Bischöfe zur Freiheit, durch dieselbe zu größerem Wohlstand gelangt waren und sich in Folge dessen ein lebendigeres geistigeres Treiben unter ihren Bürgern entwickelt hatte, waren diese überhaupt die Träger der Bildung geworden, wie es früher der Adel und vor diesem die Geistlichkeit gewesen war. Sie

*) Auch im nördlichen Deutschland fand das Gedicht Eingang; im Jahre 1519 erschien zu Rostock eine niederdeutsche Uebersetzung, vielleicht schon 1497 eine in Lübeck, und den Gelehrten wurde es durch die lateinischen Uebersetzungen des Jakob Locher (Basel 1497) und das Jodocus Badius Ascensius (Paris 1505) näher gebracht.

hatten aber beinahe ausschließlich die Prosa, insbesondere die historische, behandelt, worin sie überraschend Großes geleistet hatten; dagegen war die Poesie von ihnen wenig gepflegt worden, und noch am Ende des 15. Jahrhunderts zehrte man eigentlich nur von den Dichtungen der früheren Zeiten, die man sich nur mundgerecht machte, um uns eines zwar trivialen, aber passenden Ausdruckes zu bedienen, indem man sie mit Rücksicht auf die veränderte Sprache theils umreimte, theils in Prosa umsetzte. Nur das Drama entwickelte sich selbstständig; aber da es einerseits auf besondere Localitäten beschränkt war, unter denen Nürnberg die erste Stelle einnimmt, und andererseits in künstlerischer Beziehung immerhin noch sehr tief stand, so konnte es einen umfassenderen Einfluß auf die allgemeine Bildung nicht gewinnen. So war das bürgerliche Element, welches die Prosa beherrschte, in der Poesie kaum vertreten. Es ist daher leicht erklärlich, daß ein Gedicht, welches dieses Element auf die entschiedenste und allseitigste Weise repräsentirte, die großartigste Wirkung hervorbringen mußte. Ein solches Gedicht war aber Sebastian Brants „Narrenschiff". „Am geistigen Horizonte des 16. Jahrhunderts," sagt Zarncke, „hat der Verfasser des Narrenschiffs nach dem Urtheile und der Anschauung der Zeitgenossen in ähnlicher Weise als ein Gestirn erster Größe geleuchtet, wie Goethe dem 19. Jahrhundert, wie Opitz dem 17., wie Veldecke dem 13.; er ist angesehen und verehrt worden als der Schöpfer einer neuen Poesie. Eine göttliche Satyre nennt Tritheim das Buch; Wimpheling wollte es in den Schulen gelesen haben; Locher und seine Freunde ergehen sich in den ausschweifendsten Loberhebungen. Brant ist ihnen nicht bloß der bedeutendste damalige Dichter, er ist ihnen überhaupt der erste deutsche Dichter, er ist nach ihrer Ansicht der erste, der die deutsche

Sprache in das Gebiet der Poesie eingeführt hat, sie vergleichen ihn daher mit Dante. Wichtiger ist noch, daß selbst Hutten diese Ansicht noch theilte. Also die ganze frühere und gleichzeitige Literatur war vergessen, ward gar nicht gesehen, nur Brant leuchtete hervor, nicht bloß als Begründer einer neuern Epoche der Literatur, nein, überhaupt als erster Dichter in deutscher Sprache, und zwar als mit seinem Beginnen heraustretend aus dem Kreise der lateinischen Literatur." Brants Sprache in dem „Narrenschiff" war ganz volksthümlich, und dies war es vorzüglich, was dem Gedichte eine so große Theilnahme erweckte; sie war volksthümlich sowohl rücksichtlich des einzelnen Ausdrucks und der Wendungen als der syntaktischen Formen; sie bot keine auffallende Anlehnung an das Lateinische, was bei den deutschen Schriften der damaligen Gelehrten so häufig der Fall war, und hatte zugleich die noch aus der früheren Zeit ererbten stylistischen Eigenthümlichkeiten, die mit der neuen Bildung in Widerspruch standen, vollständig abgeworfen. Diese volksthümliche Sprache, die sich namentlich auch in der häufigen und glücklichen Anwendung von Sprichwörtern kund gab, mußte selbst bei den Gebildeten um so größeres Wohlgefallen erregen, als er sie mit einer künstlerischen Sicherheit und selbst mit Feinheit und Anmuth behandelte, die man seit Jahrhunderten nicht mehr gewöhnt war.

Freilich hätte die ansprechende Form allein die große Wirkung nicht hervorbringen können, wenn ihr nicht auch der Inhalt entsprochen hätte. Was diesen betrifft, so haben beinahe alle Literaturhistoriker ausgesprochen, daß Brant im „Narrenschiff" die Sitten seiner Zeit habe geißeln wollen. Zarncke ist damit nicht einverstanden. „Daß die sittlichen Verhältnisse des ausgehenden 15. Jahrhunderts," sagt er,

mehr als die anderer Zeiten den Tadel und Spott des Satirikers herausgefordert hätten, möchte ich nicht behaupten. Ich wage es nicht, einen so harten Makel auf eine Generation zu werfen, der wir die Erziehung des Geschlechts verdanken, welches uns die Früchte der Reformation gesichert hat; auch finde ich, wenn ich Brants Tadel im Einzelnen genauer ins Auge fasse, fast nur Seiten und Züge der menschlichen Natur aufgedeckt, die zu allen Zeiten gleich reichlich vorhanden sein werden, um das Spötteln des sittlich Concentrierteren zu erregen. Zeigt sich ein wesentlicher Unterschied, z. B. von unserer Zeit, so ist es wohl nur der, daß zu Brants Zeit alle Neigungen und Leidenschaften noch offener und nackter zu Tage traten, während jetzt die äußere Oberfläche der Erscheinrng reiner und polierter, polizeigemäßer ist, daß damals mehr Rohheit, aber sicher jetzt mehr Scheinheiligkeit herrscht, und daß das Uebel jetzt gewiß um so tiefer frißt, je weniger ihm ein gesundes Austoben gestattet wird. Ueberhaupt werden wohl des liebenswürdigen alten Hans Sachs Worte die Wahrheit treffen, wenn er sagt:

> Wann wies vor tausent Jaren war,
> Ist es auch hewer dieses Jar;
> Was jetzt geschicht, geschah vor mehr,
> Was künfftig wirt, vergieng vor ehr."

So richtig dies aber ist und so wenig geläugnet werden kann, daß, so mächtige Fortschritte auch die Menschheit macht, die Menschen sich dagegen immer gleich bleiben und die der menschlichen Natur immer anklebenden Gebrechen so lange zur Erscheinung gelangen werden, als es Menschen geben wird; so sicher ist es dagegen, daß diese Gebrechen zu gewissen Zeiten häufiger erscheinen als zu andern, daß einzelne Fehler und Laster wie die Krankheiten des Körpers

in einem Jahrhundert epidemisch auftreten, während sie in einem späteren ganz verschwinden oder wenigstens nur sporadisch erscheinen. Wenn daher die Gebrechen und Laster, die Brant in seinem „Narrenschiff" geißelt, in der That allgemein menschliche Gebrechen und Laster sind, und auch unsere Zeit, um auch diese mit Zarncke in Vergleichung zu ziehen, dieselben darbietet; so darf doch nicht bezweifelt werden, daß darunter manche sind, die damals allgemeiner verbreiteter waren, als zu andern Zeiten, und daß das Gedicht deshalb allerdings ein Bild von den sittlichen Zuständen des Jahrhunderts giebt.

Da Brant in der Schilderung der Thorheiten keine bestimmte Ordnung befolgt, sondern diese mehr oder weniger dem Zufall überläßt, so läßt sich eine Uebersicht des Inhalts seines Gedichts kaum geben; man muß darin selbst nachlesen, wie er nach und nach alle Stände und Lebensverhältnisse bald mit strengem Ernst, bald in heiterer Weise zeichnet, wie er die Büchernarren, zu denen er sich mit echtem Humor selbst rechnet, die Geizigen, die Buhler, die Prasser, die Schwätzer, die Schatzgräber, die Tadelsüchtigen, die Pfründenjäger, die Ehebrecher, die Selbstgefälligen, die Tanzsüchtigen, die Abergläubischen, die Spieler, die Bettler, die Gotteslästerer, die Wucherer, die Modenarren, die Baulustigen, die Proceßsüchtigen u. a. m. mit ihren besonderen Thorheiten und Lastern vorüberführt. Wir müssen uns darauf beschränken, zwei oder drei Abschnitte herauszuheben, die sich vorzüglich auf die Zeiten des Dichters beziehen. So verspottet er im 65. Kapitel „Von Achtung der Gestirne" diejenigen, welche die Zukunft aus den Sternen lesen wollen. Man will, sagt er, aus dem Laufe der Gestirne ersehen, was Gott für Absichten mit uns habe, als ob die Nothwendigkeit in den Sternen liege und Gott nicht

Herr und Meister wäre, als ob es von dem Saturn abhänge, daß die in seinem Zeichen geborenen Kinder gerecht und fromm würden, während die im Zeichen des Jupiters gebornen boshaft sein müßten. Es stehe aber einem Christenmenschen übel an, mit heidnischen Künsten umzugehen und sich nach dem Lauf der Planeten zu richten, ob er an diesem oder jenem Tag kaufen, bauen, heirathen solle. Alle unsere Worte und Werke, all unser Thun und Lassen soll allein aus Gott und zu Gott gehen; wer aber an glückliche oder verworfene Tage glaubt, der glaubt nicht recht an Gott. Die Liebe zu Gott, schließt er, ist jetzt erloschen; dafür sucht man des Teufels Kunst. Als König Saul von Gott verlassen war, da rief er den Teufel an. — Im Kapitel „Von Vielheit der Pfründen" beklagt er den Mißbrauch, viele Pfarrereien und andere einträgliche geistliche Aemter auf Eine Person zu vereinigen, einen Mißbrauch, der damals auf das Höchste gestiegen war und der nicht wenig zum Erfolg der Reformation beitrug. Mancher besitzt viele Pfründen, sagt er, der nicht für die Kleinste taugt. Er bestellt, tauscht, kauft so viele Pfründen, daß er oft ihre Zahl nicht einmal kennt, und ihm die Wahl wehe thut, auf welcher er sich aufhalten wolle. Wer aber, schließt er, viele Pfründen begehrt, der wird seine letzte in der Hölle bekommen, die er freilich in Person wird versehen müssen.

Wir fügen noch einige Stellen bei, welche den Dichter selbst charakterisiren, namentlich seine Stellung zur Kirche bezeichnen. Nach dem er in dem Abschnitte „Von Falschheit und Betrug," die verschiedenen Betrügereien aufgezählt hatte, welche, wie er sagt, damals eingerissen waren, die aber in der That sich zu allen Zeiten wiederfinden, fügt er in dem gleich darauf folgenden Kapitel „Vom Endchrist" (d. h. Antichrist) hinzu, er habe die Hauptbetrüger vergessen, die-

jenigen nämlich, welche die heilige Schrift nach eigenem Gutdünken drucken, auslegen, dadurch den Glauben verfälschen und den Untergang der Kirche vorbereiten. Daraus könne man ersehen, daß der Antichrist bald erscheinen werde, denn er sei es, der die falschen Lehren überall verkünde. Dazu bediene er sich der Buchdruckerkunst, durch welche so viele verderbliche Bücher verbreitet würden; auch die Schulen, deren täglich mehr entstünden, trügen zu dem Verderben bei, da durch sie die falsche Bildung befördert und der Glaube untergraben werde, wie sich schon darin zeige, daß man jetzt den Ablaß verachte. Man erkennt hieraus deutlich, daß Brant ungefähr die nämliche Stellung einnahm, wie viele Liberale unserer Tage, welche zwar die Traurigkeit der Zustände erkennen und tief beklagen, aber die Ursachen derselben nicht begreifen und daher in der Wahl der Mittel zur Bekämpfung des Uebels stets unglücklich sind.

Thomas Murner.

So zahlreich und zum Theil vortrefflich die Arbeiten sind, welche die Lebensgeschichte des Franziscaners Thomas Murner behandeln*), so bleiben doch noch viele Punkte unaufgehellt. Nicht allein, daß wir von seinen letzten Jahren und seinem Tode gar Nichts wissen; auch für die Jahre, wo die Quellen reichlicher fließen, bleibt noch Vieles unsicher, so daß sich die Zeit und die Dauer seines Aufenthaltes an den verschiedenen Orten, an denen er lebte, nicht mit Sicherheit bestimmen läßt. Dies hat seinen Grund in seinem vielbewegten Wanderleben, das man nur mit großer Mühe verfolgen kann und zwar namentlich deshalb, weil er an manchen Orten zweimal oder noch öfters sich aufgehalten zu haben scheint, ohne daß sich nach den vorhandenen Quellen auch nur annähernd bestimmen ließe, wann es

*) G. E. Waldau, Nachrichten von Thomas Murners Leben und Schriften. Nürnberg 1775. 8°. — A. Jung, Geschichte der Reformation der Kirche in Straßburg. 1. (und einziger) Bd. Straßburg und Leipzig 1840. — Dr. Thomas Murner, der Barfüßer-Mönch in Straßburg (in Niedrers Zeitschrift für die historische Theologie. Jahrgang 1848). — J. M. Lappenberg, Biographisches und Literaturhistorisches über Thomas Murner (in dessen Ulenspiegel. Leipzig 1854). — B. Hidber, Thomas Murners Streithandel mit den Eidgenossen von Bern und Zürich. Im Archiv für Schweizergeschichte Bd. 10.)

geschehen sei. — Thomas Murner wurde am 24. Dezember 1475 zu Straßburg oder, wie Geilers Freund Wimpheling in einem Briefe an Murner behauptet, in Oberenheim, einem Dorfe in der Nähe von Straßburg geboren. Sein Vater soll nach Wimpheling dort Schuhflicker gewesen, später als Sachwalter aufgetreten sein. Als solcher lebte er noch am Anfang des 16. Jahrhunderts zu Straßburg. Derselbe hatte außer Thomas noch 4 Söhne, von denen Johannes ebenfalls Sachwalter in Straßburg und Bat (Beatus) Buchdrucker in Frankfurt war, und eine Tochter, Maria, welche von einem Stiftsherrn der St. Petrikirche verführt wurde. Thomas Murner scheint in seiner Kindheit eine Zeit lang mit einer Lähmung behaftet gewesen zu sein, die man der Zauberei eines alten Weibes zuschrieb; er selbst bezweifelte diese Bezauberung nicht, wie aus dem Schriftchen De phitonico contractu (Von der zauberischen Lähmung) hervorgeht, die er im Jahre 1499 herausgab. Wahrscheinlich besuchte er die Schule der Franciscaner in Straßburg, in deren Orden er schon früh eintrat, worauf er viele Jahre von Universität zu Universität zog und vorerst die Theologie, dann auch die Rechte studierte. Theils aus seinen eigenen Andeutungen, theils aus zufälligen Bemerkungen seiner Zeitgenossen geht hervor, daß er in Paris, Freiburg, Straßburg, Rostock, Prag, Wien und Krakau studierte. Nach einer Bemerkung Wimphelings soll er bereits in seinem 19. Jahre zum Priester geweiht worden und in den Franciscanerorden eingetreten sein; wenn dies richtig ist, so hat er seine Wanderungen wohl erst nachher begonnen. Wie dem auch sei, so studierte er bis 1499 die Theologie in Paris, von wo er sich nach Freiburg begab. Dort gab er am Anfang des nämlichen Jahres Invectiva contra astrologos heraus, welche dem Kaiser Maximilian prophezeiht hatten, daß er

im Kriege gegen die Eidgenossen unterliegen würde, wogegen er ihm den glänzendsten Sieg verkündigte. Wenn seine Prophezeihung auch nicht eintraf, so hat er sich durch diese Schrift doch wahrscheinlich das Wohlwollen des Kaisers erworben, wenigstens dessen Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Um diese Zeit scheint er auch das Studium der Rechte begonnen zu haben. Von Freiburg ging er wieder nach Straßburg, wo er seine Studien fortsetzte, zugleich aber selbst als Lehrer auftrat, was später auch an andern Orten, namentlich in Krakau der Fall war. Unter den Männern, deren Vorlesungen er damals besuchte, scheint außer Wimpheling der bekannte Johann Locher, genannt Philomusus, den größten Einfluß auf ihn ausgeübt und ihn namentlich zum Dichter gebildet zu haben. Wahrscheinlich ertheilte er Unterricht an der lateinischen Schule seines Klosters, wenigstens scheint dafür zu sprechen, daß er eben wegen dieser Schule mit seinem Lehrer Wimpheling in heftigen Streit gerieth. Dieser hatte nämlich 1501 eine Schrift (Germania) veröffentlicht, in welcher er die Nothwendigkeit, eine neue Gelehrtenschule in Straßburg zu gründen, unter heftigen, aber wohlverdienten Ausfällen auf die Klosterschulen entwickelte. Murner übernahm die Vertheidigung der Schule seines Ordens, was er am leichtesten zu erreichen glaubte, wenn er Wimphelings Schrift herabsetzte. Er verfaßte eine Gegenschrift (Nova Germania), in welcher er ihn auf die unwürdigste Weise behandelte, ihm Irrthümer aller Art und Unwissenheit vorwarf, ja sogar seinen moralischen Charakter angriff. Wimpheling, der ihn bis dahin auf die freundschaftlichste Weise behandelt hatte, wurde über die Schmachschrift mit Recht entrüstet; er klagte bei dem Magistrate, der den Verkauf des Buches untersagte und dasselbe wahrscheinlich sogar vernichten ließ, da sich nicht ein einziges Exemplar





erhalten zu haben scheint. Das Verbot der Schrift wurde durch ein kaiserliches Edict bestätigt. Durch dieselbe hatte Murner nicht bloß seinen verdienten Lehrer zum unversöhnlichen Feinde gemacht, sondern auch dessen zahlreiche Freunde empört. Es erschienen viele Gegenschriften, die ihn auf das Bitterste angriffen, und es mag ihn wohl der allgemeine Unwille veranlaßt haben, Straßburg zu verlassen. Wir wissen nicht, wann dies geschah, eben so wenig, ob sich Murner sogleich nach Frankfurt wendete, wo wir ihn später wiederfinden, oder ob er, was bei seiner Wanderungslust allerdings wahrscheinlich ist, vorher andere Städte besuchte. In Frankfurt predigte er in der Franciskanerkirche und zwar in Nachahmung Geilers über ein lateinisches von ihm selbst verfaßtes Gedicht, das zwar, wie es scheint, nicht gedruckt wurde, aus welchem aber später die „Narrenbeschwörung" hervorging, wie er selbst am Schlusse derselben sagt:

„Zu Franckfurt hab ich an dem Main
Dies Buoch beschrieben zuo Latein
Vnd zu deutsch dazuo gepredigет."

In welchem Jahre er diese Predigten hielt, läßt sich nicht bestimmen; wir vermuthen, im Jahre 1506, da es am Anfang (V. 162) des Gedichts „Vom großen lutherischen Narren", das er im Jahre 1520 zu dichten begann, heißt:

„Ich habe vor vierzehn gantzer jaren
Allein die kleinen närlin beschworen",

was sich wohl auf das genannte lateinische Gedicht, nicht aber auf eine verloren gegangene Ausgabe der „Narrenbeschwörung" vom Jahre 1506 bezieht, wie ich früher glaubte. So zahlreich besucht seine Predigten auch gewesen zu sein scheinen, war er doch keineswegs mit deren Erfolg zufrieden; wenigstens klagt er in der „Schelmenzunft", daß die Zuhörer

mit Uebergehung der guten Lehren, die er ihnen vorgetragen, sich nur über seine Possen, „die oft nicht ganz wohl gehobelt gewesen", lustig gemacht hätten.

In Frankfurt war übrigens ebenfalls seines Bleibens nicht; er nahm an den Streitigkeiten des Dominikaners Wigand Wirt mit dem Franciscaner Hans Spengler über die unbefleckte Empfängniß Mariä Antheil, was auch für ihn die Folge hatte, daß er die Stadt verlassen mußte. Im Jahre 1506 ward ihm die Ehre zu Theil, vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt zu werden. Worauf sich diese Auszeichnung gründete, läßt sich nicht nachweisen; es ist kaum wahrscheinlich, daß er sie irgend einem seiner uns noch erhaltenen deutschen Gedichte verdankt, da diese alle aus späteren Jahren stammen; es müßte denn mit der oben erwähnten Ausgabe der „Narrenbeschwörung" seine Richtigkeit haben, was wir aber, wie gesagt, bezweifeln müssen, bis sich entschiedenere Beweise dafür auffinden lassen. Uebrigens läßt der Wortlaut des Schreibens, in welchem ihm der Franciscanergeneral die Erlaubniß ertheilte, den Dichterkranz anzunehmen, eine Beziehung auf die bekannten Gedichte Murners nicht zu, da es von „heiligen Gedichten" desselben spricht. Um dieselbe Zeit ging Murner nach Krakau, wo er vielleicht schon einmal gewesen war und hielt daselbst Vorlesungen über Logik, aber in eben so eigenthümlicher als seltsamer Weise, indem er sie den Studenten durch Spielkarten beizubringen suchte. „Seine Erfolge" sagt Lappenberg (Ulenspiegel S. 394), „überraschten die dortige Universität so sehr, daß er in den Verdacht der Zauberei gerieth, und es wurde auf derselben zu seiner Rechtfertigung ein Attest ausgestellt." In diesem Attest, welches übrigens schon einer früheren Zeit angehören könnte, wird erwähnt, daß Murner in Krakau studiert, sowie daß er

dort einen akademischen Grad erlangt habe; sodann wird in demselben bezeugt, daß die Zeit von einem Monat zum Studium der Logik genüge, er denselben jedoch einen Eid abgenommen habe, sein Geheimmittel für die nächsten zwei Jahre nicht zu verrathen. Doch veröffentlichte er es selbst im Jahre 1507 in dem zu Krakau gedruckten „Chartiludium logice", in dessen Vorrede er sagt, daß er schon früher in Freiburg darüber gelesen habe. In demselben Jahre scheint er an die allgemeine Ordensversammlung der Franciscaner nach Rom gegangen zu sein, und auf dieser Reise wird er wohl nach Bologna und Venedig gekommen sein, wo er sich nach dem Zeugniß einer gleichzeitigen Schmähschrift auf ihn (Murnarus Leviathan) längere Zeit aufgehalten hat. In Venedig wurde ihm die Aufsicht über einige Jünglinge übertragen; da er jedoch in dieser Stellung den Erwartungen nicht entsprach, die man von ihm gehegt hatte (er soll unter Andern mit seinen Zöglingen possenhafte Bücher gelesen haben), gab er dieselbe auf und kehrte unter dem Vorwande körperlicher Schwäche nach Straßburg zurück. Die erwähnte Schmähschrift erzählt, freilich nur um ihn zu verhöhnen, daß er in Venedig sogar zum Patriarchen erwählt worden wäre, wenn nicht Straßburger Kaufleute, die dazumal dort anwesend gewesen, allerlei Böses über ihn ausgesagt hätten.

Bald nach seiner Rückkehr wurde er 1508 als Lesemeister der Barfüsser nach Bern berufen, wo er ein Gedicht über den sogenannten Jetzerhandel verfaßte „Von den fier Ketzeren Prediger Ordens der obseruantz zu Bern verbrant," das 1509 wahrscheinlich in Straßburg gedruckt wurde. Sein Aufenthalt in Bern, wo er behauptet haben soll, daß Christus ein Mönch gewesen sei, dauerte ebenfalls nicht lange; wahrscheinlich kehrte er nach Straßburg zurück. Dort veran-

staltete er eine neue Ausgabe seiner Logik, in welcher er sich zuerst als Doctor der Theologie bezeichnet, und veröffentlichte seine Schrift „De Augustiniana Hieronymianaque reformatione poetarum“, über welche er früher oder vielleicht auch unmittelbar nach seiner Rückkehr von Bern in Freiburg Vorlesungen gehalten hatte. In dieser Schrift erscheint er ganz in den gewöhnlichen Mönchsansichten befangen, womit es ihm freilich nicht Ernst sein mochte. Er sucht nämlich darin zu beweisen, daß die römischen Dichter keine Dichter im wahren Sinne des Wortes seien, was er freilich auf eine Weise thut, die nur auf Klosterschüler Eindruck machen konnte, die Alles für ausgemacht annahmen, was in eine methodisch-scholastische logische Formel eingekleidet war. So behauptet er, daß Virgil kein Dichter sei, weil er keine Beredtsamkeit besitze. Ohne Beredtsamkeit, führt er aus, gibt es keinen Dichter; die Profanscribenten sind nicht beredt, daher sind sie auch keine Dichter.

Sein Aufenthalt in Trier, von dem in Murnarus Leviathan berichtet wird, mag in die nämliche Zeit fallen. Auch dort gerieth er in Streitigkeiten mit den Domherren, in Folge deren er sich gezwungen sah, diese Stadt wieder zu verlassen. Von dort scheint er sich wieder nach Frankfurt gewendet zu haben, wo er in den Jahren 1511 und 1512 mehrere Schriften*) bei seinem Bruder Beat drucken ließ und auch wieder predigte. Von 1512 an erschienen seine deutschen Gedichte, durch welche er sich eine Stelle in der Geschichte der vaterländischen Literatur gesichert hat. „Die Narrenbeschwörung“ (Straßburg 1512) die „Schelmenzunft“ (Frankfurt 1512), die „Geistliche Badenfahrt“ (Straß-

*) Darunter „Ludus studentum Fribungensium“, und „Scaccus infallibilis quantitatis syllabarum“, worin er die Prosodie auf einem Brettspiele lehren wollte.

burg 1514), die „Mülle von Schwyndelsheym" (Ebend. 1515), die Uebersetzung von Virgils Aeneide (Ebend. 1515) „Die Geuchmatt" (Basel 1519) und „Von dem großen lutherischen Narren" (Straßburg 1522). Wir werden diese Gedichte weiter unten ausführlicher besprechen.

Etwa um das Jahr 1514 war Murner auf dem Ordenscapitel zu Nördlingen zum Guardian des Barfüsserklosters in Straßburg erwählt worden. Seine Amtsführung erregte indessen vielseitiges Mißfallen; namentlich gab man ihm die Schuld, daß der Provinzial des Ordens einige Väter und Amtsträger abgesetzt habe. Um sich an ihm zu rächen, klagten ihn die Unzufriedenen der Veruntreuung an, indem sie behaupteten, er habe mehr als 500 Gulden zu seinem Nutzen verwendet. Er wurde, wie es scheint, auf die bloße Klage hin ohne alle Untersuchung des Guardianats entsetzt. Zwar wandte er sich an den Magistrat, dem die Mitaufsicht über das Kloster zukam, dann auch an den Ordensprovinzial, erbot sich zur Rechnungsablage und zum Schadenersatz, wenn sich eine Unrichtigkeit ergeben sollte, allein ohne Erfolg; er sah sich vielmehr gezwungen, sein Kloster abermals zu verlassen. Auch jetzt verlieren wir jegliche Spur von ihm, bis er nach einiger Zeit wieder plötzlich in Basel auftaucht, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. Im Jahre 1519 wurde er Licentiat der beiden Rechte, so mächtiger Widerspruch sich auch von mehreren Seiten gegen die Ertheilung dieser Würde erhob; ja er scheint sogar Professor der Rechte gewesen zu sein, da er in der zweiten Ausgabe (1520) seiner Uebersetzung der Justinianischen Institutionen (die erste erschien Basel 1519) von seinen juristischen Vorlesungen spricht. Diese Uebersetzung verdient schon deswegen Erwähnung, weil sie der erste Versuch ist, ein römisches Rechtsbuch ins Deutsche zu

übertragen. Vorher schon hatte er im „Chartiludium institute summarie“ (Strassb.), worin er die Jurisprudenz durch Spielkarten erläutern wollte. Von weit aus größerer Bedeutung ist eine andere juristische Schrift „Der kaiserlichen stattrechten ein eingang und wares fundament“, die er 1520 in Straßburg drucken ließ. In diesem Jahre finden wir ihn wieder in seinem Kloster. Von nun an ist sein Leben der Bekämpfung Luthers und der Reformation gewidmet. Seine Theilnahme an den Streitigkeiten der Zeit beginnt merkwürdiger Weise mit der Uebersetzung der Schrift Luthers de captivitate Babylonica („Von der babylonischen gefangknuß der Kirchen, Doctor Martin Luthers o. O. u. J.). Er hielt nämlich das Beginnen des Reformators noch damals nur für eine Wiederholung der schon so häufig gemachten Angriffe auf einzelne Mißbräuche, die er selbst in früheren Schriften verspottet hatte, und schien weit entfernt, zu glauben, daß es sich um einen Vernichtungskampf gegen das Papstthum handle. Er mußte sich freilich bald überzeugen, daß er sich geirrt habe, und er ließ nun eine Reihe von Schriften erscheinen, welche zum Zwecke hatten, Luthers Lehren zu widerlegen. Er hatte hierfür eine eigene Druckerei in seinem Kloster angelegt. Die ersten dieser Schriften waren noch sehr mäßig gehalten, und er stand sogar nicht an, dem Reformator in manchen nicht unwesentlichen Punkten Recht zu geben; in späteren dagegen wurde er immer heftiger.*) Die Uebersetzung der in der Note angeführten

*) Wir theilen der Vollständigkeit wegen die Titel dieser Schriften mit: Ein christlich briederliche Ermanung zu dem hochgelerten Doctor Martin luter, dz er etlichen reden von dem newen testament, der heiligen messen, gethan, abstande (O. O. 1520). — Von Doctor Martinus luteri leren vnd predigen, das sie argwenig seint (O. O. 1520). — Von dem babstenthum wyder

Schrift des Königs Heinrich VIII. von England wurde die Veranlassung, daß er nach London reiste, wo er bald zu großem Ansehen gelangte und für eine Hauptstütze der Religion gegen die Reformation galt. Dort übersetzte er seine in der Note ebenfalls erwähnte Vertheidigung des Königs gegen Luther, in das Lateinische, was der König mit einem Geschenk von 100 Pfund belohnte, die er ihm bei seiner Rückreise auszahlen ließ. Zudem gab er ihm ein Schreiben an den Straßburger Magistrat, in welchem er ihn dringend empfahl. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimat, wo unterdessen die Reformation immer mehr Boden gewonnen hatte, wurde er von dem Bischof als dessen Abgeordneter an den Reichstag nach Nürnberg geschickt, wo er den Straßburger Magistrat bei dem päpstlichen Legaten namentlich deshalb verklagte, weil er die Priester nicht bestrafe, welche sich verheirathet hätten, und sie sogar zu Bürgern aufnehme. Allein er mußte wieder abreisen, ohne Etwas ausgerichtet zu haben. In Straßburg schien er sich der Reformation wieder zuzuwenden, und nach einem Briefe

---

Doctor Martinum Luther (Straßburg 1520). — An den Großmechtigen vnd durchlüchtigsten adel tütscher nation, das sye den christlichen glauben beschyrmen wider den zerstörer des glaubens christi, Martinum luther (Ebend 1520). Wie Doctor M. Luther vß falschen vrsachen bewegt, das geistlich Recht verbrant hat (Ebend. 1520). — Ein new lied von dem vndergang des Christlichen Glaubens (O. O. u. J.). — Protestation D. Th. Murners, Das er wider Doc. Mar. Luther nichtz vnrechts gehandlet hab (Straßburg 1521). — Antwurt und klag mit entschuldigung wider Bruder Mich. Stysel (O. u. J.). — Bekennung der siben sacramenten wider Martinum Lutherum gemacht von dem König zu Engelland (Ebend. 1522). — Ob der könig aus engelland ein lügner sey oder der Luther. (Ebend. 1522) und „Von dem großen lutherischen Narren (Ebend. 1522).

Luthers zu urtheilen, muß er sogar die Absicht gehabt haben, aus dem Kloster zu treten; jedenfalls ist es sicher, daß er mit drei andern Barfüßern eine Bittschrift an den Rath einreichte, in welcher er um Schutz gegen den Provinzial und zugleich um die Erlaubniß nachsuchte, das Ordenskleid ablegen zu dürfen. Auch bat er, in das Bürgerrecht aufgenommen zu werden, was die Absicht andeutete, aus dem Kloster zu treten, da kein Mönch das Bürgerrecht besitzen konnte. Allein der Rath war wegen seines Benehmens in Nürnberg so sehr gegen ihn aufgebracht, daß er ihn aufsuchen ließ, um ihn unter Beschuldigung des Aufruhrs ins Gefängniß zu werfen, bei welcher Gelegenheit das Volk, das sich zum größten Theil schon zur neuen Lehre bekannte, in seine Wohnung einbrach und seine Winkelpresse zerstörte, auch sonst allerlei Unfug trieb. Er entfloh nach Oberehenheim, wo er wahrscheinlich Verwandte hatte. Von dort schickte er mehrere Schreiben an den Rath, in denen er sich zu rechtfertigen suchte. Diese hatten jedoch so wenig Erfolg, daß er es nicht wagen durfte, nach Straßburg zurückzukehren. In Oberehenheim verfiel er in eine langwierige Krankheit, und er war von derselben noch nicht wieder hergestellt, als er im Frühling 1526 von den gegen ihn aufgehetzten Bauern, die ihm Abtrünnigkeit von der neuen Lehre vorwarfen, gezwungen wurde, verkleidet zu entfliehen. Er wendete sich nach der Schweiz, und zwar zunächst nach Luzern, wo er bei den Franciscanern Aufnahme fand. Dort wurde er anfänglich Lesemeister oder Professor der Theologie, und bald darauf Pfarrer oder Caplan in der Kleinstadt. Der Zudrang zu seinen Predigten war so groß, daß er auf dem Fischmarkt predigen mußte. Auch der Rath nahm sich seiner an; er habe, schrieb er an den von Straßburg, den berühmten und gelehrten Mann, der unver-

schuldet um das Seinige gekommen, aus seinem Vaterland vertrieben und in seinen alten Tagen ohne rechtlichen Spruch an den Bettelstab gebracht worden sei, reichlich aus dem Stadtseckel „bekleidet“, ihn mit Allem ehrbar versehen, wie es einem Doctor gebühre, und ihm das Predigtamt anvertraut, in welchem er sich des Raths Wohlgefallen erworben habe. Diese Verwendung blieb nicht ohne Erfolg; der Straßburger Rath bewilligte Murnern endlich einen Jahrgehalt von 52 Gulden für seine Ansprüche an das Kloster, und seine ihm weggenommenen Habseligkeiten. Die Luzerner Regierung, die gegen den neuen Glauben zunächst aus materiellen Gründen feindselig gesinnt war, konnte einen so rüstigen Kämpfer, als welcher sich Murner schon längst beurkundet hatte, wohl gebrauchen; und er gab schon dadurch, daß er eine Buchdruckerei, die erste in Luzern, errichtete, zu erkennen, daß er auf den Kampf gerüstet sei. Auch nahm er bald nach seiner Ankunft in der Schweiz an der Disputation in Baden Antheil, deren „Acten“ er im folgenden Jahr in seiner Druckerei herausgab, und zwar ganz getreu, wie aus dem im Jahre 1720 aufgefundenen Original hervorgeht. Vorher noch hatte er eine Schmähschrift „Der luterischen-evangelischen Kirchendieb- und Ketzerkalender“ erscheinen lassen, in welchem er die Reformatoren und deren Anhänger, namentlich aber Zwingli und überhaupt die Schweizer in überaus unfläthiger Weise angriff. Der Disputation in Bern (1528) wohnte er dagegen nicht bei, ob er gleich wiederholt zu derselben eingeladen wurde, selbst als sie schon begonnen hatte. Vielmehr veröffentlichte er mehrere Schmähschriften gegen Bern, wo bald nach der Disputation die neue Lehre anerkannt worden war. Die Berner Regierung war nicht bloß wegen der darin herrschenden Maßlosigkeit empört (er nannte sie „evangelische Bu-

ben und Bösewichter, Schelmen, die man an die Bäume henken sollte"), sondern wurde namentlich auch dadurch auf das Aeußerste gereizt, daß jene Schriften zum Theil einen Aufruhr veranlaßten, der im Oberlande mit Hülfe der Unterwaldner und Urner ausbrach. Sie verlangte daher von dem Rathe zu Luzern, daß Murner wegen dieser Schmähschriften bestraft werde und als dieser nicht antwortete, wiederholte sie ihr Begehren, man solle den „eerlosen Mönch, den Schelmen Murner" nicht länger dulden, zudem er wieder „zwei neue Schmachlaster-Büchli wider Bern ußgan lassen." Als sich auch Zürich diesem Begehren anschloß, setzte der Luzerner Rath (Februar 1529) einen Rechtstag an, wo die Klage angebracht werden sollte; allein Murner wurde, wie voraus zu sehen war, als unschuldig freigesprochen. Bald darauf brach der Krieg zwischen den katholischen und evangelischen Orten der Eidgenossenschaft aus; doch wurde er durch Vermittlung des Glarner Landammanns Aebli beendigt. In dem 12. Artikel des Friedensschlusses hatten sich Zürich und Bern ausdrücklich ausbedungen, daß Murner vor den 12 eidgenössischen Orten gerichtlich verfolgt werden dürfe. Bern that hierzu sogleich die geeigneten Schritte, aber schon war Murner mit Unterstützung der Luzerner Regierung entflohen. Die Berner und Züricher waren so sehr gegen ihn empört, daß sie nunmehr ihre Klage in Straßburg anbrachten; jedoch ließen sie dieselbe fallen, als der Rath von Straßburg ihnen meldete, daß Murner sich in dem größten Elend befinde. In Folge dessen wurde ihm die ihm früher ausgesetzte Pension von 52 Gulden, auf welche die Züricher und Berner Beschlag gelegt hatten, wieder ausgezahlt. Von da an verschwinden alle bestimmten Nachrichten über ihn. Einem von Lappenberg im „Ulenspiegel" angeführten Berichte zufolge soll er nach seiner Flucht aus der Schweiz

nach Heidelberg gegangen sein, wo der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der den reformatorischen Bestrebungen weniger geneigt war, ihn aufgenommen und mit großem Beifall an seinen Hof gezogen habe.*) Doch wird nicht gesagt, ob er sich unmittelbar von Luzern nach Heidelberg gewendet habe, oder erst später von Straßburg oder vielmehr von Oberehenheim aus, wo er sich jedenfalls eine Zeit lang aufhielt, wie ein von dort datirter Brief vom 16. April 1530 unzweifelhaft beweist. Einem Gerüchte zufolge soll er in Luzern ermordet worden sein; da aber keine Gründe vorliegen, anzunehmen, daß er dahin zurückgekehrt sei, so wird es eben so wenig zu glauben sein als eine andere Angabe, daß er die letzten Jahre seines Lebens in Niederdeutschland zugebracht habe, da sich hiefür trotz den Forschungen des eben so gelehrten als gründlichen Lappenberg keine Belege auffinden ließen. „Wenn er," schließt derselbe den Abriß von Murners Leben, „wie gewöhnlich angenommen wird, gegen sechszig Jahre alt geworden ist, so hat er etwa noch vier oder fünf Jahre gelebt, welche er in einer ungewöhnlichen literarischen Unthätigkeit, vielleicht durch Kränklichkeit gehindert, zugebracht haben muß. Den Grabstein des aus so vielen Ländern vertriebenen Schmähredners hat keine Gemeinde beansprucht." Jedenfalls ist er spätestens Anfangs des Jahres 1537 gestorben, da auf seinem in Nürnberg aufbewahrten Manuscripte seines Chartiludium in instituta die handschriftliche Bemerkung zu lesen ist, daß dasselbe am 23. August 1537 an seinen Erben Theobald Nigri gekommen sei.

Daß Murner einen unruhigen Charakter hatte, geht

*) Vierordt, Geschichte der Reformation im Großherzogthume Baden. S. 277.

aus der Uebersicht seiner Lebensgeschichte genugsam hervor. Wir werden daher auch ohne Bedenken glauben, daß er alle die Fehler und zwar in hohem Maße hatte, die mit einem solchen Charakter nothwendig verbunden sind. Er war unverträglich, weshalb er beinahe überall mit allen seinen Umgebungen in Streit gerieth; er war in Allem, was er unternahm, unzuverlässig, in seinen Ansichten unsicher und schwankend, weshalb er oft in die grellsten Widersprüche verfiel. Wie seine Unruhe ihn von einem Orte zum andern trieb, so erlaubte sie ihm auch nicht, sich mit einer Wissenschaft anhaltend zu beschäftigen, so daß er sich bald der Philosophie, bald der Dichtkunst, der Theologie, dem Predigtamte, der Rechtswissenschaft hingab, was natürlich zur Folge hatte, daß er in keiner Wissenschaft Bedeutendes leistete, und sich in seinen Schriften nicht bloß die unverzeihlichsten Nachlässigkeiten zu Schulden kommen ließ, sondern auch oft die gröbste Unwissenheit an den Tag legte, die ihm dann von seinen zahlreichen Gegnern oft in der härtesten Weise vorgeworfen wurde. Diese Unstätigkeit in seinen Beschäftigungen ist übrigens auch einem andern hervorstechenden Zuge seines Charakters, der ungemessenen Eitelkeit, zuzuschreiben. Er wollte vor Allem glänzen und Aufsehen erregen, und um diesen Zweck zu erreichen, bediente er sich oft der auffallendsten Mittel. Seine Anweisungen, die Logik und die Rechtswissenschaft mit Karten, Bildern und Brettspiel zu lehren, waren sicherlich zunächst aus dieser Sucht, Aufsehen zu erregen, erwachsen. Da er zudem in seinem Leben nichts weniger als streng sittlich gewesen sein mag, so ist es leicht zu begreifen, daß seine Gegner leichte Mühe hatten, seinen Charakter in das schwärzeste Licht zu stellen; sie brauchten nur die mannigfaltigen Schattenseiten desselben mit einiger Uebertreibung zusammenzustellen, das Tadelns-

werthe und Lächerliche in seinem Thun und Treiben mit einigermaßen lebhaften Farben zu schildern, um ein Bild zu geben, das ihn als den Abschaum der Menschheit erscheinen ließ. Und ein solches Bild gewähren uns auch in der That die Mittheilungen, welche wir in den Schriften seiner Gegner finden. Sie suchen ihn nicht bloß lächerlich zu machen, indem sie ihn mit den spottendsten Verdrehungen seines Namens nennen: Murmur, Murnarr, Murmaw, Murrenthoma, sie sprechen von ihm als dem Freund aller Laster, dem Vater der Unkeuschheit, dem Spion der Wollust, dem Vertheidiger des Ehebruchs. Eine behauptet, er habe das Ordenskleid abgelegt, um ungehindert in den Bädern umherschwelgen zu können. Die schon erwähnte Satyre „Murnarus Leviathan," die ihn abwechselnd Geldnarr, Gänseprediger, Schmutzkolb, Schönhänselin nennt, erzählt, daß er in vollem Priesterornat vor dem Offertorium auf die unwürdigste Weise mit frechen Dirnen gespottet habe und dergleichen mehr. Man warf ihm die niedrigste Habsucht vor und behauptete, er habe gegen Luther nur in der Hoffnung geschrieben, deshalb von dem Papste reichlich belohnt zu werden.

Wenn wir jedoch erwägen, daß diese Schilderungen von seinen persönlichen Gegnern, und insbesondere von den Freunden der Reformation herrührten, die er mit viel Geschick bekämpfte; so sind wir ohne Zweifel berechtigt, dieselben für übertrieben zu halten, und sie auf ein billiges Maß zurückzuführen. Murner hatte sich den Haß der Reformatoren und ihrer Freunde vorzüglich deshalb zugezogen, weil er ihnen ein Abtrünniger zu sein schien. Er hatte nämlich schon in seinen früheren Schriften, wie Geiler, wie Sebastian Brant, wie Wimpheling und so viele andere, die Gebrechen der Kirche getadelt, er hatte insbesondere das

unzüchtige und ungeistliche Leben der Geistlichkeit, namentlich der Mönche, bitter gegeißelt und in dieser Hinsicht auf durchgreifende Reform gedrungen. Seine Gedichte sind reich an Stellen, in denen er seine freien Gesinnungen mit eben so viel Offenheit als Kraft darlegt: am entschiedensten vielleicht spricht er sich in der Vorrede zu seinen „Kaiserlichen statrechten" aus, die er im Jahre 1520 herausgab, das heißt, zu einer Zeit, wo er gegen Luther aufzutreten anfing. „Sind das geistliche Werke," sagt, er „das Haar über den Ohren abschneiden zu lassen, ein großes Glockenseil, zerschnittene Schuhe, ein wollenes Hemd zu tragen, auf einem Strohsack zu liegen, über Tisch und im Kreuzgang nicht zu reden, von Haus zu Haus zu laufen, um Jesu willen zu betteln, sich für arm auszugeben, bei großem Ueberfluß über die vielen Fasten zu klagen, bei vielem Geld kein Geld zu nehmen: so bekenne ich öffentlich, daß ich kein geistlicher Mann bin, noch jemals werde; denn solches Affenspiel steht den Beguinen besser an, als einem frommen, aufrichtigen, redlichen und christlichen Mann. Ich hoffe, meine Geistlichkeit und Gemüth in der Ergründung der Gerechtigkeit zu beweisen." Aber wenn er auch gegen diese Gebrechen eiferte, wenn er sich gegen den Ablaß, die Beichte, den Bann und die Lehre vom Fegfeuer erklärte, wie er noch in der „Ermanung an Luther" ausdrücklich sagte; wenn er die Beschwerden der deutschen Nation über den Papst und dessen Gelderpressungen für begründet hielt, und auch später keineswegs vertheidigen wollte; wenn er den Handel mit Pfründen tadelte: so wollte er zwar diese und andere Mißbräuche abgeschafft wissen, nicht aber die Kirche und ihre Organisation, also auch nicht das Papstthum und die Hierarchie angreifen; vielmehr trat er den Reformatoren entgegen, sobald er sah, daß diese einen

vollständigen Umsturz der kirchlichen Verhältnisse beabsichtigten. Man kann ihm deshalb wohl Kurzsichtigkeit vorwerfen, denn das Papstthum kann ohne diese Mißbräuche, ohne Bann, ohne Ablaß, ohne Beichte, ohne Cölibat nicht bestehen; aber es ist unrecht, ihm deshalb Abtrünnigkeit von seinen frühern Gesinnungen vorzuwerfen. Und eben so ungerecht ist es, ihm vorzuwerfen, daß er in seinen gegen die Reformation und insbesondere gegen Luther veröffentlichten Schriften alle Mäßigung vergessen und seine Gegner in roher Weise angegriffen habe; denn so viel ist sicher, daß er es nicht war, der zuerst die Gränzen der Mäßigung und des Anstandes überschritt. In seinen ersten Streitschriften war seine Sprache durchaus würdig, und er stand sogar nicht an, Luthers Größe anzuerkennen. Erst als die Freunde der Reformation ihn in den bittersten Satyren angriffen, und seinen Charakter, sein Leben, seine Gesinnungen verächtlich machten, erst da vergaß auch er der Mäßigung und antwortete seinen Gegnern in einem Tone, der dem ihrigen wenigstens gleich kam.

Ist es uns gelungen, Murners Charakter in einem weniger schwarzen Lichte darzustellen, als er von seinen Zeitgenossen geschildert wurde, deren Behauptungen noch bis in die neueste Zeit als vollkommen wahr angesehen wurden, so wird es auch möglich sein, seine Dichtungen, denn nur durch diese hat er in der Literatur Bedeutsamkeit gewonnen, mit vorurtheilsfreiem Auge zu betrachten. Es kann nicht bestritten werden, daß er von der Natur mit vortrefflichen Anlagen ausgestattet war, so daß er gewiß sehr Bedeutendes geleistet hätte, wenn er die nöthige äußere und innere Ruhe gehabt, und seinen Werken größere Sorgfalt gewidmet hätte. Er war zum Satyriker geboren. Wenn Brant die menschlichen Gebrechen vom Standpunkte

des ernsten Weisen mit Schärfe und selbst mit Bitterkeit geißelte, so suchte sie Murner mehr als lächerlich darzustellen, und bei seinem reichen Witz, seinem unerschöpflichen Humor, seiner lebhaften Phantasie fehlte es ihm nie an passenden, oft sehr wirkungsvollen Mitteln. Dazu kam, daß er die Sprache und den Reim mit großer Leichtigkeit behandelte, und seiner Darstellung ein volksthümliches Gepräge zu geben wußte, durch welches seine Dichtungen eine Kernhaftigkeit und eine Wahrheit erhalten, die des größten Eindrucks nicht verfehlen kann. Namentlich bediente er sich gern und mit Erfolg der im Munde des Volks lebenden Sprichwörter, die ihm in reicher Menge zufließen und unter denen sich Manche befinden, die mehr oder weniger außer Uebung gekommen sind, so daß seine Gedichte auch in dieser Beziehung als eine wahre Fundgrube erscheinen. Freilich ist sein Ausdruck oft derb, und er nimmt keinen Anstand, Alles mit den nacktesten Worten zu bezeichnen; allein dies ist nicht sowohl eine ihm eigenthümliche, aus seinem Charakter zu erklärende Abirrung, sondern es lag vielmehr in der Zeit selbst, in welcher gar Manches nicht einmal derb erschien, was heut zu Tage als roh und anstößig mit Sorgfalt vermieden wird. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß Murner in seinen Gedichten nicht die gebildeten Stände, nicht die Gelehrten, sondern das Volk vor Augen hatte, und daß er daher mit diesem, das er als Franciscanermönch und auf seinen vielfachen Wanderungen genau hatte kennen lernen, in einer ihm zugänglichen Sprache reden wollte, und daß seine Gedichte auf dasselbe eben deshalb gewiß des größten Eindrucks nicht verfehlten.

Unter denjenigen Dichtungen Murners*) mag mit Aus-

*) In der neueren Zeit hat Lappenberg nachzuweisen gesucht, daß Murner der Verfasser des Eulenspiegels sei. So sehr auch

nahme des Gedichts „Von den fier kezeren Predigern", das wir nicht kennen, wohl die „Narrenbeschwörung" das früheste sein. Denn wenn sich auch eine Ausgabe von 1506 nicht nachweisen läßt, so ist wohl kein Zweifel, daß er es schon bald nach seinen über den Gegenstand in Frankfurt gehaltenen Predigten abgefaßt oder wenigstens begonnen habe. Offenbar hat er darin Brant's „Narrenschiff" zum Muster genommen, wie er Geiler in seinen Predigten nachahmte. Aber so ähnlich sich die beiden Gedichte in ihrem Inhalt und ihrem Zwecke sind, so herrscht in der Ausführung doch die größte Verschiedenheit. Nicht bloß daß Murner weit mehr Witz entfaltet, als Brant, wie schon gesagt worden ist, und daß er auch eine tiefere und umfassendere Menschenkenntniß an den Tag legt, als jener, er behandelt auch manche Seiten des Lebens, die seinem Vorgänger entgangen waren, oder die dieser nicht zu behandeln wagte. Denn unter den guten Eigenschaften, die man an Murner

---

seine volksthümliche Richtung dafür zu sprechen und diese Behauptung auch darin Bekräftigung zu erhalten scheint, daß Murner auf seinen Wanderungen durch Norddeutschland den Eulenspiegel konnte kennen gelernt haben; so weist doch Alles darauf hin, daß das Volksbuch in Norddeutschland entstanden sein muß. Dagegen dürfte vielleicht nachgewiesen werden können, daß das Gedicht „Von Eelichs Stats nutz vnd beschwerden durch Joannem Murner gedicht vnd gemacht" (O. O. u. J.) von ihm und nicht von seinem Bruder Johannes verfaßt worden ist. Wir haben zwar dasselbe leider nie in Händen gehabt; aber eine Stelle, die Waldau aus dem Gedicht anführt, läßt beinahe vermuthen, daß ein Geistlicher es geschrieben habe. Es heißt nämlich am Ende:

„Ir lieben fründ, fraw oder man,
Ir solt mir nit vorübel han,
Das ich von dingen hab geseit,
Des grunds ich doch nit hab bescheit;
Ich habs mir aber lassen sagen."

anerkennen muß, darf man den Muth nicht vergessen, mit welchem er nicht nur die Geistlichkeit, sondern auch den Adel und die Mächtigen öffentlich und in den kräftigsten Ausdrücken tadelte. Der Abschnitt, in welchem er die Raubritter geißelt, ist einer der gelungensten; die Ironie ist meisterhaft behandelt, und zugleich entwickelt er eine große rethorische Kraft und Gewandtheit, aus welcher wir entnehmen können, daß sie ihm auch auf der Kanzel nicht gefehlt haben wird. „Man erzählt vom König Ferdinand," läßt er einen edlen Ritter sagen, der sich „vom Sattel nährt," d. h. Raubzüge zu Pferde macht, „daß er viele neue Inseln, reich an Spezerei, Silber und Gold, aufgefunden habe; das ist keine Kunst; ich finde Inseln, wann ich nur will. So oft ich ein Schiff auf dem Rhein erblicke, zwinge ich es, ans Land zu fahren, und finde darin auch Spezereien, Silber und Gold. Das hat vor mir Niemand gewußt, daß so reiche Inseln auf dem Rhein zu finden seien; meine Entdeckungen bringen mir viel ein und dabei bleibe ich ein Edelmann wie zuvor." Vortrefflich und auch jetzt noch zu beherzigen ist der Abschnitt „Die Wolfspredigt". Die Gänse, heißt es darin, hatten einen Bund gemacht, dem Wolf nicht zu trauen, weil er es doch nur auf ihr Leben abgesehen habe. So blieben sie vor seinen Verfolgungen sicher, bis er auf eine List gerieth, durch welche sich die Gänse bethören ließen. Er sagte nämlich, sie sollten nun ihre Furcht aufgeben, denn er wolle ein Priester werden. Die Gänse gingen in die Kirche und hörten ihm andächtig zu, bis er den Riegel schob; da mußten sie alle drin bleiben, bis er sie aufgefressen hatte. Wer jetzt, fährt der Dichter fort, Kaiser, König oder sonst Regent zu werden wünscht, der macht es wie der Wolf; er gibt gute und süße Worte, bis er alle Gänse gefangen hat. Vor der

Thronbesteigung können sich die Fürsten und Herren so züchtig geberden, als ob sie lauter Engel wären; haben sie aber einmal die Macht, dann lassen sie die Maske fallen, und setzen Amtleute ein, die das arme Volk bedrücken. Daher soll man keinem Herrn glauben; sie vergessen gar leicht, was sie versprochen haben.

„Die Schelmenzunft", die in demselben Jahre wie die „Narrenbeschwörung" erschien, hatte Murner, wie diese, ebenfalls zuerst in Frankfurt am Main lateinisch niedergeschrieben, wo er auch über dieselbe gepredigt hatte. Sie ist eigentlich eine Fortsetzung der „Narrenbeschwörung" und stimmt mit ihr in Anlage und Haltung gänzlich überein. Wie jene und wie Brants „Narrenschiff" zerfällt sie in einzelne Abschnitte, die nur durch die allgemeine Idee, die Verdorbenheit der Sitten und Zustände darzustellen, zusammengehalten werden, unter sich aber in keiner näheren Verbindung stehen. Die Darstellung ist darin noch derber und rücksichtsloser als in der „Narrenbeschwörung", und er geißelt nicht bloß die Geistlichkeit und ihre Zuchtlosigkeit, sondern er tadelt sogar manche kirchliche Einrichtungen, zum Beispiel den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienste. Die Pfaffen, Mönche, Nonnen, sagt er, wissen oft selber nicht, warum sie zu Gott beten, da Keiner von ihnen Latein versteht. Was ist aber das Gebet, von dem man kein Verständniß hat? u. s. w.

Wie schon Lappenberg bemerkte, der Beifall, den die erwähnten Gedichte, namentlich die „Narrenbeschwörung" fand,*) verführte den Dichter zu neuen ausgelasseneren und nachlässigeren Arbeiten. Zu diesen gehört schon das fol-

*) Dem Kaiser Maximilian, sagt Lappenberg, gefiel die „Narrenbeschwörung", die er das andere „Narrenschiff" nannte, so sehr, daß er den Dichter zu sich bescheiden wollte. Es ist

gende Gedicht: „Ein andechtig geistliche Badenfart“, in welcher die geistlichen Uebungen der Christen, in der Absicht, die Mißbräuche der Geistlichen zu tadeln, aber häufig in der unschicklichsten Weise, mit einem Bade verglichen werden. Gott selbst ist der Bader, der mit allen in den Badstuben üblichen Manipulationen die Besserung der Menschen zu bewirken sucht. Merkwürdig ist die Stelle, in welcher er von der Päpstin Johanna spricht, weil daraus hervorzugehen scheint, daß er das „Spiel von Frau Jutten“ von Theodorich Schernberg kannte.

Am wenigsten bekannt unter allen Murnerischen Dichtungen ist „Die Mülle von Schwyndelsheym und Gredt Müllerin Jarzeit“, welches, nach Allem zu urtheilen (denn wir haben es leider nie zu Gesichte bekommen) zu seinen besten Werken gehören muß. Es ist, sagt Lappenberg, mit vieler Laune geschrieben, und größtentheils wider die Geistlichkeit gerichtet. Waldau giebt eine kurze und freilich ganz ungenügende Uebersicht des Inhalts; doch wollen wir sie hier aus Mangel einer besseren mittheilen: „Ein Müller klagt, daß man ihm seinen Esel nicht stehen lasse, sondern ihm allenthalben soviel Ehre erzeige, daß er ihn nicht mehr behalten könne. Einsmals sei er ihm entlaufen, und als er ihn gesucht, habe er ihn gefunden, mit einer gülденen Binde und einer Krone geziert und auf einem weißen Kissen sitzend. — Der Müller sagt, daß die Bürger seinen Esel in den Rath gesetzt und der Kaiser ihn geadelt habe. — Beim Goldschmied sitze er im Laden, beim Kaufmann im Gewölbe. Er habe ihn auch im Chor der Kirche angetroffen, da er sich für einen Doctor ausgegeben. Er sei

---

nicht bekannt, ob es geschehen ist; wir zweifeln aber daran, weil Murner gewiß nicht unterlassen hätte, sich in einer seiner zahlreichen Schriften dessen zu rühmen.

in dem Barfüßerkloster Guardian und bei den Prediger-
mönchen Prior geworden. Er sei auch auf der hohen
Schule auf dem Lehrstuhle gesessen" u. s. w. Aus diesen
Andeutungen scheint sich zu ergeben, daß das Gedicht, wie
die „Narrenbeschwörung" und die „Schelmenzunft" alle ein-
zelnen Stände die Revue passiren läßt, aber sie nicht sowohl
bezüglich ihrer Gebrechen und Laster als wegen ihrer Un-
geschicklichkeit und Ignoranz tadelt.

Die „Genchmat zur straff allen wybischen Menschen
erdichtet," welche er verfaßte, als er in Basel „des Kaiser-
lichen rechtens ordentlicher Lehrer" war, weshalb er sie
auch als „eyner frummen gemeyn der löblichen statt Basel
in freyden zu einer letz beschriben vnd verlassen" einführt,
wurde für den Dichter die Veranlassung zu mancherlei Unan-
nehmlichkeiten. Er hatte dieselbe nämlich im Jahre 1514
dem Straßburger Drucker Hupfuff um vier Gulden ver-
kauft. Aber bevor sie noch gedruckt wurde, war ihr In-
halt bekannt geworden, und der Gůardian seines Klosters,
der sich unter dem „wybischen menschen" zu erkennen glaubte,
klagte deshalb beim Rath, der den Druck untersagte, nach-
dem er die Handschrift durch zwei seiner Mitglieder hatte
prüfen lassen. Hupfuff verlangte nun von Murner die
Wiedererstattung der ihm gegebenen vier Gulden; Murner
aber weigerte sich, sie zurückzugeben, bevor er seine Hand-
schrift wieder erhalten habe. Er wendete sich deshalb an
den Stadtschreiber Brant mit der Bitte, daß ihm die Hand-
schrift wieder ausgeliefert und der Druck gestattet werde.
Letzteres wurde ihm, wie es scheint, nicht bewilligt, da das
Gedicht erst im Jahre 1519 zu Basel gedruckt wurde; die
Handschrift wurde ihm aber, wie sich daraus ergiebt,
wieder eingehändigt, vielleicht aber erst nach längerer Zeit.
Das Gedicht selbst ist eines seiner schwächsten; wahrschein-

lich würde es, wenn auch nicht an poetischer, doch an historischer Bedeutsamkeit gewinnen, wenn wir die verschiedenen Beziehungen kennten, die ohne Zweifel in demselben verborgen liegen. Wie schon aus dem Titel zur Genüge erhellt, verspottet er darin die „Gäuche", d. h. die Weiberdiener und Buhler, zu deren Kanzler er sich selbst ernennt. Hätte ich mich, sagt er, in der heiligen Schrift und in den meinen Orden betreffenden Dingen so sehr geübt, als in der „Gäucherei", würde man mir nicht den ersten Rang in derselben geben können. In ähnlicher Weise sagt er an einer andern Stelle: „Schämte ich mich nicht wegen meines geistlichen Standes, so würde ich aus eigener Erfahrung berichten, wie solch Gäucherei Reue erweckt" und später endlich steht er nicht an zu bekennen, daß die Weiber sich über ihn nicht beklagen dürften, er habe ihnen seinen gehörigen Zins entrichtet. Im Beschluß nimmt er dies freilich zurück. „Ich besorge," heißt es daselbst, „daß ich zu grob gewesen bin und zu viel von Weibern geredet habe; auch hätte ich Alles mehr hobeln und nicht so offen aussprechen sollen. Denn was ich von den Weibern und ihrem leichtfertigen Wesen gesagt habe, das habe ich Alles in Büchern gelesen, die noch hundert mal gröber geschrieben sind, als ich es gethan. Die weltlichen Bücher sind Schuld, daß ich zuweilen unzüchtig gesprochen habe." Dieser Beschluß ist übrigens auch darum wichtig, weil er darin die besondere Art und Richtung seiner Poesien erklärt. „Ich habe in allen meinen Werken," heißt es darin, „die Sünden bekämpfen wollen. Ich habe wohl eingesehen, daß man die Welt mit ernsten Worten nicht bessern kann; sie hört auf solche nicht und zwingt eben deswegen, das, was man ihr sagen will, in scherzhafter Weise vorzutragen. Wollte ich die Leute Sünder nennen, sie würden mit Fäusten nach

mir schlagen; aber wenn ich sie Narren, Schelme, Gäuche nenne, so lachen sie und hören aufmerksam zu. Nur so kann ich meinen Zweck erreichen. Ich muß mich nach ihrem Sinne richten. Doch hat man mir darüber Vorwürfe gemacht und behauptet, ich hätte geistlich und ernsthaft schreiben sollen. Nun habe ich wohl an die fünfzig Bücher „gedichtet", darin Alles mit gehörigem Ernst behandelt wird. Aber wenn ich sie einem Drucker zeigte, so sagt er mir ins Gesicht, er könne dergleichen nicht gebrauchen, die Welt wolle nur Spaßhaftes haben; mit lustigen Dingen allein könnten sie Geld verdienen."

Sein letztes Gedicht „Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Doctor Murner beschworen hat" ist ohne Vergleich auch sein bestes, nicht bloß in Beziehung auf Sprache, Darstellung, Versifikation und Reim, sondern ganz insbesondere was die Anlage und Composition betrifft. Wir erlauben uns zu wiederholen, was wir in der Einleitung zu unserer Ausgabe des Gedichts (Zürich 1848) hierüber gesagt haben. „Wir sehen schon in der Narrenbeschörung, noch mehr in der sonst weit tiefer stehenden Geuchmatt, das Streben nach epischer Ausführlichkeit und dramatischer Lebendigkeit durchschimmern; manche Kapitel der Narrenbeschwörung gehören in dieser Beziehung zum Besten, was die damalige Zeit hervorgebracht hat, und Murner übertrifft in diesen Stellen den ruhigeren und beschaulicheren Sebastian Brant. Im „Lutherischen Narren" ist diese Neigung zum Epischen schon bedeutend entwickelt, so daß man es füglich ein episches Gedicht nennen könnte. Während in seinen rein didaktischen Poesien nur ein Zusammenhang in der das Ganze belebenden Idee gefunden wird, die einzelnen Abschnitte dagegen beinahe ohne alle nähere Verbindung und Beziehung an einander gereiht

worden, folgt hier jeder Gedanke, jedes Verhältniß unmittelbar und nothwendig aus dem Vorhergehenden, und sie bringen so in ihrer Gesammtheit die vollkommenste Wirkung hervor. Wir wollen versuchen, diese Behauptung zu rechtfertigen, indem wir die Entwickelung und den Gang des Gedichts in gedrängter Uebersicht darstellen.

Nachdem der Dichter im ersten Abschnitte die Verhältnisse, die ihn zur Abfassung des Gedichts bewogen, dargelegt hat, beginnt er seine Satyre damit, daß er den großen Narren beschwört. Dieser große Narr ist aber nichts Andres als die Personifikation der reformatorischen Bestrebungen seiner Zeit, wie denn auch alle einzelnen Erscheinungen jener Tage von ihm gleichsam geboren werden. Der Narr widersetzt sich der Beschwörung; aber er muß sich endlich den mächtigen Worten des Beschwörers fügen. Zuerst kommen aus seinem Haupt die gelehrten Narren, welche die Bibel nach ihrem eigenen Sinne erklären, dann aus seiner Tasche diejenigen, welche nach den Gütern der Kirche lüstern sind; aus seinem Bauch kriechen hierauf die fünfzehn Bundesgenossen*) hervor, die mit Geist und Gewandtheit persiflirt werden.

Von da entwickelt sich eigentlich erst der Plan, den der Dichter nun verfolgte. Es scheint beinahe, daß der Name Bundesgenossen ihm die gewiß glückliche, und wie sich aus dem Verlauf zeigt, auch fruchtbare Idee eingegeben hat, die er nunmehr ausführte. Die fünfzehn Bundesgenossen, die er manchmal höhnisch Buchgenossen (Bauchgenossen)

*) Eberlin, ein Anhänger der Reformation hatte eine Reihe von Schriften gegen das Papstthum und zur Entwickelung der reformatorischen Ideen geschrieben, welche er unter dem Titel „Die fünfzehn Bundesgenossen" herausgegeben hatte. Gegen diese Schriften sind die eben so betitelten Abschnitte des Gedichts gerichtet.

nennt, bilden noch keine hinlängliche Macht, den Feind mit Erfolg anzugreifen; man muß sich nach weiterer Hülfe umsehen. Es wird daher der Bruder Veit berufen, der Repräsentant der Landsknechte und Söldner, dem es aber nicht sehr behagt, für die neue Lehre zu kämpfen; dazu kommen drei Reisige, mit denen Murner wohl auch andere, gegen ihn gerichtete oder für die Reformation geschriebene Flugschriften persifliren will, die wir aber nicht näher zu bezeichnen wissen. Den Troß bilden die Lügen, welche die Reformatoren und besonders Luther gegen das Papstthum ausgebreitet haben. Wie in manchen andern Stellen, so fällt Murner auch hier aus der Ironie, was wohl zu erklären, aber poetisch nicht zu rechtfertigen ist.

Der Bund muß nunmehr auch einen Hauptmann haben; Niemand paßt für diese wichtige Stelle besser als Luther, der ja schon hinlängliche Beweise seines Muths und seiner unternehmenden Thätigkeit gegeben hat. Sodann werden die Fahnen ausgetheilt; das Fußvolk erhält ein Banner mit der Ueberschrift: Evangelium, die Reisigen ein zweites mit der Umschrift: Freiheit, und der Troß ein drittes mit dem Motto: Wahrheit (wie man sieht, lauter Schlagwörter der neuen Lehre). Nun stellt sich die Schaar der treuen Christen dem Bund entgegen, denn die Banner, welche dieser aufgepflanzt, sind in der That die ihrigen; sie sind ihnen vom Feind geraubt worden, und es gilt, sie wieder zu erobern. Die Zahl der Gläubigen und Getreuen ist noch groß; ihrer Macht gegenüber fühlt sich der Bund noch zu schwach: es müssen daher noch mehr Hülfstruppen herbeigezogen werden. Zum Glück für den Bund sind die reichen Quellen, welche der große Narr darbietet, noch lange nicht erschöpft. In seinen Schuhen sitzt Bruder Stiffelein (der Verfasser mehrerer reformatorischer Schriften), außer-

dem der große Haufe der Aufrührer, die den Bundschuh im Banner tragen (die aufrührerischen Bauern). In seinen Hosen ist Karsthans verborgen*), der durch einen wirksamen Trank zu Tage gefördert wird. Nachdem sich der Bund endlich noch mit zwei „Gickenheintzen" und durch diejenigen Narren verstärkt hat, welche dem großen Narren in den Ohren sitzen, läßt der Hauptmann sein Heer den Fahneneid schwören und den „Bundschuh" aufstecken, d. h. es werden die Klagen angeführt, welche als Grund der Empörungen vorgebracht werden. Jetzt endlich geht der Bund zum Angriff über. Nachdem Kirchen und Klöster zerstört worden, der Angriff auf die Hauptfestung aber mißlungen, weil Murner dieselbe vertheidigt, fordert Luther diesen auf, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Als Murner aber erklärt, sich bis auf den letzten Athemzug vertheidigen zu wollen, sucht ihn Luther durch Versprechungen und Schmeicheleien zu gewinnen. Endlich verspricht er ihm, nachdem er zuvor noch mit den Seinigen Rücksprache genommen, ihm seine Tochter (worunter wieder die Reformation zu verstehen ist) zur Frau zu geben, wenn er die Feindseligkeiten einstellen wolle. Murner wird nunmehr mit den Grundsätzen des Bundes bekannt gemacht, die ihm gar wohl behagen, so daß er den Vertrag eingeht und Frieden schließt. Er bringt der Braut sogleich eine Serenade, und bald darauf wird die Hochzeit durch ein großes Gastmahl gefeiert, zu welchem alle Feinde des Papstthums eingeladen werden. Doch kann Murner bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, eine kleine Rache auszuüben; den Gästen wird ein in Mandelreis gebackener „Bruoch" (Hosen) aufgetischt, welche sie, obgleich mit Ekel

*) So heißt ebenfalls eine gegen Murner gerichtetete Flugschrift, die in unserer Ausgabe des Gedichts abgedruckt ist.

und Widerwillen, hinunterschlucken.*) Nach der Mahlzeit wird getanzt, auch Murner soll Theil nehmen, doch will er die Kutte nicht ablegen. Als er endlich seine Braut in die Hochzeitskammer führt, gesteht sie ihm, daß sie den Grind habe, worauf er sie mit Schlägen vertreibt, ohne sich durch Luthers Vorwürfe von seinem Vorsatze, die Ehe aufzugeben, abhalten zu lassen.

Bald darauf wird Luther krank, wahrscheinlich aus Kummer, daß seine Tochter ein so übles Ende genommen; auf dem Todtenbette beruft er Murner, der ihn trösten soll. Aber die Tröstungen der Kirche, wie sie ihm der Franziskaner anbietet, weist er zurück und er stirbt seinen Ansichten getreu. So muß er denn als Ketzer begraben werden; Murner besorgt zum Leichenbegängniß eine Katzenmusik, denn wozu wäre er sonst der M u r m a u? Nun Luther todt ist, kann der große Narr auch nicht länger am Leben bleiben. Auch er wendet sich in seiner Krankheit an Murner, der ihm eine Beguine zur Pflege schicken will; aber der Narr will solche nicht, da sie nur Heuchlerinnen und unkeusch seien. Murner verspricht jedoch, ihm eine zu schicken, die nicht wie die andern Unkeuschheit treibe: ganz im Geiste seiner früheren Schriften schickt er ihm eine a l t e, die der Narr aber alsobald verjagt. Bald darauf stirbt dieser; er wird mit allen ihm gebührenden Ehren zur Erde bestattet. Nach seinem Tode aber erhebt sich ein Streit um seine Erbschaft (wobei der Dichter vergißt, daß Luther gestorben ist), den er nach seiner Weise schlichtet, indem er selbst auf die Narrenkappe Anspruch macht.

---

*) Dies bezieht sich darauf, daß Murner in einer gegen ihn gerichteten Schmähschrift mit Hosen in der Hand dargestellt wurde, weil man ihm nachsagte, er habe einst auf diese Weise aus einem unsaubern Hause flüchten müssen.

Wenn die Composition des Gedichts schon alles Lob verdient, besonders weil der Dichter die zu Grunde liegende Allegorie mit sicherer Hand ins Bereich des Sinnlichen gezogen hat, und dann weil die einzelnen Begebenheiten in einfacher, aber doch epischer Entwickelung sich an einander reihen, namentlich von dem Punkte an, wo dem Dichter die Idee klar wurde, seinen Kampf gegen die Reformation als einen Kampf der Kirche mit ihren Feinden darzustellen, in welchem er und Luther die Hauptrollen spielen, können wir auch der Ausführung im Einzelnen unsere Anerkennung nicht versagen. Einige Mal fällt der Dichter zwar, wie schon bemerkt, aus der ironischen Darstellung; auch fehlt es hier, wie in seinen übrigen Schriften, nicht an überflüssigen Wiederholungen und weitschweifigen Erörterungen; allein diese Flecken können die Bedeutsamkeit des Ganzen nicht verringern. Zudem ist der Ausdruck überall lebendig und wahr, die Ironie oft meisterhaft durchgeführt, wie z. B. in den Abschnitten, in denen er die fünfzehn Bundesgenossen persiflirt. Ueberhaupt ist die Ironie ein Zug in den Dichtungen Murners, der noch zu wenig hervorgehoben worden ist, der aber gewiß um so mehr alle Beachtung verdient, als er sich in den Erzeugnissen der Zeit gar nicht so häufig findet."

Johannes Aventinus.

„Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede sein, daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen, als etwa Tschudi's schweizerische oder Aventins bayerische Chronik.“ Ein Geschichtschreiber, von dem Goethe mit so hoher Anerkennung spricht, muß nothwendig eine höchst bedeutende Erscheinung sein, und eine Hinweisung auf jene Worte wird sicherlich zu unserer Rechtfertigung genügen, wenn wir dem trefflichen Manne eine größere Aufmerksamkeit widmen, als es in den Literaturgeschichten gewöhnlich zu geschehen pflegt. Glücklicher Weise ist er in neuerer Zeit der Gegenstand einer sorgfältigen und gründlichen Arbeit geworden, die über viele, bis dahin noch unklare Punkte erfreuliches Licht gewährt.*)

Johannes Turmair wurde am 4. Juli 1477 in dem oberbayerischen Städtchen Abensberg geboren, nach welchem er sich später Aventinus nannte. Sein Vater, ein wohlhabender Gastwirth,**) ließ ihn, nachdem er die sogenannten

*) Johann Turmair, gen. Aventinus. Nach seinem Leben und seinen Schriften dargestellt von Theod. Wiedemann. Freising 1858. 8⁰.

**) Nach einer freilich, wie es scheint, ziemlich späten handschriftlichen Notiz soll Aventinus der Sohn des Regensburger

deutschen Schulen durchgemacht hatte, in die lateinische Schule eintreten, die von den geschuhten Carmeliten geleitet wurde. Im Jahre 1495 bezog er, 18 Jahr alt, die Hochschule Ingolstadt, auf welcher, obgleich erst seit kurzer Zeit gestiftet (1472), doch schon das pedantische Unwesen der damaligen Gelehrsamkeit in aller Fülle blühte. Aventinus schildert dasselbe in seiner Chronik in höchst anschaulicher Weise. Aristoteles war der Mittelpunkt alles Studiums; jegliche Wissenschaft, namentlich aber die Theologie, wurde auf ihn begründet, so daß im Jahre 1492 nicht weniger als drei und dreißig Docenten über denselben oder seine Commentatoren lasen. Aber, wie Aventinus sagt, (und auch Luther behauptete es wiederholt) Niemand verstand ihn, weshalb ihn Jeder anders auffaßte, so daß die widrigsten Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Schulen, den Schotisten, Thomisten und Albertisten, den Realisten und Occanisten entstanden, die sich einander auf das Bitterste befeindeten. „Und damit ich von diesem Handel gar komme," beschließt Aventinus seine Schilderung, „laß ichs bleiben bey dem Beschluß der alten Weysen, die sagen vnd sprechen: Die allergeschicktesten, witzigsten, gelehrtesten vnd heiligsten seyen die größten Narren vnd Buben, die am meisten Fürsten vnd Herren, Land vnd Leut triegen und beliegen, wie denn auch vnser Teutsch Sprichwort ist: Je gelehrter, je ververkehrter." Aventinus scheint schon früh den scholastischen Unsinn müde gewesen zu sein, weshalb er sich bald aus-

---

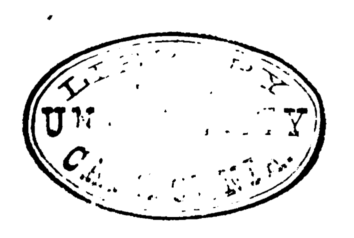
Domherrn Dr. Johann Meyer gewesen sein. Worauf sich diese Notiz gründet, ist unbekannt; sie verdient um so weniger Glauben, als alle Verhältnisse und Beziehungen Aventins, wie sich aus dem Folgenden ergiebt, darauf hinweisen, daß er wirklich der Sohn des Gastwirths Turmair gewesen ist.

schließlich dem Studium der classischen Literatur der Griechen und Römer widmete, worin er an dem gelehrten Conrad Celtes einen trefflichen Führer hatte. Und als dieser, einem Rufe des Kaisers Maximilians I. folgend, am Ende des Jahres 1497 nach Wien übersiedelte, fühlte Aventinus den Abstand zwischen ihm und den übrigen Lehrern der Ingolstädter Hochschule so sehr, daß er im Anfang des Jahres 1499 ebenfalls nach Wien ging. Dort setzte er, in trautem Verhältnisse mit seinem geliebten Lehrer lebend, seine humanistischen Studien bis Ende 1500 fort; neben Celtes übten der berühmte Mathematiker Stabius und der Geschichtsforscher Cuspinian den größten Einfluß auf den wißbegierigen Jüngling, dessen Vorliebe für das Studium der Geschichte ohne Zweifel durch den letztern geweckt wurde. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Vaterstadt besuchte er die Universität Krakau, wo er bei Albert Brudler, dem Lehrer des berühmten Copernicus, Mathematik und Astronomie und bei Philipp Callimachus philologische Collegien hörte. Der Tod seines Vaters bewog ihn, in die Heimat zurückzukehren (1502), wo er durch einen Besuch seines Lehrers Celtes erfreut wurde. Nachdem er die Erbschaftsangelegenheiten geordnet und das väterliche Anwesen seiner Schwester überlassen hatte, ging er am Anfang des Jahres 1503 nach Paris, wo die berühmten Gelehrten Faber Stabulensis und Jodocus Clitovdus seine vorzüglichsten Führer wurden; ihnen verdankte er eine bessere, von den Schlacken des Scholasticismus gereinigte Ansicht der aristotelischen Philosophie und eine richtigere Kenntniß der heiligen Geschichte. Nachdem er sich im März 1504 die Würde eines Magisters der freien Künste erworben hatte, kehrte er in die Heimat zurück, lebte dann kurze Zeit in Straubing, worauf er sich 1505 zum zweiten Male nach Wien begab, um durch den

Umgang und den Unterricht der dort versammelten Gelehrten seine Kenntnisse zu vermehren. Dort, wie zwei Jahre später in Ingolstadt, ertheilte er den Studenten Privatunterricht; er erklärte ihnen griechische und römische Dichter, wie er denn überhaupt klassische Bildung zu verbreiten und der in Wortkram und Unsinn ausgearteten scholastischen Philosophie entgegenzusetzen bemüht war. Durch diese Vorträge, so wie durch ein Gedicht an Herzog Albert IV. über die Beendigung des Pfälzer Kriegs (1507), erwarb er sich einen so vortheilhaften Ruf, daß ihm Herzog Wolfgang, der Vormund des regierenden Herzogs Wilhelms IV. und der beiden Brüder desselben, Ludwig und Ernst, die Erziehung dieser letztern übertrug. Aventinus erhielt ganz besonders den Auftrag, die Prinzen, namentlich aber den jüngern, der sich dem geistlichen Stand widmen sollte, in der deutschen und bayerischen Geschichte zu unterrichten, und dem Unterricht „brifflìche vrkund" zu Grund zu legen, was ihm erwünschte Gelegenheit gab, seine historischen Studien im weitesten Umfang zu verfolgen. Er hielt sich mit seinen Zöglingen theils im Schloß Burghausen, theils in München oder Landshut auf, reiste mit dem Prinzen Ernst 1515 nach Italien, und begleitete ihn nach der Heimkehr auf die Universität Ingolstadt. Dort leitete er dessen Studien mit der größten Umsicht, so daß der Prinz sich die gründlichsten und zugleich die mannigfaltigsten Kenntnisse erwarb. Als dieser im Jahre 1517 das Bisthum Passau erhielt, wurde Aventinus seiner Stelle enthoben; sein Zögling aber blieb ihm stets in Liebe und treuer Anhänglichkeit zugethan. In Ingolstadt hatte Aventin nach dem Vorbilde der von seinem Lehrer Celtes in Wien gegründeten societas rhenana eine gelehrte Gesellschaft gestiftet, die mehrere vortreffliche Mitglieder zählte, sich aber, da außer Aventinus auch die



Johannes Aventinus.



meisten andern Theilnehmer Ingolstadt verließ, nach zwar rühmlichem, aber kurzem Wirken wieder auflöste.

Als Aventinus sein Amt als „Zuchtmeister" der Prinzen niederlegte, ernannten ihn die Herzoge Wilhelm und Ludwig auf seinen Wunsch zu ihrem Historiographen mit dem Auftrag „die alten monument, antiquitet vnd anzaygen allenthalben bey den Clostern ihres Fürstenthumbs zu erfaren, zu besichtigen vnd zu beschreiben," indem sie zugleich an die Vorsteher der Klöster den Befehl ergehen ließen, dem „Ersamen, wolgelarten Johann Aventino" ihre Bibliotheken und Archive zur Benützung zu eröffnen. Zwei Jahre lang durchzog er nun Bayern bald zu Fuß und bald zu Pferd nach allen Richtungen, die Archive und Bibliotheken der zahlreichen Klöster und der Städte mit stets wachsendem Eifer durchforschend*). Er schrieb sich unzählige Urkunden ab, besichtigte alle alten Denkmäler, von denen er viele zuerst wieder entdeckte, und wendete zugleich seine Aufmerksamkeit der physischen und topographischen Beschaffenheit des Landes zu, was ihm später bei der Erzählung der Geschichte zum großen Nutzen gereichte. Mit Anfang des Jahres 1509 begann er seine Darstellung der bayerischen Geschichte, zu welchem Zwecke er sich in das Karmeliterkloster zu Abensberg zurückzog, wo er drei volle Jahre verblieb. Kaum war das großartige Werk beendigt, als er es mit rastlosem Eifer umzuarbeiten begann. Nach einigen größeren und kleineren, zum Theil seiner Erholung gewidmeten Reisen übersetzte er es in die deutsche Sprache. Nun berichtete er den Herzogen Wilhelm und Ludwig die Vollendung seiner Arbeit, welche ihm aus Freude darüber

*) „Ist im Bayerland alle winckel (so zu rechen) außkrochen", berichtet Caspar Brusch.

einen jährlichen Gehalt von 100 Gulden „sambt einem Hof-claid" aussetzten und ihm den Auftrag ertheilten, ihnen eine Abschrift der Bayerischen Chronik ausfertigen zu lassen. Auch jetzt bereiste er die Archive fortwährend, um die schon gewonnenen, massenhaften Materialien zu ergänzen. Mitten unter seinen gelehrten Beschäftigungen wurde er plötzlich in der Nacht des 7. Octobers 1528 in Abensberg verhaftet, und bis zum 18. gefangen gehalten, an welchem Tage er auf Fürsprache seines treuen Freundes, des Kanzlers Leonhard von Eck befreit würde. Der Grund seiner Verhaftung war, daß er der Reformation, welche die Herzoge von Bayern in ihren Ländern mit aller Strenge zu unterdrücken suchten, zugethan war und dies auch öffentlich bekannte. Aventins Biograph will zwar behaupten, daß die Geistlichkeit an dessen Verhaftung unschuldig war; allein er glaubt selbst nicht an dieser Behauptung und widerspricht ihr später ausdrücklich. Denn nachdem er, um seine Ansicht zu begründen, gesagt, daß Aventin dem Clerus bis dahin ziemlich gleichgültig gewesen sei, da man von seinen Schriften nur solche gekannt habe, die nicht geeignet gewesen, den Haß der Klerisei zu wecken, während seine Annalen und seine Chroniken nur noch handschriftlich vorhanden und nur seinen nächsten Freunden bekannt gewesen seien; nachdem er zur weiteren Begründung seiner Behauptung noch hinzugefügt, daß die Bischöfe von Salzburg und Passau dem großen Geschichtschreiber wohl gewogen gewesen, berichtet er in einer späteren Stelle, daß Aventinus durch seine freien Aeußerungen den Argwohn des Clerus geweckt, und dieser ihm mit seiner Rache gedroht habe. Und daß dies wirklich geschehen sei, läßt sich nicht läugnen; denn Aventinus sagt selbst in seinem „Türkenkrieg" ausdrücklich: „Ich hab den Heintzen mein lebenlang nie kein leid gethan, doch haben sie mich in die

achtbuch geschrieben, mir zu entbotten, sie wöllen mich gen Rom citiren;" und noch deutlicher heißt es in der Vorrede zur Cronica: „Es haben schon etlich Prediger Mönch offentlich bey den ehrbaren gelehrten Leuten, geistlich und weltlich, sich hören lassen, mich übel (als dieses Völklins art ist) außgericht, auch mir zugebotten und gedräuwet, wöllen mich gen Rom laden, sollen ihnen alle ihre Kelch drauff gehen, haben mich in ihr Achtbuch geschrieben, auff alle ihre Schulen geschickt." Und es ließ, „als dieses Völklins art ist", den trefflichen Mann auch nach seinem Tode nicht in Ruhe; bald nach demselben wurde die Sage verbreitet, der Teufel peitsche ihn jede Nacht auf dem Gottesacker von St. Emmeran herum. Seine historischen Werke wurden von Rom aus verboten, er selbst als ein Ketzer erster Klasse bezeichnet, und der Cardinal Baronius nannte ihn in seinen Annalen der Kirchengeschichte eine mit dem Aussatz der Ketzerei angesteckte Bestie. Bei dieser Wuth, die sich Seitens der Geistlichkeit gegen den trefflichen Mann aussprach, kann es nicht zweifelhaft sein, daß sie auch an seiner Verhaftung den größten Antheil hatte, und es darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß er seine Befreiung, wie von anderer Seite berichtet wird, hauptsächlich seinem ehemaligen Zögling dem Herzog Ernst zu verdanken hatte, der sich seiner auf das Wärmste annahm.

Nach seiner Befreiung hielt er sich größtentheils in Regensburg auf. Dort heirathete er ein schwäbisches Mädchen, Namens Barbara Fröschmann; allein die Hoffnung, seine letzten Jahre in häuslichem Glück zubringen zu können, wurde durch den zankfüchtigen Charakter seiner Frau vernichtet. So drängte sie ihn, sich ein größeres Einkommen zu verschaffen, aber die Schritte, die er deshalb that, blieben ohne Erfolg. Er selbst wäre gern nach Sachsen ausge-

wandert, wo er sich ungescheut zur neuen Lehre hätte bekennen können; allein Melanchthon, mit dem er in freundschaftlichen Beziehungen stand, widerrieth es ihm, und so nahm er 1533 das Anerbieten des Kanzlers von Eck an, die Studien seines Sohnes Oswald auf der Universität Ingolstadt zu leiten. Dort lebte Aventinus, seinen häuslichen Kummer vergessend, nur seinem Zögling und den Wissenschaften, und er fühlte sich im Umgang mit seinen alten Freunden glücklich. Allein dieses Glück war nur von kurzer Dauer. In den Weihnachtsferien 1533 reiste er nach Regensburg, um seine Frau und sein zweijähriges Töchterchen nach Ingolstadt zu holen; allein die damals herrschende große Kälte griff seinen durch angestrengtes Arbeiten geschwächten Körper so an, daß er in eine vollständige Erschöpfung fiel, in deren Folge er am 9. Januar 1534 starb. Er wurde im Kloster St. Emmeran begraben, wo ihm Johann Teylenck, Syndikus der Stadt Straubing, ein Denkmal errichten ließ.

Aventinus war ein vielseitig gelehrter und wahrhaft gebildeter Mann; er hatte durch gründliches und verständiges Studium der classischen Sprachen und Literaturen seinen Geist, so wie seinen Geschmack gebildet, und die pedantische Schulgelehrsamkeit seiner Zeit überwunden. Wie richtig er diese beurtheilte, haben wir schon oben gesehen. Durch die classische Grundlage seiner Bildung wurden die weiteren Kenntnisse, die er sich in zahlreichen Zweigen des Wissens erwarb, erst recht fruchtbar, sowie er durch sie lernte, welche Kenntnisse er erwerben müsse, um der Aufgabe eines Geschichtschreibers zu genügen. Und so bewundern wir in seinen historischen Werken nicht bloß sein massenhaftes historisches Wissen, sondern auch seine geographischen, ethnographischen und philologischen Kenntnisse

und nicht weniger sein tiefes Verständniß der politischen und der militärischen Verhältnisse. Wie er sich von den Fesseln der scholastischen Philosophie losgewunden hatte, so hatte er auch in religiöser oder vielmehr in kirchlicher und in politischer Beziehung die freiesten Ansichten gewonnen. Wenn er auch erst nach Luthers gewaltigem Auftreten seine religiösen Meinungen offen bekannte, so ist doch kein Zweifel, daß er schon vorher durch eigenes Nachdenken zu denselben gelangt war; denn erstens war er nicht der Mann, der sich durch eine neue, wenn auch noch so glänzende Erscheinung hätte bewegen lassen, frühere Ueberzeugungen aufzugeben, und sodann finden sich in seinen Ansichten so vielfache und bedeutsame Abweichungen von Luthers Lehre, daß dies ein selbstständiges Nachdenken und Forschen unbedingt voraussetzt. Aventinus trifft darin mit Sebastian Franck zusammen, daß er, wie dieser, die Grundbedingungen des Protestantismus folgerichtiger und schärfer entwickelte als der Begründer der Reformation. Vor Allem verlangte er unbedingte Glaubens- und Gewissensfreiheit, und verwarf daher jegliche Einmischung der kirchlichen wie der weltlichen Gewalt. „Es hat kein Oberkeit mehr allein von deß Glaubens wegen zu rechtfertigen", sagt er im „Türkenkriege", „wenn man ihr sonst gehorsam ist in ihren sachen; es gehört Gott zu; keiner soll keinem anderen Herrn seinen Knecht richten: irret oder fället er, so fället er seinem Herrn; stehet er, so stehet er seinem Herrn." Der Glaube, behauptete er ferner, sei durchaus innerlicher Natur, und erweise seine göttliche Kraft in der Ausübung christlicher Tugend, nicht aber in todten Glaubensformeln oder in äußerm Schaugepränge. „Die alten Christen," heißt es in der „Cronica", „waren fromme, rechte, geistliche Leute; meineten, wir wären die rechten, waren, lebendigen Bilder,

Gemehl der Kirchen Gottes, darinnen Gott selbst und der heilige Geist wohnt, hieltens auch für die gantze warheit, vnser Gemüth wer ein Kämmerlein, vnser Brust ein Kirchen, vnser Hertz ein Altar des heiligen Geistes, darumb ehreten vnd zieretens solche Gotteshеuser nit mit Geld, Gemehl vnd Gold, so alles weltliche vnd vngeistliche Dinge sind, dadurch die ware geistlichkeit geendert wirt, sondern butztens auff mit gerechtigkeit, demuth, gutwilligkeit, miltigkeit vnd lieb gegen den Armen. Das hielten sie für den rechten Gottesdienst; sie hatten gar kein gepreng in jenem Gottesdienst; man hett nit güldene Stück, köstliche Inful vnd Stäb von Gold, Silber und Edelgestein, darin man jetzt umbher schwantzt vnd pranget, wie an einem Tantz; man het't Gott in allen dingen vnd seine zehn Gebott vor Augen; vnd wo man sahe den Armen noth leiden vnd helfen mochte, da kehret man allen Fleiß an; suchten gar keinen Lust, weder mit dem Gesicht noch Gehör, man hatt weder Orgel noch Pfeiffen, weder Gold, noch Seiden, noch Gemehl in kirchen." Die ungetrübte und unverfälschte Vernunft, sagte er weiter, dieses herrlichste Geschenk der Gottheit, könne den Menschen das Rechte und Wahre von dem Unrechten und Falschen unterscheiden lehren; außer der Bibel erkannte er daher keine andere Autorität an*); und verwarf eben deswegen das Papstthum mit seinen Folgerungen, dem Ablaß, der Ohrenbeichte, der Ehelosigkeit der Geistlichen, den Wallfahrten, den Kasteiungen, dem Bannfluch u. s. w. auf das Entschiedenste. Von Luther wich er unter Anderm auch noch darin ab, daß er die Freiheit des Willens behauptete. Da nach seiner Ansicht Gott allein

*) Sein Biograph wirft ihm unbegreiflicher Weise Inconsequenz vor, weil er die Autorität der Bibel anerkenne, als ob diese nicht die einzige und wahre Grundlage des Christenthums sei.

der Richter des Gewissens sei und es somit eines Vermittlers zwischen ihm und dem Menschen nicht bedürfe, so war es eine nothwendige Folge, daß er den Priesterstand, wie er sich in der römischen Kirche ausgebildet hatte, für einen Auswuchs derselben hielt, der der Ausübung des wahren Christenthums eher hinderlich als förderlich sei. Vielleicht hätte er sich jedoch gegen denselben nicht mit der rücksichtslosen Entschiedenheit ausgesprochen, die ihm so viele Feinde zuzog, wenn sich die Geistlichkeit ihrer Stellung würdiger gezeigt hätte. Wie alle Zeitgenossen, so tadelt auch er namentlich ihre Unwissenheit, ihre Zuchtlosigkeit, ihre Habgier und Heuchelei, und im Geiste seiner Zeit kleidete er seinen Tadel in Worte ein, die in unsern Tagen freilich höchst unanständig klingen, indem er Alles mit dem nacktesten Ausdrucke bezeichnete. Sein Biograph Wiedemann, der bei jeder Gelegenheit der Wahrheitsliebe Aventins die größte Anerkennung zollt und einmal ausdrücklich sagt, daß, seiner Ueberzeugung nach, derselbe wissentlich Niemand Unrecht gethan habe, will dessen Bekämpfung der Geistlichkeit einem persönlichen Grunde, verletzter Eitelkeit, zuschreiben. Er habe nämlich, sagt er, in Ingolstadt um die Erlaubniß nachgesucht, öffentliche Vorträge halten zu dürfen, habe aber dieselbe nicht erlangen können, weil der Clerus keinen Laien als Lehrer an der Hochschule habe dulden wollen. Wenn diese Thatsache auch richtig sein sollte, so gibt sie doch nicht die geringste Befugniß, einen solchen Schluß daraus zu ziehen, wie der Biograph es thut, da sich auch nicht die geringfügigste Andeutung findet, daß Aventin wegen dieser Zurückweisung gegrollt habe, und zudem sein durchaus rechtlicher Charakter eine derartige Vermuthung von vornherein als ganz unbegründet erscheinen läßt. Die Unwissenheit des damaligen Clerus

und dessen zuchtloses Leben ist durch die unläugbarsten Thatsachen so sicher festgestellt, daß man daran nicht zweifeln kann, und es ist daher leicht zu begreifen, daß ein frommer, gesinnungstüchtiger, und sittlich reiner Mann, wie Aventinus auch nach der Darstellung seines Biographen war, dadurch empört werden mußte.

Seine Abneigung gegen das Papstthum hatte aber auch einen politischen Grund. Die Geschichte hatte ihn belehrt, daß Deutschland vorzüglich durch seine Kämpfe mit Rom geschwächt worden war, daß die Päpste von jeher die beste Kraft des schönen und mächtigen Landes ausgesogen und die Uneinigkeit zwischen dem Kaiser und den großen Lehnsherren genährt hatten. Die Größe und würdevolle Haltung Deutschlands lag ihm aber vor Allem am Herzen und es war seine schriftstellerische Thätigkeit großen Theils darauf gerichtet, die krankhaften Zustände zu bessern, in denen es sich damals befand. Er zeigte hierin eben so viel Tiefe des Blicks als Muth und Adel der Gesinnung. Mit bewundernswürdigem und damals seltenem Verständniß der Verhältnisse erkannte er, daß die Größe des Landes auf dem Volke beruhe, nicht aber auf den Fürsten und dem Adel. Daher sprach er sich mit aller Entschiedenheit aus, daß der Druck gehoben werden müsse, der auf dem Volke lastete und demselben alle Thatkraft entzog. Obgleich seiner engeren Heimat Bayern mit aller Liebe zugethan, vergaß er darob das größere Vaterland nicht, vielmehr erkannte er, daß auch für die einzelnen Länder nur in der größeren Einheit des Ganzen und in einer entsprechenden Macht des Oberhauptes das wahre Heil, namentlich aber Sicherheit und Unabhängigkeit gegen Außen zu finden sei. Darum wünschte er ein kräftiges Oberhaupt, einen Regenten aus deutschem Stamm; er warnte die Kurfürsten vor der Er-

wählung eines Franzosen zum Kaiser, sprach mit Entschiedenheit, daß von Frankreich nur Verderben für Deutschland komme, und bedauerte, daß deutsche Fürsten gar nicht sehen und fühlen wollten. Mit lobenswerthem Muthe ermahnte er diese, ihre Pflichten gegen ihr Volk besser zu erfüllen, sich nicht durch Erpressungen auf Kosten desselben zu bereichern, nach Ruhm und Ehre zu streben, statt ihre Zeit mit Tanzen, Jagen, Spielen und allerlei Wollüsten zu vergeuden; er ermahnte sie, den Höflingen nicht zu trauen, denn diese seien „Suppenfresser, die nur Brots halber reden, Hurenjäger, Zutreiber, Zutüttler, so nur Büberei rathen und helfen;" er forderte sie auf, die Beamten besser zu beaufsichtigen, denn diese „nemmen Miet und Gab, fressen und trinken mit, statt das ubel zu straffen." Deshalb sei auch die Rechtspflege schlecht bestellt; denn die Richter, sagte er, lieben mehr die Prozesse als das Rechtsbuch, sind geldgierig und ehrgeizig, dienen nur dem Bauch und der Wollust. Nicht weniger eifert er gegen die Erpressungen der Adelichen, die er „Staubenhächtlein" nennt, „Schnapphanen und Mutzen," welche den Fuhrleuten ihre Taschen abbeißen. Durch das schlechte Beispiel der Geistlichkeit, der Fürsten und des Adels, sagt er, würde auch das Volk zum Bösen verleitet, das durch Hoffart, Genußsucht und Unzucht entnervt und zum Kampfe für das Vaterland unfähig gemacht würde.

So besaß Aventinus alle Eigenschaften, die ihn zum Geschichtsschreiber befähigten: gediegene und geschmackvolle Bildung, ausgebreitete Kenntnisse, freisinnige Ansichten über Kirche, Staat und Leben, unerschütterlichen Muth, hohe Wahrheitsliebe und einen rastloßen Fleiß. Wiedemann spricht sich vortrefflich über Zweck und Motive seiner historischen Thätigkeit aus. „Wer bei Aventin," sagt er,

„die Motive der modernen Geschichtschreibung als Geld, Befriedigung eigener und fremder Eitelkeit und Parteizweck suchen wollte, dürfte irre gehen. Lust zur Arbeit und Scheu vor einem müssigen Leben bewogen ihn zuerst, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben „da ich nachmals von der Schule erledigt bin worden," sagt er selbst, „ist meine meinung nicht gewesen, mit feyern und müssiggang mein leben zu vertreiben". Hierzu gesellte sich ein Patriotismus, der sich nicht bloß in schönen Worten aussprechen, sondern lebendig darstellen wollte, was das deutsche Volk gewesen, in welcher Größe, Macht, Fülle und Herrlichkeit es geglänzt, und wie ganze Nationen vor dem deutschen Namen sich gebeugt, im Gegentheile zur damaligen Erniedrigung, in welcher das sonst so mächtige Volk sich nur mit Mühe der Türken erwehren konnte. Den bayerischen Volksstamm wollte er mahnen, der Größe und Tüchtigkeit seiner Väter stets eingedenk zu sein. Durch die Geschichte soll das vergangene zum Nutzen und Frommen der Menschheit in lebendige Vergegenwärtigung gebracht, das Todte soll in das Leben zurückgerufen, dem Vergessenen ein ewiges Gedächtniß errichtet werden. Das Gemüth der Menschen soll für das Große und Edle begeistert, ihr Nachdenken an der Anschauung lehrreicher Vergangenheit geübt werden; Sünden, Irrthümer und Schwächen oder Uebereilungen sollen sich in ihrem Erfolge strafend richten; der ewige Wechsel alles Irdischen, das unablässige Drängen und Treiben im menschlichen Dasein soll vorgeführt werden, damit das Gefühl des Einen was Noth ist, was nicht gegeben und was nicht genommen werden kann, sich gestalte und erkräftige. Die Geschichte ist ihm ein Spiegel, in welchem „ein jeglicher das leben der andern besieht, und von andern ein Ebenbildt nimpt; der ihn an seinen schaden

erinnert, was er thun und lassen soll, was ihm wol oder übel ansteht; der ihm offenbart, wie unbeständig, schwach, zergenglich der ruhm und pracht des Reichthumbs und gewalts sey, wie es gar schnell und lieberlich zergehe, herwider aber, wie die Gottstugend, liebe der gerechtigkeit, schutz und schirm der armen Wittwen und Waisen ewig und bey allen Menschen hoch berümbt sei."

Wir haben schon angedeutet, welch ein massenhafter Stoff ihm bei der Bearbeitung seiner Geschichtswerke zu Gebote stand; man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß er alle Quellen benutzte, die ihm damals bekannt sein konnten. Außer den unzähligen Urkunden, die er in den Archiven der bayerischen Klöster, Stifte und Städte auffand, außer den zahlreichen Denkmälern jeglicher Art aus der Zeit der Römer und aus späteren Jahrhunderten, namentlich Meilenzeigern, Grabsteinen, Altären und Münzen, die er zum Theil selbst zuerst entdeckte, benutzte er eine große Zahl von handschriftlichen und gedruckten Büchern aus den verschiedensten Zweigen der Wissenschaften, namentlich die griechischen und römischen Historiker, Geographen und Dichter, die Bibel, die Kirchenväter, die älteren lateinischen und deutschen Chroniken, Annalen und Biographien, viele altdeutsche Dichtungen, darunter namentlich das Heldenbuch, die Kaiserchronik, die von Karl dem Großen gesammelten deutschen Lieder*,) eine Lebensbeschreibung dieses Kaisers in deutschen Versen u. a. m. Er selbst gibt in der Vorrede zur Chronica hierüber ausführlichen Bericht. „Ich hab nach

---

*) Er erwähnt diese Sammlung ausdrücklich an mehreren Orten; doch bedauert er, daß schon viele Lieder verloren und andre gefälscht seien („zu lieb den Frauenzimmern verkert," heißt es in der Cronica), verspricht aber, sie in seiner Germania illustrata näher zu beleuchten. Leider hat er dieses Werk nicht beendigt

meinem gantzen vermögen gearbeit," sagt er, „tag und nacht kein ruh gehabt, vil Hitz und Kalte, schweiß und staub, Regen und schnee, Winter und Sommer erlitten, das gantz Bayerland durchritten, alle Stifft und Klöster durchfaren, Buchkammern, Kästen fleißig durchsucht, allerley Handschriften, alte Freyheit, Vbergab, Brieff, Cronica, Ruff, Reimen, Sprüch, Lieder, Abentheuwer, Gesäng, Betbücher, Meßbücher, Salbücher, Kalender, Todtenzettel, Register, der Heiligen Leben durchlesen und abgeschrieben, Heyligthumb, Monstrantzen, Seulen, Bildtniß, Creutz, alte Stein, alte Müntz, Gräber, Gemäld, Gewelb, Oestrich, Kirchen, Uberschrifft besucht und besichtigt, Geistlich, weltlich Recht, Lateinische, Teutsche, Griechische, Wendische, Ungerische, Wellische, Frantzösische, Danische, Hispanische, Engelische Geschicht uberlesen und durchfragt, nichts zu solcher sach tüglich unterwegen und unersucht gelassen. Allerley alter Geschicht, zeugkniß und anzeigen durchstrütt, alle winckel durchloffen und durchsucht, wo ihr gewiß anzeigen, wie jetzt gemeldt, nicht vorhanden gewesen, der sage des gemeinen Manns und gerüchts nachgefolget, doch davon geschieden das jenig, so mehr ungründtlichen, närrichten getichten märlein, denn gegründter warheit gemeß ware."

Um diesen beinahe unübersichtlichen Stoff zu bewältigen und zu benutzen, bedurfte es vor Allem scharfer und vorurtheilsfreier Kritik; und auch in dieser Beziehung müssen wir die Größe Aventins bewundern. „Aventins positiv-historische Gelehrsamkeit," sagt sein Biograph, „war kein

(S. u.). Das vorhandene erste Buch behandelt nur die Urzeiten, so daß von den alten Liedern darin noch nicht Erwähnung geschehen konnte. Vielleicht ließen sich aber in Handschriften Aventins noch Copien einzelner Lieder auffinden.

todtes Kapital; sie war vielmehr von einem Verstande getragen, der auch Sinn für die mit dem menschlichen Leben in näherer Verbindung stehenden Kenntnisse hatte und im Stande war, sich im schärfsten praktischen Urtheile auszusprechen. Seine historische Gelehrsamkeit war nicht bloß Gedächtnißwerk, seine Annalen sind nicht allein das Resultat aller der Eindrücke, welche mannigfaltige Lektüre und Untersuchungen in ihm zurückgelassen, sondern seine historischen Werke beweisen im Allgemeinen, daß eine richtige Urtheilskraft sein Studium begleitete." Bei alle dem ist nicht zu läugnen, daß er öfters von der Kritik verlassen zu sein scheint: er theilt Sagen und falsche Berichte als historische Wahrheit mit, und es haben ihm diese unverkennbaren Irrthümer von manchen Seiten die bittersten Schmähungen zugezogen.*) Allein da man beinahe immer nachweisen kann, daß die falschen Berichte, denen wir in seinen Geschichtswerken begegnen, schon in den von ihm benutzten Quellen zu finden sind; wenn man ferner bedenkt, daß er bei dem unermeßlichen Stoff, der ihm vorlag, nicht Alles mit der gleichen Gründlichkeit bearbeiten konnte, und daß er endlich, so sehr er auch über seiner Zeit stand, doch ein Kind derselben war, und daher Manches für wahr hielt, worüber in unsern Tagen selbst der Ungebildetste lacht; so ist er jedenfalls wegen der vorkommenden Irrthümer durchaus zu entschuldigen, und man hat insbesondere keinen Grund ihm wissentliche Verfälschung vorzuwerfen. Am wenigsten mag er zu entschuldigen sein, daß er das Machwerk des Dominikaners Annius von Viterbo, (des Borosus Bücher von den Alterthümern) als

*) So behauptet Hormayr, daß man beinahe keiner einzigen bei ihm aufbewahrten Urkunde trauen könne und nennt ihn „einen Vater der Lügen," „einen sehr fruchtbaren Lügenvater" u. dergl. m.

Hauptquelle des ersten Buchs seiner Annalen benutzte, während doch schon Beatus Rhenanus auf die Unächtheit derselben aufmerksam gemacht hatte. Dagegen bewies Aventin sonst beinahe ohne Ausnahme eine gesunde Kritik, die ihn das Falsche von dem Wahren unterscheiden lehrte, und man wird oft überrascht, mit welcher Sicherheit er bis zu seiner Zeit allgemein geglaubte Märchen oder Sagen als solche erkannte. Namentlich war er gegen die zahlreichen Legenden, welche die Geschichte überschwemmt hatten, sehr vorsichtig, und nicht weniger mißtrauete er den Berichten, welche Rom zur Unterstützung seiner Ansprüche erdacht und verbreitet hatte. Wir führen nach Wiedemann einiges an. So erkannte Aventinus in der Legende des Heiligen Georg die Mythe vom Herkules der Griechen; die Herleitung der Franken von den Trojanern bezeichnete er als ein „Märl", ebenso die Angabe, daß Hektor ein bayrischer Prinz (Heccard mit dem Bundschuh) gewesen sei. „Solcher irrthumb", sagt er bei dieser Gelegenheit, „macht und bringt, daß oft und dick mehr dann ein König, doch eins namens, leben und die unbelesenen und ungeübten es nicht versteen." Beachtenswerth ist aber vorzüglich sein Beweis, daß der Apostel Petrus unter der Regierung des Claudius unmöglich in Rom gewesen sein könne, daß die Offenbarung nicht vom Apostel Johannes herrühre, daß die Klerisei weder bei den Heiligen, noch den profanen Schriftstellern den Namen der Kirche führe, und daß die Legende von der heiligen Katharina, der Tochter eines ägyptischen Königs, eine offenkundige Lüge sei. Ueber den Ursprung der weltlichen Macht des Papstes sagt er: „Was vom Papste Sylvester und der Schenkung Constantins des Großen gesagt wird, ist erfunden, falsch und ungreimt. Ich wundere mich, daß es so alberne Leute gibt, welche es glauben, und

so unbesonnene, welche es zu vertheidigen wagen, vornämlich da schon Papst Pius II. ein dieser Dinge kundiger Mann solche Possen als altweibermäßische Erdichtungen und leeres Geschwätz verspottet.*) Daß ihn übrigens darin, wie in Allem, nur seine Ueberzeugung und Wahrheitsliebe leitete, nicht aber seine Abneigung gegen Rom und das Papstthum, geht schon daraus hervor, daß er auch die Fabel von der Päpstin Johanna zuerst entschieden als eine solche bezeichnete, während selbst Aeneas Sylvius nur Zweifel an der Wahrheit dieses allgemein geglaubten und selbst von der Geistlichkeit in Predigten benutzten Märchens äußerte.

Die Form der historischen Schriften Aventins charakterisirt sein Biograph in erschöpfender Weise. „Seine Geschichtswerke," sagt er, „gehen über eine Chronik im gewöhnlichen Sinne hinaus: er will ja nicht bloß erzählen, sondern auch belehren; er combinirt die Folgen aus den Ursachen, und somit stellt er auch die Naturereignisse in eine Beziehung zum Menschen, in einen moralischen Causalnexus. Mit einem Worte, Aventin ist der erste deutsche pragmatisirende Geschichtschreiber. In seinen historischen Schriften ist nur ein leitender Gedanke, die miseria mutabilium rerum, um welchen sich die Erzählungen gruppiren. Diese miseria ist aber seiner Ansicht nach nie kräftiger und derber aufgetreten, als in der trostlosen Lage, mit der seine Gegenwart rang. Diese Betrachtungsweise ist in den Prologen zu den einzelnen Büchern niedergelegt, und verbindet die einzelnen Theile seines historischen Weltbaues zu einem schönen Ganzen. Die einzelnen Bücher schließt er stets

*) Das sagte Pius II. freilich zu der Zeit, da er noch der einfache Aeneas Sylvius war. Es ist bekannt, daß er, sobald er den päpstlichen Thron bestiegen hatte, diese und andere Behauptungen als ketzerisch wiederrief und verdammte.

mit einem passenden Abschnitte. Daß er in seine Werke viel Fremdartiges, besonders aus der alten Geschichte eingemischt hatte, dürfte nur dann als Fehler seines Zeitalters zu betrachten sein, wenn er Deutschland und besonders Bayern als die Punkte, um welche sich Alles dreht, aus dem Auge verloren hätte."

Aventins schriftstellerische Thätigkeit war sehr groß; so bearbeitete er drei lateinische Grammatiken, die für ihre Zeit vortrefflich genannt werden können; er schrieb über Musik, wie er denn selbst auch Manches componirte; er verfaßte viele Gedichte u. s. w.; doch hat er seine Kraft und sein Talent vorzüglich der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung gewidmet. Wir erwähnen seine kleineren Schriften, so werthvoll sie auch an sich sein mögen, schon deswegen nicht, weil sie meist in lateinischer Sprache abgefaßt sind, und wir uns nicht mit ihm als Geschichtschreiber überhaupt, sondern nur als deutschem Schriftsteller zu thun haben. Seine erste ebenfalls in lateinischer Sprache abgefaßte Geschichte Bayerns (Annales Boiorum) müssen wir jedoch erwähnen, weil sie die Grundlage der deutschen Bearbeitung des nämlichen Gegenstandes wurde. Er begann sie am 6. Februar 1519 und beendigte sie nach zwei und ein halb jähriger ununterbrochener Arbeit am 1. August 1521, worauf er, wie schon erwähnt wurde, sie nochmals mit großem Fleiße durchsah und mit gründlicher Strenge umarbeitete. Diese lateinischen Annalen wurden erst zwanzig Jahre nach seinem Tode gedruckt (Ingolstadt 1554. fol.). Zwar hatte man schon viel früher die Veröffentlichung derselben beabsichtigt, allein es hatten sich ihrem Druck unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengesetzt. Endlich ertheilte Herzog Albert V. dem Professor Hieronymus Ziegler den Auftrag, eine Ausgabe der Annalen zu besorgen, doch

unter dem ausdrücklichen Befehl, Alles auszulassen, was zu hart erscheine. Ziegler entsprach diesem Befehl nur zu gewissenhaft: er strich Alles weg, was ihm unwesentlich oder fabelhaft erschien, namentlich aber Alles, was die Geistlichkeit unangenehm berühren konnte. Im Jahre 1580 veranstaltete jedoch Cisner in Basel nach der eigentlichen Handschrift Aventins und im Jahre 1710 Nic. Hieronymus Gundling nach der Cisnerschen Edition unverstümmelte Ausgaben des trefflichen Werks.

Auch die deutsche Bearbeitung der Bayerischen Annalen (Chronica) erschien erst lange nach des Verfassers Tod (Frankf. a. M. 1566. fol.). Die Ausgabe wurde von Simon Schard besorgt, der jedoch leider nicht Aventins ursprüngliche, sondern eine sehr unvollständige Handschrift benutzte. Zwar legte Nic. Cisner seiner im Jahre 1580 zu Frankfurt a. M. veröffentlichten Ausgabe eine weit bessere und vollständigere Handschrift zu Grunde, aus der er die bei Schard fehlenden Abschnitte ergänzte, allein im Uebrigen ließ er nur die Schardische Ausgabe mit allen ihren Druckfehlern wieder abdrucken, wie eine dritte (Frankf. 1622) nur eine Wiederholung der Cisnerischen ist, so daß das treffliche Werk des großen Geschichtschreibers uns noch nicht in seiner ursprünglichen reinen Gestalt vorliegt. Aventin begann die Arbeit im Jahre 1526 und beendigte sie erst ein Jahr vor seinem Tode (1533). Dieser lange Zeitraum weist schon darauf hin, daß die „Chronica“ keine bloße Uebersetzung der lateinischen Annalen ist; in der That ist sie eine gänzliche Umarbeitung und sehr werthvolle Verbesserung des ganzen Werks. Aventinus giebt selbst das Verhältniß der „Chronica“ zu den „Annalen“ in folgender Weise an: „In dem Latein hab ich an dem Ort auffgehört, weiter nachzufragen und suechen, was nach obgeschrieben Herrn in teutschland und Baiern

für künig und Herzogen gewesen sein; hats damals aufgeschoben, furter darnach zu suechen unterlassen; die Zeit wolt mir nur zu kurtz werden, wär mir auch allein zu schwär, so eilend Alles zu erforschen. Ich bin seider auff dem Nordgä und Salzburg gewesen, auch in diesen vier Jaren her, seither Ich Im Latein die Cronicon verfertigt habe, der Griechen und Hebreischen sprach das erinnert worden, auch ander mer ding, daraus Ich vil vnderricht empfangen hab, dergestalt, Das dieses Erst Puch voraus wol zwyr als vil in Im halten wirdt, denn Im latein. Dergleichen werden nachfolgende Sex Püecher auch gebessert Im teutschen. Ich muß sonst Im teutschen alle ding das herfurstreichen, mit vil mehrern worten an den tag bringen den Im latein. Es ist kein Rechtsinnige Historien und Puch dazu gehörendt in unser Sprach vorhanden; sollcher Pucher hat die Rhömisch sprach und namlig die Griechen One zal, demnach im latein nicht nottist vil wort zu treiben. Ist gnug, daß ainer nur anzeig, wo und in wellichen Püchern mans findt. Das kan im teutschen nicht sein; mueß alles nach der leng hergeschrieben werden, damit es verständlich sey, und darumb nimbt es mihr vil mehr mhue und arbait, dergleichen Zeit, denn Im latein. Ich muß auch alle Ding wieder fleißiger übersechen."

Die „Chronica" übertrifft also die „Annalen" bezüglich ihres Inhalts; sie theilt auch alle die Vorzüge, die wir an jenen bewundert haben, oder vielmehr, sie bietet dieselben in noch höherem Grade dar. Für uns ist die „Chronica" aber deswegen von hoher Bedeutsamkeit, weil sie in deutscher Sprache abgefaßt ist. Schon der Umstand, daß Aventin seine „Chronik" in die Muttersprache übertrug, ist ein lebendiges Zeugniß seiner höheren Anschauungsweise: er wollte nicht bloß für die Gelehrten und die höhern Stände

arbeiten, sondern für das Volk, dessen Belehrung und Förderung ihm um so mehr am Herzen lag, als er aus seinen historischen Studien die lebendige Ueberzeugung gewonnen hatte, daß eine Verbesserung der traurigen Zustände nur dann zu erreichen sei, wenn das unverdorbene, kräftige Volk aus seinen gedrückten Verhältnissen erlöst würde, was nur geschehen könne, wenn es zum Bewußtsein seines Rechts und seiner Kraft gelange, was wiederum nur durch allseitigere Bildung desselben zu erreichen sei. Wie verständig er aber die Sprache behandelte, das spricht er selbst in der Dedikation zur „Chronica" aus. „In dieser verteutschung", sagt er, „brauche ich mich deß alten, lautern gewönlichen, jedermann verstendigen Teutsches. Denn unser Redner und Schreiber, vorauß so auch Latein können, biegen und krümmen unser Sprach in reden und schreiben, vermengens, verfelschens mit zerbrochenen Lateinischen wörtern, machens mit großen umbschweifen unverstendig, ziehen gar von ihrer auf die lateinische art mit schreiben und reden, das doch nicht sein soll: denn ein jegliche Sprach hat ihren eignen brauch und besondere eigenschafft. Es laut gar übel, und man heißt es Küchen Latein, so man Latein redet nach ausweisen der Teutschen zungen; also gleicher massen lauts ubel bey solcher Sachen erfaren, wo man das Teutsch vermischt mit frembder Sprach, demnachs zerbrochen und unverstendig wirdt. Es hat sonst auch das Land und Leut, auch Geschicht beschreibung ihr Art und besondere manier und meinung, von welches wegen ich mich beflissen hab deß alten, natürlichen, jederman verstendigen Teutschen, so in gemeinen brauch ist, in den alten Sprüchen, wohlgesetzten Reimen und Sprichwörtern gefunden wirdt, und ja dennoch nicht zu weit, als vil möglich ist, und die Art der Sprachen erleiden mögen, vom Latein." So ragt

denn Aventinus auch in Beziehung auf die Sprache weit über seine meisten Zeitgenossen hervor, und seine deutschen Schriften können noch heutigen Tags als Quelle ächt deutschen und volksthümlichen Ausdrucks mit Erfolg benutzt werden. Wie sehr ihm die Ausbildung der Muttersprache am Herzen lag, und mit welchem Eifer und Ernst er selbst auf die künstlerische Entwickelung seines Styls bedacht war, können wir am besten ersehen, wenn wir die „Chronica" mit seinem ersten in deutscher Sprache abgefaßten Buche „Baierischer Chronicon ein kurtzer außzug" vergleichen, welches er im Jahre 1522 noch vor Beendigung des Lateinischen Werkes in Nürnberg drucken ließ; es läßt sich kein schärferer Gegensatz denken, als zwischen der steifen, geschmacklosen Sprache dieses Auszugs und der lebendigen, frischen, volksthümlichen Darstellung der „Chronica".

Von vielleicht noch höherer Bedeutung als die „Baierische Chronica" wäre ein anderes Werk geworden, von dem er leider nur das erste Buch vollendet hat. Aventin hatte nämlich den Plan seines Lehrers Celtes, ein vollständiges geschichtliches und beschreibendes Werk über das ganze Deutschland nach allen seinen einzelnen Theilen und Merkwürdigkeiten auszuarbeiten, aufgenommen, als jener ihn aufgab und schon im Jahre 1532 eine genaue Skizze seiner Germania illustrata bekannt gemacht. Die Theilnahme, welche diese Skizze allerseits erregte, munterte ihn auf, an die Ausarbeitung des Werks zu gehen, das er, wie es scheint, sogleich in deutscher Sprache niederschrieb; doch hinderte sein bald darauf erfolgter Tod dessen Vollendung. Aventin legte selbst großen Werth auf diese Arbeit; er berief sich oft auf dieselbe und sprach stets mit besonderm Wohlgefallen davon, was uns um so mehr bedauern läßt, daß sie nicht vollendet wurde, weil wir daraus entnehmen

können, daß er ihr seine ganze Kraft und seine ganze Liebe widmete. Das erste Buch, das er allein vollendet hinterließ, wurde von Caspar Brusch herausgegeben (Nbg. 1541. 4°).

Zum Verständniß seiner religiösen und politischen Ansichten ist vorzüglich die „Beschreibung der Ursachen deß Türkenkriegs" u. s. w. von Wichtigkeit, weil er sich darin noch offener und rückhaltsloser ausspricht als in der „Chronica." Sie wurde zuerst von Heinrich Müller in seinen Türkischen Historien (Frankf. 1563) veröffentlicht, in Fronspergers „Kriegßbuch" (Ebend. 1596) wiederholt und endlich zu Zweibrücken (1597) selbstständig gedruckt. In dieser Schrift entwickelt Aventin in gründlicher Weise und scharfer Darstellung die Ursachen, warum die Macht der Türken so hoch gestiegen sei, daß die christliche Welt vor ihr zittere. Wenn er in seinen Ausdrücken oft die Mäßigung vergißt, besonders wenn er von der Zerrissenheit des deutschen Reichs, von der Ungerechtigkeit der Richter, von den Mißbräuchen im Gottesdienste, von dem Stolz, dem Geiz und der Zuchtlosigkeit der „Pfaffen" spricht, worin er die Grundursache alles Unglücks und Elends erblickt, so erklärt sich dies aus seiner leidenschaftlichen Liebe zum Vaterland, dessen Schmach sein treues Herz zerriß.*)

---

*) Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir nur noch folgende in deutscher Sprache abgefaßte Schriften: „Von dem herkommen der Stadt Regensburg" (von Oefele in den Scriptt. rer. boicar. herausgegeben) — „Anzeigung, wie und In wes weg die Römer Jr kriegh Regiment gehalten haben" zum erstenmal bei Wiedemann gedruckt), eine kleine Schrift, die in mehrfacher Beziehung auch heutigen Tags zu beherzigen wäre.

Ulrich von Hutten.

Wenn Ulrich von Hutten auch keinen unmittelbaren Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Literatur hatte, wie denn seine deutschen Schriften nicht sehr zahlreich, und sie formell den großen Erscheinungen der Reformationszeit in keiner Weise gleichzusetzen sind; so ist doch sein Einfluß auf die Zeit, und auf die geistige Belebung derselben so mannigfaltiger Art und so bedeutsam gewesen, daß eine ausführlichere Besprechung des gewaltigen Mannes in unsern „Charakteristiken" nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar geboten erscheint, namentlich zu einer Zeit, die wieder eines Hutten und eines Sickingen bedürfte, das heißt solcher Männer, welche wissen, was sie wollen und auch wollen, was sie wissen, Männer, die sich nicht begnügen, mit geistreichen Phrasen zu prunken, sondern neben der Klarheit des Gedankens auch praktischen Sinn und Thatkraft besitzen. Ein solcher Mann war Hutten und wenn er auch unterlag, so lag nicht die Schuld an ihm, sondern an seinem Volke, das ihn nicht unterstützt, vor Allem an den Gebildeten und Gelehrten, die, wie heute noch, vor allem energischen Auftreten zurückbebten, und nicht einmal den Muth hatten, die dringendsten Fragen der Zeit ohne Umschweif zu beantworten. Wie jetzt, so gab es auch damals unzähliche Deutsche, welche in Idealen schwelgten, aber zu-

gleich, wenn es sich um deren Verwirklichung handelte, vollständig erlahmten, und mit einer Nüchternheit, die jeden Mann von Thatkraft zur Verzweiflung bringen mußte, erklärten, es lasse sich ein Ideal auf Erden eben nicht erreichen.

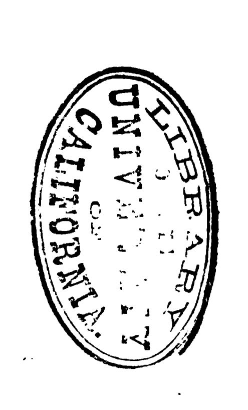
Ulrich von Hutten,*) der edle Sprößling eines ritterlichen Geschlechts in Franken, wurde am 21. April 1488 auf der Burg Stackelberg geboren. Sein gleichnamiger Vater war ein harter, verschlossener Mann, dessen starrsinniges Beharren auf dem einmal gefaßten Vorsatze für den Sohn verhängnißvoll wurde; seine Mutter war dagegen ein mildes, frommes Weib, dem er stets mit der liebevollsten Anhänglichkeit zugethan war. Obgleich Ulrich der erstgeborne Sohn war, bestimmten ihn seine Eltern doch für den geistlichen Stand, vielleicht weil er von schwacher Leibesbeschaffenheit war und er daher für das bewegte und mühselige Leben, wie es die ärmeren Adelichen zu jener Zeit führten, wenig geeignet schien. Er wurde schon in seinem 11. Jahre in das Stift Fulda gebracht, und zwar nicht bloß, daß er dessen Schule durchlaufe, sondern mit dem Vorsatze, daß er darin verharren und ein Mönch werden sollte. Die frühere Blüthe der Abtei war schon längst verschwunden, und die damaligen Conventualen, den Abt inbegriffen, waren ganz gewöhnliche Mönche, welche die Bildung eher zu hemmen, als zu fördern geneigt waren. Der Abt suchte den jungen, vielversprechenden Hutten für das Klosterleben zu gewinnen;

*) Wir legen unserer Schilderung die meisterhafte Schrift des eben so gelehrten als scharfsinnigen und geschmackvollen D. F. Straus („Ulrich von Hutten" Leipzig, 1858. 2 Bde. 8°) zu Grunde, da sie auf dem reichsten Quellenstudium beruht und von dem Charakter wie von der Thätigkeit des edlen Märtyrers der Wahrheit das richtigste und anschaulichste Bild gibt.

je älter er aber wurde, desto lebendiger fühlte er, „daß er seiner Natur nach in einem andern Stande Gott besser gefallen und der Welt ehrbarer dienen würde.“ Doch würde er dem Willen seines Vaters, den der Abt durch Ueberredung und glänzende Versprechungen für die Zukunft noch in seinem Vorsatze bestärkte, haben Folge leisten müssen, wenn sich nicht ein edler und gebildeter Ritter, Eitelwolf von Stein, der einst auf einer Durchreise den talentvollen Jüngling kennen lernte, seiner angenommen und dessen Vater wenigstens vermocht hätte, die Ablegung der Gelübde nicht zu übereilen. Da dieser aber auf seiner Forderung beharrte, entschloß sich endlich Hutten zur Flucht, die er unter Beihülfe einiger Freunde, namentlich des Crotus Rubianus, im Jahre 1504 oder 1505, d. h. im 16. oder 17. Jahre seines Alters ausführte.

Er besuchte nun nach einander die Universitäten Cöln, Erfurt und Frankfurt a. d. O., wo er sich zunächst dem Studium der alten Sprachen und Literaturen widmete. An den beiden ersten Orten traf er mit Crotus (eigentlich Jäger) aus dem Thüringischen Dorfe Dornheim (daher er sich Rubianus nannte) wieder zusammen, der, um 8 Jahre älter, der Lehrer und Führer seines jüngeren Freundes wurde; außerdem schloß er sich noch an andere bedeutende Männer an, die von belebendem Einflusse auf seine Bildung wurden, so in Cöln an Joh. Rhagius, Jac. Gouda, u. a. m. Auf einer von Cöln aus unternommenen Rheinreise wurde er unter Andern mit Wimpheling bekannt. Wenn zwar die humanistische Richtung in Cöln damals ihre Vertreter hatte, so war es doch ein Hauptsitz der Scholastik und der Dunkelmänner, unter denen Arnold von Tungern, Conrad Kollin, Ortuinus Gratius hervorragten und welchen der Ketzermeister Jacob Hochstraten als furchtbare Macht zur Seite





stand. Diesen gelang es, ihre bedeutendsten Gegner zu vertreiben, namentlich den trefflichen Rhagius, der bald darauf an die neugegründete Universität zu Frankfurt a. d. O. berufen wurde. Wahrscheinlich bewog dessen Vertreibung den ihn verehrenden Hutten und seinen Freund Crotus ebenfalls, Cöln zu verlassen, wandten sie sich jedoch, wie es scheint, zuerst nach Erfurt. In dieser Stadt setzte Crotus seinen freundschaftlichen Unterricht mit Hutten fort; von beinahe noch größerem Einfluß auf diesen wurde aber der junge Eoban Hesse, der um dieselbe Zeit zur Fortsetzung seiner Studien nach Erfurt kam und schon damals hohen dichterischen Ruf hatte, so wie der Canonicus Mutianus Rufus in Gotha, der nicht durch Schriften, desto nachhaltiger aber durch seinen belebenden Umgang auf die Jünglinge wirkte, die sich um ihn schaarten. Auch in Frankfurt, wo er, wie schon gesagt, seinem Lehrer Rhagius folgte, fand sein Talent Anerkennung und seine Lage Theilnahme. Denn da sein über seine Flucht erbitterter Vater ihm alle Unterstützung verweigerte, hätte er endlich der Sorge für das tägliche Leben unterliegen müssen, wenn er nicht theilnehmende und hülfreiche Freunde gefunden hätte. Schon in Cöln und Erfurt nahmen sich seine Vettern Frowin und Ludwig von Hutten seiner an; in Frankfurt scheint er auch vom Markgraf Albrecht von Brandenburg Unterstützung erhalten zu haben, wahrscheinlich auf die Empfehlung Eitelwolfs von Stein.

Wie lange er in Frankfurt blieb, läßt sich nicht genau bestimmen; eben so wenig ist bekannt, wohin er sich zuerst wandte; nur so viel wissen wir, daß er sich im Spätsommer des Jahres 1509 krank und zudem von allen Mitteln entblößt am Ufer der Ostsee befand. „Er bettelte sich durch das Land; klopfte an arme Bauerhütten um ein Stück

Brod und Nachtlager, mußte aber mehr als einmal, abgewiesen, im Freien den harten Boden zum Pfühle nehmen." So gelangte er endlich nach Greifswalde, wo er sich als Student einschreiben ließ. Der Professor Henning Lötz nahm ihn in sein Haus, unterstützte ihn mit Geld, und behandelte ihn überhaupt sehr freundlich; doch bald änderte sich das Verhältniß, man ließ ihn fühlen, daß er aus Gnade aufgenommen sei und ein Freund warnte ihn vor dem Manne. So entschloß sich denn Hutten, sich zu entfernen, aber man wollte ihn nicht ziehen lassen, bevor er die erhaltenen Vorschüsse zurückbezahlt habe. Endlich erhielt er, wie er berichtet, die Bewilligung zur Abreise, aber er setzt sogleich hinzu, daß Lötz später geläugnet habe, solche ertheilt zu haben. Wie dem auch sei, er verließ Greifswalde in den letzten Tagen des Jahres 1509, um sich nach Rostock zu begeben. Nach einigen Stunden Wegs wurde er plötzlich von Reitern überfallen; es waren Lötzische Diener, die ihm beinahe alle seine Kleider raubten und sogar ein Bündelchen mit Büchern und einigen Dichtungen wegnahmen. Halb nackt wanderte er weiter, und kam im elendesten Zustande in Rostock an. In Folge der Kälte und Ermüdung brach die Krankheit, von der er noch nicht ganz genesen war, wieder mit erneuerter Kraft aus. Glücklicher Weise fand er bald thätige Theilnahme; der Professor Ecbert Harlem nahm ihn in sein Haus und sorgte für ihn auf wahrhaft väterliche Weise, so daß er sich bald wieder erholte. Er begann, Vorträge über die Klassiker für die Studierenden zu halten, die ihm bald großen Ruf verschafften. Der Zorn gegen die erlittenen Mißhandlungen reifte sein poetisches Talent, das er zwar schon früher geübt hatte, das aber erst jetzt in den gegen Lötz und dessen Vater, den reichen Bürgermeister von

Greifswalde (denn dieser hatte seine Diener dem unglücklichen Jüngling nachgeschickt) gerichteten Dichtungen in seiner ganzen Eigenthümlichkeit hervortrat. Die „Querelen“, so nannte Hutten diese Dichtungen, welche, wie seine meisten Schriften, leider in lateinischer Sprache abgefaßt sind, haben nicht bloß poetischen Werth, sie sind auch für die Kultur- und Sittengeschichte der Zeit von großer Bedeutung, schon aus dem Grunde, weil sie uns mit den hervorragendsten Trägern der humanistischen Bildung in Deutschland bekannt machen.

Ende des Jahres 1510 war Hutten in Wittenberg, wo er ein Gedicht „Von der Kunst Verse zu machen“ verfaßte, das er in Leipzig drucken ließ, wohin er sich bald darauf begab. Aber auch dort hielt er sich nicht lange auf; im Sommer 1511 wanderte er durch Böhmen und Mähren nach Wien, wo er manchen gleichgesinnten, der neuen Richtung huldigenden Mann fand, darunter namentlich den St. Galler Joachim von Watt (Vadianus), der später so thätig für die Reformation wirkte. Ein Gedicht, das er in Wien verfaßte, und bei seinen Freunden stürmischen Beifall erwarb, die „Mahnung an den Kaiser Maximilian zum Krieg gegen die Venetianer,“ ist das erste, in welchem er sich von literarischen oder persönlichen Beziehungen zu den Angelegenheiten des Vaterlands wendete. Freilich ist er darin noch in den beschränkten Ansichten der Zeit befangen: er denkt immer noch an das alte „römische Kaiserthum“; der fränkische Ritter ist gegen die reiche Republik und die Kaufleute im höchsten Grade ungerecht; aber immerhin ist das Gedicht von so lebendiger Vaterlandsliebe durchdrungen, daß es trotz jener Flecken und seiner Weitschweifigkeit einen wohlthätigen Eindruck hervorbringt.

Schon vor seiner Reise nach Wien war er besonders

durch die Vermittelung seines Freundes Crotus wieder mit seinem Vater in Beziehung getreten, der sich zur Versöhnung bereit zu zeigen und auf die Rückkehr ins Kloster zu verzichten schien, wenn sich der Sohn entschließe, die Rechte zu studieren. Außer der Sehnsucht, die Pflanzstätte der humanistischen Studien aus eigener Anschauung kennen zu lernen, scheint ihn der Wunsch seines Vaters bewogen zu haben, im Jahre 1512 nach Italien zu ziehen. Im April war er in Pavia, wo er wirklich das Studium der Rechte begann, aber zugleich auch Unterricht im Griechischen nahm. Aber er sollte nicht lange der Ruhe genießen. Die Franzosen, welche damals die Lombardei besetzt hielten, wurden von 20000 Schweizern in Pavia belagert. Hutten erregte als ein Unterthan des Kaisers bei den Franzosen Verdacht und sie hielten ihn, der damals wieder höchst leidend war, drei Tage lang gefangen. Zwar wurde bald darauf die Stadt von den Schweizern erobert, aber seine Lage wurde dadurch nicht besser, da ihn diese für einen Mitkämpfer der Franzosen hielten und ihn ausplünderten. Nach mancherlei Mißhandlungen gelang es ihm endlich, sich loszukaufen. Er begab sich nach Bologna, wo ihn bald die äußerste Noth zwang, Kriegsdienste zu nehmen, die ihm beschwerlich genug werden mußten, da er in Folge seiner Krankheit an einem Beine beinahe ganz gelähmt war. Während dieser Zeit entstanden seine „Epigramme an Kaiser Maximilian", in denen sich schon die Opposition gegen das Papstthum, den Ablaßhandel und die Ausbeutung Deutschlands von Seiten Roms in überraschend entschiedener Weise aussprach.

Im Jahre 1514 kehrte Hutten nach Deutschland zurück; doch ist unbekannt, wo er sich zuerst aufhielt; im folgenden Jahre war er in Stackelberg, doch den Meisten der Seini-

gen eine nicht willkommene Erscheinung, weil er keinen gelehrten Titel mitbrachte. Glücklichere Aussichten eröffneten sich ihm, als Markgraf Albrecht von Brandenburg Kurfürst und Erzbischof von Mainz wurde, der den Gönner Huttens, Eitelwolf von Stein, in seine Dienste gezogen hatte. Auf dessen Rath verfaßte Hutten zum Lobe des neuen Kurfürsten ein Gedicht, das von diesem gnädig aufgenommen wurde. Er ließ ihm ein Geschenk von 200 Goldgülden übergeben, und bestimmte ihm eine Stelle an seinem Hofe, wenn er seine Rechtsstudien vollendet haben würde. Hutten verweilte jetzt schon eine Zeit lang in Mainz, wo er zuerst mit Erasmus bekannt wurde; dann ging er nach Ems, um durch den Gebrauch des Bades seinen durch die Krankheit geschwächten Körper wieder zu stärken; kurze Zeit nach seiner Ankunft ereilte ihn die Nachricht von dem Tode Eitelwolfs von Stein und an demselben Tage die von der Ermordung seines Vetters Hans von Hutten durch den Herzog Ulrich von Würtemberg. Hans von Hutten, der Sohn jenes Ludwig, den wir als einen der Beschützer des Dichters haben kennen lernen, war nämlich als Stallmeister im Dienste des Herzogs und dessen Liebling. Aber als Hans ein Fräulein Thumb geheirathet hatte, die dem Herzog schon seit einigen Jahren wegen ihres heiteren Sinnes sowohl als wegen ihrer Schönheit lieb geworden war, glaubte dieser, er dürfe sich gegen das Weib mehr erlauben, als gegen die Jungfrau, und wurde zudringlich.*) Ihr Gatte machte ihm Vorstellungen, in Folge deren der Herzog den bittersten Haß gegen ihn faßte. Hutten dachte schon daran,

*) Später behaupteten die Hutten, und wie es scheint, nicht mit Unrecht, daß Huttens Frau mit dem Herzog wirklich verbotenen Umgang gepflogen und von der mörderischen Absicht desselben Kenntniß gehabt hatte.

den Hof und das Land zu verlassen; doch gab der Herzog seine Bewilligung nicht. Unter dem Scheine der Versöhnung lud er eines Tages seinen Stallmeister ein, ihn auf die Jagd zu begleiten. In einem Walde schickte er alle seine Begleiter mit Ausnahme Huttens weg, und als er mit diesem allein war, überfiel er ihn meuchelmörderisch und brachte ihm sieben Wunden bei, an denen der Unglückliche sogleich starb. Das ganze weitverbreitete Geschlecht der Hutten verlangte Bestrafung des Mörders, und Ulrich, dessen Vater durch das Unglück seines Verwandten gegen den Sohn milder gestimmt worden war, lieh der gemeinsamen Sache sein Talent, das jetzt Gelegenheit erhielt, sich in seiner ganzen Größe zu zeigen. Es würde dem Zweck unsrer Darstellung nicht entsprechen, wenn wir auf den Inhalt der in lateinischer Sprache abgefaßten vier Reden gegen Herzog Ulrich eingehen wollten;*) nur so viel bemerken wir, daß sie die größte Wirkung hervorbrachten, doch ebenso wenig als das Drängen der Huttenschen Familie und die Aufforderungen des Herzogs von Baiern den altersschwachen Kaiser zu kräftigen Schritten gegen den Mörder haben bestimmen können.

Um dieselbe Zeit bearbeitete Ulrich die Zweite Ausgabe seines witzigen Gedichts „Niemand", das er mit einem inhaltsreichen und bedeutsamen Brief an seinen alten Freund Crotus begleitete. Die beiden Kasten der Juristen und der Theologen heißt es darin, dünken sich jetzt im ausschließlichen Besitze des Wissens. Die Einen schwören auf Accursius, Bartholus und Baldus, die Glossatoren und Commentatoren des Corpus juris; die Andern auf Thomas und

---

*) Strauß gibt eine sehr gute Uebersicht derselben; es wäre aber sehr zu wünschen, daß er sie auch, wie die „Gespräche" übersetzte.

Scotus, Albertus und Bonaventura mit ihren Quästionen und Syllogismen. Beide aber seien die Pest, die Einen des Rechts und des Gemeinwohls, die Andern der Religion und der Theologie. Auf beiden Seiten sei eine einfache Grundlage durch massenhafte Commentare verdeckt, ein ursprünglich faßliches Studium in undurchdringliche Nebel gehüllt worden. Bezeichnend ist es namentlich, daß er das altgermanische Verfahren mit ungelehrten, ebenbürtigen Richtern gegen das römische Recht in Schutz nimmt. Nicht weniger kräftig zeichnet er die damaligen Theologen, deren Heuchelei, Aberglauben, Unwissenheit und Verfolgungssucht. Solche Menschen, schließt er den Brief, beherrschen die Menge, die nicht frage, ob Einer wisse, sondern nur ob er Doctor oder Magister sei. Er dagegen wolle lieber sein ganzes Leben lang Nichts sein, als zu jenen gehören.

Allein sein Vater drang darauf, daß er sich den Titel eines Doctors der Rechte erwerbe, ohne welchen er keine Aussicht auf irgend eine glänzende Laufbahn hätte, und so wanderte er 1515 zum zweitenmal nach Italien, um seine Rechtsstudien fortzusetzen. Im Frühling 1516 kam er in Rom an, wo seine Abneigung oder vielmehr sein Haß gegen das Papstthum neue Nahrung erhielt. Er schilderte das Treiben der Weltstadt in einer Reihe von Epigrammen, in denen die Bitterkeit gegen die Klerisei in der überall durchblickenden Vaterlandsliebe einen erfreulichen Gegensatz gewinnt. Diese beurkundete er bald darauf auf eine glänzende Weise. Als er nämlich einen Ausflug nach Viterbo gemacht hatte, gerieth er mit fünf Franzosen in Streit, die den Kaiser Maximilian verhöhnten. Diese fielen über ihn her; Hutten aber erstach den Einen und schlug die andern in die Flucht. Da aber die Franzosen damals in Rom übermächtig waren, hielt er es für gerathen, diese Stadt zu verlassen; er ging nach Bologna,

wo er, wenn auch mit Widerwillen, doch fleißig dem Studium der Rechte oblag, zugleich aber die griechische Sprache mit Eifer erlernte und insbesondere sich mit Lucian und Aristophanes bekannt machte. Die Bekanntschaft mit dem erstern reizte ihn, sich in der Gesprächsform zu versuchen, und er fand bald, daß diese seiner eigenthümlichen Natur am angemessensten sei. Er pflegte sie von nun an mit entschiedener Vorliebe, und es sind auch seine vorzüglichsten Werke in derselben abgefaßt. Den ersten Versuch, „Phalarismus", der sich auf die Ermordung seines Vetters bezieht, erregte das größte Aufsehen, denn noch hatte es Niemand gewagt, einen mächtigen Fürsten in öffentlicher Schrift so rücksichtslos zu bekämpfen, wie er es in dem „Phalarismus" gethan, in welchem Herzog Ulrich als ein Tyrann geschildert wird, von dem selbst die grausamsten Wüthriche des Alterthums gestehen müßten, daß er sie weit übertreffe. Mit vollem Bewußtsein des Wagnisses hatte daher Hutten seine bisherigen Mottos („Redlich und ohne Prunk" „aus Tugendeifer") gegen ein anderes, mit dem bedeutsamen „Jacta est alea" („Geworfen ist der Würfel") vertauscht, das in seinem spätern Kampfe gegen Rom erst die rechte Bedeutung gewann, und das er in seinen deutschen Schriften durch das eben so bezeichnende „Ich habs gewagt" übersetzte.

Gegen Ende des Jahres 1516 erkrankte er schwer; kaum war er wieder genesen, als Unruhen zwischen den Studenten der verschiedenen Nationen ausbrachen, in deren Folge er sich veranlaßt sah, Bologna zu verlassen. Er ging nach Ferrara, und bald darauf von seinen Vettern, die eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande beabsichtigten, eingeladen, nach Venedig, wo er bei den Gelehrten und den gebildeten Jünglingen aus den vornehmsten Geschlechtern die schmeichel-

hafteste Aufnahme fand. Die Einladung seiner Vetter, sie auf ihrer Reise zu begleiten, lehnte er auf den Rath seines Freundes Crotus Rubianus ab, der eben damals nach Italien gekommen war. Er reiste vielmehr Ende Juni 1517 nach Deutschland zurück.

Dort nahm der Streit Reuchlins mit den ihn verfolgenden Cölner Dominikanern, den berüchtigten Ketzermeister Hochstraten an der Spitze, dem er schon in Italien seine Aufmerksamkeit und Theilnahme gewidmet hatte, seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Wie der Gedanke, einen Kampf auf Leben und Tod mit Rom zu beginnen, schon während seines Aufenthalts in Italien in ihm zur Reife gediehen war, zeigt uns ein Brief, den er im Januar 1517 aus Bologna an Reuchlin schrieb, um diesen, der an ihm zu zweifeln schien, zu beruhigen. „Viel von deiner Last ist auf unsere Schultern übergegangen," schrieb er ihm. „Längst wird ein Brand vorbereitet, der zu rechter Zeit, hoffe ich, aufflammen soll. Damit gehe ich um, während du ganz Anderes von mir vermuthest. Denn wenn du richtig von mir dächtest, könntest du mir nicht schreiben: Verlasse die Sache der Wahrheit nicht! Ich sie, oder dich, ihren Führer, verlassen? Kleingläubiger Capnion,*) der du Hutten nicht kennst! Nein, wenn du sie heute verließest, würde ich, (so viel in meinen Kräften stünde), den Krieg erneuern; und glaube nicht, daß ich für mein Unternehmen untüchtige Gesellen habe. Mit solchen Genossen umgeben, schreite ich einher, von denen jeder Einzelne, du darfst es glauben jenem Gesindel gewachsen ist." Strauß macht es sehr wahrscheinlich, daß Hutten hierbei die berühmten „Briefe der Dunkelmänner" im Sinne gehabt habe, eine Satyre, welche

*) Gräcisirter Name Reuchlins.

allerdings die Gegner Reuchlins auf das Empfindlichste treffen mußte, weil ihr Wesen und Treiben in seiner Gesammtheit und im Einzelnen in überaus geistreicher Weise lächerlich gemacht wurde. Zwar kann wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß Hutten an dem ersten Theile der „Briefe" keinen oder nur sehr geringen Antheil hatte, dagegen ist es wohl eben so sicher, daß der zweite Theil großen Theils von ihm herrührt. Der Gedanke des Ganzen und so auch die Ausführung des ersten Theils ging ohne Zweifel von Crotus Rubianus aus; der zweite Theil aber, wenn er auch den Gedanken, der dem ersten zum Grunde liegt, ganz vortrefflich auffaßte und durchführte, unterscheidet sich von diesem doch in einem sehr wesentlichen Punkte. „Hutten", sagt Strauß mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn, „steht dem Crotus zwar nicht überhaupt als Satyriker, aber doch als Humorist nach. Züge, eines Juvenal und Lucian würdig, finden sich in großer Zahl in den Huttensche Dialogen; aber diese werden uns in ganz anderer Stimmung entlassen, als die Briefe der Dunkelmänner. Alles von Hutten, auch seine Satyre, spornt zur That; nie vergißt er, daß man das Dumme und Schlechte nicht bloß belachen, sondern bekämpfen muß. Dem Verfasser (des ersten Theils) der „Briefe" dagegen ist es unter seinen Dunkelmännern offenbar ganz behaglich. Er vergißt, daß sie Schufte sind, weil sie so ganz ergetzliche Thoren sind. Er muthet ihnen nicht zu, anders zu sein, ja es müßte ihm leid thun, wenn sie anders wären, weil er dann über Nichts mehr zu lachen hätte. Ueber dem ästhetischen Gesichtspunkte kommt ihm der praktische aus den Augen, und das pflegt Hutten nicht zu begegnen." Im zweiten Theil, heißt es später weiter, tritt dieser praktische Gesichtspunkt häufiger hervor; es werden unter der Form von

gehaltenen Gesprächen sehr ernste Erörterungen eingeflochten, was im ersten Theil nicht vorkommt. Die Wirkung der Briefe der Dunkelmänner war unermeßlich, eine Wirkung, wie sie nur ein wahres Kunstwerk hervorbringen kann. Daß sie in der That ein solches waren, setzt Strauß in überzeugender Weise auseinander, indem er sie nach ihrem Inhalt, ihrem Ton und ihrer Form ausführlich schildert. Den besten Beweis aber lieferten die Dunkelmänner selbst, welche sich von der trefflich durchgeführten Ironie so sehr täuschen ließen, daß sie die „Briefe" für eine zu ihren Gunsten und gegen Reuchlin verfaßte Schrift hielten. Kaufte doch sogar ein Dominikanerprior in Brabant eine Anzahl von Exemplaren, um damit seinen Obern ein Geschenk zu machen. Erasmus, dem ein vollgültiges Urtheil über dergleichen Schöpfungen wohl zusteht, schätzte sie sehr hoch; ja es geht sogar eine alte Sage, daß das Lachen darüber ihn durch Zersprengung eines gefährlichen Geschwürs gesund gemacht habe. Freilich war er mit dem zweiten Theil unzufrieden, der tiefer in das Fleisch einschnitt und ihn sogar als „Bundesgenossen der jungen Stürmer und Dränger" darstellte; er fürchtete, daß der Uebermuth der „Briefe" der humanistischen Richtung schaden möchte. Freilich beurtheilte sie selbst Luther (1517) ganz falsch; er fand sie frech und nannte ihren Verfasser einen Hanswurst. „Auch hierin", bemerkt Strauß vortrefflich, „zeigt sich Hutten als der umfassende, Gegensätze in sich vereinigende Geist. Crotus konnte über die Dunkelmänner nur lachen, Luther nur zürnen und gegen sie handeln; Hutten vermochte beides."

Als Hutten im Juni 1517 nach Deutschland zurückkehrte, begab er sich nach Augsburg, wo er bei dem gelehrten Patricier Conrad Peutinger gastfreundliche Aufnahme fand. Dieser war es auch, der den dort weilenden Kaiser

Maximilian auf den talentvollen Mann aufmerksam machte und ihn veranlaßte, denselben in feierlicher Weise zum Dichter zu krönen. In der darüber ausgestellten Urkunde heißt es, daß der Kaiser, um ihm ein besonderes Merkmal seiner Gnade zu geben, ihn in seinen und des Reiches Schutz nehme und ihm das Recht ertheile, von keinem andern Richter als dem Kaiser und dessen Rathe gerichtet zu werden.

Von Augsburg begab sich Hutten über Nürnberg und Bamberg auf die väterliche Burg, wo er Laurentius Vallas Schrift über die erdichtete Schenkung Constantins herausgab. Es war schon ein kühner Schritt, eine Schrift von Neuem zu veröffentlichen, welche den päpstlichen Anmaßungen so kräftig entgegentrat und ihrem Verfasser daher auch bittere Verfolgung zugezogen hatte; unerhört keck war es aber, daß er sie dem Papst Leo X. widmete und in dem Zueignunsbriefe voraussetzte, daß dieser ganz mit den Ansichten Vallas einverstanden und bereit sei, auf die weltliche Herrschaft zu verzichten, und ebenso auch die übrigen in der Kirche eingerissenen Mißbräuche, den Bullen- und Ablaßhandel, den Verkauf der Dispensen und dergleichen mehr abzuschaffen. Ja er schließt sogar mit der Aufforderung an den Papst, seinen Beifall mit der Schrift öffentlich zu bezeugen; er würde sich dann bemühen, fügt er mit bitterer Verhöhnung hinzu, bald wieder etwas Aehnliches aufzufinden. — Um die nämliche Zeit trat Luther mit seinen Sätzen auf; Hutten hielt das Beginnen des Mönchs nicht der Beachtung werth, er sah darin nur eine von jenen häufigen Mönchsstreitigkeiten, welche sich nur um Untergeordnetes bewegten und zu keinem ersprießlichen Resultate führten. Doch freute er sich, daß die Mönche mit einander in Zwistigkeit gerathen seien und wünschte nur, daß sie sich einander „auffressen" möchten.

Noch im Jahre 1517 trat er in die Dienste des Kurfürsten von Mainz, den er im folgenden Jahre an den Reichstag nach Augsburg begleitete, wo der Kaiser von den Ständen Hülfe zum Türkenkrieg begehrte. Noch vorher schrieb Hutten eine Mahnung an die Fürsten, dem Kaiser die nöthige Hülfe zu leisten. Darin berührt er auch sein Lieblingsthema, die Unabhängigkeit Deutschlands von Rom; die größte Rednerkraft entwickelt er aber in den Stellen, die sich auf den eigentlichen Gegenstand der Mahnung beziehen. Was er von den Ursachen der Abschwächung Deutschlands und der Verachtung, in welcher es bei den übrigen Völkern stehe, sagt, beurkundet seinen wahrhaft staatsmännischen Blick so sehr und ist leider noch heutigen Tages so wahr, daß wir uns nicht enthalten können, die wichtigsten Stellen mitzutheilen. „Ohne Einigkeit, heißt es unter Andern, muß Deutschland, auch abgesehen vom Türken (auch abgesehen von Napoleon, würde er heute sagen) zu Grunde gehen. Woher aber kommt Euere Uneinigkeit? Aus Grenzstreitigkeiten, Eifersüchteleien, Rangstreitigkeiten. Die Vortheile, um die ihr euch zankt, sind sämmtlich viel geringer, als der, den ihr alle von der Einigkeit haben würdet. Und wisset ihr, wie das Volk über die Sache denkt? Man wolle sich von euch beherrschen, aber nicht verderben lassen, sagt man, und denkt wohl auch auf gewaltsame Abhülfe.*) — Auch im Auslande sind die deutschen Fürsten Gegenstand der Mißachtung. Kraft haben wir Deutschen im Ueberfluß, aber die zweckmäßige Verwendung fehlt. Wir geben uns zu viel mit unnöthigen Dingen, mit den bloßen Vorübungen zum Kriege, wie Jagd und

---

*) Daß er richtig sah, bewies sieben Jahre später der Bauernkrieg.

Turnier, ab: kommt es dann zur Sache, handelt es sich um die Erhaltung des Reichs (denn an seine Vermehrung denkt doch leider Niemand), um Verfechtung des Vaterlands und der Religion, so ist nirgends Eifer zu verspüren. So bleibt unsere Tapferkeit stets eitel, unsere Kraft nutzlos, und unsere Nachbarn lassen uns wohl für gute Kämpfer, aber nicht für tüchtige Krieger gelten. Und das ist nicht der Soldaten, sondern vorzugsweise der Führer Schuld. Es lebt in Deutschland eine starke Jugend, große, nach wahrem Ruhm begierige Herzen; aber der Leiter, der Führer fehlt. So erstirbt jene Kraft, die Tapferkeit spannt sich ab, und der glühende Thatendurst verkeimt im Dunkeln. Außer der Einigkeit fehlt es den Deutschen auch an Besonnenheit, an kluger, nüchterner Berathung und planmäßiger, stetiger Ausführung; und auch hier geht das böse Beispiel von den Fürsten aus." — Auf dringliches Abrathen seiner Freunde ließ Hutten viele Stellen aus, von denen man befürchtete, daß sie ihm Gefahr bringen würden; doch that er dies nur ungern, und gab sie daher auch später unverstümmelt heraus, um so mehr, als die Fürsten die Aufforderung des Kaisers zur Türkenhülfe entschieden abwiesen.

Es scheint beinahe unglaublich, daß er diese und andere Werke, die alle von Geist, Leben und Gesundheit zeugen, mitten unter den Schmerzen seiner immer noch nicht gehobenen Krankheit verfaßte. In Augsburg entschloß er sich zu einer Radikalkur, die selbst eine Qual war, aber ihm, wenn auch nicht vollständige Heilung, doch wenigstens bedeutende Linderung brachte. Daß diese Krankheit die damals sehr verbreitete Syphilis war, ist bekannt. Seine Feinde verfehlten nicht, ihm deshalb alles mögliche Schlechte nachzusagen; sie glaubten, seine mächtige Satyre am leich-

testen dadurch unwirksam zu machen, daß sie seine Moralität verdächtigten. Es läßt sich freilich nicht läugnen, daß Hutten sinnlicher Natur war, allein diese Schwäche setzt um so weniger moralische Verdorbenheit voraus, als bei der furchtbaren Verbreitung der Krankheit diese nicht nothwendig Folge wirklicher Ausschweifung sein mußte.

Er war wieder in Mainz, als er durch die Nachricht, daß der schwäbische Bund mit einem Theile der fränkischen Ritterschaft einen Kriegszug gegen den Herzog von Würtemberg unternehme, aus seinen litterarischen Beschäftigungen gerissen wurde. Dieser hatte nämlich die Reichsstadt Reutlingen erobert und seinen Erblanden einverleibt. Daß die Hutten sich dem Zuge anschlossen, war begreiflich, um somehr, als ihnen der Herzog die ihnen zugesprochene Entschädigung noch nicht bezahlt hatte. Dieser Feldzug vermittelte die so folgenreiche Bekanntschaft Huttens mit Franz von Sickingen, der sich dem Heere angeschlossen hatte. Ihm zu Liebe, der des Lateinischen eben nicht Meister war, hatte er sein Gespräch „Das Fieber" ins Deutsche übersetzt. Würtemberg wurde ohne Widerstand erobert, da die Schweizer, welche dem Herzog zu Hülfe gezogen waren, auf Verlangen des schwäbischen Bundes von der Tagsatzung zurückberufen worden waren und der Herzog selbst das Land verlassen hatte. Bald nachdem Hutten wieder nach Mainz zurückgekehrt war, entband ihn der Kurfürst des Hofdiensts unter Belassung seines Gehalts. Seine größere Muße benutzte er wiederum zu schriftstellerischen Arbeiten, in denen er sich seinem höchsten Ziele, der Bekämpfung Roms, immer entschiedener näherte. In den Gesprächen „Vadiscus oder die Römischen Dreifaltigkeit", und „Die Anschauenden" schilderte er das päpstliche Rom und den ungemessenen Einfluß desselben auf Deutschland mit oft grellen, aber

nicht unwahren Farben. Auch was er über die deutschen Verhältnisse bei dieser Gelegenheit bemerkt, ist beachtenswerth; nur darin erhebt er sich nicht über seine Zeit und die Vorurtheile seines Standes, daß er die Räubereien der Ritter zu beschönigen sucht und die Bedeutsamkeit der Städte nicht versteht.

Noch bevor er diese Gespräche herausgab, war Kaiser Maximilian gestorben und sein Enkel Karl, trotz der päpstlichen Intriguen, zu seinem Nachfolger gewählt worden. Hutten hoffte gerade von diesem Umstande Gutes; er hoffte, der junge Kaiser würde es den Papst fühlen lassen, daß er seine Wahl habe hintertreiben wollen. Auch zögerte er nicht, in seiner Weise auf ihn zu wirken. Als er bald darauf in Fulda eine alte, aus der Zeit Heinrichs IV. stammende Schrift fand, welche die päpstlichen Anmaßungen in ihrer Nichtigkeit darstellte, gab er sie heraus und begleitete sie mit einer Epistel an den Erzherzog Ferdinand, den Bruder Karls V., in der Erwartung, daß er auf diesem Wege am ersten auf den Kaiser würde wirken können. Seine bitteren Ausfälle gegen Rom fingen endlich an, Aufsehen zu machen; es fehlte freilich nicht an vielseitigem Beifall, aber eben so wenig an Erbitterung, und es war kein Zweifel, daß man daran dachte, ernstlich gegen ihn einzuschreiten. Hutten aber entschloß sich, die Sache der Freiheit persönlich bei dem Kaiser zu verfechten, der im Jahre 1520 von Spanien nach Deutschland gereist war. Hutten begab sich nach Brüssel, aber er konnte weder vor den Erzherzog Ferdinand gelangen, noch die Ankunft des Kaisers erwarten, da ihn die Warnungen, gegen den Haß der Geistlichkeit auf seiner Hut zu sein, so dringend wurden, daß er sich entschloß, nach Mainz zurückzukehren. Auch dort war er nicht sicher, und er begab sich auf den

Rath seiner Freunde nach Frankfurt, wo ihm berichtet wurde, daß der Papst verschiedene deutsche Fürsten, darunter auch den Erzbischof von Mainz, aufgefordert habe, ihn gefesselt nach Rom zu senden. Um sich gegen die Nachstellungen sicher zu stellen, ging er zu seinem Freunde Franz von Sickingen, dessen festes Schloß Ebernburg manchem Verfolgten zum Asyle wurde; so fanden bedrängte Anhänger der Reformation: Caspar Aquila, Martin Bucer, Joh. Oecolampadius, Joh. Schwebel u. a. Schutz vor ihren Feinden und Sickingen hatte selbst Luther zu sich eingeladen, wenn er des Schutzes bedürfe. Als Sickingen, der nicht wenig zur Wahl Karls beigetragen hatte, zur Kaiserkrönung nach Aachen reiste, gab ihm Hutten ein Klagschreiben an den Kaiser mit, worin er um dessen Schutz gegen die Verfolgungen Roms nachsuchte, und seine Sache als die des Kaisers darstellte, in dessen Gerechtsame Rom einzugreifen wage. Eben so schrieb er an den Kurfürsten von Sachsen, an den von Mainz und ihre einflußreichsten Staatsmänner, an Luther, Alle zum entscheidenden Kampf gegen Rom aufzufordern. Endlich erließ er ein Schreiben an die Deutschen aller Stände, in welchem er sie um Schutz und Hülfe gegen die Verfolgungen Roms ansprach, da es so weit gekommen sei, daß er sich vor den Feinden verbergen müsse. Diese Schriften ließ er in zahlreichen Exemplaren von der Ebernburg aus verbreiten. Unterdessen war der berüchtigte Dr. Eck von Rom mit der Bannbulle gegen Luther in Deutschland angelangt, welche unter andern die Verbrennung der Schriften Luthers befahl, was auch zu Mainz und Cöln geschah. Dies veranlaßte Hutten zu neuer angestrengter Thätigkeit, und während er sich bisher immer der lateinischen Sprache bedient hatte, um, wie er in dem Sendschreiben an die Deutschen aller Stände sagt, „die zu

reformirenden Kirchenhäupter erst gleichsam unter vier Augen zu verwarnen, und nicht gleich das gemeine Volk in die Mitwissenschaft zu ziehen, so glaubte er jetzt, daß die Zeit gekommen sei, auch die ungelehrten Stände an dem Kampf zu betheiligen. „Mit alleiniger Hülfe der Lateinverständigen, das war dem Ritter nunmehr klar geworden, ließ sich eine kirchlich-politische Reformation, wie er sie bezweckte, nicht herbeiführen. Denn die Einen von Jenen, die Kirchenhäupter, suchten sie zu hindern; die Andern, die Humanisten, waren nicht stark, nicht entschlossen genug, sie recht zu fördern. Man brauchte noch mindestens das Schwert des Ritterstandes, das Gewicht der Städte, um auf Erfolg rechnen zu können; aber zu beiden mußte deutsch gesprochen werden, da unter den Rittern bei Weitem die Mehrzahl im Falle Sickingens war, und auch in den Städten die Peutinger und Pirckheimer zu den Ausnahmen gehörten." Seine erste deutsche Schrift, die gereimte „Clag vnd Vermanung gegen der übermäßigen unchristlichen gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen geistlichen", worin er Alles zusammenfaßte, was er bis dahin gegen Rom und die Unterjochung Deutschland durch den Papst gesagt hatte, brachte eine so ungemeine Wirkung hervor, daß seine Gegner alle früheren Schriften darüber zu vergessen schienen, und nunmehr ausschließlich gegen diese zu Felde zogen. Auf den Kaiser berechnet war eine andere Schrift: „Anzöig, wie allwegen sich die römischen Bischöff oder Päpst gegen den teütschen Kayseren gehalten haben", worin er Karl V. vor der Falschheit und den Intriguen des römischen Hofes warnte. Zugleich übersetzte er diejenigen seiner Gespräche, welche vornämlich gegen Rom gerichtet waren. Diese lauten freilich, wie er selbst von seiner Uebersetzung des „Fiebers" gesagt hatte, „im Latein viel lieblicher und künstlicher denn

im Deutschen;" denn erstens war die deutsche Sprache damals noch sehr unausgebildet und zweitens hatte Hutten noch sehr wenig Uebung in der Behandlung der Muttersprache. Wie Strauß ganz richtig bemerkt, war er in diesen deutschen Schriften mehr Redner als Dichter, aber eben deswegen wurden sie auch eine Macht, welche die Gegner immer mehr fürchten lernten. Uebrigens schrieb er auch noch in lateinischer Sprache, und es ist sein Gespräch „Die Räuber" vorzüglich deshalb merkwürdig, weil er darin sein Vorurtheil gegen die Städte zu unterdrücken suchte, welche sich meist der Sache der Reformation angenommen hatten.

Im Januar 1521 war der Reichstag zu Worms eröffnet worden, auf welchem die Angelegenheit der kirchlichen Reform verhandelt werden sollte. Freilich waren die Erwartungen, die man von Karl V. gehegt hatte, bedeutend herabgestimmt worden. Denn abgesehen davon, daß er die Sache in ihrer geistigen Bedeutung nicht verstand, daß ihm die besondern Verhältnisse und Forderungen Deutschlands nicht wichtig genug waren, um denselben Rechnung zu tragen, bedurfte er des Papstes in seinen italienischen Angelegenheiten, weshalb er sich demselben gefällig zeigen zu müssen glaubte. Seit längerer Zeit schon mit Geschöpfen des Papstes umgeben, hatte er den Ständen den Entwurf eines Edikts vorgelegt, nach welchem Luther nicht vor den Reichstag vorgeladen, sondern einfach als Ketzer verurtheilt werden sollte. Da entbrannte Huttens Zorn, dem er in mehreren Schreiben an die päpstlichen Nuntien und die deutschen Bischöfe Luft machte; vom Kaiser aber verlangte er in einem besondern Schreiben, daß er Luthern, dem er sich nunmehr ganz angeschlossen hatte und mit dem er seit einiger Zeit schon in Briefwechsel stand, Gehör gebe, was Karl auch, freilich erst auf entschiedenes Verlangen

der Reichsstände gewähren mußte. Doch fielen die Verhandlungen des Reichstages nicht so aus, wie man zu erwarten berechtigt war; Luther war zwar vorgeladen und befragt, aber nicht eigentlich gehört worden; man hatte sich über die streitigen Punkte nicht mit ihm eingelassen, ihm nicht bewiesen, daß er Ketzerisches gelehrt habe, sondern dies schon vorausgesetzt, darauf sie den Widerruf von ihm verlangt, und als er diesen ablehnte, ihn als Ketzer fallen gelassen. Ja einige Juristen behaupteten sogar, der Kaiser sei nicht verpflichtet, ihm das zugesicherte freie Geleit zu halten. Als nun bald nach der Abreise Luthers die Achtserklärung gegen ihn ausgesprochen wurde, wollte Hutten losschlagen, dagegen zögerte Sickingen immer noch, und da die Macht in dessen Händen lag, so war Hutten genöthigt, seine Ungeduld zu mäßigen. Das war für ihn, wie für die Sache der Freiheit ein Unglück. Er gerieth in ein schiefes Licht; die Pfaffen jubelten und verhöhnten ihn; seine Freunde begannen an seinem Muthe zu zweifeln. Unterdessen hatte Sickingen für den Kaiser einen Kriegszug gegen den Herzog von Bouillon und Frankreich, das ihn unterstützte, gemacht; da aber der Kaiser seinem Feldherrn die nöthigen Geldmittel nicht schaffte, und zudem der zweite Befehlshaber, Graf Heinrich von Nassau, nicht mit ihm einig war, blieb der Feldzug ohne Erfolg, was Mißstimmung zwischen dem Kaiser und Sickingen erzeugte. Hutten hatte dem Feldzug beiwohnen sollen, allein seine Gesundheit war aufs Neue wankend geworden, und er sah sich genöthigt, zu seiner Pflege einen ruhigen Aufenthalt zu wählen. Wo er sich verborge hielt, ist unbekannt, da er den Namen seines Aufenthaltes aus Vorsicht dem Papier nicht anvertraute.

Als Sickingen auf die Ebernburg zurückkehrte, erklärte

er sich offen und entschieden für Luthers Lehre, die er auch in seinen Besitzungen einführte. Dieses entschiedene Auftreten erfüllte Hutten mit neuem Muth und er suchte nun vor allen Dingen eine Verbindung zwischen Ritterschaft und Städten zum Behufe einer kirchlich-politischen Reform herbeizuführen, eine Idee, die gewiß höchst fruchtbar war und ohne Zweifel die großartigsten Resultate herbeigeführt hätte, wenn sie hätte durchgeführt werden können. Er sprach dieselbe von Neuem in einem deutschen Gedicht aus, welches er „Beklagung der Freistädte deutscher Nation" benannte. In kräftigen Zügen zeigte er darin, wie die kaiserliche Macht herabgewürdigt sei, so daß sie Nimanden mehr Schutz gewähren könne und wie dagegen die Macht der Fürsten zum Nachtheil der übrigen Stände zugenommen habe. Namentlich würden Städte und Adel von ihnen unterdrückt.

„Den armen Adel fressen sie,
Und suchen täglich weg und Rath,
Das je bei Freyheit bleib kein Stadt,
Ein Theil sie haben gzwungen schon,
Die andern sie jetzt fechten an . . . .
Und ist allein ihr Muth und Sinn,
Zu nehmen deutsche Freiheit hin."

Da helfe nur gemeinsames Handeln der Beschädigten und Bedrohten. Ob Hutten auch die Bauern in den Kampf zu ziehen gedachte, ist nicht unwahrscheinlich; mit Sicherheit könnte es nur dann behauptet werden, wenn sich nachweisen ließe, daß das Gespräch „Neu Karsthans" von ihm herrührt, da in demselben auf einen Aufstand der Bauern hingedeutet wird.

Die Klagen gegen die Fürsten hatten vornämlich mit der Zeit zugenommen, da Kaiser Karl wegen bedeutender in Spanien ausgebrochener Unruhen dahin abgereist war

(Mai 1522) und die Verwaltung des Reichs ungern genug seiner Wahlcapitulation gemäß einer Regentschaft übergeben hatte, in welcher die Fürsten übermäßig stark, die Reichsstädte nur durch zwei Abgeordnete, die Ritterschaft gar nicht vertreten war. In Folge der Uebergriffe, die sich die Fürsten erlaubten, veranstaltete Franz von Sickingen eine Zusammenkunft der freien rheinischen Ritterschaft zu Landau. Die zahlreich versammelten Ritter schlossen auf 6 Jahre einen Bund, zu dessen Hauptmann Sickingen gewählt wurde. Bald hatte dieser ein zahlreiches Heer zu Fuß und zu Pferd geworben, mit welchem er gegen den Kurfürsten und Erzbischof von Trier zog. Die Abmahnungen der Reichsregentschaft wies er kurz zurück. Der Erzbischof aber vertheidigte die Stadt so muthig und mit so großer Geschicklichkeit, daß Sickingen die Belagerung wieder aufheben mußte. Hutten hatte, wahrscheinlich wegen seiner Kränklichkeit keinen Antheil am Zuge genommen, und da er sich auch fürderhin aus dem nämlichen Grunde an einem weiteren Kampfe nicht betheiligen konnte, Sickingen aber einen mächtigen Angriff von Seite der Fürsten voraussah, so schien es beiden Freunden am Besten, daß Hutten sich aus Deutschland entferne. Um diese Zeit erhielt er vom König Franz von Frankreich die Einladung, mit einem Jahrgehalt von 400 Kronen und freier Wahl des Aufenthaltsortes in seine Dienste zu treten; allein trotz der Verfolgungen, die er in Deutschland zu erdulden hatte, wollte er doch nicht in Dienste eines fremden Fürsten treten, und er schlug daher das Anerbieten aus. Wann Hutten sein geliebtes Vaterland verließ, ist unbekannt; nur soviel ist sicher, daß er gegen Ende November in Basel war, wo er Ruhe und Sicherheit zu finden hoffte. Die erste war ihm unbedingt nothwendig, weil seine Krank-

heit von Neuem ausgebrochen war; Sicherheit mußte er um so mehr wünschen, als er jetzt nicht bloß die Pfaffen, sondern auch die Fürsten zu fürchten hatte, die in ihm eines der thätigsten Mitglieder der ritterlichen Schilderhebung gegen ihre Uebermacht verfolgten. „Der Rath von Basel sagte ihm den erbetenen Schutz zu; man bot ihm ein Gastgeschenk von Seiten der Stadt; die Magistratspersonen machten ihm Besuche, Leute aller Stände kamen, ihn zu sehen; an Einladungen und Mahlzeiten fehlte es nicht. Doch gerade dem Manne war Huttens Aufenthalt in Basel unerwünscht, der für ihn der wichtigste am Orte war: Erasmus."

Erasmus, ohne Zweifel der größte und einflußreichste Gelehrte seiner Zeit, hatte durch seine in Form und Inhalt gleich ausgezeichneten Schriften die reformatorischen Ideen weit verbreitet, und die Bettelmönche hatten gar nicht Unrecht, wenn sie predigten, daß Erasmus die Eier gelegt habe, welche Luther ausbrüte. Aber Erasmus wollte die Verbesserung der Zustände auf friedlichem Wege herbeiführen; er war der Ueberzeugung, daß die bessere durch die classischen Studien herbeigeführte Bildung endlich, wenn sie tief genug eingedrungen sei, die Reformen zum nothwendigen Ergebnisse haben müsse, daß man aber durch allzuschroffes Auftreten die Bildung selbst in Frage stelle und gefährde. Da ihm aber diese als die Grundlage alles Besseren und alles Fortschrittes erschien, so ist es natürlich, daß er jeden Schritt, der sie in Gefahr zu bringen drohte, für ein Unglück halten mußte. Daher kam es, daß er sich nach und nach von Luther zurückzog, dessen Auftreten er Anfangs freudig begrüßt hatte. Uebrigens war er durch die Reformation in eine nach mancher Seite hin unangenehme Lage gekommen. Er sah sich mit Einem Male von

der ersten Stelle, die er bis dahin unzweifelhaft eingenommen hatte, in die zweite zurückgedrängt. Dazu kam, daß er von den Anhängern der Reform aufgefordert wurde, sich offen an dieselbe anzuschließen, wogegen ihm deren Gegner zumutheten, sich gegen dieselbe zu erklären, während er doch weder das Eine noch das Andre thun mochte noch thun konnte, ohne mit sich selbst in den grellsten Widerspruch zu gerathen. Es ist daher leicht erklärlich, daß ihm die Nähe Huttens, der so entschiedene Parthei für Luther genommen hatte und von sich aus noch weiter gegangen war als dieser, unbehaglich sein mußte, und wir wundern uns kaum, daß er, sobald er von dessen Ankunft unterrichtet war, ihm sagen ließ, er möge ihn während seines Aufenthalts nicht durch seinen Besuch compromittiren. Man möchte leicht auf die Vermuthung kommen, daß Erasmus wenigstens mittelbar und im Geheim auf den Beschluß des Basler Magistrats wirkte, der schon nach zwei Monaten Hutten den zugesagten Schirm aufkündigte. Doch scheint Strauß dies nicht zu glauben, da er eine solche Möglichkeit gar nicht erwähnt; auf keinen Fall hat er dafür irgend ein Zeugniß oder nur auch eine Andeutung gefunden, weil er sonst gewiß nicht unterlassen hätte, davon zu sprechen. Nach seinem Bericht hat der Magistrat den erwähnten Beschluß lediglich auf Verlangen der Geistlichkeit gefaßt, weil Hutten in Basel im Interesse der Reformation zu wirken suchte. Dieser begab sich nun auf Nebenwegen, weil er die Nachstellungen seiner Feinde zu fürchten hatte, nach Mühlhausen, wo er im Augustinerkloster um so leichter Aufnahme fand, als dessen Bewohner für das große Werk ihres Sächsischen Ordensbruders günstig gestimmt waren. Muße und Abgeschiedenheit benutzte Hutten, um mit Erasmus abzurechnen. Die Schrift, die er gegen

ihn drucken ließ, war in der That ein Schlag, von dem sich dieser nicht wieder erholen konnte. Ein Meisterstück rednerischer Kraft und Kunst, trifft sie vernichtend die Schwächen des Gegners, der die Gunst der Fürsten nicht um der Wahrheit willen verscherzen, sondern dieser lieber den Rücken kehren wolle. Eine Stelle dieser Schrift wirft ein so helles Licht einerseits auf Huttens trefflichen Charakter, andrerseits auf Erasmus Schwäche, daß wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Nachdem er erwähnt, weshalb Luther vom Papste so bitter verfolgt werde, weil sich dieser nämlich, wenn auch nicht zuerst, doch am gewaltigsten der päpstlichen Tyrannei widersetzt, weil er den Menschensatzungen ihr Ansehen entzogen, den päpstlichen Trug der Welt geoffenbart, die Macht der Bullen vernichtet, den Ablaß und ähnliche Spiegelfechtereien Deutschland verschlossen habe, fügt er hinzu, er selbst habe schon vor Luther diese Dinge bekämpft; Luther sei weder sein Lehrer gewesen, noch handelten sie jetzt in Einverständniß, sondern jeder treibe sein Geschäft für sich. Aber weil es einmal Sitte geworden, daß jeder Feind der päpstlichen Zwingherrschaft und Freund des Evangeliums Lutheraner heiße, so lasse er sich lieber durch diese Benennung Unrecht thun, um nicht durch Ablehnung derselben den Schein zu erregen, als wolle er das Bekenntniß der Sache verläugnen. In diesem Sinne sei aber auch Erasmus ein Lutheraner, und um so mehr, da er beredter als irgend Einer, ehe noch die Welt von Hutten oder Luther Etwas gewußt, ganz auf dasselbe hingearbeitet habe. Davon wolle er zwar Nichts mehr wissen; aber wenn nicht der größere Theil seiner Schriften vernichtet werde, müsse Jeder, der auf die Sache selbst und nicht auf Worte achte, ihn zu dieser Partei rechnen, die er jetzt bekämpfe, die aber Hutten auch gegen ihn vertheidigen werde. Letzteres thue er ungern; „doch“ erklärt er, „weil du lieber bei Jenen schmarotzen, als mit mir der Pflicht

getreu bleiben willst, so muß ichs leiden, daß wir uns trennen. Magst du dort ein behagliches Leben führen, wo große Herren sind, die dir Geschenke machen, und wenn du gegen Luther schreiben wolltst, Bisthümer für dich in Bereitschaft halten, fette Pfründen dir abtreten; ich will hier in Gefahr stehen, wo ernste, rechtschaffene, wahre, lautere, beständige und freie Männer sind, die sich durch keine Geschenke bewegen, durch keine Ehren umstimmen, durch keine Gefahren schrecken lassen; denen Gerechtigkeit heilig, Treue unverletzlich, die Religion Herzens-, die Wahrheit Gewissenssache ist. Was gehen mich die vielen Rücksichten an, durch welche du dich der römischen Curie verbunden bekennst? Ich werde aber so standhaft um des gemeinen Nutzens willen jene Zwingherrschaft bekämpfen, als du um eignen Vortheils willen sie beharrlich zu vertheidigen gedenkst. Und dabei werde ich leichtere Arbeit und ein freieres Gewissen haben, da ich offen und einfach die Wahrheit sagen darf, während du in der üblen Stellung bist, erdichten, erfinden, ersinnen, lügen und täuschen zu müssen."

Unterdessen war Sickingen von den Fürsten besiegt worden und er selbst war den Tod der Helden gestorben. Der Fall des großen Mannes hob den Muth der Pfäffischgesinnten, und so machte man auch den Anschlag, Hutten in dem Augustinerkloster zu Mühlhausen, wo er, wie wir wissen, Zuflucht gefunden hatte, zu überfallen. Der Rath traf Vorkehrungen, bedeutete jedoch dem Bedrohten, sich lieber aus der Stadt zu entfernen. Mitten in der Nacht, es war im Mai oder Juni 1527 entfloh Hutten nach Zürich. „Dort stand damals Zwingli im frischen Beginnen seiner reformatorischen Thätigkeit; ein Mann, der unter einem freien, wehrhaften Volke aufgewachsen, dem waffenlustigen Ritter näher stand als der thüringische

Reformator. Bei ihm suchte und fand Hutten Schutz, Hülfe und Trost." Und er bedurfte dessen im höchsten Grade; denn die Behörden nahmen Anstand, ihm offenen Schutz zu geben, er selbst war von allen Mitteln entblößt und zudem war seine Gesundheit tief erschüttert. Der Besuch der Heilquellen von Pfeffers blieb ohne Erfolg; als letzten Versuch, die an seinem Lebensmark zehrende Krankheit zu besiegen, ging er, von Zwingli empfohlen, zu dem heilkundigen Pfarrer Hans Schneng auf der Insel Ufenau im Züricher See. Die Ruhe, die er dort fand, wurde auf das Schmerzlichste durch ein Schreiben des Erasmus gestört, der auf eine für ihn wenig ehrenvolle Art den Rath der Stadt Zürich gegen den Unglücklichen aufzureizen suchte. Doch sollte er bald einer ungestörten Ruhe theilhaftig werden. Ein heftiger Anfall seiner Krankheit machte an einem der letzten Tage des August oder am ersten September seinem bewegten Leben, seinen Schmerzen und allen Verfolgungen ein Ende; er starb, 35 Jahre und 4 Monate alt, ein Vierteljahr nach Sickingens Tod. „Die Aussicht, Deutschland mittelst der Reformation: der politischen wie kirchlichen, neu aufgebaut zu sehen, ging mit Beiden zu Grabe. Was den Rittern mißlungen war, versuchten zwei Jahre später die Bauern mit noch üblerem Erfolge. Die Zeit des Ritterthums war um; die Zeit des Volksthums noch nicht da; die Zeit der Fürstenmacht war angebrochen." Hutten starb in der äußersten Dürftigkeit; er hinterließ als Eigenthum Nichts als eine Feder. Ein einfaches Denkmal mit einer lateinischen Inschrift, das ein fränkischer Ritter in den folgenden Jahren auf sein Grab setzen ließ, ist verschwunden, und so ist auch der Platz unbekannt, wo er begraben liegt.

Martin Luther.

„Große Männer," sagt Gustav Pfizer in der Einleitung zu seiner Biographie Luthers, „haben, abgesehen von dem, was sie durch ihre Thaten und Bestrebungen für die Mit- und Nachwelt wirken, auch die Bestimmung, die geistigen Sammelplätze, die Erkennungsworte für ihre Nation, die Mittelpunkte zu sein, in welchen sich die Gefühle des Volks begegnen, vereinigen und mit neuer Kraft stärken." Die Deutschen, fährt er fort, haben in Folge der politischen Zerrissenheit, die beinahe schon da anfängt, wo sie in der Geschichte aufzutauchen beginnen, und die mit jedem Jahrhundert in so erdrückender Weise zunahm, daß sie in unsern Tagen als unheilbar erscheint, auch nicht einmal diese Art von friedlicher und herzerhebender Einigung. So viele große Männer, Herrscher und Helden Deutschland auch gehabt hat, so lebt doch kein einziger in dem Bewußtsein des gesammten Volkes wie der Cid in Spanien, Bayard in Frankreich, Richard Löwenherz in England. Selbst der fränkische Kaiser Karl ist aus der gemeinsamen Erinnerung verschwunden, während er den Franzosen ein Nationalheld geworden ist. Welches Volk hat einen gewaltigeren Helden zu nennen, als Heinrich der Vogler war, aber wer kennt ihn und wessen Herz schlägt lauter und muthiger, wenn er seinen Namen aussprechen hört? Die Hohenstaufen, diese

mächtigen Gestalten der Vorzeit, wer kennt sie im Volk außer etwa die paar Tausende, die in der Nähe des zertrümmerten Stammschlosses leben? Von dem Barbarossa kennt man höchstens die trübselige Sage, daß er im Kyffhäuser schläft und daß er zwar einst aus seiner Berghöhle hervorkommen wird, aber erst wenn sein Volk aus dem Todesschlummer erwacht, in das es seit Jahrhunderten versunken ist. Aus späterer Zeit leben zwar Kriegshelden in der Erinnerung des deutschen Volkes, so Gustav Adolf und der Prinz Eugen, aber der erste ist ein Schwede und der zweite ein Franzose. Friedrich II. ist ein Deutscher, aber wenn man seine Feldherrngröße und hundert andre Vorzüge stets an ihm bewundern wird, so muß seine nationale Bedeutung immer mehr zurücktreten, je mehr das Nationalgefühl sich entwickelt; man wird immer mehr einsehen, daß er die vollständige Auflösung des Reichs herbeigeführt hat, und daß er in der That bei seinen Unternehmungen nur von einem sehr gewöhnlichen Ehrgeiz geleitet war; denn er hatte nicht das ganze Vaterland im Auge, sondern nur die Größe seiner Dynastie. Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht so fern, wo er auch außer Preußen, und selbst in den Ländern gefeiert war, deren Feind er war; jetzt hat sein Name nur noch in seinem eigenen Lande begeisternde Bedeutung, und auch dort wird sie immer mehr erkalten müssen, je mehr das Nationalbewußtsein erstarkt.

Unter den unzähligen großen Männern, die Deutschland hervorgebracht hat, hat ein einziger wahrhaft volksthümliche Bedeutung gewonnen, es ist dies Martin Luther, der große Reformator des 16. Jahrhunderts, dessen Name selbst in den Ländern bedeutungsvoll klingt, wo er wegen seiner großen That gehaßt ist. Wenn wir den andern Nationen auch darin weit nachstehen, daß wir ihren im

Bewußtsein des Volks lebenden Helden keine entgegenzusetzen haben, so haben die Deutschen vor allen andern Völkern Das voraus, daß ein Mann der geistigen That zum Eigenthum des Volkes wurde, wie er dessen Bildner war. Wir haben ihn aber um so mehr in das Bereich unsrer Darstellung zu ziehen, als wir in ihm den Begründer unserer Schriftsprache und unserer neueren Literatur kennen, die selbst in den katholischen Schriftstellern ihren protestantischen Charakter nicht zu verbergen vermag.

Martin Luther, geboren am 10. November 1483 zu Eisleben, war der Sohn eines Bauern, der bald nach der Geburt des Sohnes den Beruf eines Bergmannes ergriff. Seine Eltern erzogen ihn streng. Vom 7. Jahre an besuchte er die Schule zu Mansfeld, wohin sein Vater gezogen war; die günstigen Zeugnisse, die ihm seine Lehrer ertheilten, bewogen seinen Vater, ihn studieren zu lassen, und er schickte ihn nach Magdeburg, wo er als Currendschüler zwar Kost und Unterricht unentgeldlich erhielt, dafür aber in den Kirchen und vor den Häusern singen mußte. Er blieb nur ein Jahr dort; in Eisenach, wohin er nun kam, trat er in die nämlichen Verhältnisse. Nach einiger Zeit nahm ihn eine Frau in ihr Haus, wo er, der drückenden Nahrungssorgen enthoben, dem Studium mit ungetheiltem Eifer obliegen konnte. In den Mußestunden erlernte er die Flöte und die Laute, wie er denn für Musik Sinn und Talent hatte. Im Jahre 1501 bezog er, 18 Jahr alt, die Universität Erfurt, um zunächst Philosophie und dann nach seines Vaters Wunsch die Rechte zu studieren. Er hatte dieses Studium schon mit eben so viel Eifer als Erfolg begonnen, als ihm zufällig auf der Bibliothek eine Bibel in die Hände kam, deren genauere Durchsicht so mächtigen Einfluß auf ihn übte, daß er sich entschloß, zum

Studium der Theologie überzugehen. Die scholastische Methode, in welcher damals diese, wie alle andern Wissenschaften befangen war, beschäftigte zwar seinen Geist und hatte in so fern großen und wohlthätigen Einfluß auf ihn, als er mit den Subtilitäten, in denen sich die Wissenschaft bewegte, bekannt und eben dadurch in den Stand gesetzt wurde, deren Unhaltbarkeit einzusehen und mit Erfolg zu bekämpfen; allein sein Herz blieb dabei leer, und weil er im Studium der Theologie nicht fand, was er erwartet hatte, Erhebung des Gemüths und wahre Erbauung, verfiel er in eine schwermüthige Stimmung, die ihn bei seinem durch übermäßiges Arbeiten geschwächten Körper in eine gefährliche Krankheit warf, bald nachdem er die Würde eines Baccalaureus erworben hatte (1503). Als er genesen war, setzte er seine Studien mit solchem Eifer fort, daß er im Jahre 1505 die Würde eines Doctors der Philosophie erwerben konnte; hierauf begann er selbst Vorlesungen zu halten und zwar nach dem damaligen Herkommen über einzelne Werke des Aristoteles. Allein selbst die angestrengteste Beschäftigung konnte ihm den innern Frieden nicht verschaffen. Als nun bald darauf sein vertrautester Freund Alexius an seiner Seite vom Blitz erschlagen, nach andern Nachrichten in einer Gewitternacht meuchelmörderisch erstochen wurde, entschloß er sich, Mönch zu werden, und er trat am 17. Juli, dem Tage des heiligen Alexius in das Kloster der Augustiner Eremiten. Seine Freunde und seine Eltern, denen er seine Absicht verheimlicht hatte, machten ihm die dringendsten Vorstellungen, als sie seinen Schritt erfuhren, aber selbst die persönlichen Mahnungen seines Vaters konnten ihn nicht bewegen, das Kloster zu verlassen. Ob er gleich als Novize von den Mönchen, welche auf seine Gelehrsamkeit eifersüchtig waren,

arg gequält wurde, legte er doch nach vollendetem Probejahr die Gelübde ab (1506) und nahm den Klosternamen Augustin an. Aber das Mönchskleid brachte den ersehnten Frieden nicht; so gewissenhaft er seine Mönchspflichten erfüllte, so strenge Büßungen er sich auferlegte, so eifrig er seine Studien fortsetzte, konnte er die Zerrissenheit nicht überwinden, die sich seines Gemüths bemächtigt hatte.

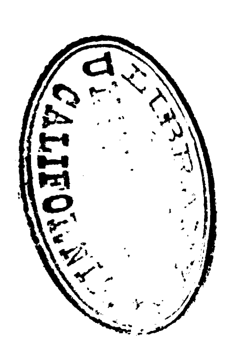
Im Jahre 1508 wurde er auf Empfehlung seines Gönners Staupitz, Generalvikars der Augustiner in Deutschland und Dekans der theologischen Facultät in Wittenberg, an diese Hochschule als Professor der Philosophie berufen und bald darauf vom Rathe der Stadt zum Prediger ernannt. In beiden Stellen erwarb er sich allgemeinen Beifall, als Prediger vorzüglich durch seine reiche und herzliche Beredtsamkeit, so wie durch den Inhalt seiner auf die Bibel gegründeten Vorträge. Bald darauf erwarb er sich die Würde eines Baccalaureus der Theologie, und er begann sogleich theologische Vorlesungen zu halten, die noch ungetheilteren Beifall erhielten, so daß die junge, erst seit 1502 gestiftete Universität vorzüglich durch ihn einen hohen Ruf erwarb.

Im Jahre 1510 wurde er von dem Generalvikar nach Rom mit Aufträgen geschickt, deren Inhalt nicht mit Sicherheit ausgemittelt worden ist. Ueber seine Reise und seinen Aufenthalt ist wenig bekannt geworden; nur soviel ist gewiß, daß sein Glaube an den Papst und die Kirche in keiner Weise erschüttert wurde, denn derselbe wurzelte zu tief in ihm und bildete so sehr einen wesentlichen Bestandtheil seiner religiösen Gesinnung, daß selbst die persönliche Anschauung der verdorbenen Zustände keinen Eindruck auf ihn machen konnte.*) Eben so gewiß ist es aber auch,

*) Ein italienischer Novellist, wenn wir nicht irren, Bandello, erzählt folgendes Geschichtchen. Ein Pariser Kaufmann



Martinus Luther



daß die Erinnerung an das, was er gesehen und erlebt, in späteren Jahren, als sein Glaube schon erschüttert war, wesentlich dazu beigetragen hat, ihn von den römischen Fesseln zu befreien.

Nach seiner Rückkehr von Rom setzte Luther seine vielseitige Thätigkeit fort. In Anerkennung seiner segensreichen Wirksamkeit wurde er 1512 zum Doctor der Theologie ernannt; das zur Promotion nöthige Geld gab der Kurfürst, da Luther selbst Nichts hatte, der überhaupt so wenig um Erwerb bekümmert war, daß ihm der Kurfürst von Zeit zu Zeit eine neue Kutte schenkte, weil er sich selbst keine anschaffen konnte. Bei Gelegenheit seiner Promotion mußte er ausdrücklich schwören, die heilige Schrift sein Lebenlang zu studieren und zu predigen; dieser Eid war in sofern von der folgereichsten Bedeutung, als er ihn später in Stunden des Zweifels und des Kampfes tröstete und in seinen Unternehmen kräftigte. In seinen Vorträgen entwickelte er eine immer größere Selbstständigkeit; immer entschiedener drang er auf das Studium der Bibel, immer kräftiger bekämpfte er den Aristoteles oder

gab sich vergeblich Mühe, einen Juden zu bekehren. Als dieser einst die Absicht aussprach, nach Rom zu reisen, suchte ihn der Christ davon abzubringen, weil er befürchtete, sein Freund möchte in Rom noch größere Abneigung gegen das Christenthum gewinnen. Er wunderte sich daher nicht wenig, als dieser sogleich nach seiner Rückkehr von Rom seinen Glauben abschwor. Um den Grund seiner Bekehrung befragt, sagte er: „Das Leben des Volks und namentlich der Geistlichkeit in Rom ist so gräuelhaft, daß ich die Ueberzeugung gewann, es müsse die Lehre Christi, zu welcher sich der Papst und die Bischöfe bekennen, wahrhaft göttlich sein, denn sonst würde Gott im Zorne über die Ruchlosigkeit, deren ich Zeuge war, die ganze Stadt längst vernichtet haben.“ Vielleicht hat auch eine ähnliche Ueberlegung Luthers Glauben bestärkt.

vielmehr dessen scholastische Erklärer. Seine freie und wissenschaftliche Stellung beurkundete er auch darin, daß er sich in dem Streite Reuchlins mit den Dominikanern, welche auf Verbrennung sämmtlicher jüdischer Bücher drangen, für jenen Gelehrten erklärte. Ob er sich gleich dadurch schon jetzt vielfache Gegner und Anfeindungen zuzog, entzog ihm Staupitz sein Vertrauen nicht, vielmehr erkannte er immer mehr die Größe des noch jungen Mönchs, weshalb er ihm während seiner längern Abwesenheit die Aufsicht über vierzig ihm untergeordnete Klöster übertrug, was Luther mit den vielfachen Gebrechen dieser Institute bekannt machte und zugleich manche folgenreiche Verbindung mit bedeutenden Persönlichkeiten herbeiführte.

Im Jahre 1517 erschien der berüchtigte Dominikaner Johann Tetzel, Ablaß verkündend und verkaufend. Er predigte, daß er nicht bloß die Macht habe, Befreiung vom Fasten und andern gottesdienstlichen Gebräuchen zu ertheilen, oder gegen Geld die für begangene Sünden auferlegten Büßungen zu erlassen, sondern auch die Seelen aus dem Fegfeuer zu befreien und selbst Absolution für noch nicht begangene Sünden im Voraus zu gewähren. Dieser Frevel empörte Luther um somehr, als er dessen schädliche Folgen an seinen eigenen Beichtkindern gewahren mußte. Er forderte einige Bischöfe auf, dem Unwesen zu steuern, aber ohne Erfolg, und so entschloß er sich gegen den Unfug des Ablasses zu predigen, und am 31. Oktober 1517 schlug er an der Schloßkirche von Wittenberg 95 Thesen oder Sätze gegen Tetzels Lehre an, indem er sich zugleich anerbot, seine Behauptungen gegen Jedermann mündlich oder schriftlich zu vertheidigen. Obgleich in diesen Sätzen die päpstliche Gewalt nicht direkt angegriffen, ja selbst in dem Hauptpunkte, der Erlassung der Sünden, ausdrücklich aner-

kannt war, so fühlten doch die Mönche und besonders die Dominikaner, daß in den Sätzen Luthers dem Papstthum eine wirkliche Gefahr drohe, und sie entschlossen sich daher schnell, derselben zuvorzukommen. Tetzel schlug in Frankfurt a. d. O. 106 Sätze gegen Luther an, in welchen er die Thesen desselben nicht einzeln bekämpfte oder widerlegte, sondern im Geiste der Inquisition für einen Angriff gegen die Majestät des Papstes und eine fluchwürdige Ketzerei erklärte. Dadurch gelang es ihm, die Begeisterung abzukühlen, welche Anfangs beinahe ganz Deutschland ergriffen hatte. Nur Luther verlor den Muth nicht, und die ihm ergebenen Studenten verbrannten Tetzels Sätze öffentlich auf dem Markte. Im Anfang des Jahres 1518 reiste er trotz der Abmahnungen seiner Freunde, welche für sein Leben fürchteten, meist zu Fuß nach Heidelberg, wohin eine Versammlung der Augustiner ausgeschrieben war. Dort disputirte er über 28 theologische und 12 philosophische Sätze, in denen er die Resultate seiner Schriftforschung entwickelte, mit großem Beifall. Nach seiner Rückkehr schrieb er an den Papst Leo X., um sich über seine Sätze zu erklären. So demüthig und unterwürfig er in diesem Schreiben noch die Gewalt und Heiligkeit des Papstes anerkennt, so wurde er doch bald durch die zahlreichen Schmähschriften der Römlinge zu weiteren Schritten gedrängt. Der Umstand, daß eine solche Schrift, in welcher dem Papste eine beinahe göttliche Macht zugeschrieben wurde, in Rom erschien, veranlaßte ihn zu neuen Forschungen über das Papstthum, und er zögerte nicht, deren Resultate auch öffentlich auszusprechen: mit Berufung auf die Schrift erklärte er nunmehr unumwunden und mit bewundernswürdigem Muth, daß die Gewalt des Papstes angemaßt und nicht von Gott sei. Da befahl ihm Leo X., in Rom zu erscheinen; allein

auf Vorstellungen der Universität Wittenberg und des Kurfürsten von Sachsen nahm er diesen Befehl zurück, da er voraussah, daß er keinen Gehorsam finden würde und lud den kecken Mönch vor seinen Cardinallegaten Cajetan, der damals dem Reichstage zu Augsburg beiwohnte. Ob Luther gleich vom Grafen Albrecht von Mansfeld vor der Reise gewarnt wurde, machte er sich doch getrosten Muthes und voll Gottvertrauen auf den Weg. Dreimalige Unterhaltungen mit dem Cardinal führten zu keinem Ergebniß, da Cajetan unbedingten Widerruf verlangte, Luther aber auf das Bestimmteste erklärte, er würde nur dann widerrufen, wenn ihm aus der Bibel bewiesen würde, daß er Unrecht habe. Sein Anerbieten, künftighin zu schweigen, wenn auch seinen Gegnern Stillschweigen auferlegt würde, blieb unbeachtet. Auf die Warnungen freundlich gesinnter Personen, daß man Arges gegen ihn beabsichtige, hielt er es für gerathen, sich heimlich von Augsburg zu entfernen. Er war kaum nach Wittenberg zurückgekehrt, als der Cardinal Cajetan den Kurfürsten aufforderte, ihn entweder nach Rom zu schicken oder ihn aus seinen Staaten zu verbannen, was jener vorzüglich auf Vorstellungen der Universität, deren Zierde Luther war, entschieden ablehnte.

Nun suchte der Papst die Sache auf anderem Wege zu erledigen; er schickte den Nuntius Carol von Miltitz nach Sachsen, um persönlich mit Luther zu verkehren, und derselbe betrieb die Angelegenheit auf eine so feine und milde Weise, daß Luther sich sogar entschloß, an den Papst zu schreiben und ihn seiner kindlichen Unterwürfigkeit zu versichern; er versprach nochmals unter der früher von ihm gestellten Bedingung zu schweigen, dagegen lehnte er auch jetzt einen förmlichen Widerruf entschieden ab und zwar, wie er sagte, im Interesse der Kirche, da seine Lehre vom

Ablasse schon weit verbreitet und angenommen sei und man in seiner Zurücknahme derselben eine verbrecherische Einwirkung Roms erblicken würde. So schien Alles einen friedlichen Ausgang zu verkündigen, als plötzlich der berüchtigte Dr. Eck erschien und Luthern zu einer öffentlichen Disputation aufforderte, die vom 27. Juni bis zum 13. Juli in Leipzig Statt fand. Obgleich Dr. Eck den Ablaß, d. h. den Hauptgegenstand der Disputation, beinahe ganz fallen ließ, so schrieb er sich doch den Sieg zu. Nach der Disputation ließ Luther eine Reihe von Schriften erscheinen, in denen er seine Ansichten immer klarer und entschiedener entwickelte und namentlich die Lehre begründete, daß nicht die guten Werke, sondern allein der Glaube selig mache, eine Lehre, die vorzüglich durch die vom Ablaß hervorgerufen worden war. Unter diesen Schriften ist die „Von der Freiheit eines Christenmenschen" weit aus die bedeutenste. „In derselben enthielt er sich des eigentlichen Streitens und Angreifens und ließ sein tiefes christliches Gefühl in einem Strom fromm begeisterter Rede ausbrechen. Hier ist der Kern seiner christlichen, von den Auswüchsen der Ueberlieferung und Willkür gereinigten Ueberzeugung in den schönsten und zugleich milden Worten ausgesprochen." (Pfizer.) Eck aber war unterdessen nach Rom gegangen und hatte den Bannfluch gegen Luther ausgewirkt, den er triumphirend nach Deutschland brachte. Aber Luthers Sache hatte schon so viel Boden gewonnen, daß die Fluch- und Bannbulle wenig verfing; die Studenten in Leipzig schlugen Drohbriefe gegen Eck an, so daß er sich nicht mehr auszugehen getraute. Viele Bischöfe verweigerten die Veröffentlichung der Bulle. In Erfurt zerrissen die Studenten die gedruckten Bullen und warfen sie ins Wasser. Auch Luther that einen entscheidenden Schritt: am 10. Dezember

verbrannte er die päpstlichen Rechtsbücher nebst der Bannbulle unter großer Theilnahme der Studenten, Professoren und Bürger von Wittenberg, wodurch er jede friedliche Lösung unmöglich machte. So sehr ihn diese Angelegenheiten auch in Anspruch nahmen, so setzte er doch seine Thätigkeit als Professor und Prediger fort und fand noch Zeit, eine ausgebreitete Correspondenz zu führen.

Da die Gefahr für Luther immer drohender wurde, und man nicht mit Bestimmtheit wissen konnte, ob sich der Kurfürst Friedrich von Sachsen seiner kräftig annehmen würde, wenn die päpstliche Parthei ernstlich gegen ihn einschreite, beeilten sich mehrere mächtige Adeliche, ihm Schutz und sichern Aufenthalt anzubieten, wenn er es für nöthig halte, Sachsen zu verlassen. Unter diesen war Franz von Sickingen der bedeutendste, der von seinem Freunde Hutten für Luthers Lehre gewonnen worden war. Diese Theilnahme des Adels regte Luther an, ihm eine Schrift zu widmen, die zu dem Vortrefflichsten gehört, was er geschrieben und die auch einen weit greifenden Einfluß ausübte. Es ist dies das Sendschreiben „An den christenlichen Adel deutscher Nation, von des christenlichen Standes Besserung" (Wittenberg 1520), worin er die Grundlagen der päpstlichen Gewalt beleuchtet und mit siegreicher Gewalt bekämpft. Er zeigte, daß nach den Grundsätzen des Christenthums kein Unterschied zwischen Geistlichen und Weltlichen sei, den Stand ausgenommen; daß den Geistlichen daher kein besonderer Vorzug zukomme, keine größere Heiligkeit, keine eigene Gerichtsbarkeit; ferner, daß der Papst eben so gut irren könne, wie jeder andre Christ, er daher nicht fähiger sei, als jeder Andre, die heilige Schrift auszulegen, endlich, daß ein allgemeines Concilium über dem Papste stehe, weshalb dieser auch nicht das Recht haben könne, ein solches

zu berufen. Dies Recht könne ihm um so weniger jetzt eingeräumt werden, als es sich vor Allem darum handeln müsse, die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche abzuschaffen, deren Hauptquelle gerade im Papstthum liege. Hierauf geht er auf Alle diese zahllosen Mißbräuche ein, und gibt ein zusammenhängendes, lebendiges Bild derselben. Er verlangt Unabhängigkeit der Bischöfe, einen größeren und selbstständigeren Wirkungskreis der Pfarrer, Abschaffung der weltlichen Herrschaft des Papstes, der Wallfahrten, Jubeljahre, des Cölibats, des Interdikts, der zu häufigen Feiertage, der Fasten und Speiseverbote, des Handels mit Dispensationen und Indulgenzen, überhaupt alles dessen, was nur darauf berechnet sei, den Geldbeutel des armen Volks auszuplündern, um den römischen Hof zu bereichern. Vor Allem aber dringt er auf Verjagung der Nuntien, von denen man Nichts als Böses lerne. „Sie nehmen Geld," sagt er in seiner derben, aber von rhetorischer Kraft durchdrungenen Sprache, „und machen unrecht Gut gut, lösen auf die Eide, Gelübde und Bund, zerreißen und lernen zerreißen Treue und Glauben unter einander zugesagt; sprechen, der Papst hab's Gewalt. Das heißt sie der böse Geist reden, und verkaufen uns so teufelische Lehre, nehmen Geld darum, daß sie uns Sünden lehren und zur Hölle führen. — Hörst du es, Papst, nicht der Allerheiligste, sondern der Allersündigste, daß Gott deinen Stuhl vom Himmel aufs schierste zerstöre und in Abgrund der Hölle senke; wer hat dir Gewalt gegeben, dich zu erheben über deinen Gott, das zu brechen und zu lösen, das er geboten hat, und die Christen, sonderlich deutsche Nation, die von edler Natur, beständig und treu in allen Historien gelobt sind, zu lehren unbeständig, meineidig, Verräther, Bösewichter, treulos zu seyn?" Daß dies geschehen, beweist er an dem Meineid des Kaisers Sigismund,

der auf verbrecherisches Drängen der römischen Geistlichkeit sein kaiserliches Wort gebrochen, und den edlen Huß dem Feuertode überliefert habe. Wie großartig Luthers Auffassung der Verhältnisse war, und wie klar er einsah, daß die Uebel, welche die Welt bedrückten, in der engsten Beziehung zu einander standen, tritt deutlich darin hervor, daß er auch auf Reformation der Universitäten und der Klöster drang, welche ihrer ursprünglichen Bestimmung des Unterrichts und der Erziehung zurückgegeben werden sollten, noch mehr aber darin — wie hoch steht nicht der Mönch des 16. Jahrhunderts über den Historikern und Staatsmännern unserer Tage! — daß er in der Uebertragung des römischen Kaiserthums auf die Deutschen eine unheilvolle Gabe erkannte, die ihnen nur Schmach und Unglück gebracht habe. — Mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Thätigkeit und Schöpfungskraft ließ Luther um diese Zeit noch zahlreiche kleinere und größere Schriften erscheinen, in denen er seine Lehren mit immer neuen, immer kühneren, immer überzeugenderen Gründen entwickelte und dadurch das Ansehen des Papstes im deutschen Volke immer mehr untergrub, so daß selbst die Wiederholung des gegen ihn ausgesprochenen Bannfluchs beinahe spurlos vorüberging, obgleich der Papst darin alle Waffen aus seinem mittelalterlichen Zeughause in Bewegung gesetzt und die entsetzlichsten Flüche über ihn ausgesprochen hatte. Unterdessen hatte der junge Kaiser Karl V. einen Reichstag nach Worms ausgeschrieben, und es handelte sich darum, Luther vor denselben zu laden. Zuerst trug der Kurfürst von Sachsen und alle, die es mit Luther gut meinten, Bedenken, ihn hinreisen zu lassen, weil man allerdings vielfachen Grund hatte, für ihn besorgt zu sein: allein Luther erklärte, er würde vor dem Reichstage erscheinen, selbst wenn man

ihn krank hintragen mußte. Auf der andern Seite wollte der Papst von einer Vorladung Nichts wissen, weil er dafür hielt, daß die Sache durch seine Bannbulle abgemacht sei und er einfach von den deutschen Fürsten Gehorsam, daher Auslieferung des Ketzers nach Rom erwartete. Eine Zeit lang schien es, als ob der Kaiser in dies Verlangen eingehen wolle, doch endlich ermannte er sich und ließ unter dem 6. März 1521 eine Vorladung „Dem Ehrsamen, unserem Lieben, Andächtigen, Dr. Martin Luthern, Augustiner Ordens" ausfertigen, in welcher dieser aufgefordert wurde, unter des Kaisers und Reichs sicherem Geleit vor dem Reichstag zu erscheinen, um über seine Lehre und seine Bücher Auskunft zu geben.

So wenig der Geleitsbrief des Kaisers alle Besorgnisse beschwichtigen konnte — denn Huß hatte ja auch einen solchen gehabt — so machte sich Luther doch auf den Weg. In vielen Städten und Ländern wurde er mit der größten Auszeichnung empfangen; in Weimar und Erfürt mußte er sogar predigen. Freunde und Gegner suchten ihn während der Reise von der Fortsetzung derselben abzubringen; Franz von Sickingen ließ ihn einladen, zuerst auf die Ebernburg zu kommen, um sich mit dem Beichtvater des Kaisers zu besprechen; allein er erkannte den ihm und dem redlichen Sickingen gelegten Fallstrick — er sollte hingehalten werden, bis die Frist des sicheren Geleites erloschen sei — und lehnte die Einladung ab. Als er schon in Oppenheim war, schickte ihm der sächsische Kanzler Spalatin, der durch die unheilverkündenden Aeußerungen der Papisten in Worms beunruhigt worden war, einen Boten entgegen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, allein er erklärte: „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, noch wollte ich hinein!" Er war

so ganz auf den Märtyrertod gefaßt, daß ihn keine menschliche Rücksicht mehr abhalten konnte, den Kampf für die Wahrheit auszufechten. Seine Ankunft (16. April) erregte Bewunderung wegen seines unerschrockenen Muthes, aber auch Unzufriedenheit bei den Papisten, weil sie dadurch die Sache wieder in Frage gestellt sahen. Schon am folgenden Tage wurde er vor den Reichstag beschieden. Als er auf Umwegen — denn die Volksmasse, die sich hinzudrängte, ihn zu sehen, hatte die nächsten Wege versperrt, — in den Saal des Rathhauses, wo sich der Reichstag versammelte, treten wollte, klopfte ihm der berühmte Kriegsheld Georg von Frundsberg auf die Schulter, indem er ausrief: „Mönchlein, Mönchlein! du gehst jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberster in unsrer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so gehe in Gottes Namen fort und sei getrost! Gott wird dich nicht verlassen." Wir können hier in die Verhandlungen des Reichstags nicht eintreten; wir müssen uns begnügen, dessen Resultat anzugeben. Als Luther — es war am folgenden Tag — aufgefordert wurde zu erklären, ob er einfach seine Lehren widerrufen wolle oder nicht, erklärte er, daß er es nur dann thun würde, wenn ihm aus der heiligen Schrift bewiesen würde, daß er Unrecht habe. „Hier steh' ich," schloß er seine Rede, „ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" Mit dieser Erklärung waren die Papisten freilich nicht zufrieden, und es wurde sogar die Frage aufgeworfen, ob man verpflichtet sei, die ihm gegebene Zusicherung freien Geleites zu halten. Und wer weiß, was geschehen wäre, wenn man nicht Franz von Sickingen gefürchtet hätte, von dem man wußte, daß er sich auf die Ebernburg Alles berichten lasse, was Luther

betreffe, und daß er entschlossen sei, ihm nichts Böses widerfahren zu lassen. Der Kaiser ließ ihm nun befehlen, sich wieder unter freiem Geleit zu entfernen, unterwegs jedoch das Volk weder mit Predigen noch Schreiben aufzuregen. Am 26. April verließ er Worms unter zahlreicher Begleitung.

Der Kurfürst von Sachsen, der sich während der Verhandlungen in Worms mit kluger Zurückhaltung benommen hatte, um desto sicherer für Luther handeln zu können, hielt es für nöthig, ihn eine Zeit lang verborgen zu halten, um ihn vor Meuchelmord und andern Angriffen zu schützen, die gewiß auch nicht ausgeblieben wären. Luther wurde zwar von dieser Absicht im Allgemeinen unterrichtet, und er gab, obwohl ungern, seine Einwilligung dazu; doch wußte er das Nähere nicht. In der Nähe von Eisenach wurde der Zug von vermummten Reitern überfallen, die Luthers Begleiter weiter reisen ließen, ihn selbst aber auf ein Pferd setzten, und nachdem sie ihn einige Stunden im Wald herumgeführt hatten, ihn Nachts um 11 Uhr auf die Wartburg brachten. Dort wurde er, damit jeder Verrath unmöglich werde, als Gefangener behandelt, und er mußte Haare und Bart wachsen lassen, Ritterwaffen anlegen und den Namen eines Junker Georg annehmen. Bald hierauf erschien ein kaiserliches Edict, durch welches Luther als verstockter Ketzer in des Reiches Acht und Aberacht erklärt wurde.

Die Abgeschiedenheit, in welcher er jetzt lebte, versetzte ihn, der an so große Thätigkeit gewöhnt war, in eine trübe Stimmung, die noch durch andauernde Kränklichkeit gesteigert wurde. Oft bereute er, sich vor den ihm auflauernden Feinden verborgen zu haben. Uebrigens war er nichts weniger als müssig; vielmehr gränzt die Thätigkeit, die er auf der Wartburg entwickelte, an das Wunder-

bare. Er predigte alle Sonntage (nach andern Nachrichten alle Tage), schrieb ein Büchlein von der Beichte, eine Kirchenpostille oder Erklärung der sonntäglichen Evangelien, mehrere Streitschriften gegen das Papstthum und noch manches Andre, worunter die namentlich zu bezeichnen sind, in denen er die Ergebnisse seiner gewissenhaften Forschung über die Gelübde und das Mönchswesen niederlegte. Von größerer Bedeutung aber war es, daß er auf der Wartburg die Uebersetzung der Bibel begann.

Welche Macht Luther schon damals war, ersehen wir am Besten aus seinem Briefwechsel mit dem Kurfürsten, Kardinal und Erzbischof von Mainz, Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Derselbe hatte, als Luther von der Welt verschwunden war, den Ablaßhandel wieder begonnen und zugleich einen Priester hart bedrängt, der sich verheirathet hatte. Da schrieb ihm Luther hierüber in der ihm eigenthümlichen derben Weise und forderte ihn auf, als ein ehrlicher Bischof zu handeln, widrigenfalls er mit ihm verfahren würde, wie mit dem Papst. Und der Kurfürst antwortete ihm hierauf in gar demüthigen Worten, daß er die Mißbräuche abstellen und sich dergestalt halten wolle, als einem frommen Geistlichen und christlichen Fürsten zustehe.

Während seines Aufenthalts auf der Wartburg hatten sich zunächst in Zwickau Einige erhoben, denen Luther nicht weit genug zu gehen schien, und die namentlich in Bezug auf Taufe und Bilderdienst Bedenkliches vorbrachten. Mehrere derselben waren nach Wittenberg gekommen; Carlstadt, der Freund und College Luthers, ein geistvoller, aber excentrischer Mann, hatte sich ihnen angeschlossen, und so begann auch in Wittenberg die Vernichtung der Bilder in den Kirchen. Als Luther von diesen Schritten hörte, entschloß er sich, nach Wittenberg zu eilen, um die Ruhe

wiederherzustellen. Acht Tage hinter einander predigte er gegen die Bilderstürmerei und die Neuerungssucht der Zwickauer mit so glänzender Beredtsamkeit, daß es ihm endlich gelang, den Frieden wieder herzustellen. — Die Sache der Reformation gewann seit Luthers Rückkehr immer entschiedener an Bedeutung und Ausbreitung, und namentlich bekannte sich beinahe ganz Sachsen zur neuen Lehre, wenn dieselbe auch nicht öffentlich vom Kurfürsten anerkannt war; der Landgraf Philipp von Hessen und viele Reichsstädte erklärten sich für die Reformation, sie wurde in Schweden eingeführt; der vertriebene König von Dänemark nahm mit seiner Gemahlin, einer Schwester des Kaisers, dieselbe an. Noch folgenreicher war es, daß der Hochmeister des deutschen Ordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, die neue Lehre in Preußen einführte, heirathete und sich zum erblichen Fürsten des Landes erklärte. Einen ähnlichen Schritt beabsichtigte auch der Kurfürst von Mainz; da er aber eben so schwankenden als ehrgeizigen Gemüths war, gab er seine Absicht nach der Unterdrückung des Bauernaufruhrs auf, weil er in diesem (allerdings mit Recht) eine bedeutende Niederlage der Reformation erblickte. Doch rührten sich die Gegner ihrerseits auch, und namentlich fand die neue Lehre in dem Herzog Georg von Sachsen einen Gegner, der sie mit um so größerer Erbitterung verfolgte, als er ihr die Bilderstürmerei, den Bauernaufruhr und das Wiedertäuferwesen zur Last legte. Unter den wildesten Gegnern Luthers haben wir auch König Heinrich VIII. von England zu nennen, der die Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft" in einem eigenen Büchlein auf das Uebermüthigste und Roheste angriff, wofür aber Luther „das giftige Lügenmaul und Lästerer König Heintz" in einer Gegenschrift scharf züchtigte.

Es wäre eine vollständige Verkennung aller Verhältnisse und des Entwickelungsganges der Geschichte, wenn man Luther für die alleinige Quelle und den alleinigen Hebel der reformatorischen Bewegungen erklären wollte. Diese waren schon seit Jahrhunderten vorbereitet; die Nothwendigkeit der Umgestaltung der kirchlichen Zustände war allgemein anerkannt und der Kampf gegen das Papstthum war schon vor Luther von Hutten offen, von vielen Andern in mehr versteckter Weise begonnen worden. Wenn aber auch Luther bei solchen Verhältnissen nicht als die eigentliche Quelle der Reformation angesehen werden kann, so gebührt ihm doch das unsterbliche Verdienst, daß er zuerst und allein dem allgemeinen Bestreben eine feste Gestaltung gegeben, daß er alle bis dahin zertheilten Kräfte vereinigt, daß er, was von seiner Genialität ein noch lebendigeres Zeugniß gibt, es verstanden hat, die vereinigten Kräfte auch zusammenzuhalten. Wie die kirchlichen Zustände, waren aber auch die politischen morsch und faul, und es war die Sehnsucht nach einer besseren Gestaltung derselben eben so groß und eben so verbreitet, als die nach einer kirchlichen Reform. In der That hingen beide Richtungen eng mit einander zusammen, und sie hatten sich auch gleichzeitig und mit gleicher Kraft entwickelt. In den politischen Zuständen war es vornämlich die Schwächung des Reichs durch die Uebergriffe der mächtigeren Fürsten und sodann die Bedrückung der untern Stände durch deren Beherrscher, was Abhülfe verlangte. Das beinahe wunderbare Gelingen der kirchlichen Reformation mußte auch zu Versuchen nach politischer Umgestaltung anregen. Es ist begreiflich, daß diejenigen, welche solche Versuche wagten, sich auf die Reformation stützten und von ihr lebendige Theilnahme und Unterstützung hofften, weil sie ja von dem

nämlichen allgemeinen Grundsatze, dem der freien Entwickelung, ausgingen; aber leider verkannten die Reformatoren, und namentlich Luther, daß der Sieg der politischen Freiheit auch den Sieg der kirchlichen fordern müßte, und was natürlich noch höher in Anschlag zu bringen war, daß das Christenthum die unveräußerlichen Menschenrechte verkündigt, welche von den großen und kleinen Machthabern der Zeit auf das Unverantwortlichste mit Füßen getreten wurden.

Die erste politische Bewegung ging von dem Adel, namentlich in Franken und Schwaben aus; an der Spitze stand Franz von Sickingen mit seinem Freunde Hutten. Die Ritter waren ganz gleicher Gesinnung mit Luther hinsichtlich seiner Bekämpfung des Papstthums, aber sie verlangten auch Vertilgung der weltlichen Macht der Geistlichkeit, was zwar auch im Sinne Luthers lag, dieser aber auf anderm Wege als auf dem der Gewalt zu erreichen hoffte. Außerdem wollte Sickingen mit den Seinigen auch die Macht der großen Fürsten, die den Städten, dem reichsfreien Adel und dem Kaiser gleich furchtbar waren, beschränken, und sie soviel als möglich auf die ehemaligen Verhältnisse zurückführen. Die Verbündeten wendeten sich zuerst gegen den Kurfürsten und Erzbischof von Trier, dessen Land sie bis auf die Hauptstadt eroberten. Allein bei dieser hörte ihr Glück auf; sie fanden an diesem Geistlichen einen selbst dem erfahrnen Kriegshauptmann Sickingen ebenbürtigen Feldherrn, und da ihm zudem die Fürsten von Hessen und der Pfalz zu Hülfe zogen, mußte Sickingen das schon eroberte Land aufgeben; er mußte sich auf sein Schloß Landsburg zurückziehen, das sich nach harter Belagerung ergab. Er selbst starb bald darauf an den Wunden, die er während des Kampfes erhalten hatte. Daß

Luther einigermaßen mit den Plänen Sickingens bekannt war, geht aus seiner Aeußerung hervor, als er die Nachricht von dessen Fall und Tod vernahm. „Der Herr ist gerecht,“ rief er aus, „aber wunderbar; er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen.“ Dieser Glaube wurzelte seitdem so tief in ihm, daß er ihn zu falschen und höchst verderblichen Schritten verleitete.

Als nämlich in den Jahren 1524 und 1525 die Bauern in verschiedenen Theilen Deutschlands, namentlich aber in Schwaben, die Waffen ergriffen, um sich dem harten Druck ihrer Herren zu entziehen, machten sie 12 Artikel bekannt, in welchen sie die Gründe ihres Aufstandes und ihre Forderungen aus einander setzten. Diese waren eben so gemäßigt als gerecht; es macht daher einen schmerzlichen Eindruck, wenn man in der dagegen veröffentlichten „Ermahnung zum Frieden“ sieht, daß Luther die Artikel meist für unbegründet hielt und die Bauern unter Andern sogar deshalb tadelt, daß sie von der Leibeigenschaft befreit sein wollten, denn die äußerliche Freiheit habe Nichts mit der christlichen zu schaffen. Allerdings ermahnte er in der nämlichen Schrift auch die Herren, von ihren Bedrückungen nachzulassen (er erkannte somit doch die Forderungen der Bauern als gerecht an); allein da die Hauptwucht seiner Ermahnung gegen die armen Bedrängten gerichtet war, so hatte dieselbe den nachtheiligsten Einfluß auf die ganze Bewegung. Die Herren wurden durch dieselbe in ihrem tyrannischen Treiben bestärkt, und die Bauern, die durch die Macht seines Wortes und die Größe seines Ansehens gewiß zur Mäßigung hätten geleitet werden können, ließen sich, als sie sich von ihm verlassen sahen, auf den sie ohne Zweifel ihre größte Hoffnung gesetzt hatten, zu den größten Grausamkeiten gegen den Adel verleiten, der freilich zuerst

mit roher Wildheit gegen die empörten Bauern zu wüthen begonnen hatte. Und nun vergaß Luther aller Mäßigung: er gab eine Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern" heraus, in der wir zwar seine hinreißende Beredtsamkeit, aber nicht mehr seinen menschenfreundlichen Sinn, seine Gerechtigkeitsliebe wieder erkennen. Es weht darin der Geist des finstersten Despotismus und der blutgierigsten Inquisition. Seine Mahnung, die Bauern wie tolle Hunde zu erschlagen, fand bei den Fürsten und Herren großen Beifall; auch wurde sie nach Besiegung der armen Bauern im vollsten Maße erfüllt. Allerdings gewann Luther durch sein Benehmen an Ansehen bei den Gewaltigen; aber wenn er dadurch auch sein Werk scheinbar sicherte, so hat er doch in der That die weitere Entwickelung desselben verhindert und den Grund zu den späteren Rückschritten gelegt. Von eben so großen und vielleicht noch wichtigeren Folgen war Luthers Benehmen den schweizerischen Reformatoren, namentlich Zwingli, gegenüber. Dieser faßte nämlich die Lehre vom Abendmahl anders auf als Luther, der die Stelle des neuen Testaments „Dies ist mein Leib" wörtlich verstanden haben wollte, und deshalb die wirkliche Gegenwart Christi im Brod annahm, während Zwingli behauptete, daß das Abendmahl nur eine symbolische Handlung sei, weil jene Worte nichts Andres besagten als: „Dies bedeutet meinen Leib". So wichtig und weitreichend dieser Unterschied in der Auffassung des Abendmahles auch war, und so wenig dem Einen oder dem Andern auch zugemuthet werden konnte, von seiner Ansicht abzugehen und sich nach der des andern zu bequemen, so war doch in allen übrigen Punkten zwischen den beiden Parteien, namentlich mit Rücksicht auf die päpstliche Allgewalt und die vielfachen Mißbräuche in der Kirche eine so wesentliche Ueberein-

stimmung, daß man im Interesse der Reformation Alles hätte aufbieten sollen, ein friedliches Verhältniß zwischen den Deutschen und Schweizern herbeizuführen. Es wurden von den Anhängern der Reformation mancherlei Vermittelungsversuche gemacht. Auf das dringende Verlangen des Landgrafen Philipp von Hessen, der wohl einsah, welche Gefahren für das ganze Werk der Reformation aus diesem traurigen Streit erwachsen müßten, kam endlich (Oktober 1529) ein Religionsgespräch in Marburg zu Stande, so viel Mühe sich auch Luther gab, dasselbe zu hintertreiben, während Zwingli die Einladung freudig annahm. Die bedeutendsten Persönlichkeiten, welche in Marburg erschienen, waren von der einen Seite Luther, Melanchthon, Justus Jonas und Bugenhagen; von der andern Zwingli, Oecolampadius, Hedio und Sturm. In den vorläufigen vertraulichen Gesprächen, zeigten die Schweizer die größte Nachgiebigkeit, so lange es sich um minder wichtige Punkte handelte, und so ließ der Anfang auf ein gutes Ende hoffen. Die erste allgemeine Verhandlung, die in Gegenwart des Landgrafen von Hessen, des Herzogs Ulrich von Würtemberg und der Theologen von der Universität Marburg Statt fand, betraf den Hauptpunkt, d. h. die Auslegung der Worte „Das ist mein Leib". Luther hatte, um sogleich zu zeigen, daß er von seiner Meinung unter keiner Bedingung abgehen würde, diese Worte mit großen Buchstaben auf die Tafel geschrieben, an welcher er saß, und so behauptete er mit immer größerer Heftigkeit ihren buchstäblichen Sinn; es scheint sogar, es habe das Gefühl, daß Zwingli ihm im Verständniß des Griechischen überlegen sei, seine Hartnäckigkeit gesteigert. Denn in der That führte er nur einen Wortstreit. Denn er wollte doch gewiß nicht behaupten, daß der wirkliche Leib, das wirkliche

Blut Christi im Abendmahl genossen werde, sondern er wollte nur die Gegenwart des übersinnlichen Leibes und Blutes Christi unter der Form sinnlicher Gegenstände annehmen, was ja auch Zwinglis Meinung war. Jeden Vermittelungsversuch wies Luther mit Härte zurück, und man konnte nichts Andres von ihm erlangen, als die Zusicherung, daß er die Gegner in Schriften nicht feindlich verfolgen wolle, während er fortwährend behauptete, daß die Schweizer Ketzer seien. Wie nachtheilig es aber in der Folge wurde, daß kein wirklicher Friede zwischen den Parteien erzielt werden konnte, lehrt die Geschichte bis auf den heutigen Tag zur Genüge.

Vor dem Religionsgespräche zu Marburg hatten die Stände des Reiches, welche der Reformation beigetreten waren, auf dem Reichstage zu Speier am 19. April 1529 gegen den früher von dem kaiserlichen Stellvertreter und den katholischen Ständen gefaßten Beschluß, daß kein Reichsstand ferner eine Veränderung in Sachen der Kirche vornehmen, vielmehr diejenigen, welche sich der Reformation angeschlossen hätten, die Wiederherstellung der Messe gestatten sollten, feierlich protestirt, in Folge dessen die Anhänger der Reformation seitdem von ihren Gegnern mit dem Namen Protestanten bezeichnet wurden. So weitverbreitet aber die Reformation schon war, fehlte ihr ein öffentlicher Ausdruck ihrer Grundsätze, der von allen ihren Anhängern angenommen worden wäre; sie erhielt ihn durch das von Melanchthon aufgesetzte und von Luther gebilligte Glaubensbekenntniß, welches die protestantischen Stände auf dem Augsburger Reichstage 1530 dem Kaiser und den versammelten Ständen feierlich überreichten, weshalb es den Namen der Augsburgischen Confession erhielt. Dem Reichstage wohnte Luther nicht bei. Zwar hatte ihn der Kur-

fürst von Sachsen anfänglich mitnehmen wollen; aber auf der Reise wurde er andern Sinnes und er ließ ihn in Coburg zurück, von wo aus Luther jedoch die Verhandlungen des Reichstags in Bezug auf Religionssachen leitete, da man bei allen wichtigen Fragen seinen Rath einholte. Die Verhandlungen des Reichstags konnten die Protestanten nicht befriedigen: der Kaiser, der von spanischen und italienischen Prälaten umgeben war, und sich zudem von seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, einem entschiedenen Gegner der neuen Lehre, leiten ließ, erkannte die Augsburgische Confession nicht an und es wurde trotz der Protestation der evangelischen Stände ein Reichstagsabschied verkündigt, der in drohender Sprache allseitige Wiederherstellung der alten kirchlichen Zustände gebot. Die Protestanten erkannten die Gefahr und schlossen am 29. März 1531 zu Schmalkalden einen Bund, in welchem sie sich gegenseitige Hülfe gegen jeden Angriff versprachen. Selbst Luther, der bis dahin jeden bewaffneten Widerstand abgerathen hatte, war mit diesem Bündniß einverstanden, da er einsah, daß unzeitiger Gehorsam gegen die Befehle des unter dem Einfluß des Papstes stehenden Kaisers zur vollständigen Vernichtung der neuen Lehre führen müßte. Er sprach sich hierüber in der „Warnung an seine lieben Deutschen" mit der größten Entschiedenheit aus, indem er geradezu behauptete, daß wenn der Kaiser zum Krieg gegen die Protestanten aufforderе, „er nicht allein wider Gott und göttliches Recht, sondern auch wider seine eignen Kaiserlichen Rechte, Eide, Pflicht, Siegel und Brief handle", jeder, der ihm gehorche, deshalb eine Sünde begehe. Dagegen milderte Luther seine Sprache gegen die Anhänger Zwinglis, um sie nicht vom Bunde zu entfernen. Dieser verstärkte sich zudem noch durch ein Bündniß mit den bayerischen Herzogen,

welche gegen die Wahl Ferdinands zum römischen König protestirten. Und da auch die Könige von Frankreich und England sich dem Bunde günstig zeigten, freilich nicht im Interesse der Religion, sondern nur weil der Bund gegen den Kaiser gerichtet war, so wurde dieser zur Nachgiebigkeit gestimmt; es wurden die Unterhandlungen wieder aufgenommen, in Folge deren der sogenannte Nürnberger Religionsfriede abgeschlossen wurde, der auf dem Reichstag in Regensburg 1532 Gesetzeskraft erhielt. Derselbe war im Ganzen den Protestanten günstig, indem ihnen zugestanden wurde, bis zur Berufung eines allgemeinen Concils bei den getroffenen Veränderungen in Glaubenssachen zu verbleiben, was ihnen bis dahin immer hartnäckig verweigert worden war. Die Protestanten forderten zwar noch einstimmig, daß auch diejenigen, welche späterhin die neue Lehre annehmen würden, in den Frieden eingeschlossen sein sollten, aber sie ließen auf Luthers Rath von dieser Forderung ab, der dadurch wiederholt seinem Werke einen harten Schlag zufügte und der Ausbreitung der Reformation ein beinahe unüberwindliches Hinderniß in den Weg legte. Es scheint, daß er kein oder nur wenig Vertrauen auf die Beständigkeit der Fürsten hatte und einen üblen Erfolg des Kriegs befürchtete. Jedenfalls lebte der kräftige Geist nicht mehr in ihm, der ihn in Worms beseelt hatte. Der einzige Landgraf von Hessen, erkannte die ganze Größe des Fehlers, den man durch die Verzichtleistung auf diese Forderung begehe; allein er mußte sich am Ende fügen, und dem Frieden beitreten, um die Angelegenheiten nicht noch mehr zu verwirren. Doch wirkte er für die Verstärkung des Bundes. Er setzte den vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg, den wir aus Huttens Leben kennen, mit Waffengewalt wieder in seine Länder ein, derselbe

schloß sich den Schmalkaldnern an, nachdem er die Reformation in Würtemberg eingeführt hatte.

Um diese Zeit entschloß sich der Papst Clemens VII. endlich, dem Drängen des Kaisers nachzukommen und ein Concilium auszuschreiben; er starb zwar mittlerweile, aber sein Nachfolger Paul III. setzte die darauf bezüglichen Unterhandlungen fort. Ja er schickte 1535 einen eigenen Gesandten an die Protestanten, der sich nach Wittenberg begab, um sich zum allgemeinen Erstaunen sogar mit Luther persönlich zu besprechen. Luther trat dem Gesandten mit der ihm eigenthümlichen Sicherheit und Würde entgegen; von vornenherein erklärte er, daß er den Versprechungen Roms nicht traue. „Es ist nicht Euer Ernst,“ sagt er, „daß Ihr ein Concilium halten wollt; es ist nur Euer Spott. Und wenn Ihr gleich ein Concilium haltet, so würdet Ihr doch Nichts handeln denn von Platten, Kappen, Essen, Trinken und dergleichen anderm Narrenwerk, das wir vorhin wohl wissen, und gewiß sind, daß Nichts ist. Aber von dem Glauben und Rechtfertigkeit, auch andern nützen und wichtigen Sachen, wie die Gläubigen mögen im einträchtigen Geist und Glauben stehen, da gedenkt Ihr nicht Eines zu handeln; denn es wäre nicht für Euch.“ Doch versprach er, beim Concilium zu erscheinen und wenn es in den Besitzungen des Papstes gehalten werden sollte. Allein der Schmalkaldische Bund verwarf das Concilium, weil es nicht in deutschen Landen gehalten werden sollte; er blieb um so mehr auf seiner Weigerung, als in der Ausschreibung vom 2. Juni 1536, durch welche der Papst die Kirchenversammlung auf den Mai des folgenden Jahres nach Mantua ausschrieb, neben der Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern, die gänzliche Ausrottung der giftigen, pestilenzischen lutherischen Ketzerei als Zweck des

Concils bezeichnet wurde. Da es dem römischen Hof mit demselben in der That nicht Ernst war, kam es auch nicht zu Stande. Dagegen wurden in Deutschland allerhand Versuche zur Vereinigung der Parteien gemacht: es wurden Religionsgespräche abgehalten, zuerst in Hagenau, dann auf dem Reichstag in Regensburg (1541) in Gegenwart des Kaisers, aber sie blieben ohne Erfolg. Denn wenn auch die katholische Partei dadurch, daß man mit Vorwissen des Kaisers eine Gesandtschaft an Luther schickte, friedliche Neigungen zu zeigen schien, so überzeugte man sich doch bald, daß diese nicht ernst gemeint seien, und zudem wollten die Protestanten, vorab der Kurfürst von Sachsen, von einer Wiedervereinigung mit Rom, unter welchen Bedingungen es auch sei, Nichts wissen. Auch mehrere nach einander folgende Reichstage blieben in Sachen der Religion ohne Erfolg. Unterdessen gewann die Reformation immer mehr Boden; aber ihre Hauptstütze, der Schmalkaldische Bund, verlor immer mehr an Einigkeit und Kraft, so daß der Kaiser den günstigen Zeitpunkt benutzte, den Bund mit Krieg überzog und besiegte. Doch erlebte Luther diesen schmachvollen Ausgang nicht.

Doch ehe wir sein Ende berichten, müssen wir auf sein bisheriges Privatleben zurückkommen, von dem wir nicht sprechen konnten, ohne die Uebersicht seiner Thätigkeit als Reformator zu unterbrechen. Luther hatte, als er nach Wittenberg berufen worden war (1508), den Mönchsstand keineswegs verlassen; er hatte sich daher in das dortige Augustinerkloster begeben, das er auch dann nicht verließ, als er mit dem Papstthume und der römischen Kirche brach. Er blieb sogar noch darin, als es im Jahre 1524 alle Mönche mit Ausnahme des Priors verließen. Da in Folge dieses Austritts die Verwaltung der Klostereinkünfte auf

ihm lastete, und ihn in seinen Berufsarbeiten übermäßig störte, übergab er es und dessen Vermögen dem Kurfürsten als dem jüngsten Erben. Zugleich legte er auch die bis dahin beibehaltene Mönchskutte ab; und er erschien am 9. Oktober zum ersten Mal in einem schwarzen Predigerrock in der Kirche. Dagegen blieb er auch jetzt noch im Kloster, ja er verließ es selbst dann nicht, als er sich im Juni 1528 mit einer ehemaligen Nonne, Katharina von Bora, vermählte. So sehr er seit Langem darauf gedrungen hatte, daß die Geistlichen in den Ehestand treten sollten, hatte er für seine Person damit gezögert, um seinen Gegnern nicht eine willkommene Waffe in die Hände zu geben, als ob er das Werk der Reformation nur aus persönlichen Rücksichten und nur deshalb begonnen hätte, um sich von den drückenden Fesseln des Cölibats zu befreien.*) Wenn er sich jetzt endlich zu diesem wichtigen Schritt entschloß, so that er ihn, wie er in einem Briefe ausdrücklich erklärt, um seine Lehre dem schwachen Gewissen zum Troste mit seinem eigenen Exempel zu bestätigen. Seine Ehe, die allen Zeugnissen zu Folge durchaus glücklich war, wurde mit mehreren Kindern gesegnet, von denen ihn vier überlebten. Ob er gleich für die Seinigen väterlich sorgte, dachte er doch nicht daran, sich ein Vermögen zu sammeln, wie er wohl hätte thun können, da ihm für seine Arbeiten große Anerbietungen gemacht wurden, die er aber stets ablehnte. Was er besaß, mag er meist durch Geschenke er-

---

*) Auch jetzt noch gab seine Verheirathung Stoff und Anlaß zu den gehässigsten Lästerungen, und es wurde unter Anderm an die Sage erinnert, daß der Antichrist von einem Mönch und einer Nonne erzeugt werden solle, worauf jedoch Erasmus mit schlagendem Witze bemerkte, daß, wenn dies wahr wäre, die Welt schon Tausende von Antichristen haben müsse.

halten haben, wie das Augustinerkloster, das er von dem Kurfürsten als Eigenthum erhielt. So wenig er für sich verlangte, da er vielmehr oft die ihm angebotenen Geschenke ablehnte, so war er dagegen stets darauf bedacht, seinen Freunden und Mitkämpfern ein möglichst sorgenfreies Leben zu bereiten; er verlangte von dem Kurfürsten Erhöhung ihrer Besoldung, namentlich wenn es sich darum handelte, sie für die Universität zu erhalten, deren Gedeihen ihm sehr am Herzen lag.

Luther wurde oft von Krankheitsanfällen verschiedener Art heimgesucht; seine kräftige Natur widerstand denselben lange, ob er sich gleich fortwährend übermäßig anstrengte und überhaupt eine so große Thätigkeit entwickelte, daß man nicht zu begreifen vermag, wie ein einziger, auch noch so begabter und fleißiger Mann alles Das bewältigen konnte, was er in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum vollbrachte. Es war schon seine schriftstellerische Thätigkeit so groß, daß man hätte glauben sollen, sie hätte ihn ganz in Anspruch nehmen müssen,*) besonders wenn man erwägt, welche unsägliche Mühe und wie lange Zeit ihm die Bibelübersetzung kostete, für welche er übrigens sogar erst Griechisch und Hebräisch lernte. Und doch mußte er einen großen Theil seiner Zeit seinen Vorlesungen widmen, auf welche er sich stets mit der größten Gewissenhaftigkeit vorbereitete, und für die er unausgesetzt studierte. Außerdem war er als Prediger außerordentlich thätig, da er sehr häufig, manchmal sogar an einem Tage viermal predigte. Dazu kam, daß ihn sein Reformationswerk in die zahlreichsten Verbindungen brachte, denen er entweder durch persönliche Gespräche oder durch

*) Werke (lat. und deutsch) Wittenb. 1539 ff. 19 Bde. Fol. Beste Ausgabe: Erlangen 1826 ff. 74 Bde. 8⁰.

Briefwechsel genügen mußte. Dieser war so ausgebreitet, daß er nicht selten bis gegen vierzig Briefe an einem Tage zu schreiben hatte.*)

Außer öfteren Unpäßlichkeiten, die er durch die Kraft seines Geistes und Willens überwand, hatte er mehrere schwere Krankheiten zu bestehen, so im Jahre 1537 zu Schmalkalden, wo man allgemein seinen Tod erwartete. So furchtbare Schmerzen er auch leiden mußte — seine Krankheit war der Stein — so verließ er doch Schmalkalden, um, wie er sagte, aus des Teufels Herberge gebracht zu werden; es befand sich nämlich damals ein päpstlicher Legat in jener Stadt. Die Schmerzen, die er auf der Reise zu leiden hatte, waren so groß, daß er oft laut aufschrie. Aber zur Verwunderung besserte es sich unterwegs mit ihm, und bald war er zur Freude aller Protestanten wiederhergestellt. Doch hatte er seitdem mit wiederholten Krankheitsanfällen zu kämpfen, und er selbst war der Ueberzeugung, daß er nicht mehr lange leben würde. Auch nahm seine körperliche Kraft zusehens ab. Schon erschöpft reiste er am 23. Januar 1546 nach Eisleben, wohin er berufen worden war, um eine Streitigkeit zwischen den Grafen von Mansfeld und einigen ihrer Unterthanen wegen Erzgruben zu schlichten. In der Nähe von Halle, wo er drei Tage wegen des hohen Wassers liegen bleiben mußte, gerieth er bei der Ueberfahrt in einem Kahn in Lebensgefahr. Er war auf der Reise schon so schwach, daß man seinen Tod befürchtete; doch erholte er sich wieder so weit, daß er in Eisleben den Verhandlungen beiwohnen und selbst viermal predigen konnte. Nichts desto weniger nahm die Schwäche immer mehr zu. Am 17. Februar

*) Briefe, Sendschreiben und Bedenken, herausg. v. de Wette, fortges. v. Seidemann. Berl. 1825—1856, 6 Bde. 8°.

klagte er nach dem Abendessen, während dessen er sich in großer Heiterkeit mit seinen Freunden unterhalten hatte, über starkes Unwohlsein; man rieb ihn mit warmen Tüchern, was so wohlthätig wirkte, daß er sich nach 10 Uhr niederlegte und ruhig einschlief. Aber um 4 Uhr des Morgens weckte er den Doctor Jonas, der ihn nach Eisleben begleitet hatte, auf, und klagte über große Beängstigung. Man rief seine Freunde und drei Söhne, welche die Reise mit ihm gemacht hatten; und auch der Graf und die Gräfin von Mansfeld eilten herbei. Es stellte sich ein starker Schweiß ein, von dem Dr. Jonas hoffte, er werde ihm Erleichterung bringen; aber Luther erkannte seinen Zustand und sagte: „Es ist ein kalt todter Schweiß; ich werde meinen Geist aufgeben, denn die Krankheit mehret sich". Auch betete er sehr brünstig und rief dreimal nach einander: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist"! Da er immer kraftloser wurde, fragte ihn Jonas, ob er auf Jesum Christum und die Lehre, die er gepredigt, sterben wolle, worauf er ein lautes Ja antwortete, aber dann verstummte und in Schlummer sank. Er entschlief mit gefalteten Händen zwischen 3 und 4 Uhr Nachts „ohne einige Unruhe, Quälung des Leibes oder Schmerzen des Todes", wie Dr. Jonas berichtete. Sein Leichnam wurde auf Verlangen des Kurfürsten von Sachsen nach Wittenberg gebracht und in der dortigen Schloßkapelle beigesetzt, so sehr die Grafen von Mansfeld darauf beharrten, daß er in Eisleben, seinem Geburtsorte, beerdigt würde.

Unsere Leser werden, wir hoffen es, mit uns der Ansicht sein, daß eine ausführlichere Lebensbeschreibung Luthers mit besonderer Rücksicht auf seine reformatorische Thätigkeit nothwendig war, um die ganze Größe des Mannes und namentlich auch seine hohe Bedeutung als Schriftsteller

zu begreifen. Denn seine schriftstellerische Thätigkeit hängt so innig mit seinem Leben zusammen und ist so ganz aus seinem reformatorischen Wirken erwachsen, daß sie nur richtig gewürdigt werden kann, wenn man seine Hauptwirksamkeit ins Auge faßt. Und das ist es eben vorzüglich, was seinen Schriften so unvergänglichen Werth giebt, daß sie aus dem Leben und den Bedürfnissen desselben hervorgegangen sind. Doch ehe wir diese und ihre Bedeutsamkeit näher betrachten, wird es angemessen sein, uns die Hauptzüge seines Wesens und Charakters zu vergegenwärtigen, um ihn als Mensch, als Reformator und als Schriftsteller richtiger würdigen und sich insbesondere manche Seite erklären zu können, die bei oberflächlicher Betrachtung im Widerspruch mit der Richtung seines Geistes erscheinen müßte.

Es ist nicht eine gleichgültige Erscheinung, daß von dem 16. Jahrhundert an bis auf unsere Tage die Anhänger der Reformation Lutheraner genannt werden, und dieser Name von den Katholiken nicht bloß auf die Christen der Augsburgischen Confession, sondern auch auf die Anhänger Zwinglis und Calvins bezogen wird, und zwar sogar in den Ländern, in welchen diese ihre reformatorische Thätigkeit entwickelten. So gilt Luther vorzugsweise als der eigentliche Repräsentant und Begründer der Reformation, was in nichts Anderem seinen Grund haben kann, als daß er dieselbe am genialsten auffaßte und durchführte. Zwingli war ohne Zweifel gelehrter als Luther, wenn diesem auch eine tüchtige Bildung und ein großer Reichthum an Kenntnissen nicht abgesprochen werden kann; Calvin hatte ein größeres staatsmännisches Talent und ein schärferes Urtheil als er: aber weder der Eine noch der Andre kam ihm an lebendiger Begeisterung und poetischer, wahrhaft schöpferischer Kraft gleich. Luther war von der unumstößlichen Wahrheit seiner

Lehre auf das Vollkommenste überzeugt, und diese felsenfeste Ueberzeugung erklärt uns sowohl die großartigen Erscheinungen in seinem Leben, die uns zur ungetheiltesten Bewunderung hinreißen, als auch diejenigen, die wir für bedauernswerthe Irrthümer ansehen müssen. Diese Ueberzeugung geleitete ihn nach Worms, wo ihn trotz des vom Kaiser zugesicherten sichern Geleites doch der schrecklichste Märthyrertod erwarten konnte, wie das Beispiel seines Vorgängers Huß deutlich genug bezeugte. Diese Ueberzeugung gab ihm, dem einfachen, mit dem Leben nicht vertrauten Mönch, die Kraft, vor dem Kaiser und dem Reichstag, vor dem Abgesandten des Papstes seine kühne Lehre zu verfechten, so daß selbst im Schlachtengetümmel ergraute Kriegshelden seinen Muth, Fürsten seinen edlen Anstand, Alle die begeisterte Kraft seiner Rede bewunderten. Aber es war auch diese Ueberzeugung, welche ihn gegen Zwingli hart machte, dessen Ansicht über das Abendmahl er für gottlos hielt; es war eben diese Ueberzeugung, welche ihn gegen die Bauern und gegen die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes ungerecht machte, weil er den Sieg seiner Lehre nur auf geistigem Wege gefördert haben und jegliche Rücksicht auf weltliche Verhältnisse unbeachtet wissen wollte. Diese Ueberzeugung endlich flößte ihm die harten Worte gegen seine Gegner ein, welche unser Gefühl nur zu oft verletzen, die wir aber um so mehr entschuldigen müssen, als die damalige Welt an solchen Derbheiten wenig oder keinen Anstoß nahm.

Wenn Luther als Reformator nur den Protestanten verehrungswürdig erscheint, so ist er dagegen als Schriftsteller für alle Deutschen ohne Ausnahme von der höchsten Bedeutung; denn es läßt sich eben nicht läugnen, daß er der Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache und durch diese der Begründer der neuen Literatur ist. Vor ihm war die

Sprache in vollständige Auflösung gerathen; die frühere allgemeine Schriftsprache war bis auf wenige Formen und Ausdrücke aus dem Gebrauch verschwunden, dagegen hatten sich die Mundarten vorgedrängt, so zwar, daß die Schriftsteller beinahe ohne Ausnahme in ihrem heimatlichen Dialekte schrieben. Es war dies schon um deswillen zu bedauern, weil hierdurch das Gefühl der Zusammengehörigkeit immer mehr zurückgedrängt wurde, das Nationalbewußtsein sich immer mehr abschwächte; aber das Vordrängen der Mundart hatte auch noch den weiteren und höchst wesentlichen Nachtheil, daß es unmöglich wurde, Schriften, welche nicht bloß auf den beschränkten Kreis eines besondern Dialekts berechnet waren, in deutscher Sprache abzufassen, und daß daher alle gelehrten Werke, ja überhaupt alle diejenigen, welche sich an ein ausgebreiteteres Publikum wendeten, in lateinischer Sprache geschrieben wurden. Es war eine weitere und eben so unglückliche Folge davon, daß weder Veranlassung noch Trieb vorhanden war, die einzelnen Mundarten künstlerisch auszubilden, und daß dieselben daher fortwährend im Zustande der Rohheit verblieben. Auch übte der Umstand, daß die Gelehrten und Gebildeten beinahe ausschließlich in lateinischer Sprache schrieben, den ungünstigsten Einfluß auf die deutsche aus, da sie dieselbe, wenn sie sich doch einmal ihrer bedienten, in lateinischen Wendungen und Satzformen verunstalteten. In solchem Zustande fand Luther die deutsche Sprache, als er in derselben zu schreiben begann. Zwar hatten kurze Zeit vor seinem Auftreten einige Männer Vortreffliches in verschiedenen Gattungen der Prosa und Poesie geleistet, — eben diejenigen, deren Charakteristik wir oben gegeben haben, — allein auch diese hafteten an ihrer Mundart, oder überließen sich, wie Niklas von Wyle, allzusehr dem Einfluß des Lateinischen. Es ist daher begreiflich, daß

die Schriften dieser Männer keinen oder nur sehr unbedeutenden Einfluß auf die Ausbildung der Sprache haben konnten, und daß dieselbe überhaupt auf eine genialere und mächtigere Weise gehandhabt werden mußte, wenn sie sich aus der bisherigen Versunkenheit erheben sollte. Das Verdienst, dieses bewirkt zu haben, gebührt Luthern allein, und so verdanken wir ihm auch, um dieses sogleich hervorzuheben, das einzige Band, welches die deutschen Stämme zusammenhält, so wie wir anerkennen müssen, daß die allgemeine von Luther geschaffene Schriftsprache die Hauptquelle gewesen ist, aus der das beinahe bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ertödtete Nationalbewußtsein wieder neues Leben schöpfte.

Uebrigens erhoben sich Luthers erste deutsche Schriften kaum über diejenigen seiner Zeitgenossen; seine Darstellung war eben so hart, unbeholfen und unklar, meist eben so entfernt vom eigenthümlichen Geiste der deutschen Sprache als die der übrigen Schriftsteller, und seine ersten Schriften verdankten ihre Wirkung lediglich dem mächtigen Geiste, der schon in ihnen wehte. Je mehr er aber zur Ueberzeugung gelangte, daß, wenn sein Reformationswerk gelingen solle, er sich an das Volk wenden und eine ihm verständliche, eine dessen Gemüth ergreifende Sprache reden müsse, um so mehr bemühte er sich, seiner Darstellung nebst größtmöglichster Klarheit auch ein volksthümliches Gepräge zu geben. Und so beurkundet beinahe jede auch noch so kleine Schrift, die er veröffentlichte, einen weiteren Fortschritt, bis er endlich in der Bibelübersetzung das vollendetste Muster echt deutscher Sprachdarstellung gab. Aber freilich gelang es ihm nur in Folge eifrigen, nie nachlassenden Strebens und großartiger Bemühungen, wie sich namentlich aus der Bibelübersetzung ergibt, an der wir zugleich den Weg kennen

lernen, den er bei seiner Reform der Sprache einschlug, so wie die Mittel, deren er sich hierzu bediente. Freilich würde er auch bei dem redlichsten Studium und den unablässigsten Bemühungen die Umgestaltung der Sprache nicht zu Stande gebracht haben, wenn er dieses Werk nicht mit der nämlichen Genialität unternommen und durchgeführt hätte, die auch seine reformatorischen Bestrebungen charakterisirt; aber es ist eben so sicher, daß er trotz dieser Genialität seinen Zweck nicht erreicht hätte, wenn er sich demselben nicht mit der vollsten Hingebung gewidmet, wenn er nicht mit rastlosem Ernste fortwährend nach dem Besseren gestrebt und mit nie ermüdender Geduld die zahllosen Hindernisse besiegt hätte, die sich ihm entgegenstellten.

Luther gieng von der einzig richtigen Ansicht aus, daß er die Sprache des Volks zum Grunde legen müsse, um zu einer unverfälschten, echt deutschen Darstellung zu gelangen. Er studierte diese Sprache daher unablässig sowohl in ihrem Wortschatz, als in ihren Wendungen und Satzformen, die zwar im Ganzen beschränkt sind, aber eine um so größere Klarheit und Kraft entfalten. Er sah aber bald ein, daß er auf der Volkssprache allein sein Werk nicht aufbauen könne; theils fehlte es derselben, wenn auch keineswegs an abgerundeter Schönheit, doch an höherer künstlerischer Gestaltung, theils bot sie für mancherlei Begriffe namentlich des innern Lebens keine angemessenen Ausdrücke. Um sie nach beiden Seiten hin auszubilden, vermied er mit richtigem Gefühl die Nachahmung der alten Sprachen; vielmehr suchte er nach Vorbildern in der ältern deutschen Literatur, und er fand solche auch in den früheren Mystikern, namentlich dem großen Tauler, den er auf das Fleißigste studierte. Höchst wahrscheinlich hat er auch noch manche andre ältere Bücher nicht religiösen Inhalts benutzt,

doch ist hierüber, scheint es, leider nichts Näheres bekannt. Endlich nahm Luther auch die Sprache der Sächsischen Kanzlei zum Vorbild, welche während der Regentschaft des Kurfürsten Friedrich zu großem Einfluß gelangt war und sich in der That auch durch ihr Streben nach Adel und Würde der Darstellung sehr zu ihrem Vortheil auszeichnete.

Um ein Bild von der Gewissenhaftigkeit zu geben, mit welcher Luther an der Bibelübersetzung arbeitete, wird es genügen, folgende Thatsachen anzuführen. Nach Beendigung des Neuen Testaments schrieb er an Spalatin: „Wir haben nun Alles zu verbessern angefangen, Philippus (Melanchthon) und ich, und es wird mit Gott ein fein Werk werden. Wir brauchen aber auch deine Hülfe bisweilen, die Worte recht zu setzen. Darum sey du uns zu dienen bereit, aber also, daß du gemeine, keine Schloß- und Hofwörter, an die Hand geben könnest. Und daß ich gleich den Anfang mache, sorge, daß wir die Namen der Edelsteine, Offenb. 21, sowohl als ihre Gestalten, und wollte Gott, den Augenschein selbst, wo es möglich, durch dich vom Hof erlangen könnten". In einem andern Briefe bat er denselben, ihm über die Gattungen und Arten verschiedener Thiere Auskunft zu geben, deren Namen in der Bibel vorkamen; ja er machte sich sogar mit dem Bau und der innern Beschaffenheit der Schlachtthiere bekannt, um bei den Beschreibungen der Opfer und dergl. nicht zu fehlen. So wendete er sich bei andern Gelegenheiten wieder an Andre, um über bestimmte, ihm unbekannte oder nicht ganz klare Verhältnisse Auskunft zu erhalten. Er ließ es übrigens nicht dabei bewenden, sondern nahm auch andre Gelehrte zu Hülfe, wie er sich denn in den „Tischreden" hierüber folgendermaßen aussprach. „Wo ihr zween oder drei in meinem Namen versammelt sind, da will ich mitten unter

ihnen sein. Und Verdolmetscher oder Translatores sollen nicht allein sein, denn einem einzigen Manne fallen nicht allezeit gute und propria verba ein". Diese Hülfe nahm er namentlich in Anspruch, als er die erste Ausgabe der Bibelübersetzung zum Behufe einer Umarbeitung durchsah. Er versammelte seine nächsten Freunde, Bugenhagen, Justus Jonas, Melanchthon, Creuziger, Aurogallus oft etliche Stunden vor dem Abendessen um sich, und lud außer dem Conrector Rörer auch wohl noch fremde durchreisende Gelehrte dazu ein. „Wenn nun der Doctor", erzählt Mathesius, „zuvor die Bibel übersehen, und daneben bei Juden und fremden Sprachkundigen sich erlernet, und sich bei allen Deutschen von guten Worten erfraget hatte, wie er sich etliche Schöps abstechen ließ, damit ihn ein deutscher Fleischer berichtet, wie man ein Jedes am Schaf benennete, kam Dr. Martin Luther in das Consistorium mit seinen alten lateinischen und neuen deutschen Biblien, dabei er auch stetigs den hebräischen Text hatte. Herr Philippus brachte mit sich den griechischen Text, Dr. Creuziger neben der hebräischen die chaldäische Bibel, die Professores hatten bei sich ihre Rabbinen, Dr. Pommer (Bugenhagen) hatte auch den lateinischen Text für sich, darin er sehr wohl bekannt war. Zuvor hatte sich ein Jeder auf den Text gerüstet, den man rathschlagen sollte, griechische und lateinische neben den jüdischen Auslegern übersehen, darauf proponirt dieser Präsident einen Text und ließ die Stimm' herumgehen und höret, was ein Jeder dazu zu reden hätte nach Eigenschaft der Sprache oder nach der alten Doctoren Auslegung. Wunderschöne und lehrhafte Reden sollen bei dieser Arbeit gefallen sein, welche der Conrector Rörer einige aufgezeichnet, und die hernach als kleine Glößlein und Auslegung auf den Rand zum Text gedruckt sind." Luther hielt die Bibelübersetzung

mit Recht für die Krone seiner reformatorischen Thätigkeit, daher er auch nie aufhörte, dieselbe zu bessern, um die größt- möglichste Vollkommenheit zu erreichen. Wie sehr er aber von dem Gefühl durchdrungen war, daß seine Arbeit immer mangelhaft bleibe, ersehen wir aus einem lateinischen Zettel, den er in Eisleben zwei Tage vor seinem Tode schrieb, und den Aurifaber in den Tischreden abdrucken ließ. „Virgils Bucolica kann Niemand verstehen, der nicht fünf Jahre lang ein Hirt gewesen. Virgils Georgica kann Niemand ver- stehen, der nicht fünf Jahre lang ein Bauer gewesen. Ci- ceros Briefe (so behaupte ich) versteht Niemand vollkommen, der nicht zwanzig Jahre lang in einem großen Staate sich aufgehalten. Niemand aber glaube, die heiligen Schriften nur gekostet zu haben, der nicht hundert Jahre lang mit den Propheten, mit Elias und Elisäus, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Kirche geleitet hat".

Und allerdings war die Aufgabe, die er sich gestellt, von der höchsten Schwierigkeit, namentlich wenn man er- wägt, wie sehr mangelhaft die Sprachkenntnisse damals noch waren, wie ungenügend die Hülfsmittel, die ihm zu Gebote standen. Aber um so bewundernswürdiger erscheint das Werk, das er mit seinem treuen Fleiße und seiner stets wachsenden Hingebung zu Stande brachte. Wir erlauben uns, die Charakteristik dieser großartigen Schöpfung zu wiederholen, die wir in der „Geschichte der deutschen Lite- ratur" gegeben haben. „Die Reinheit und das echt deutsche Gepräge der Bibelübersetzung, das nicht wenig zu ihrer großen Verbreitung beigetragen hat, ist ein Verdienst, das nicht hoch genug geschätzt werden kann, weil Luther dadurch den Einfluß des Lateinischen und anderer Sprachen vollständig besiegt hat; und man wird daher stets wieder zu ihr als zu der lautersten Quelle rein deutscher Sprache zurückgehen müssen.

Die Bibelübersetzung Luthers wäre auch dann schon ein unsterbliches Werk, wenn sie kein anderes Verdienst hätte als dieses. Aber es ist lange nicht ihr einziges, kaum ihr größtes. Denn vor Allem ist es zu bewundern, mit welcher unnachahmlichen Sicherheit er den so ganz verschiedenen Geist der einzelnen Bücher auffaßt, wie er in den historischen Büchern den einfachen, erzählenden Styl des Textes wiedergiebt, wie er mit den Propheten in großartigen Bildern und feuriger, bald begeisternder, bald niederschmetternder Sprache redet, wie er im Hohenlied, das er zudem in seinem Wesen mißverstand, die Glut, das Entzücken, den Schmerz des liebenden Mädchens in wahrhaft orientalischen Farben schildert, und wie er wiederum in den Psalmen den erhabensten Ton der Hymne trifft, wie er in den Evangelien die schlichte Einfalt, in den Briefen Pauli die erhabene Größe und die Gewalt der Ueberzeugung, in den Briefen des Johannes die tiefe Mystik zur vollendetsten Erscheinung gelangen läßt. Wenn er nur dieses oder jenes Buch in dieser Vollendung übersetzt hätte, nur z. B. den Hiob, nur die Psalmen, wäre dies schon bewundernswerth; aber die ganze Bibel, eine so große Zahl der verschiedenartigsten Schriften mit solch unübertrefflicher Meisterschaft jede in ihrer Eigenthümlichkeit wiederzugeben, das setzt das reichste Talent oder vielmehr die gewaltigste Schöpfungskraft, einen Umfang geistiger Größe voraus, wie sie nur selten einem Menschen zu Theil wird. Es mögen, um auch dieses zu berühren, im Einzelnen viele Fehler in Luthers Bibelübersetzung vorkommen, wie dies bei der damals noch mangelhaften Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache nicht anders sein konnte;*) aber in

*) Wir hätten noch hinzufügen können, daß der Text selbst damals noch an vielen Stellen mangelhaft war.

ihrer Gesammtheit betrachtet, als Ganzes, hat sie den höchsten Grad der Vollendung erreicht, und trägt den Stempel der seltensten Genialität."

Wenn auch die Bibelübersetzung das größte Meisterwerk ist, das Luther hervorgebracht, so sind auch seine übrigen Schriften beinahe ohne Ausnahme Zeugnisse seines hohen Geistes. Es sind dieselben so zahlreich, daß wir uns auf die Betrachtung der wichtigsten beschränken müssen, und wir können dies um so füglicher thun, als wir in der Charakteristik der Bibelübersetzung auch den Geist angegeben haben, der seine übrigen Werke beseelte. Sein großes Talent tritt vielleicht nirgends so glänzend hervor als in seinen Predigten. Wie er das Wesen der Predigt auffaßte, geht aus einer merkwürdigen Aeußerung hervor, die er einst that, als er den Zwinglianer Bucer hatte predigen hören. Als derselbe nämlich bei Luther zu Mittag aß, sagte dieser, nachdem er Bucers Predigt gelobt: „Ich bin aber doch ein besserer Prediger". Bucer erwiederte, daß er ebenfalls dieser Ansicht sei, wie denn Luther allgemein für den besten lebenden Kanzelredner gehalten werde. Da versetzte Luther: „Ihr dürft nicht meinen, daß ich mich närrisch selber loben wollte; ich weiß meine Schwachheit wohl und könnte keine so schöne und gelehrte Predigt thun, als wir heute von Euch gehört haben. Ich habe aber den Brauch, wenn ich auf die Kanzel komme, so sehe ich mich um, was für Leute da sitzen, und weil es meist Wenden sind, die unverständige Leute sind, so predige ich ihnen, was ich denke, das sie verstehen könnten. Ihr fliegt aber allzuhoch im Geiste, darum schicken sich Eure Predigten für Gelehrte, aber unsere Leute können Euch nicht verstehen. Darum gehe ich mit diesen um wie eine herzliche Mutter mit ihrem weinenden Kinde, dem sie die Brüste, so gut sie kann, in den Mund giebt und mit ihrer

Milch tränkt, welches ihm besser schmeckt und bekommt, als wenn sie ihm den köstlichsten Zucker und niedlichsten Saft aus der Apotheke reichte". In ähnlichem Sinne sagte er zu Erasmus Alberus, der ihn fragte, wie er seine Predigten halten solle, wenn er vor dem Fürsten predige: „Alle Deine Predigten sollen aufs Einfältigst sein, und stehe nicht auf den Fürsten, sondern auf die einfältigen, albernen, groben und ungelehrten Leute, welches Tuchs auch der Fürst sein wird. Wenn ich in meiner Predigt sollte Philippum Melanchthonem und andere Doctores ansehen, so machte ich nichts Gutes; sondern ich predige aufs Einfältigst den Ungelehrten und es gefällt Allen. Kann ich dann Griechisch, Hebräisch, das spare ich, wenn wir Gelehrten zusammen kommen; da machen wirs so bunt, daß sich unser Herr Gott darüber verwundert". Luther bereitete sich zwar immer mit dem heiligsten Ernst auf seine Predigten vor, doch nur in so weit, als er den von ihm gewählten Text sorgfältig nach seinen verschiedenen Richtungen überlegte, sich die Hauptgedanken deutlich machte, die er zu besprechen beabsichtigte, und sich im Allgemeinen einen Plan von dem Gang der Rede entwarf. Wenn er mit dieser Vorbereitung die Kanzel betrat, so behandelte er das Einzelne mit Rücksicht auf die jedesmaligen Zuhörer so wie auf die besondere Stimmung seines Geistes und Herzens. So waren seine Predigten stets die lebensvollsten Ergüsse seines von begeistertem Glauben durchdrungenen Gemüths, und sie brachten daher die größte Wirkung hervor. Dies war aber nur möglich, weil ihm ein seltener Reichthum von Gedanken zu Gebote stand und er die Sprache in ihrem ganzen Umfang und mit der größten Gewandtheit beherrschte. Daher seine Zuhörer auch von ihm sagten, „er könne täglich seine Predigten anders tractiren, und mit neuen Ge-

danken vorbringen". Es werden seine Vorträge daher stets eine vorzügliche Quelle der Belehrung für die jüngeren, ja selbst noch für geübtere Kanzelredner sein. Unter seinen zahlreichen Predigten heben wir besonders diejenigen, welche 1545 unter dem Titel „Hauspostille" in Druck erschienen, so wie die hervor, die er bei seiner Rückkehr nach Wittenberg gegen die Wiedertäufer und Bilderstürmer hielt, nicht als ob nicht auch andere unsere vollste Aufmerksamkeit verdienten, sondern weil sich in diesen schon der ganze Umfang seines großartigen Rednertalents erkennen läßt, da sich die Predigten der Hauspostille, die er in seinem Hause vor seinem Gesinde hielt, in einfacher, den Zuhörern angemessener Sprache bewegen und die ganze Tiefe seines gläubigen und liebevollen Gemüths eröffnen, während er in den Reden gegen die Wiedertäufer die ganze Macht und Fülle seiner hinreißenden Beredtsamkeit entwickelt.

Die nämliche Gewalt der Beredtsamkeit tritt uns auch in seinen polemischen Schriften entgegen, die wir auch da bewundern, wenn wir mit ihrem Inhalt nicht einverstanden sind, was namentlich, wie schon bemerkt wurde, mit der Schrift „Wider die Mordischen und Raubischen Rotten der Bawren" der Fall ist. Wir möchten übrigens die Leidenschaftlichkeit seiner polemischen Schriften an sich keineswegs tadeln, denn sie war das Ergebniß seines tiefgläubigen Gemüths, seiner felsenfesten Ueberzeugung, mit welcher er selbst dem drohenden Märtyrettode unerschrocken und voll Gottvertrauen ins Auge sah. Auch lassen sich seine derben und sogar öfters unedlen Ausdrücke durch seine von den Gegnern gereizte Stimmung, so wie durch die Anschauungsweise der Zeit, die es mit solchen Ausdrücken eben nicht genau nahm, wenn auch nicht rechtfertigen, doch gewiß entschuldigen. Wir dürfen nie vergessen, daß Luther es mit

einem gewaltigen Feinde zu thun hatte, dem Jahrhunderte lang seine Gegner stets erlegen waren, und gegen den er daher alle Waffen zu gebrauchen berechtigt war, mit denen er ihn glücklich zu bekämpfen hoffen konnte, so lange dieselben nicht unredlich waren. Und unredliche Waffen hat Luther nie geführt; vielmehr setzte er der List und der Heuchelei seiner Gegner stets die größte Offenheit und Aufrichtigkeit entgegen, was wohl kann vergessen machen, daß er öfters den höfischen Anstand verletzte, so z. B. in den Schriften „Wider Hans Worst“ (den Herzog von Braunschweig), „Wider das Bapstum zu Rom vom Teuffel gestifft“ u. a. m.

Wie in seinen polemischen, so ist er auch in seinen rein belehrenden Schriften gewaltig; wenn gleich seine Beredtsamkeit milder ist und nicht einherbraust, wie ein Sturmwind, oder, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „nicht so rauscht wie der Platzregen“. Seine Darstellungen der einzelnen Glaubenslehren (z. B. „Daß der freye Wille nichts sey“, „Vom Elichen Leben“, „Von den gutten wercken“ u. v. a. m. sind Meisterwerke gründlicher Entwickelung, voll Würde, Klarheit und bei aller rhetorischen Kraft doch streng logisch ausgeführt. Nicht weniger vortrefflich sind seine Auslegungen der einzelnen biblischen Schriften, sowie seine Vorreden zu den Uebersetzungen derselben, die schon deswegen höchst bedeutend sind, weil sie treffliche Charakteristiken dieser Bücher enthalten, aus denen man den Standpunkt ersehen kann, den er bei der Uebertragung festhielt. Was er darin für die Gelehrten und Gebildeten, das hat er in seinen „Katechismen“ für das Volk und die Jugend geleistet, welche noch immer als Muster einer populären Darstellung gelten können, wenn auch die Ausführung dem jetzigen Bildungszustande nicht mehr entspricht.

Endlich haben wir noch Luthers unsterbliches Verdienst um den Kirchengesang zu erwähnen. Wie er überhaupt die Rechte der Muttersprache für den kirchlichen Gebrauch mit Nachdruck und Entschiedenheit vertheidigte, so wurde auch durch ihn erst der deutsche Gesang in die Kirche eingeführt, und zu einem wesentlichen Bestandtheile des gemeinsamen Gottesdienstes erhoben. Dies konnte ihm aber nur gelingen, weil er das Wesen des Kirchenlieds erkannt hatte, das vor Allem der volksmäßige Ausdruck tiefgläubiger Gesinnung sein soll. Er selbst dichtete eine Reihe von Kirchenliedern (37), von denen die meisten jedoch Nachbildungen oder Uebersetzungen älterer lateinischer Kirchengesänge oder alter deutscher geistlicher Volkslieder sind; aber diese sind, wie die fünf, die er selbstständig dichtete, noch unerreichte Muster, weshalb sie sich auch mit wunderbarer Schnelligkeit über sämmtliche deutsche Länder verbreiteten und überall mit der größten Begeisterung aufgenommen wurden, so daß sie vielleicht nicht weniger zur Aufnahme der Reformation beitrugen, als selbst seine Bibelübersetzung. Und wie einst Thomasin von Zerkläre von Walther von der Vogelweide sagte, daß er durch den einzigen Spruch, in welchem er behauptete, der Papst wolle mit dem deutschen Gut nur seinen welschen Schrein füllen, Tausende bethört habe, so daß sie Gottes und des Papstes Gebote überhört hätten; so sagte ein späterer Jesuit von Luthers Kirchenliedern, daß sie mehr Seelen getödtet (d. h. vom Papstthum abgewendet) hätten, als selbst seine Bücher und seine Predigten. Vortrefflich charakterisirt Cyriakus Spangenberg diese Kirchenlieder, von denen einzelne noch jetzt die religiöse Begeisterung wecken („Eine feste Burg ist unser Gott", „Aus tieffer not schrei ich zu dir", „Vom Himmel hoch, da komm ich her" u. s. w.): „So muß mans ja wahr

sein lassen, daß Lutherus unter allen Meister-Sängern, sider der Apostel Zeit her, der beste und kunstreichste gewesen und wohl bleiben wird, in dessen liedern und gesängen man kein vergeblich unnötiges Wörtlein findet; es fleußet und füllet Ihm alles aufs lieblichste und notlichste voller Geistes und Lehre, daß schier ein jedes Wort eine eigene Predigt oder doch zum wenigsten eine sonderliche Erinnerung gibt. Da ist nichts gezwungenes, nichts eingeflicktes, nichts verbrochenes; die Reimen sind leicht und gut, die Wort artlich und außerlesen, die Mahnung klar und verstendtlich, die Melodyen und Ton lieblich und hertzlich, und in Summa alles herrlich und tröstlich, daß es Safft und Krafft hat, hertzet und tröstet. Und ist in Summa seines gleichen nicht, viel weniger seines Meisters zu finden". Ein großer Vorzug von Luthers Kirchenliedern liegt, wie schon Spangenberg andeutet, darin, daß sie auch musikalische Kraft hatten, die damals aus der gelehrten Dichtung vollständig verschwunden war, und sich nur noch im Volksliede erhielt, das Luther auch in musikalischer Beziehung zum Muster nahm. Es ist übrigens bekannt, daß er sich angelegentlich bestrebte, den Kirchengesang auch musikalisch zu verbessern und volksmäßig einzurichten. „Selbst musikalisch gebildet, componirte er mehrere Lieder, doch vertraute er die hohe Aufgabe vorzüglich seinen beiden Freunden, den tüchtigen Kapellmeistern Conrad Rupf und Johann Walther, die, von ihm geleitet und in seinem Geiste wirkend, manche herrliche Melodie schufen, welche vom Volke mit nicht weniger Begeisterung aufgenommen wurden als die Lieder selbst, so daß man katholischerseits oft genug die Klagen wiederholen hörte, das Volk singe sich in Luthers Lehre hinein".

Burkard Waldis.

Es giebt kaum einen Schriftsteller aus der Zeit der Reformation — die eigentlichen Reformatoren ausgenommen — mit welchem sich die neuere Forschung so fleißig und zugleich so erfolgreich beschäftigt hätte, als Burkard Waldis; leider sind aber die älteren Quellen so mangelhaft, daß dennoch manche wichtige Punkte aus seinem Leben nicht in das gehörige Licht gesetzt, manche Lücken nicht ausgefüllt werden können. So wissen wir schon nicht, wann er geboren wurde, und es läßt sich nur mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß er zwischen 1480 und 1490 das Licht der Welt erblickte. Auch der Ort seiner Geburt ist nicht urkundlich nachzuweisen; doch darf man wohl mit Sicherheit annehmen, daß er kein Liefländer war, wie früher geglaubt wurde, daß er vielmehr aus Hessen stammte, und zwar aus Allendorf an der Werra, wo Brüder von ihm lebten, wie die Widmung seines Psalters bezeugt. Eben so wenig ist irgend Etwas von seiner Kindheit und seiner Erziehung bekannt; da er aber, wie sich aus mehreren Thatsachen ergiebt, einer angesehenen und wahrscheinlich auch begüterten Familie angehörte, und er schon früh dem geistlichen Stand bestimmt gewesen zu sein scheint, da er ohne Zweifel, wie aus seiner Kenntniß der Alten, namentlich der Römer hervorgeht, eine gelehrte Bildung be-

saß, so liegt es nahe, anzunehmen, daß er eine Klosterschule und vielleicht auch eine Universität besucht habe. Erst mit dem Jahre 1523 erfahren wir Bestimmtes über ihn, und zwar finden wir ihn in Riga als Mönch. Nur muß wohl seine Reise nach Rom, von der er in seinen Fabeln (4,24) berichtet, in eine frühere Zeit gesetzt werden. Denn wenn er auch später, wie wir sehen werden, viele große Reisen machte, und auf denselben vielleicht auch nach Italien gekommen sein mag, so machte er sie einerseits meist von Riga aus als Geschäftsmann, und sodann hatte er sich dazumal auch schon zur Lehre Luthers bekannt. Für diese Verhältnisse paßt aber das Motiv nicht, welches er in der bezeichneten Fabel anführt:

„Einsmals gedacht zu werden fromb,
Vnd zoh aus Deutschland hin nach Rom,"

vielmehr geht daraus hervor, daß er als gläubiger Katholik in die Hauptstadt des Papstthums zog. Wahrscheinlich war er damals schon Mönch; wenigstens scheint dafür zu sprechen, daß er in einer andern Fabel (3,90) von den vielen Franziskanerklöstern berichtet, die er in „Welschland" gesehen habe, unter denen er namentlich das prachtvolle Kloster zu Assisi mit großer Ausführlichkeit und höchst anschaulich beschreibt. Kaum würde ein Geschäftsmann oder auch ein gewöhnlicher Wallfahrer den Franziskanerklöstern so nachgegangen sein, und wir können sogar aus dem Umstande, daß er gerade diesem Orden so viele Aufmerksamkeit schenkte, den Schluß ziehen, daß er selbst ein Franziskaner war. Einige Bestätigung findet dies auch darin, daß er in seinen Angriffen und Spöttereien gegen das Mönchsthum vorzüglich die Franziskaner im Auge hat, die er also am besten gekannt zu haben scheint.

Es ist nicht ermittelt, durch welche Verhältnisse Wal=

bis nach Riga geführt worden ist; da jedoch der damalige Erzbischof von Riga, Jasper (Caspar) von Linden, von Geburt ein Westphale war, so wäre es wohl nicht unmöglich, daß er mit diesem nach Liefland gekommen, oder daß er ihm wenigstens von Deutschland aus empfohlen worden wäre. Gewiß ist es, daß Waldis dem Erzbischof nahe stand und dessen Vertrauen genoß, wie sich aus dem Folgenden ergiebt.

Die erste beglaubigte Thatsache, in welcher uns Waldis entgegentritt, steht in einem merkwürdigen Widerspruch mit seinem späteren Leben und Treiben. Im Jahre 1522 hatte nämlich die Reformation angefangen, sich in Riga auszubreiten, und es ließen sich dort, wie an manchen andern Orten, die Anhänger der neuen Lehre zu allerlei Excessen verleiten: es wurden die Bilder der Heiligen vernichtet, Leichensteine zertrümmert, ja sogar russische Kirchen zerstört. Der Erzbischof sandte, da er bei dem lutherisch gesinnten Magistrat keine Abhülfe gegen diese Gewaltthaten fand, drei Mönche, deren einer B. Waldis war, zu Kaiser Karl V., um sich dessen Schutz zu erbitten.*) Dieser war aber damals nicht in Deutschland, und die Gesandten wandten sich daher an seinen Statthalter, den Markgrafen Philipp von Baden, der ihnen im Sinne des Wormser Edicts entsprach. Der Rath der Stadt Riga erhielt den gemessensten Befehl, Alles in den früheren Stand zu setzen, und wurde mit der Reichsacht bedroht, falls demselben nicht entsprochen werden sollte. Da aber bald darauf (1524) in Religions-

*) Es scheint, daß die Chroniken und andern Quellen nicht bemerken, zu welchem Orden sie gehörten; da die Bettelmönche sich jedoch ohne Zweifel am besten zu solchen Gesandtschaften in weit entfernte Länder eigneten, darf man wohl voraussetzen, daß es Franciscaner gewesen sein mögen.

sachen ein Reichstag in Nürnberg abgehalten wurde, zu welchem der Papst in der Person des Cardinals Lorenzo Campeggio einen Legaten geschickt hatte, so gingen auch die Rigaer Abgeordneten dahin, um ihre Angelegenheit noch weiter zu verfolgen. Daß Waldis damals in Nürnberg war, leidet keinen Zweifel, da er selbst in zwei Fabeln (4,17 und 18) von seiner Anwesenheit in Nürnberg und von seiner persönlichen Bekanntschaft mit dem Cardinal berichtet.

Als die Gesandtschaft wieder nach Riga kam, hatte sich die Lage der Dinge wesentlich verändert; die Reformation hatte immer mehr Boden gewonnen, und da man unterdessen von der Gesandtschaft, ihrem Zweck und ihrem Erfolg vernommen hatte, suchte der Rath den Absichten der Geistlichkeit zuvorzukommen; er ließ Waldis und einen seiner Begleiter — der dritte hatte die Beiden schon vorher verlassen — als sie ans Land stiegen, festnehmen und ins Gefängniß werfen, wahrscheinlich unter dem Anklagepunkt, daß sie gegen die Stadt verrätherisch gehandelt hätten. Während der andere Mönch länger als ein Jahr im Gefängniß verbleiben mußte, erhielt Waldis schon nach wenigen Wochen seine Freiheit wieder, weil er sich unterdessen von der katholischen Kirche lossagte und sich zur neuen Lehre bekannte. Es könnte freilich scheinen, als ob Furcht oder sonst andere weltliche Rücksichten ihn zu diesem Schritt bewogen hätten; allein man würde ihm gewiß Unrecht thun, wenn man ihm einen solchen Vorwurf machen wollte: seine Ueberzeugung tritt aus seinen Schriften zu kräftig hervor, als daß man an derselben zweifeln dürfte. Wahrscheinlich hatte gerade die Reise nach Deutschland diesen Umschwung in seinen religiösen Ansichten bewirkt. Denn einerseits mußte die nähere Beobachtung des zügel-

losen Klosterlebens — er und seine Begleiter werden als Mönche wohl überall die Klöster aufgesucht und in denselben Unterkunft gefunden haben — auf den redlichen und wahrhaft frommen Mann einen niederschlagenden Eindruck machen, und noch mehr das Zusammentreffen mit dem italienischen Cardinal, von dem er so erbauliche Geschichten erzählt; und andererseits hatte er auf seiner Reise gewiß häufig Gelegenheit, mit Anhängern der neuen Lehre und mit dieser selbst genauer bekannt zu werden und ihre Vorzüge kennen zu lernen.

Als Waldis die Mönchskutte auszog, blieb er nicht, wie es meist der Fall war, bei dem geistlichen Stande, sondern wurde „Kannengießer", d. h. Zinngießer. Uebrigens ist es nicht das einzige Beispiel dieser Art; und es ist leicht erklärlich, daß Leute, welche durch ihren Uebertritt zur neuen Lehre und mit ihrer bisherigen Stellung auch ihre Erwerbsquellen verloren, sich nach neuen umsehen mußten. Nicht Allen war es möglich, eine geistliche Stelle in der neuen Kirche zu erhalten, und so blieb unter den damaligen Verhältnissen Nichts übrig, als sich irgend einem Gewerbe zu widmen. Warum Waldis gerade den Beruf eines Zinngießers wählte, wissen wir freilich nicht, aber es ist am Ende ziemlich gleichgültig; übrigens hat er ihn wahrscheinlich einfach aus dem Grunde erwählt, weil er ihm die beste und sicherste Gelegenheit darbot, sich eine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu gründen, und man hat nicht nöthig anzunehmen, daß er vorher schon dieses Gewerbe betrieben habe, zumal dieses Allem widersprechen würde, was wir von seinem frühern Leben wissen.

Als Kannengießer verfaßte er sein in niederdeutscher Sprache geschriebenes Fastnachtspiel, „Parabel vam vorlorn son", welches am 17. Februar 1527 zu Riga öffentlich auf-

geführt und vielleicht bald darauf auch gedruckt wurde (O. O. u. J. 4°). Dieses dramatische Stück ist seine erste schriftstellerische Arbeit, wenigstens ist aus früherer Zeit Nichts bekannt. Daß er es zur Verbreitung der neuen Lehren und zur Bekämpfung des Papstthums dichtete, sagt er selbst in dem Vorwort an den Leser und noch entschiedener in dem Prolog, der vom „Actor" vorgetragen wird. Der Glaube an Christus, heißt es daselbst, hätte die Menschen zur Seligkeit geführt; aber das wollte eben der Teufel hindern; er schickte daher den Antichrist auf die Erde, der da verkündigte, der Glaube thäte nicht noth; er wolle uns einen bessern Weg weisen. Wir sollten durch gute Werke den Himmel erstürmen. Da habe nun Jeder einen andern Weg aufgesucht: Der Eine rief die Heiligen an, der Andere lief ins Kloster, ein Dritter ließ sich die Hände schmiren, ein Vierter eine Platte scheren; wieder ein Anderer nahm kein Geld und lief barfuß und während Jener eine Kapuze aufsetzte, glaubte Dieser, er würde selig werden, wenn er kein Fleisch esse und keinen Wein trinke. Da kam der Papst mit seiner Rotte, mit Cardinälen, römischen Dieben und Ablaßbriefen in die deutschen Lande und verblendete uns mit seiner Sophisterei, daß wir von Gott getrennt wurden. Doch erbarmte sich der Herr unsres Elends und machte uns wieder mit seinem Worte bekannt, das uns so lang verborgen worden war. Die Absicht des Dichters, schließt der Prolog, sei keine andere, als die Wahrheit der neuen Lehre aus der heiligen Schrift zu erweisen, und er wolle dazu die Parabel vom verlornen Sohne in ihrem wahren christlichen Sinne auslegen.

Und allerdings hat Waldis die bekannte Parabel mit großem Geschick zu seinem Zweck benutzt. Schon die Exposition zeugt davon. Der verlorne Sohn ist mit dem Leben im

väterlichen Hause unzufrieden, weil er seinen Lüsten nicht nachgehen kann; sein älterer Bruder tritt schon mit den ersten Worten als vollständiger Gegensatz hervor; er ist ein Heuchler, der den Willen seines Vaters thut, um nicht „erblos" zu werden. Trotz der Warnungen des Vaters besteht der verlorne Sohn darauf, daß ihm sein Erbtheil gegeben werde, worin der Vater endlich mit bekümmertem Herzen einwilligt. Jubelnd verläßt der Sohn das väterliche Haus. — Hierauf verwandelt sich die Scene; der Dichter führt uns in ein berüchtigtes Wirthshaus; ein Dieb fragt den Wirth, warum es so still und traurig bei ihm zuginge. Daran sei der Luther Schuld, entgegnet der Wirth; seit der geschrieben und gelehrt habe, sei die ganze Welt verkehrt. Luther verdamme nämlich die Unzucht, preise dagegen den Ehestand, und so müsse ein Wirth wie er seine Erwerbsquelle verlieren. Der Dieb tröstet ihn; er sei einem jungen Menschen begegnet, der mit vielem Gelde das väterliche Haus verlassen habe, den wollten sie zusammen ausplündern. Diesen sucht er nun auf, und weiß ihn bald durch seine Schilderung des Lebens, das er im Wirthshause führen könne, so zu ködern, daß er ihm sogleich dahin folgt. Es wird nun reichlich aufgetragen, der Wirth ruft einen Musikanten herbei; auch kommen Dirnen hinzu, die ihn mit Schmeichelworten ködern und ihm manches Goldstück ablocken. Als der Wein zu wirken anfängt, läßt er sich mit dem Wirth in Würfelspiel ein, wobei er sein ganzes Geld verliert; er muß sogar seine Kleider hergeben. Endlich geräth er mit dem Wirth in Streit, der Dieb und die Dirnen treten auf die Seite des Wirths und verhöhnen ihn. Nackt muß er das Haus verlassen. Er kommt in die größte Noth; ein Bürger, den er um Mitleiden anfleht, weist ihn mit Verachtung ab und so

muß er sich entschließen, um nicht Hungers zu sterben, bei einem Meier als Schweinehirt Dienste zu nehmen, doch jagt ihn dieser bald wieder fort, als er sich zu Tische setzen will. Der Act schließt mit einem langen vom Actor gesprochenen Epilog, in welchem die römische Kirche nicht geschont wird. — Der zweite Act beginnt mit einem Monolog des verlornen Sohns. Es geht ihm herzlich schlecht; er denkt daran, wie gut es selbst die Knechte bei seinem Vater haben, und er entschließt sich, zu ihm zurückzukehren und bei ihm als Knecht zu dienen. Sein Vater nimmt den reuigen Sohn liebevoll auf und läßt ein Freudenmahl auftragen, das von dem ältern Sohn unterbrochen wird, der über die Aufnahme des Bruders höchst unzufrieden ist. Er habe dem Vater treulich gedient, sagt er, Tag und Nacht für ihn gearbeitet, und doch habe er nie Lohn dafür empfangen, während die Rückkehr des ungerathenen Sohns mit solchem Aufwand gefeiert werde. Er verlangt, daß der Vater diesen wieder wegweise, und als es nicht geschieht, verläßt er das Haus und nimmt sich vor, durch gute Werke den Himmel zu erzwingen; er will deshalb in den strengsten Mönchsorden treten. — Der Actor tritt wieder auf und erläutert, daß die Seligkeit nicht durch gute Werke erworben werden könne, sondern nur durch den Glauben. Ein prahlender Werkheiliger sei schlimmer als der ärgste Sünder, der sich endlich doch zu Gott wendet. Nun tritt der Wirth wieder auf und erbittet sich nähere Auskunft über die neue Lehre, von der er habe sprechen hören. Der Actor trägt ihm dieselbe vor, zeigt ihm, daß er trotz seines sündigen Lebens durch wahren Glauben wieder mit Gott versöhnt werden könne, und weiß es ihm so eindringlich vorzustellen, daß derselbe sich bekehrt. Hierauf erscheint auch der ältere Sohn, der ein Einsiedler geworden war, mit einem Krucifix in

der einen Hand und einem langen Rosenkranz in der andern. Er dankt Gott mit lauter Stimme, daß er ihm den rechten Weg gezeigt, auf dem er das Himmelreich gewinnen könne durch Fasten, Beten und Frühaufstehen. Er habe die beschworene Regel in allen Punkten gehalten, habe sich der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams befleißigt, kein Geld in die Hand genommen, in allen Dingen ein strenges Leben geführt, alle Tage Messe gelesen und seinen Leib kasteiet. Er dankt Gott, daß er nicht ein Sünder sei wie andere Menschen. Der Wirth aber erhebt sein Herz zu Gott und spricht: „O Herr, ich bin nicht werth, vor deinem Angesicht zu stehen; ich darf mich nicht so rühmen, wie dieser heilige Mann; mir kann nur deine Gnade helfen". Da ergreift der Actor nochmals das Wort. Christus lehrt, sagt er: „Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden, und wer sich erniedrigt, wird von Gott erhöhet. So rühmt sich dieser hier seiner guten Werke; während er von Außen geistlich ist, steckt doch der Schalk in ihm, während der Andere, der wegen seiner Sünden zerknirscht ist, in der That reiner ist, als Jener und Gott wohlgefälliger.

Die Biographen des Dichters stimmen in ihrem Lobe des „Verlornen Sohns" überein. „Es ist nicht nur das bedeutendste Werk von Waldis", sagt Gödeke, „sondern auch eins der bedeutendsten aus der ganzen dramatischen Literatur Deutschlands im 16. Jahrhundert". — „Er hatte keinen Vorgänger" fügt er bald darauf hinzu; „er hat keinen ebenbürtigen Nachfolger mit demselben Stoffe gehabt. Für die äußere Geschichte der dramatischen Entwickelung ist es von ganz unschätzbarem Werthe". Und Buchenau, der sich diesem Urtheile anschließt, begründet es noch weiter. „Es ist das bedeutendste Werk des Dichters", sagt er, „weil er

in demselben am freiesten geschaffen hat; denn in keinem seiner Werke, den Esopus nicht ausgenommen, hat er sich soweit über den gegebenen Stoff zu erheben, und denselben mit recht dichterischer Freiheit nach seinem Zwecke zu gestalten gewußt". Es ist kein Zweifel, daß Waldis die Parabel auf eine vortreffliche Weise benutzt und den Gegensatz der alten und neuen Lehre in einem der wichtigsten und einflußreichsten Punkte anschaulich entwickelt hat. Der verlorne Sohn repräsentirt die Lehre der neuen Kirche von der Rechtfertigung durch den Glauben, der ältere Sohn dagegen die Lehre der katholischen Kirche von der Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit. Aber freilich werden diese Repräsentanten allmählich zu vollständigen Personifikationen und selbst der Vater wird am Ende zu Gott Vater selbst. Wenn dieser merkwürdige Umschwung auch einige Störung in der dramatischen Entwickelung hervorbringt und auch das nochmalige Auftreten des Wirths und des älteren Sohnes nach dem Schlusse des Ganzen als ein seltsamer Auswuchs erscheint; so bleibt des Vortrefflichen doch noch so viel, daß man der „Parabel" immer noch einen hohen Rang unter den dramatischen Erzeugnissen des Jahrhunderts zugestehen muß. Zwar gebricht es dem Dichter an theatralischem Verständniß, wie es in jener Zeit bei der geringen Ausbildung der scenischen Darstellungen nicht anders sein konnte; dagegen zeigt sich vielfältig ein desto lebendigeres Ergreifen der dramatischen Behandlung. Insbesondere bewegt sich der Dialog mit einer damals ungeahnten Leichtigkeit, und einzelne Situationen, namentlich die Zusammenkunft des verlornen Sohns mit dem Diebe, dem Wirth und den Dirnen sind von überraschender Wahrheit. Auch die Sprache ist, wie mit großer Freiheit, so auch mit großer Kunst behandelt; wir machen

nur darauf aufmerksam, daß Waldis wie Hans Sachs das in den schönsten Zeiten der mittelhochdeutschen Poesie durchgeführte Gesetz erkannt hat, die gepaarten Reime durch den Sinn zu trennen.

Waldis scheint seinen neuen Beruf nicht als gewöhnlicher Handwerker, sondern auch ausgebreiteten Handel mit den Erzeugnissen seines Gewerbes betrieben, und zu diesem Zwecke viele und weite Reisen gemacht zu haben. Dies bezeugt er ausdrücklich in dem „Esopus" (4, 13), wo er sagt:

„Eins mals, da ich zu Lübeck war,
Gedacht nach Riga mit meiner wahr
Zur Seewarts auff ein Schiff zufahrn,
Auff das ich möcht damit erspαrn
Zu landt den langen bösen weg,
Der mich offt gemacht hat faul und treg u. s. w.*)

Von seinen Reisen haben wir übrigens keine andren Berichte als die Andeutungen, die er gelegentlich in seinem „Esopus" macht. Wenn sich aus diesen auch nicht entnehmen läßt, in welchen Jahren er diese Reisen machte (nur einmal bezeichnet er die Zeit), noch in welcher Reihenfolge er sie ausführte, noch auch welche Wege er einschlug, so erfahren wir doch wenigstens, welche Länder er besuchte und in welchen Städten er sich, wenn auch nur vorübergehend, aufgehalten hat. Von den nordischen Ländern mag er Preußen oft besucht haben, denn er spricht von den dortigen Frauen (4, 19, 147 ff.) in einer Weise, die einen längern Aufenthalt voraussetzen läßt. Außer Lübeck, das er noch an einer andern Stelle (4, 42, 1) nennt, erwähnt er nur noch

*) Man hat diese Stelle auf seine Rückreise von Deutschland nach Riga bezogen; der Zusatz „mit meiner wahr," läßt sich mit seinen damaligen Verhältnissen als Mönch und Abgesandter des Erzbischofs in keiner Weise vereinigen.

folgende norddeutsche Städte: Hildesheim (4, 39, 2), Eimbeck (4, 50, 69), Breslau wo er öfters war (4, 23, 2), Halberstadt (4, 21, 1) und Naumburg (4, 38. 1). Die Rheingegenden erwähnt er öfters, und wahrscheinlich war er zur See über Amsterdam dahin gereist, wo er sich einst während des Jahrmarkts aufhielt (4, 50, 2). So besuchte er Worms (4, 28, 1), Speier (Eb. 8), Mainz, wo er im Jahre 1536 war (4, 65, 1), Freiburg im Breisgau (4, 4, 1 und 32, 1), und Schlettstadt (4, 86, 1). Das mittlere und südliche Deutschland mag er wohl auf seiner Römischen, zum Theil auch auf seiner Gesandtschaftsreise durchwandert haben; daß er auf der letzten in Nürnberg war, ist schon berichtet worden (4, 17, 6). Den Weg, den er auf seiner Wallfahrt nach Rom einschlug, schildert er wahrscheinlich in der Fabel „Vom Wolf, Fuchs und Esel" (4, 1), wenn er berichtet, daß der Wolf und Fuchs, da sie im Jahre 1500 nach Rom ziehen wollten, um bei Gelegenheit des „güldenen Jahrs" Ablaß zu erlangen, über Nürnberg nach Schwabach giengen, von dort mit dem Esel über das Lechfeld, Augsburg und Landsberg ihre Reise bis zu den Alpen fortsetzten. Augsburg mit der Abtei St. Ulrich erwähnt er noch an einem andern Orte (4, 17, 34), so auch Ingolstadt mit seiner hohen Schule (4, 27, 1). Während er die wallfahrenden Thiere am Fuße der Alpen umkehren läßt, hat er dagegen auf seiner Römischen Reise dieselben überschritten; auch erwähnt er die Schweiz, namentlich Zürich und Einsiedeln (4, 84, 3 ff.), und obgleich er nicht ausdrücklich berichtet, daß er dort gewesen sei, darf man wohl vermuthen, daß er, der gläubige Mönch, an dem berühmten Wallfahrts- und Gnadenort Einsiedeln nicht wird vorübergegangen sein. Auch von einigen andern Orten (Freiburg, Schlettstadt, Halberstadt, Augsburg und Ingolstadt) sagt er nicht ausdrücklich, daß er selbst dort

gewesen sei, doch spricht er in solcher Weise von diesen Städten, daß man eine persönliche Bekanntschaft mit denselben voraussetzen darf. Jedenfalls war er in Lissabon, von welcher Stadt er erzählt, daß er Frauen und Männer als Sklaven habe verkaufen sehen (2, 18, 43) und vielleicht war er auch in Spanien. Zwar sagt er nicht, daß er dieses Land selbst besucht habe, vielmehr läßt er einen „Lotterbuben" erzählen (IV, 4), daß er im Jahre 1523 in Burgos gewesen sei, wo ein Generalcapitel des Franciscanerordens abgehalten worden, an welchem unzählige Mönche von allen Ländern und Inseln Theil genommen hätten; allein da er selbst höchst wahrscheinlich diesem Orden angehörte, so liegt die Vermuthung nicht fern, daß er auch dem Generalkapitel beigewohnt habe, um so mehr, da er gewiß, wie sich aus seiner späteren Gesandtschaft nach Deutschland ergibt, eine bedeutende Stellung in dem Orden eingenommen haben wird, die er ohne Zweifel seinen Talenten und Kenntnissen zu verdanken hatte. Allerdings scheint die Angabe des Jahres 1523 mit dieser Annahme im Widerspruch zu stehen, da er im Jahre 1524 in Nürnberg war; doch ist es wohl möglich, daß er von Spanien direkt nach Riga reiste und noch 1523 in dieser Stadt ankam, wo er sich bald so viel Vertrauen erwarb, daß er kurze Zeit nachher den Auftrag erhielt, in den eben erwähnten Angelegenheiten nach Deutschland zu ziehen. Seine römische Reise möchte kurz vorher Statt gefunden haben und man dürfte annehmen, daß er von Italien aus nach Spanien gereist sei.

Wie lange Waldis in Riga blieb, und in welchem Jahre er wieder in die Heimat reiste, ist gänzlich unbekannt; nur so viel ist sicher, daß er vor seiner Rückkehr lange Zeit im Gefängniß schmachtete. Er berichtet dies selbst in der Dedikation seines Psalters, den er seinen beiden Brüdern,

Hans und Bernhard, „Burgern zu Allendorf" widmete. Nach den in dieser Widmung enthaltenen Andeutungen, welche leider ein nur sehr unvollständiges Bild von der ganzen Angelegenheit geben, schmachtete Waldis „fast in die dritthalb Jahre in strenger Gefangenschaft", und hatte sogar „scharfe Tortur" zu erdulden. Endlich hörten seine Brüder von seinem Elend, und sie entschlossen sich mit einer Aufopferung, die er in rührenden Worten schildert, zu dem Unglücklichen zu reisen, um Alles, was in ihren Kräften lag, zu seiner Befreiung zu versuchen. So verließen sie Weib, Kinder und all das Ihrige, und reißten zu Wasser und zu Land über zweihundert Meilen weit in fremde und unbekannte Länder „mit Gefahr Leibs und Lebens", bis sie endlich den Aufenthaltsort des Gefangenen erreichten. Und es gelang ihrer brüderlichen Liebe und ihren angestrengten Bemühungen „wider sein und aller Menschen Hoffen, da Jedermann an ihm ganz und gar verzagt hatte", den geliebten Bruder mit göttlicher Hülfe aus seiner schweren Gefangenschaft und dem „Rachen des Todes" zu befreien und ihn in die Heimat zu bringen. Wir erfahren aus diesen Andeutungen weder die Ursache seiner Gefangennehmung, noch die Zeit oder den Ort, wo dieselbe Statt fand; ja es bietet sich sogar weder in der Dedikation noch in den Fabeln oder in irgend einem andern Werke des Dichters der geringste Anhaltepunkt, der zu irgend einer Vermuthung über die Veranlassung seiner Gefangenschaft berechtigen könnte. Auch der Ort, wo er gefangen lag, läßt sich in keiner Weise bestimmen; höchstens dürfte sich voraussetzen lassen, daß es nicht Riga war, nicht zwar weil er dort, wie wir oben gesehen haben, in Ansehen stand und beliebt war (denn es hätten sich in späterer Zeit die Verhältnisse ändern können), sondern weil er von seiner hessischen Hei-

mat aus eine Reihe von Jahren, nachdem er jene Stadt verlassen hatte, seinen „Esopus“ dem Bürgermeister von Riga widmete, und in der Zuschrift seiner andern „lieben Herren, Freunde und Bekannten“ in einer Weise Erwähnung thut, die nur angenehme Beziehungen voraussetzen läßt, um so mehr, als er mit keiner Sylbe von dort erfahrenen Verfolgungen spricht. Dagegen gedenkt er späterer „Unfälle“, die ihn an der Vollendung seines Aesops gehindert hätten, und er kann unter diesen wohl nur seine lange Gefangenschaft gemeint oder sie wenigstens darunter begriffen haben. So scheint es, daß er sich von Riga nach einem andern, von der Heimat ebenfalls weit entfernten Orte begeben hatte, und daß ihm dort das Unglück widerfuhr, ins Gefängniß geworfen zu werden. Gödeke vermuthet, daß er in Riga von den Moscovitern weggeführt worden sei; allein Buchenau zeigt in schlagender Weise, daß diese Vermuthung durchaus unbegründet sei, weil die Moscoviter schon 1503 mit Liefland einen 50 jährigen Frieden geschlossen hatten und sich in Chroniken keine Spur von der Verletzung desselben findet, da doch die „Wegschleppung eines so allgemein geachteten Mannes wie Waldis sicher zu Reclamationen geführt haben würde, und also nicht mit Stillschweigen hätte übergangen werden können“.

Nur die Zeit der Gefangennehmung können wir mit einiger Sicherheit bestimmen. Da Waldis in der Widmung seines „Psalters“ sagt, daß er denselben zum Theil während seiner Gefangenschaft verfaßt habe, dieser aber ganz im protestantischen Sinne gedichtet ist, muß seine Verhaftung nach seiner Bekehrung zur neuen Lehre Statt gefunden haben; und da er ferner berichtet, daß er mit seinen Brüdern in die Heimat zurückgekehrt sei, hat es alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß seine Gefangenschaft gegen das

Ende der dreißiger Jahre fällt, da er im Herbst 1536 in Handelsgeschäften in Mainz (4, 68) und 1542 jedenfalls in Hessen war.

Aus diesem Jahre stammen nämlich drei Gedichte, die er gegen den Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig-Wolfenbüttel ausgehen ließ, den bekannten Gegner der neuen Lehre, welchen der Schmalkaldische Bund damals bekriegte und aus seinen Ländern vertrieb. Zwar nennt sich Waldis in diesen Gedichten nicht, allein zwei derselben sind mit den Anfangsbuchstaben seines Namens (B. W.) unterzeichnet und zudem tragen alle drei in Sprache, Versbau, einzelnen Ausdrücken und Wendungen, so wie namentlich in der ganzen Haltung vollständig das Gepräge seiner übrigen Dichtungen, so daß sie ihm unzweifelhaft zugeschrieben werden müssen. Diese Gedichte „der Wilde Man von Wolfenbüttel" (o. O. u. J.), „Hertzog Heinririchs (so) von Braunschweig Klage Lied" (o. O. u. J.) und „Wie der Lycaion von Wolffenbüttel jez newlich in einen Munch verwandelt ist" (o. O. 1542), von denen das erste und dritte in kurzen Reimpaaren, das zweite in der Weise des damals allgemein verbreiteten Volksliedes „Ich stund an einem morgen" abgefaßt ist,*) zeigen, wie Mittler ganz richtig bemerkt, noch eine gewisse Unfertigkeit in der Behandlung des Stoffes, die jedoch allmählich schwindet, so daß dem zweiten und dritten Gedichte Lebendigkeit und Frische nicht abzusprechen ist. Da sich übrigens in allen dreien vielfache Anklänge an das Niederdeutsche vorfinden, so mag

*) Es ist von Fr. L. Mittler in neuer Ausgabe veröffentlicht worden „Herzog Heinrichs von Braunschweig Klagelied. Mit einem Nachwort über das Leben und die Dichtungen des B. Waldis. Vermehrter Abdruck aus dem Hessischen Jahrbuche für 1855. Cassel 1855.

die Unbeholfenheit namentlich des ersten Gedichts darin seinen Grund haben, daß Waldis bei seinem langen Aufenthalte im Norden die Gewandtheit des Ausdrucks im Hochdeutschen verloren hatte, wie denn seine früheren Schriften, wie es scheint, sämmtlich in niederdeutscher Sprache geschrieben waren.

Hatte Waldis in diesen Gedichten seine Anhängigkeit an die Reformation und seine Abneigung gegen das Papstthum und dessen Anhänger auch schon kräftig genug ausgesprochen, so trat Beides in einem bald darauf erschienenen Gedichte noch weit lebendiger hervor. In „Ein warhaftige Historien von Zweyen Mewßen“ (o. O. 1543. 4°), welcher drei Fabeln beigefügt sind,*) erzählt er, daß in dem Dorfe Rechtenbach am Huttenberge bei Wetzlar zwei Mäuse von einem eigens zusammenberufenen Concilium von Geistlichen ohne rechtliches Gehör zum Feuertode verdammt wurden, weil man sie beschuldigte, die Hostie im Monstranzenhaus gefressen zu haben. Es genügt, den Inhalt anzugeben, um den Geist und die Absicht des Gedichts zu charakterisiren, das unter den zahlreichen Spott- und Schmähschriften der Zeit keine unbedeutende Stelle einnimmt. Man hat zwar von verschiedenen Seiten bezweifeln wollen, daß Waldis dieses Gedicht geschrieben habe; allein da die drei Fabeln, wie schon erwähnt, im „Esopus“ wieder erscheinen und das Büchlein und der Titel mit B. W. unterzeichnet ist, so ist dieser Zweifel wohl unbegründet. — In demselben Jahre erschien „Vrsprung vnd Herkommen der zwölf ersten alten König vnd Fürsten deutscher Nation“ (Nbg. 1543 fol.), am Schluß mit der Bezeichnung B. W. H.

*) Dieselben hat Waldis in seinem „Esopus“, die letzte mit durchgreifenden Veränderungen wieder aufgenommen.

d. h. B. Waldis, Hesse. Es ist dies ein Bildwerk, in welchen die in Holz geschnittenen Portraite der (meist fabelhaften) ersten deutschen Könige und Fürsten durch gegenüberstehende epigrammatische Reime erklärt werden. Bedeutender als diese ist ein Gedicht am Schluß „Ein Lobspruch der alten Deutschen", das in kräftiger Sprache die Tugenden der Ahnen rühmt und zu deren Nachahmung auffordert.

Nach der Rückkehr in die Heimat lebte Waldis wahrscheinlich bei seinen Brüdern; vielleicht hatte er auch von seinem frühern Gewerbe her einiges Vermögen gerettet, das ihm Lebensunterhalt gewährte. Wie dem auch sei, so ist es sicher, daß er im Jahre 1544 vom Landgrafen Philipp dem Großmüthigen zum Pfarrer von Abterode ernannt wurde, nachdem er, wie es scheint, die Stelle schon einige Zeit als Verwalter versehen hatte. Da die Pfarrei eine der reichsten im ganzen Hessenlande war, so hätte Waldis ein sorgenfreies und glückliches Leben führen können, wenn ihm nicht dasselbe durch seine Frau verbittert worden wäre, die, nach mehreren Zeugnissen zu urtheilen, von bösartigem Charakter gewesen sein muß. Er hatte dieselbe, wie es scheint, schon bald nach der Rückkehr in die Heimat geheirathet. Ob sie gleich eine Wittwe war und auch eine Tochter hatte, als sie sich mit Waldis verband, muß sie doch noch sehr jung gewesen sein, was daraus zu schließen ist, daß sie nach Waldis Tode einen dritten Mann heirathete; und es mag der große Unterschied der Jahre hauptsächlich die beiden Gatten einander entfremdet haben, wenigstens scheint dies aus einer Aeußerung der Frau hervorzugehen, welche Melander in der „Iocoseria" berichtet, die aber zu widrig ist, als daß wir sie wieder erzählen möchten. Es scheint, daß er das häusliche Ungemach durch schriftstellerische Beschäftigung zu vergessen suchte, wenigstens hat er

in den letzten Jahren seines Lebens eine Reihe von Schriften herausgegeben, unter denen sich zwei befinden, welche seinen Dichterruf begründet haben.

Der „Esopus, Gantz New gemacht vnd in Reimen gefaßt, mit sampt hundert Newer Fabeln“, (Ff. 1548), von dem noch während seines Lebens zwei Ausgaben (Eb. 1555. — Eb. 1557) erschienen, und der nach seinem Tode noch dreimal (1565; o. J. u. 1584) gedruckt wurde*), war nach des Dichters ausdrücklicher Versicherung in der schon erwähnten Widmung an den Bürgermeister von Riga schon während seines Aufenthalts in dieser Stadt begonnen worden; später setzte er die ihm lieb gewordene Arbeit fort und vollendete sie, als er Pfarrer geworden war. Die Fabeln, welche die drei ersten Bücher bilden, sind meist dem Aesop und dessen lateinischen Nachahmern entnommen; das vierte Buch enthält dagegen zum größten Theil Erzählungen, zu denen ihm theils die zu seiner Zeit schon vorhandenen Schwank- und Novellensammlungen in deutscher oder lateinischer Sprache, theils auch die mündliche Ueberlieferung den Stoff lieferte. Es unterscheiden sich die drei ersten Bücher aber nicht allein im Stoff, sondern auch in der Art der Ausführung; denn während die früheren Stücke im Allgemeinen den Charakter der äsopischen Fabel haben, das heißt, die zu Grunde liegende Begebenheit nur nach ihren nächsten Vorgängen und nothwendigsten Motiven erzählen, sind die späteren, zu welchen auch einige Stücke

*) Eine neue, von dem Verfasser dieses Buchs besorgte kritische Ausgabe ist unter der Presse; es wird in der Einleitung und in den Anmerkungen Alles besprochen, was hier nicht ausgeführt werden kann, namentlich das Verhältniß der Ausgaben zu einander, die Sprache und Versmessung, so wie die Quellen, aus denen Waldis schöpfte, so weit als möglich nachgewiesen werden.

des dritten Buchs zu rechnen sind, in epischer Ausführlichkeit vorgetragen, welche sich nicht bloß mit Angabe derjenigen Momente begnügt, auf welchen die aus der Erzählung zu ziehende Moral beruht, sondern auch die Nebenumstände in behaglicher Breite ausmalt. Diese Verschiedenheit der Behandlung läßt sich wohl zunächst daraus erklären, daß, als Waldis die ersten Bücher bearbeitete, er kein anderes Vorbild kannte, als den Aesop, jedenfalls kein andres auf sich wirken ließ, während er später mit Dichtern vertraut geworden war, welche der Fabel eine reichere Entfaltung gegeben hatten. So war er ohne Zweifel mit Ulrich Boner bekannt gewesen, dessen Fabeln schon im Jahre 1461 im Druck erschienen waren; es waren ihm einzelne Schwänke von Hans Folz und Hans Rosenblüt, vielleicht auch von Hans Sachs in die Hände gekommen; am entschiedensten aber hatte der Reinhart Fuchs Einfluß auf seine Darstellung in den späteren Stücken. Daß er mit demselben bekannt war, ergiebt sich nicht bloß daraus, daß er einige in der Thiersage vorkommende Eigennamen*) und auch in einer Fabel öfters die Verwandtschaftsbezeichnung Ohm gebraucht, sondern läßt sich namentlich aus dem Umstand nachweisen, daß er mehrere Fabeln nach dem Reineke bearbeitete, er müßte denn den Renner von Hugo von Trimberg gekannt haben, in welchem diese Fabel ebenfalls vorkommt.**) Endlich unterscheiden sich die spätern Fabeln

*) Reinhart (der Fuchs), Bartmann und Bertbold (der Bock), Isengrimm und Eisengrimm (der Wolf). Heintz (der Esel) Henning (der Hahn).

**) Der Renner erschien 1549 zu Frankfurt in protestantischer Umarbeitung; diese kann Waldis vor Herausgabe seiner Fabeln natürlich nicht gekannt haben; dagegen könnte ihm wohl eine Handschrift in die Hände gekommen sein. Der Herausgeber der Frank-

und Erzählungen von den früheren dadurch, daß jene meist eine polemische Tendenz haben, und zwar vornehmlich gegen das Papstthum und die katholische Geistlichkeit, insbesondere aber gegen die Mönche gerichtet sind, deren Treiben er aus eigener Anschauung kannte.

Da er die vierhundert Stücke, aus welchen seine Sammlung besteht, zu sehr verschiedenen Zeiten gedichtet hat (eine Fabel 1, 88 ist wahrscheinlich schon 1525 oder noch vorher abgefaßt worden, während andre gewiß erst kurz vor der Veröffentlichung durch den Druck), so ist es begreiflich, daß auch in der Sprache und Darstellung eine nicht geringe Verschiedenheit zu bemerken ist, ob er gleich bei der für den Druck veranstalteten Revision ohne Zweifel die älteren Stücke mehr oder weniger umgearbeitet haben wird. Bei aller Mühe aber, die er sich dabei gegeben haben mag, hat er den Charakter der früheren Abfassung nicht ganz verwischen können, und man bemerkt leicht, daß die Fabeln der ersten Bücher sich nicht so frei und leicht bewegen als die des letzten, daß der Reim härter und gezwungener ist und daß endlich mehr Anklänge an das Niederdeutsche so wie mehr alterthümliche Wortformen erscheinen.

Bei allen diesen Verschiedenheiten in Sprache, Auffassung und Entwickelung tritt der Charakter des Dichters doch überall und selbst in den weniger gelungenen Stücken klar und bestimmt hervor. Vor Allem haben wir seine fromme und sittliche Gesinnung zu bezeichnen, aus der ja ganz haupt-

furter Bearbeitung ist unbekannt; und so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob nicht vielleicht Waldis dieser Herausgeber war, was gar nicht unmöglich wäre, da er ja in der Bearbeitung des „Theuerdank" in ähnlicher Weise thätig war. Da uns diese Ausgabe des „Renner" nicht zu Gebote steht, ist es uns natürlich unmöglich, in diese Frage einzugehen.

sächlich seine Opposition gegen die kirchlichen Zustände hervorgieng und die sich daher am entschiedensten in den späteren Erzählungen kund giebt, die aber auch unverkennbar die früheren Fabeln beseelt. Allgemeine Menschenliebe ist der Grundton, der seine sämmtlichen Fabeln durchzieht, und unter den Gebrechen, welche er tadelt, sind es vorzüglich diejenigen, welche dieser Tugend am feindseligsten gegenüberstehen. Daher ist er unerschöpflich im Tadel des Eigennutzes, der Heuchelei und der Hoffart, und häufig erhebt er sich gegen die Bedrückung der Armen und Niedrigen durch die Reichen und Vornehmen. Darin steht er sogar hoch über seiner Zeit, was wir unter Anderem darin erkennen, daß er ein Gegner der Leibeigenschaft ist (2, 18) und an mehreren Orten die Willkür und Tyrannei der Fürsten mit kräftigen selbst harten Worten tadelt. Sein glühender Haß des Eigennutzes, in welchem er den Grund alles Bösen auf Erden erkannte, so daß er sogar fest überzeugt ist, es würde mit der Vertreibung desselben die Menschheit zu Frieden und Unschuld gelangen, dieser Haß machte ihn sogar ungerecht, indem er den Handel für die höchste Ausbildung des Eigennutzes ansah, und daher den Kaufmannsstand rücksichtslos als den Träger und Verbreiter dieses Lasters verdammte. Darin war er freilich ein Sohn seiner Zeit, die den Handel und Wucher für gleichbedeutend hielt, wie wir schon bei Ulrich von Hutten zu bemerken Gelegenheit hatten.

Es war unserm Dichter so ganz Ernst, durch seine Fabeln auf die Verbesserung der sittlichen und religiösen Zustände zu wirken, daß er in der Dedikation ausdrücklich sagt, er habe sie „der lieben Jugend, Knaben und Jungfrauen, zu Dienst und Förderung ausgehen lassen, auch habe er fast an allen enden dermaßen zugesehen, daß er

ihnen zur Besserung dienen möchte und die zarten keuschen Ohren der lieben Jugend sich an seinem Schreiben nicht zu ärgern hätten". Wir können freilich heut zu Tage nicht begreifen, wie er seinen Fabeln eine solche Bestimmung geben konnte; denn wenn auch ein großer Theil derselben allerdings dafür ganz geeignet ist, so finden sich dagegen gar manche Erzählungen, welche nicht nur höchst unpassende Stoffe behandeln, sondern dieselben auch in einer Weise darstellen, die mit der Rücksicht auf die Jugend und namentlich auf die Jungfrauen im vollsten Widerspruche steht. Es läßt sich dies nur aus dem damaligen Bildungs- und Sittenzustande erklären. Die zur Schau getragene Zuchtlosigkeit der Geistlichen und namentlich der Mönche, die selbst in ihren Amtsverrichtungen, auf der Kanzel und im Beichtstuhl die geschlechtlichen Verhältnisse mit einer schamlosen Offenheit besprachen, hatte das Schamgefühl allgemein zurückgedrängt, und selbst die im Leben züchtigen Personen waren daran gewöhnt, jene Verhältnisse mit den derbsten und nacktesten Ausdrücken zu bezeichnen. Wenn sich Waldis in seinen Dichtungen ebenfalls solcher Ausdrücke bediente, that er nur, was alle Welt that, und es konnte ihm nicht in den Sinn kommen, daß er dadurch Anstoß oder Aergerniß geben würde. Die Erzählungen, in welchen er Stoffe dieser Art behandelt, sind übrigens für die Kenntniß des sittlichen Zustandes der Zeit von hohem Werth, weil sie auf der Wirklichkeit beruhen und zum Theil aus der eigenen Erfahrung entnommen sind.

Objectivität der Auffassung ist übrigens ein charakteristischer Zug von Waldis Dichtungen; er tritt selbst in seinen Bearbeitungen der äsopischen Fabeln lebendig hervor. Er hat diese nämlich keineswegs sclavisch nachgebildet, sondern vielmehr mit großer Selbstständigkeit behandelt. Nicht

nur, daß er da, wo er sich am treuesten an sein Vorbild anschließt, einzelne Züge und Motive zufügt, die ihm seine eigene Lebenserfahrung gegeben hatte; oft nahm er von der ihm vorliegenden Fabel nur ein einziges und wohl nicht einmal das wichtigste Motiv auf, welches er dann zu einer selbstständigen Fabel gestaltete; er verfuhr dabei also ungefähr wie Lessing in seiner bekannten Abhandlung zu thun vorschlägt. Daher konnte er auch eine Fabel mehrfach benutzen, so z. B. die Fabel von der Eiche und dem Rohr (1, 82 und 100). Von verständiger Ueberlegung zeugt, daß er manchmal die Nebenumstände verändert, indem er diese den Verhältnissen seiner Heimat anpaßt. So verändert er z. B. in der bekannten Fabel vom Fuchs und dem Weinstock diesen in einen Birnbaum, der in Hessen jedenfalls häufiger anzutreffen ist als Reben. Wenn er auch, wie schon erwähnt worden ist, ganz vorzüglich in den Fabeln und Erzählungen des vierten Buchs, so wie in einigen des dritten den Stoff mit epischer Ausführlichkeit entwickelt, und diese sich daher schon durch den Umfang von den andern unterscheiden (das vierte Buch, welches, wie die andern, hundert Fabeln enthält, bildet beinahe die Hälfte der ganzen Sammlung), so beschränkt er sich doch in diesen keineswegs auf das Nothdürftigste, wie die äsopische Fabel; er liebt auch hier größeres Detail und Ausmalung der Nebenumstände, worin er meist sehr glücklich ist. Dagegen bricht er die Entwickelung öfters zu früh ab, und er läßt Manches unentwickelt, wodurch eine Anzahl von Fabeln ein fragmentarisches Ansehen erhalten. Es scheint dann beinahe, als ob er es dem Leser überlassen wollte, sich die Sache selbst weiter auszumalen. Auch weicht er einige Male von seinem Thema ab und giebt plötzlich einem untergeordneten Verhältniß eine ganz unerwartete Bedeutung.

In derselben Weise verfährt er auch mit der Moral, indem er sich sehr häufig durch ein zufälliges Wort zu einer der Fabel nicht entsprechenden Nutzanwendung verleiten läßt, oder diese auf ganz untergeordnete Nebenumstände bezieht, während er die aus der Hauptbegebenheit nothwendig sich ergebende Moral ganz unbeachtet läßt. Daher ist die Nutzanwendung öfters schief oder unpassend (z. B. 2, 89); auch begegnet es ihm, daß er den Sinn der Fabel gar nicht erkennt (z. B. 3, 66).

Wie selbst in den kleineren Stücken, so beurkundet Waldis namentlich in den größeren Erzählungen ein sehr glückliches Erzählungstalent, das von seinem heitern Sinn und oft glücklichen Humor auf das Lebendigste unterstützt wird. Freilich begegnen uns manche Fabeln, die beinahe als mißlungen bezeichnet werden könnten, mehrere erheben sich kaum über die Mittelmäßigkeit; die meisten sind dagegen wirklich gut und nicht wenige durchaus vortrefflich. Auch die Sprache und Darstellung ist im Allgemeinen untadelhaft. Waldis besitzt einen Wortschatz von seltenem Reichthum, wovon schon ein Blick in das unserer Ausgabe beigefügte Wortverzeichniß überzeugen kann. Dies hat freilich seinen Grund darin, daß er häufig niederdeutsche Ausdrücke gebraucht, was jedoch meist nur dann der Fall ist, wenn sich keine entsprechenden hochdeutschen darbieten. Eben so finden sich Wörter aus der ältern Sprache, die zu seiner Zeit schon abzusterben begannen und die einige Jahrzehnte später kaum mehr erscheinen. Nicht weniger reich ist er an mannigfaltigen Wendungen, wovon insbesondere die Anfänge der Moral in den verschiedenen Fabeln Zeugniß ablegen, während er seine Fabeln oft mit den nämlichen Wendungen beginnt. Die Darstellung, welche in den älteren Stücken noch etwas hart und ungefüg ist, wird zusehens freier und lebendiger,

so daß sie sich im vierten Buch mit großer Gewandtheit bewegt. Sie ist von großer Anschaulichkeit, wie er sich denn immer selbst in die Oertlichkeit versetzt, wo sich die erzählte Begebenheit zuträgt. Die Darstellung erhält aber dadurch einen großen Reiz, daß sie durchaus volksthümlich ist. So liebt er, die Moral in Form von Sprichwörtern darzustellen, die er nicht selten in reicher Fülle anhäuft. Es ist sein Aesop daher auch für die Kenntniß des deutschen Sprichworts von großem Werth und wir zweifeln nicht, daß die bekannten Sammlungen daraus sehr vervollständigt werden könnten. Eben so liebt er es, die Moral in Priamelform abzufassen, wobei er hie und da ältere Priameln benutzt und bisweilen (besonders 4, 93) in beinahe übermäßiger Weise erweitert. Der volksthümlichen Darstellung geschieht selbst dadurch kein Eintrag, daß der Dichter seine gelehrten Kenntnisse an den Tag legt, da dies immer durchaus ungesucht geschieht. In der Moral belegt er die ausgesprochene Ansicht nämlich mit einer Stelle irgend eines lateinischen oder griechischen Schriftstellers, unter welchen er Ovid vorgezogen zu haben scheint, da er sich weit aus am häufigsten auf ihn beruft; außer ihm führt er auch den Horaz, Plautus, Virgil, Cicero und Aulus Gellius, von den Griechen den Xenophon, Aristoteles, Euripides und Homer an. Häufig bezieht er sich auf das Alte und noch öfter auf das Neue Testament. Von deutschen Schriften nennt er den Freidank (2, 11), Salomon und Marcolf (2, 22), den Eulenspiegel (4, 75); daß er den Reineke Vos und vielleicht den Renner von Hugo von Trimberg kannte, haben wir schon erwähnt; es sind auch Spuren vorhanden, daß er Sebastian Brants Narrenschiff und den Aesop von Steinhöwel gelesen hatte.

Der „Esopus“ ist in den alten Reimpaaren geschrieben,

die sich beinahe durchgehends jambisch, seltener trochäisch, hier und da auch anapästisch bewegen. Der Reim ist ziemlich reich und mit Gewandtheit behandelt.

Noch müssen wir erwähnen, daß die Sammlung mit einem gereimten „Leben Esopi" beginnt, zu dem er ohne Zweifel die fabelhafte Biographie des Planudes benutzte, ohne jedoch alle Einzelnheiten derselben wiederzugeben.

Nächst dem Esopus hat „Der Psalter, In Newe Gesangsweise und künstliche Reimen gebracht. Mit Melodien" (Frankf. 1553) den Ruf des Dichters begründet. „B. Waldis", sagt Mittler, „bezweckt durch seinen Psalter die Psalmen zu Kirchenliedern der christlichen Gemeinde und zwar der protestantischen Gemeinde zu erheben. Diesen Zweck theilte er mit den meisten Psalmenbearbeitern; sein Vorzug ist aber, neben der echt christlichen Gesinnung, die Reinheit und Kraft und der Adel der Sprache, die echt dichterische Reproduktion und die Vollkommenheit und Volksthümlichkeit der Form. B. Waldis dichtete in der von dem Minnegesange überkommenen, von dem Meistergesange geistlos festgehaltenen, dem Volksliede in seiner Blüthe zu Grunde liegenden Form des deutschen Gesangs, dem dreitheiligen Strophenbau, und handhabte diese der freien Bewegung willig Raum gebende Kunstform mit einer Meisterschaft, die unwillkürlich an den Minnegesang erinnert". Die Haltung und den Charakter des „Psalters" zeichnet Gervinus vortrefflich. „Waldis Sprache", sagt er, „ist kunstreich und steuert schon auf die Art der Lobwasserschen Psalmen hin; obgleich auch er sich möglichst an den Text hält, so fügt er doch oft paraphrasirend zu, wozu ihn schon seine mannigfaltigen Weisen und Reime zwingen. Er übersetzt mit einer gewissen Tiefe des innern Verständnisses so gewandt, wie nur Wenige seiner Zeit so schwierige Vers-

maße würden behandelt haben". Wie die schon angeführte Widmung an seine Brüder besagt, hat Waldis den „Psalter" zum Theil in seiner Gefangenschaft gedichtet „die langweilige und beschwerliche gedanken und Teuffellische anfechtung damit zu vertreiben oder ja zum theyl zu vermindern". Denn die Psalmen, fährt er fort, seien der Art, daß sie dem Menschen im Glück und Unglück das Herz rühren und ihm seine Empfindungen wie in einem Spiegel zeigen. Und in der That sieht man es seiner Uebersetzung an, daß sie aus einem tief ergriffenen Gemüth hervorgegangen ist, und daß er nicht bloß den hebräischen Dichter in seine Muttersprache übertragen hat, sondern ganz in dessen Gottergebung eingegangen ist.

Außer der Umdichtung des „Theuerdanks" (Frankf. 1553), durch welche das seltsame Erzeugniß des kaiserlichen Dichters allerdings lesbarer geworden ist, ohne daß es jedoch an innerem Werth gewonnen hätte, übersetzte Waldis eine Satyre von Thomas Kirchmair (bekannter unter dem gräcisirten Namen Naogeorgus) unter dem Titel „das Päpstlich Reych" (o. O. 1555). Wir halten uns um so weniger dabei auf, als das Werk selbst eben nicht von großer Bedeutung ist und sich nur in den damals gebräuchlichen Anklagen gegen die römische Geistlichkeit ergeht, denen Waldis in seinem „Esopus" einen weit besseren Ausdruck zu geben wußte. Sein letztes schriftstellerisches Erzeugniß waren die „Summarien über die gantz Bibel" (2 Thle. Frankf. 1556), welche er aus dem Lateinischen des Schweizers Walther übersetzte. Nach den von Gödeke mitgetheilten Proben sind diese Summarien ganz bedeutungslose Reimereien, in denen weder die Sprachgewandtheit noch der kräftige Geist des Dichters wieder zu erkennen ist.

Derselbe war zu dieser Zeit schon sehr alt und gebrech-

lich, wie sich aus einer von Buchenau mitgetheilten Urkunde vom 3. August 1556 ergiebt, in welcher die Gemeinde Abterode den Landgrafen von Hessen bittet, ihnen Balthasar Hildebrand, den Schwiegersohn des Waldis, der schon seit einem Jahre dessen Amt versehen habe, zum Pfarrer zu geben, da Waldis nur mit Mühe der Gemeinde, ja seinem eigenen Hauswesen vorstehen könne. Hildebrand wurde wirklich zum Pfarrer befördert, als welcher er schon 1557 in Urkunden erscheint. Wie lange aber Waldis noch gelebt haben mag, läßt sich nicht ermitteln; wahrscheinlich wird er bei der in der angeführten Urkunde erwähnten Schwäche im Jahre 1557 oder bald darauf gestorben sein. Er hinterließ mehrere Kinder, die bei dem Leichtsinn der Mutter in traurige Umstände geriethen.

Sebastian Franck.

Unter der großen Anzahl bedeutender Männer, welche im Reformationszeitalter auftauchten, glänzt als einer der ersten Sebastian Franck hervor, der durch seine Schicksale wie durch seine Thätigkeit, durch seinen Charakter wie durch seinen Geist, durch seine Talente wie durch seine Kenntnisse, als Anhänger, Beförderer und Veredler der Reformation, als Historiker, als Weltbeschreiber und als Philosoph, endlich als einer der vortrefflichsten Stylisten seiner Zeit, der zur künstlerischen Ausbildung des Neuhochdeutschen wesentlich beitrug, unsere ganze Aufmerksamkeit und Hochachtung in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Derselbe wurde im Jahre 1500 oder 1501 zu Donauwörth in Schwaben geboren.*)

---

*) Hermann Bischof vermuthet in seiner sehr beachtenswerthen Schrift: „Sebastian Franck und deutsche Geschichtschreibung" (Tüb. 1857), daß er früher, am Ende des 15. Jahrhunderts geboren sein möge, weil er schon im Jahre 1527 als Schriftsteller aufgetreten und etwa 1545 gestorben sei. Diese Gründe reichen aber nicht hin, die einmal bestehende, wenn auch allerdings nicht beglaubigte Ueberlieferung umzustoßen, weil er doch leicht schon als junger Mann literarisch thätig gewesen und im kräftigen Mannesalter gestorben sein kann. Es wird immer hier, wie in andern Fragen, am angemessensten sein, bei der Ueberlieferung stehen zu bleiben, so lang nicht entscheidende Gründe ihre Unhaltbarkeit darthun.

Weil er sich beständig nur Franck von Wörd unterschrieb, hielten ihn frühere Gelehrte für einen Holländer, zu welcher Voraussetzung sie vielleicht der Umstand verleitete, daß seine Schriften vielfach ins Holländische übersetzt und in Holland selbst mit Begeisterung aufgenommen wurden. Andere glaubten mit eben so viel Unrecht, daß er aus der Nürnberger Vorstadt Wöhrd stamme. Ueber seine Eltern ist Nichts bekannt geworden; nur dürfen wir vermuthen, daß sie nicht wohlhabend waren, weil er selbst sein ganzes Leben lang in ziemlich dürftigen Umständen lebte. Eben so wenig wissen wir Etwas von seiner Erziehung und seinem Bildungsgang; es spricht seine in seinen Schriften klar und lebendig ausgeprägte Eigenthümlichkeit dafür, daß er seine geistige Entwickelung durch das Leben, seine Kenntnisse durch Selbststudium gewonnen haben mag. Das erste Zeugniß seines Lebens ist auch sein erstes Buch: „Diallage, d. i. Vereynigung der streitigen Sprüch", welche er aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzte, wobei er, wie es in der Vorrede heißt, „im Deutschen viel zugetragen, das ym latein nit ist", was schon auf große Selbstständigkeit des jungen Mannes hinweist. Wahrscheinlich lebte er damals bei Althammer, dem Verfasser des genannten Buchs, welcher protestantischer Pfarrer in Eltersdorf war, und mit ihm zog er auch nach Nürnberg, als derselbe 1528 dort Diakonus bei St. Sebald wurde. Franck verheirathete sich schon bald nach seiner Ankunft mit Ottilie Beheim, welche, wie es scheint, aus einer angesehenen Familie stammte, was wohl zu dem Schluß berechtigen mag, daß der junge Mann sich durch seinen Charakter und seine Kenntnisse große Achtung erworben hatte. In Nürnberg stand Franck mit dem bekannten Mystiker Caspar Schwenckfeld in genauer Verbindung, was auf ihn den nachhaltigsten Einfluß hatte;

wahrscheinlich gehörte auch Hans Sachs zu seinen vertrauteren Bekannten, und diesem verdankte er vielleicht, daß sich in ihm das volksthümliche Element entwickelte, das einen so mächtigen Einfluß auf seine geistige Richtung gewann.

Ob er aus Nürnberg vertrieben wurde, wie insgemein angenommen wird, ist mit Sicherheit nicht nachzuweisen; gewiß ist es dagegen, daß er im Jahre 1531 nach Straßburg zog, wo er seine schon in Nürnberg verfaßte „Geschichtbibel" veröffentlichte. Sein Aufenthalt in dieser Stadt war nur von kurzer Dauer. „Da der Magistrat in diesem Buche", wie Schlosser (Weltgesch. 11, 464) sagt, „auch nicht eine Spur von dem fand, was die Theologen und Juristen des 16. Jahrhunderts den im Staate zu duldenden rechten Glauben nannten", so wurde der Verfasser ins Gefängniß geworfen und bald darauf aus der Stadt verwiesen. Als Vorwand diente, daß er sein Versprechen, in seinem Werke nur Auszüge aus alten Historien zu geben, in Folge dessen allein er die Erlaubniß zum Druck bekommen hatte, nicht gehalten habe. Von Straßburg gieng Franck nach Justenfelden und noch 1533 in das nahe Ulm, wo er trotz des Widerspruchs der strengen Anhänger Luthers das Bürgerrecht und die Erlaubniß erhielt, eine Druckerei zu errichten. Doch jene waren zu sehr von der Gefährlichkeit des Mannes überzeugt, als daß sie nicht jede Gelegenheit ergriffen hätten, ihm zu schaden. Als er 1534 seine „Paradoxen" ohne Wissen der Censurbehörde herausgab, wurde er in einen Proceß verwickelt, der auch den Inhalt des Buchs zum Gegenstand hatte. Doch gelang es ihnen weder jetzt, noch im Jahre 1538 seine Entfernung durchzusetzen; er verließ die Stadt erst im Juli 1539, wandte sich nach Basel und bald darauf nach Straßburg, von wo er, zum

zweitenmale vertrieben, 1541 nach Meißen flüchtete. In Sachsen aber, wo das Lutherthum allmächtig war, konnte er sich nicht behaglich fühlen, vielleicht wurde er aber auch gezwungen, das Land zu verlassen, und so finden wir ihn 1542 wieder in Basel, wo er sich als Buchdrucker niederließ. Dort ist er auch wahrscheinlich im Jahre 1545 gestorben.

Franck wurde, wie wir gesehen haben, seit seinem Aufenthalte in Nürnberg von den Lutheranern fortwährend bekämpft und verfolgt; wir haben auf den Grund dieser merkwürdigen Erscheinung nicht schon früher eingehen wollen, um nicht den Ueberblick der Lebensgeschichte zu stören; wir würden aber sein Leben nicht begreifen und noch weniger seine Schriften, wenn wir uns sein Verhältniß zu Luther und dessen Anhängern nicht klar machen wollten. Es ist zwar nicht urkundlich zu beweisen, doch ist es, Allem nach zu urtheilen, unzweifelhaft, daß Franck sich schon früh an die Reformation anschloß; vielleicht hatte ihn dies bewogen, die Heimat zu verlassen und sich nach Eltersdorf zum lutherischen Pfarrer Althammer zu begeben. Anfangs bekannte er sich allerdings zur Lehre Luthers; allein als er später die Bemerkung machte, daß die neue Kirche schon früh ihrem Ursprung untreu zu werden anfieng, daß sie neue dogmatische Fesseln an die Stelle der früheren, eine neue Autorität an die Stelle der alten setzte, daß die freie Forschung nur so weit erlaubt sein sollte, als sie mit den neuen Dogmen sich vertrug; da wendete sich Franck mit schmerzlichem Gefühl von den Reformatoren ab und gieng seinen eigenen Weg, der ihn um so mehr bei den Reformatoren verhaßt machte, als sie sich doch innerlich gestehen mußten, daß sie denselben angebahnt und später wieder verlassen hatten. So kam es, daß sie ihn mit leidenschaftlicher Hitze verfolgten und sogar

eine Reihe der von ihm aufgestellten Sätze durch eine im Jahre 1540 abgehaltene Versammlung protestantischer Theologen öffentlich verdammen ließen, wodurch sie in die nämliche Verirrung geriethen, die sie im Papstthum mit so viel Recht und so großem Erfolg bekämpft hatten. Ohne Zweifel hatte der Umgang mit dem Schwärmer Caspar Schwenckfeld großen Einfluß auf die Richtung, welche Franck einschlug, es wurde durch diesen namentlich das mystische Element in ihm entwickelt; allein er schloß sich diesem keineswegs unbedingt an, vielmehr griff er die Idee der Reformation viel tiefer und allseitiger auf, als jener, der dann auch ausdrücklich erklärte, daß er sich nicht zu den Ansichten Francks bekenne.

Die eigenthümliche Auffassung der Reformation, welche Franck von allen seinen Zeitgenossen so wesentlich unterscheidet, war zwar wohl zunächst ein Ergebniß seiner volksthümlichen, zugleich aber auch seiner spekulativen Natur; doch gelangte sie ganz vorzüglich durch seine Beschäftigung mit der Geschichte zur harmonischen Entwickelung, und wir würden daher, selbst wenn wir es hier nicht eigentlich mit dem Schriftsteller zu thun hätten, schon deswegen auf seine Werke näher eingehen müssen, weil sie die Hauptquelle zur Erkenntniß seines Wesens und seiner Ansichten bilden. Seine erste Arbeit in diesem Gebiet war die „Cronica und beschreibung der Türkei" (Nbg. 1530), welche Luther, mit dem Franck wahrscheinlich durch seinen Freund Althammer in Verbindung getreten war, mit einer Vorrede begleitete. Dies war nun freilich nur eine Uebersetzung aus dem Lateinischen eines siebenbürgischen Mönchs, und obgleich er sie vielfältig erweitert hatte, können wir sie doch nicht als sein eigenes Werk betrachten. Aber schon im folgenden Jahre erschien eine selbstständige Arbeit, die „Chronika, Zeytbuch vnd Geschychtbibel von anbegyn bis 1531" (Straßb. 1531 fol.); ihr

folgte das „Weltbuch. Spiegel und Bildnis des gantzen Erdbodens“ (Tüb. 1534 fol.) und „Germaniae chronicon: Von des gantzen Teutschlands, aller Teutschen völcker herkommen“ u. s. w. (Augsb. 1539). Schon die Absicht, die er bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit hatte, läßt uns in ihm einen bewußten Träger der Idee der Reformation erkennen; er wollte zunächst auf das Volk wirken, dessen Ansichten läutern und stärken, es zu eigener, selbstständiger Betrachtung der weltlichen und religiösen Verhältnisse anleiten. Er erreichte seine Absicht auch im vollsten Maße, seine Bücher fanden schnelle und vielseitige Verbreitung; alle erschienen in zahlreichen Ausgaben, Nachdrücken und Uebersetzungen. Er unterscheidet sich in seinen Geschichtswerken von seinen großen Zeitgenossen Aventinus und Tschudi wesentlich dadurch, daß er nicht, wie sie, auf die Quellen zurückgieng, und aus diesen die historische Wahrheit herzustellen suchte. Vielmehr nahm er die geschichtlichen Thatsachen so auf, wie sie ihm überliefert worden waren, und benutzte zu seinen Arbeiten die bedeutendsten Werke seiner und der früheren Zeiten. Aber wenn er jenen großen Historikern hierin unendlich nachsteht, so überragt er sie eben so sehr in der großartigen Auffassung, die seinen Chroniken zu Grunde liegt. Während jene nämlich vorzüglich darnach strebten, den inneren Zusammenhang der Begebenheiten aufzuklären, die Ursachen und Wirkungen derselben zum Bewußtsein zu bringen, wodurch sie allerdings einen eben so großen als folgereichen Fortschritt in der Geschichtschreibung begründeten, versuchte Franck unter Allen zuerst die Weltgeschichte als eine Offenbarung der Gottheit und zugleich als eine Erziehung des Menschengeschlechts zu immer höherer Vollkommenheit darzustellen. Da sich diese Idee natürlich nur in den epochemachenden Begebenheiten lebendig veran-

schaulichen läßt, so war es nothwendige Folge dieser Auffassung, daß er nur diejenigen Thatsachen hervorhob, in denen er sie erkannte und erkennen konnte. So war er eigentlich der Erste, der von der bisherigen Behandlung der Geschichte sich befreite und der bloßen Chronik eine wirkliche Weltgeschichte entgegenstellte. In Folge der durch diese Auffassungsweise bedingten Scheidung der überlieferten Thatsachen, war er zur Kritik derselben geführt worden. Er folgte seinen Quellen nur in so weit, als ihm ihre Mittheilungen auf Wahrheit zu beruhen schienen, und er war eben so sehr gegen die Ueberlieferungen derjenigen Chronisten auf seiner Hut, welche bis auf ihn herab für vollkommen glaubwürdig galten, als er andererseits Mittheilungen von Solchen Glauben schenkte, gegen deren Wahrhaftigkeit allgemeines Vorurtheil herrschte. Er spricht sich hierüber in zwei Stellen seiner Schriften selbst klar und in ansprechender Weise aus. „Das ist, das mich kränkt", sagt er in der „Geschichtbibel", „daß wir in vielen Dingen heillosen Menschen trauen müssen; denn es hat Niemand fast geschrieben, denn das müssige, lügenhaftige Volk, das in allen Spielen sein muß". Und dagegen heißt es in der Vorrede zum nämlichen Werke: „Ich kan, Gott lob, als ein unparteyscher, ungfangner ein jeden lesen, und bin keiner Sect oder menschen auf Erden also gefangen, das mir nit zugleich alle frumme zu hertzen gefallen, ob sie schon in vil unnötige stücken ein fälgriff thund; und bin in keines menschen wort geschworen, denn Christi, meines Gotts und mittlers, in des gehorsam ich mein vernunfft allein gefangen nimm. Ja, ich wurff auch kein ketzer also hin, das ich das kind mit dem bad außschüt, das ist die warheiht von der lügen weg schleuder, sonder scheide das gold von dem kat. Denn es ist kaum eyn Heyd, Philosophus oder ketzer, der nicht

etwa ein guts stück errhaten hab, das ich nicht darumb verwürff, sonder als fein gold anbett, und gleich etwas auch mein Got in Heyden und ketzern sind, lieb und ehre, der, wie er sein Sunne läst scheynen über gut und böß, also schüt er sein güte auß über alle menschen kinder, das yederman von seiner güte zu sagen wiß. Darumb ist mir ein warheiht ein warheiht, Got geb, wer sie sag, auch in ketzern, und bit Got für die übrigen irrthumb, das er sie zudeck, verzeich oder entdeck, das sie die erkennen und absteen".

Es ergiebt sich aus den vorigen Bemerkungen, daß Francks Kritik vorzugsweise psychologischer Natur war, und daß sie sich eben deshalb beinahe ausschließlich da kund gab, wo seine persönliche Theilnahme erregt war, also bei den religiösen und kirchlichen Verhältnissen. Die rein weltlichen Begebenheiten hatten für ihn nur dann Bedeutung, wo sich ihm die unmittelbare Leitung Gottes zu erkennen gab; wo dies nicht der Fall war, folgte er seinen Quellen ganz unbedenklich und er erzählte die seit Jahrhunderten verbreiteten Fabeln und Märchen mit der größten Gleichgültigkeit, gerade wie sie von seinen Vorgängern erzählt worden waren. Ganz anders erscheint er in der Behandlung der Kirchengeschichte oder der Beziehungen der Kirche zum Staate. Da zeigt ihm sein sicheres Gefühl beinahe immer das Wahre: er zeigt die Unhaltbarkeit der meisten Legenden; er erkennt den Ursprung und die Bedeutung der Ketzerverfolgungen, den Ursprung der päpstlichen Gewalt, so wie die Gründe ihrer fortgesetzten Entwickelung und schildert diese mit tief psychologischer Wahrheit. Wenn auch die Kirchengeschichte weit aus der bedeutendste Abschnitt der „Cronica" ist, so sind doch auch die beiden andern Theile, die Geschichte der alten Welt und der neueren Zeit von dem nämlichen freien Geiste

erfüllt. Ueberall ist es vorzüglich die geistige Entwickelung der Menschheit, die er ins Auge faßt. So schildert er z. B. im ersten Buch die Ansichten der griechischen Philosophen, und im zweiten verbreitet er sich über die verschiedenen socialen Verhältnisse, von den Fürsten, dem Adel und den Städten, von den Frohnden und Zehnten, von den Zöllen und übrigen Abgaben.

Seine Ansicht und Behandlungsweise der Geschichte beruht so ganz auf seinen religiösen und philosophischen Ueberzeugungen, daß wir auch dieselben näher betrachten müssen. Er hat sie zum Theil gelegentlich in seinen historischen Werken, namentlich in den Vorreden und Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten derselben berührt, ausführlicher aber in verschiedenen philosophischen Schriften entwickelt.*) — Seb. Franck war ein Mystiker im edelsten und schönsten Sinne des Wortes, und, wie der große Tauler, dessen Schriften auf ihn wie auf Luther den größten und bleibendsten Einfluß hatten, betrachtete er das Verhältniß der Menschen zu Gott als ein so rein geistiges und selbst persönliches, daß er sich einerseits zu pantheistischen Ansichten neigte, andererseits jedes äußere kirchliche Band und alle bindenden dogmatischen Satzungen für überflüssig, ja für schädlich hielt. Daher ist es erklärlich, daß er sich dem Kampfe Luthers gegen das Papstthum und die römische Kirche mit Entschiedenheit anschloß, daß er aber auch Luthern selbst entgegentrat, als dieser an die Stelle der päpstlichen Kirche eine neue, an die Stelle der römisch-katholischen Dogmen andere das Ge-

*) Von dem gräulichen Laster der Trunkenheit o. O. 1528. — Paradoxa oder Wunderreden. Ulm 1536 fol. — „Lob der Thorichten göttlichen Worts" in einer Uebersetzung des „Moria Encomion" von Erasmus o. O. u. J. (Ulm 1535) Sprichwörter. Frankfurt 1542. 4°. u. a. m.

wissen einschränkende Glaubensnormen zu setzen begann, weshalb er ihm öfters nicht undeutlich vorwirft, daß er ein neues Papstthum gründen wolle.*) Schon früh trat er der Lehre Luthers, daß nur der Glaube selig mache, entgegen. „Bloße Worte thun es nicht, wie die Evangelischen heut zu Tage glauben; der rechte Glaube sei allein der, welche Werke der Liebe hervorbringen." Gott, sagt er an einem andern Orte, ist überall und in Allem; daher ist der Mensch von Natur nicht schlecht, sondern göttlich; in seiner Natur liegt das göttliche Gesetz, und wenn er schlecht wird, so wird er es nur dadurch, daß er von der Natur abfällt. Weil die Menschen von der Natur abgefallen sind, hielt es Gott für nöthig, ihnen das äußere Wort zu geben, das aber kein anderes ist, als das innerliche, das vorher in ihnen war. Das äußere Wort zuerst im Alten Testament, dann durch Christus gegeben, hebt daher das innerliche nicht auf, vielmehr will Christus dieses innerliche Wort, den heiligen Geist. Dieses ursprüngliche Licht der Natur ist nicht ausgelöscht, sondern nur verblichen; es glimmt noch unter der Asche. Es ist allen Menschen gemein; die Schrift nennt es das eingepflanzte Wort, Gesetz und Willen Gottes. Dies haben Plato, Seneca, Cicero und alle erleuchteten Heiden geheißen das Licht der Natur oder die Vernunft, und eine Regel des Glaubens, was die Schrift und Theologie das Wort, Gottes Saamen, Sinn und Sohn Gottes nennt. Dieses Wort Gottes ist allerdings in der Bibel enthalten, aber es ist schwer zu verstehen, weil es in Bilder, Gleichnisse und Allegorien eingekleidet ist. Wer die Bibel daher wörtlich auslegt, der muß in Irrthum verfallen und alle

*) „Siehe der Teufel hat den Papst schon ausgenützt und gänzlich im Sinne, er wolle ein ander subtiler Papstthum aufrichten, und mit eitler Schrift geflickt" (Chronica 464. a.)

Ketzereien sind aus der falschen Erklärung der Bibel entstanden. Darum lasse sich Niemand mit dem Buchstaben der Schrift betäuben und bezaubern, sondern erwäge und probiere zuvor die Schrift, wie sie sich mit seinem Herzen vergleiche. Ist sie wider sein Gewissen und einwohnend Wort, so ist sie nicht recht nach dem Sinne des Geistes verstanden und ausgelegt: denn die Schrift soll unserem Herzen und Geist Zeugniß geben und nicht dawider sein. —

Eben so tritt er Luthern in der Lehre vom freien Willen entgegen. Gott, sagt er, hat dem Menschen nicht bloß göttliches Element gegeben, sondern ihm auch die Möglichkeit zu sündigen anerschaffen. Wäre ihm diese nicht gegeben, so wäre das Guthandeln keine Freiheit gewesen, sondern Gewalt und Nothwendigkeit.

Da er keine Autorität anerkannte, als das im Menschen wohnende göttliche Wort, so ist es natürlich, daß er die Kirche auch nur als einen geistigen Verband der Gläubigen angesehen haben wollte, zu welchen er nicht bloß Christen, sondern Alle rechnete, denen sich Gott im Herzen erschlossen habe. Er war daher ein entschiedener Feind eben so wohl des Papstthums als der neuen evangelischen Kirchen und aller Secten, welchen Namen sie auch tragen mochten, namentlich auch der Wiedertäufer, und er hat sich so entschieden gegen diese ausgesprochen, daß es kaum glaublich erscheint, wie man ihn bis auf unsere Tage herab für einen solchen ausgeben konnte. Allerdings tadelt er diejenigen mit harten Worten, welche die Wiedertäufer grausam verfolgten, aber nicht weil er deren Ansichten theilte, sondern weil er keinem Menschen das Recht einräumte, über das Gewissen und den Glauben der Andern abzusprechen. Wenn er aber ihre Glaubenssätze bespricht, thut er es auf eine Weise, daß man sich bald überzeugen muß, wie wenig er

mit ihnen übereinstimmte. Er verdammt ihre Heuchelei, ihre buchstäbliche Auslegung der Schrift, die sie zu den größten Thorheiten verleite, weil sie das Geistige auf das Aeußere und Körperliche bezögen, namentlich aber ihre Unduldsamkeit gegen Andersgläubige. „Vnd ist schier eine solche Freiheit zu glauben bey jnen als im Bapstumb. Wer in jren gemeinen nit zuo allen dingen ya spricht, dem hat Got die oren verstopfft, vnd heben an, kläglich für jhn zu bitten. Wil er nit bald vmbkeren, so schließen sie jn auß".

Weil seine ganze religiöse Ansicht auf der größten Duldung beruhte, trug er auch den größten Haß gegen jegliche Intoleranz, und er ist eigentlich nur gegen die Intoleranten leidenschaftlich. Es ist seine Vorrede zu seiner Geschichte der Ketzer in der „Cronica" deshalb äußerst lesenswerth und verdient noch heutiges Tages Beherzigung. „Meist," sagt er, „hat die Kirche und die Welt diejenigen für Ketzer ausgegeben, als solche verfolgt, verdammt und verbrannt, welche in der That die rechte Weisheit und die Wahrheit gehabt haben, und die Ketzerverfolger sind selbst meist die größten Ketzer gewesen." Höchst bedeutend ist, was er in dieser Beziehung in dem achtzigsten Paradoxon sagt, welches die Ueberschrift trägt: „Die gottlosen sindt der Welt heilig".

„Es ist ein großer vnderschaid zwischen einem sünder, den die Latini peccatorem, vnd gottlosen, den sie impium nennen, den niemandt mercken wil, vnd doch vil verstandts der Schrifft bringt. Die alten Väter haben es also vnderschieden, daß ain impius, das ist gottloser sei, der, ob er wol ain sünder ist, selbs nit glaubt, das er ain sünder sei, Qui cum sit vere peccator, non credit se esse peccatorem. Das also ein gottloser man nicht ist, dann ain heüchler, gleißner vnd weltfrumm man, der außwendig im gesatz steckt mit händ, mund vnd füssen biß über die ohrn, vnd

dem glat nicht gebricht, denn das er, wie der name auff im tragt, gottlos ist, das ist, er hat kein gott in seinem hertzen, sonder treibt diß affenspil vnd spiegelfechten der frömmkait vor der welt, damit er gelobt, hiefür komm an die spitz, in das regiment werde gesetzt, oder zuo ainem geistlichen hirten vnd fürgeher des volcks; suocht sich hierin durchauß selbs, das er verhofft durch dise frümmkait zuo eer vnd zuo guot zuo kommen, vnd zuo letzt auch zuo gott, den er doch nicht für gott, das ist guot helt in seinem hertzen, sonder für ain Tyrannen, dem er also vmb lohns willen, odder seiner straff zuo entpflihen, das guott heüchlet, vnd mit seiner vnwilligen, geistlosen, stinckenden frummkait hoffiert, das er nur mit diesem wilden gott, den er verdenckt zuo schneiden, da er nit hingesäet hab, mög stillen vnd mit im außkommen. O mit diesen hat Dauid vnd Christus vil zuo schaffen; es waren die besten im volck, der Welt heiligen, die nicht weniger scheinen vnd sein wolten, denn gottlos, sonder gotts wort vnd gesatz täglich in jrem mund vnd hand hätten, vnd tag vnd nacht von dem lieben gott sageten, vnd eitel schrift vnd gotts wort fur gaben, Also, das sie als frumm, guothertzig leüt vmb gott eifferten vnd darumb die Propheten, Christum vnd die Aposteln als böß buoben vnd ketzer vnd zwei tausend jar herinn vnd noch biß zum end weren würt, wider gott vmb gottes willen erwürgten. Dise Eifrige, heilige leüt, sprich ich, der welt außbundt, die in Prälaturen vnd Regimenten saßen, fornen am spitzen, des volcks heerfürer, vnd liecht der welt, die den Wagen der welt füren u. s. w., heißt die Schrifft gottlos, vnd wenn du Dauid so eiffrig vmb rach bitten lissest, Item Christum so rauch anfaren hörest, so gedenck alweg, das er dise heilig leüt meine, die nichts wenigers sein wolten, sonder sich fur Lerer, fürer vnd handhaber

der göttlichen eer, gesatze, gerechtigkait vnd Worts wolten gesehen sein. Wider dise ist Dauid so hitzig, daß sie so grundböß buoben, falsch Propheten vnd Weltverfürer waren, vnd nit sein wolten, sondern alles löugens, triegens vnd vntugend, schön sein vnd des kain wort haben, damit sie eben zum Tod in den hailigen gaist sündeten. Darumb Dauid nur rach über sie schreiet, vnd auch Christus nit fur sie bit, oder etwas zuo schaffen hot. Joann. 17. Darumb wiß, das Impius, ain gottloser man in der Schrifft würt genannt ein Weltfrumm Man, ain biederman der welt, vnd nit ain Huer, buob, dieb, mörder, Gotslasterer, rauber rc. Dise nennt die Schrifft Peccatores, Publicanos, das ist sünder vnd offensünder. Mit den handelt Dauid, Christus, Ja die gantze Schrifft vil milter; die haben Gott vom himmel herabzogen, das er sie in Christo suochet, fünde, vnd ja von jrem leben zuo buoß abfordert. Math. 9. Deshalb mercke disen vnderschaid wol; sie bringet vil liechts der Schrifft, vnd heißt ain offensünder, als spilbuoben, Marter Hansen, verwegen kriegßleüt, Huoren vnd buoben nit gotloß leüt, sonder offensünder vnd zölner, deren sund am tag liegen vnd sie selbs wissen. Gotloß aber die aller frömbsten, Heiligesten der welt, darauff die Welt sibet, daran hanget, an die sie glaubt, vnd die sie vor augen hat, vnd auf den händen tregt, wie jhe vnd jhe allen Weltfrummen vnd falsche Propheten, die einem ain Pfennig auß dem seckel lachen, das hertz mit falschen worten auß dem laib herauß schwatzen, die welt gethan hat vnd noch thun würt biß Welt nimmer Welt würt sein. Von disen saget Salomon Eccls. 8 das er hab gesehen Gotlos vergraben, welche, weil sie noch lebten, für Heiligen wurden gehalten. Vnd Hieronymus spricht, daß viler gebain auff erden werde geert als heiligthumb, deren seelen in der Hellen gepeinigt werden".

So sehr sich auch Seb. Franck in die religiösen Fragen vertiefte und so sehr er diese im mystischen Sinne behandelte, so verlor er doch nie den Boden unter den Füßen, vielmehr führte ihn seine echt volksthümliche Natur und seine Liebe zum Volke, auf dessen Belehrung und Veredlung vorzugsweise sein Streben gerichtet war, immer wieder in das praktische Leben zurück, das er mit freiem und gesundem Sinne auffaßte und beurtheilte. Davon sind selbst seine „Paradoxa" Zeuge, mehr noch freilich seine geschichtlichen Werke und vor Allem seine Sprichwörtersammlung, die einen wahren Schatz von Lebensweisheit enthält. Diese Sammlung ist namentlich dadurch fruchtbar, daß er immer eine Reihe von Sprichwörtern zusammenstellt, oft sogar solche, die sich einander zu widersprechen scheinen, wodurch es ihm gelingt, die in ihnen liegende, häufig tief versteckte Bedeutung zum klaren Verständniß zu bringen.

Dieser praktische, das Leben und dessen Erscheinungen klar auffassende und beurtheilende Sinn tritt aber am offensten und erfreulichsten in seinen Urtheilen über die politischen Verhältnisse der Zeit hervor. Während die deutschen Reformatoren über den Himmel die Erde vergaßen und ihre religiösen Umgestaltungen durchaus von der Rücksicht auf das Weltliche frei halten wollten; während sie sich in allen politischen Fragen einfach dem Willen der Fürsten unterordneten, und nach und nach die kirchliche Reform gänzlich von der politischen trennten, obgleich beide ursprünglich im innersten Zusammenhang aufgetreten waren, behielt Franck auch in diesen Fragen seine vollste Unabhängigkeit. Höchst bedeutsam ist in dieser Beziehung die Vorrede zum zweiten Theil der „Cronica" (Bl. 155 ff.), in welcher er die Fürsten mit einem Adler vergleicht, dessen raubsüchtige und blutgierige Eigenschaften er nach und nach schildert,

weil sie ihm ein Bild der Eigenschaften der Fürsten sind, von denen er sagt, daß sie in der Regel Nichts als Tyrannen seien, welche nur unterdrücken aber nicht regieren. Karl Hagen führt in seinem vortrefflichen Werke „Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter" (Bd. 3 S. 385) aus Francks Schrift, „von dem Laster der Trunkenheit", die wir nicht zur Hand haben, (mit Erneuerung der Sprache) folgende Stelle an, in welcher Franck seine Ansichten über die politischen Verhältnissen seiner Zeit in kräftigen Worten ausspricht: „Da lügt ein Jeder, daß er dem Fürsten gefalle, und darneben doch seiner Schanze nicht vergesse: alsdann müssen die armen Leute herhalten, bis dem Landsherrn wird seine Wollust ausgericht, und die Räthe sich besappen: dieweil bleibt kein Geld im Land bei den Unterthanen. Was den Räthen entgeht, das fällt den Richtern und Amtleuten in die Hände. So man denn auf den Unterthanen liegt; zu schinden und zu schätzen, entstehet Aufruhr und ander Unglück, darum das Land verderbt wird. Darum spricht der weise Mann: Wehe dem Lande, dessen Fürsten frühe essen, d. i. schlemmen, prassen, wie man denn das leider an den Fürstenhöfen treffliche Exempel sieht. Da hebt sich die Völlerei früh an, und währet wieder bis an den Morgen. Was sollte denn anders über Deutschland zukünftig sein, denn Weh und Unglück? — Weil man nun Zusäufer muß haben, schiebet man die Sache der Armen auch in die langen Truhen, auf daß man sie oft rupft. Da gilt es nun Schmierens. Wer nicht schmiert, der fährt nicht. Zuletzt, wenn der nicht mehr hat, hat er ein gut volltrunken Urtheil, daß dieser das Haupt kratzt. Das ist das Wehe, das daraus folgt; da folgt dann Aufruhr, Unwille. Es beklagen sich die Fürsten, das Evangelium mache Aufruhr:

sie sollen aber eben den Sprüchen unter die Augen sehen und sich selber bei den Ohren nehmen, so werden sie wohl finden, wer die Aufruhr mache. Denn wenn eine voll Herrschaft, so den Wein und die Wollust mehr liebt, denn Land und Leute, sich selbst bei dem Hals erwischt, so hat sie schon eben den rechten Schuldigen, der ein Hauptursach alles Unglücks und Aufruhr in ihrem Land: denn sie sollten solchen Muthwillen an ihren Unterthanen nicht gestatten, und dem Luder mit Gesetz und Exempel in dem Lande wehren, daß man die Creatur Gottes nicht also erbärmlich schändet, sondern den Unrath aufhebt. So sind sie, die Ersten, des Landes Plag und Straf, die Tag und Nacht voll sind, als heiße ein Fürst „voll sein" — wie kann es dann recht zugehen"?

Wie durch seine historischen und philosophisch-religiösen Werke ist Seb. Franck auch durch seine Darstellung bedeutend geworden, und wir müssen derselben zum Schluß noch einige Worte widmen. Daß er, obgleich ein Gelehrter im vollen Umfange des Worts, in deutscher Sprache schrieb, war nicht allein eine Folge der allgemeinen Zeitrichtung, sondern ist vorzüglich aus seinem volksthümlichen Sinn und seinem Bestreben auf das Volk zu wirken zu erklären. Es vereinigten sich vorzüglich drei Elemente zur Bildung und Entwickelung seiner eigenthümlichen Darstellungsweise. Das erste ist die Volkssprache selbst, die unverkennbar die ursprüngliche und wesentlichste Grundlage seiner Darstellung ist; und da er aus Schwaben gebürtig war, und die meiste Zeit seines Lebens in Schwaben selbst oder in den verwandten allemannischen Ländern, in Straßburg und Basel zubrachte, so ist es begreiflich, daß in seinen Schriften manche schwäbische Dialekteigenthümlichkeiten durchscheinen. Das zweite Element seiner Darstellung waren die Schriften der

Mystiker, namentlich Taulers, denen er die Fülle, Mannigfaltigkeit und Neuheit des Ausdrucks, den Bilderreichthum und die Beweglichkeit seiner Satzbildungen verdankt. Das dritte Element endlich, die von Luther geschaffene neuhochdeutsche Sprache, mußte auf einen Geist wie Seb. Franck von entschiedenstem Einfluß bleiben. Die künstlerische Schönheit von Luthers Sprache, welche dabei so einfach, naturgemäß und volksthümlich war, hat Seb. Franck zwar nicht erreicht; aber es gelang ihm, durch Verschmelzung der drei Elemente, die wir eben bezeichnet haben, sich eine Sprache zu bilden, die sowohl in seinen historischen als in seinen philosophisch-theologischen Schriften musterhaft genannt werden kann und die insbesondere für die Sprache der Philosophie eine beinahe unerschöpfliche Fundgrube ist.

Aegidius Tschudi.

Nicht leicht hat ein Land bei so geringem Umfang eine so große Menge von hervorragenden Männern aufzuweisen, als die Schweiz; aber was noch mehr die Bewunderung erregen muß, ist, daß es daselbst eine große Zahl von Geschlechtern giebt, die Jahrhunderte lang die bedeutendsten Männer hervorgebracht haben, welche als Krieger, Staatsmänner oder Gelehrte die Zierde ihrer Zeit und ihres Volkes waren und zum Theil den großartigsten Einfluß auf die Entwickelung der Wissenschaften ausübten. Wer kennt und bewundert nicht die Bernoulli, Bodmer, Buxtorf, Escher, Euler, Haller, Hottinger, Lavater, Orelli, Pfyffer, Reding, Wettstein u. a. m.? Aus einem solchen Geschlecht stammt auch der große Geschichtschreiber, mit dem wir uns jetzt zu beschäftigen haben. Es ist aus demselben während neun Jahrhunderten eine große Anzahl von Männern hervorgegangen, die sich auf dem Felde der Politik und Wissenschaft einen glänzenden Namen erworben haben. Der Stammvater des Geschlechts ist Johann Tschudi, der im Jahre 906 aus dem Stande eines Hörigen zum Gemeinfreien erhoben und von der Aebtissin von Seckingen mit dem Meieramte zu Glarus belehnt wurde, welches Amt seine Nachkommen bis zum Jahre 1253 besaßen. Dem Urgroßvater des Geschichtschreibers, Jost Tschudi, der dreißig Jahre

lang die Würde eines Landammanns von Glarus bekleidete, verdankten die Eidgenossen im alten Zürichkrieg den Sieg bei Ragatz (1446) und die Glarner ihre Gleichstellung als Bundesglieder. Sein Sohn Johannes wurde im Jahre 1476 auf dem Schlachtfelde bei Murten zum Ritter geschlagen; dessen Sohn Ludwig zeichnete sich im Schwabenkriege vortheilhaft aus, noch mehr in den italienischen Kriegen, wo er nach der Schlacht bei Novara durch eine hinreißende Rede die Hauptmacht der Eidgenossen bestimmte, ihren bedrängten Brüdern zu Hülfe zu eilen, und sie zu retten oder zu rächen. Bei Marignano wurde er schwer verwundet, und sein ältester Sohn Fridolin fiel tapfer kämpfend in der Schlacht. Beim Ausbruch des Kappelerkriegs trug er viel dazu bei, daß die Glarner neutral blieben, was für Land und Volk die wohlthätigsten Folgen hatte. Ludwig Tschudi war der Vater unsres Aegidius, der im Jahre 1505 geboren wurde. Schon im Jahre darauf war Zwingli zum Pfarrer nach Glarus berufen worden, wo er eine Lehranstalt begründete, welche durch den Staat unterhalten wurde. In derselben erhielt Aegidius Tschudi seinen ersten Unterricht. Zwingli war bekanntlich ein gründlicher Kenner der alten Sprachen und er hatte aus der fortgesetzten Beschäftigung mit den Griechen und Römern jene humane Bildung gewonnen, welche sich damals immer mehr über die Länder deutscher Zunge verbreitete und die reformatorischen Bewegungen zum Theil hervorrief. Dieser Bildung suchte Zwingli seine Zöglinge vorzüglich theilhaftig zu machen, weshalb dann auch viele ausgezeichnete Männer aus seiner Schule hervorgiengen. Als Zwingli im Jahre 1516 Glarus verließ, war Tschudi trotz seiner großen Jugend so gründlich vorbereitet, daß er schon die Hochschule Basel besuchen konnte. Freilich fand er daselbst in seinem Landsmann

und Verwandten Heinrich Loriti, gewöhnlich Glareanus genannt, einen eben so einsichtsvollen als gründlich gebildeten Führer. Unter dessen Leitung setzte er das Studium der klassischen Sprachen und Literaturen fort, in denen er sich gründliche und umfassende Kenntnisse erwarb, und beschäftigte sich außerdem mit Mathematik, Geschichte und Alterthumskunde. Als im Anfange des Jahres 1517 die schwarze Pest auch nach Basel drang, entschloß sich Glarean, nach Paris zu gehen, wohin er auch seine Glarner Zöglinge mitnahm (außer Aegidius waren auch dessen älterer Bruder Peter und ihr Vetter Valentin Tschudi *) in Glareans Hause). Der Aufenthalt in Paris war für die strebenden Jünglinge von dem folgenreichsten Einfluß schon deshalb, weil der Kampf zwischen dem alten und alternden Scholasticismus und dem Humanismus, der dort großen Umfang gewonnen hatte, sie zur Vergleichung zwang, welche bei der trefflichen Leitung ihres Lehrers nicht anders als zu Gunsten der edleren Richtung ausfallen konnte, so daß sie sich mit erneutem Eifer auf das Studium der Alten warfen.

Zu Anfang des Jahres 1520 kehrte Tschudi in die Heimat zurück, während sein Bruder und sein Vetter noch in Paris verblieben. Obgleich er damals erst 15 Jahre alt war, hatte die Beschäftigung mit den Wissenschaften und insbesondere mit den Alten seinen Geist schon so gereift,

*) Derselbe, der später als Pfarrer von Glarus nebst dem Geschichtschreiber so wesentlich dazu beitrug, den Frieden zwischen den leidenschaftlich erregten Religionsparteien zu erhalten, der ihnen die Liebe und Duldung als wesentliche Grundlage der christlichen Religion empfahl, und, um aufs Deutlichste darzuthun, wie er diese Liebe und Duldung verstand, am Morgen den Katholiken Messe las und am Nachmittag den Reformirten predigte, indem er behauptete, daß nicht die Form des Gottesdienstes, sondern der Geist der Liebe den Christen ausmache.

daß er schon großartige Pläne für die Zukunft fassen konnte, ja schon bald an deren Ausführung gieng, wobei er einen eben so klaren als praktischen Blick beurkundete. Von dem Gedanken durchdrungen, daß er als Gelehrter und als Staatsmann nur dann mit Aussicht auf segensreichen Erfolg wirken könne, wenn er die Geschichte seines Vaterlands gründlich kenne, faßte er den Entschluß, zunächst dessen frühere Geschichte gründlich zu erforschen. Nachdem er aus den griechischen und lateinischen Schriftstellern Alles gesammelt hatte, was auf die Alterthümer der Schweiz Bezug hatte, suchte er die gewonnenen Kenntnisse durch eigene Anschauung zu sichern, die Lücken zu ergänzen, die Mängel zu verbessern. Er durchwanderte deshalb die höchsten Gebirge seines Vaterlandes von Wallis bis nach Bündten, nebst den angränzenden Theilen Italiens, um ein klares Bild der Bodengestaltung zu gewinnen, die von so großem und vielseitigem Einfluß auf die Entwickelung eines Volkes ist, und ohne deren genaue Kenntniß die bedeutendsten Ereignisse oft nicht mit Sicherheit verstanden werden können. Zu gleicher Zeit durchforschte er die Archive der Klöster und Gemeinden und erkundigte sich überall nach den mündlichen Ueberlieferungen von den ältesten Zuständen und Wanderungen der Alpenvölker. Nach vollendeter Wanderung redigirte er seine Notizen und Sammlungen unter dem Titel „Die uralt warhafftig alpisch Rhätia", ohne sie jedoch zu veröffentlichen, weil er noch mehr Materialien zu sammeln und das Ganze einer neuen Bearbeitung zu unterwerfen beabsichtigte. Der erste Entwurf wurde später von Seb. Münster, dem die Handschrift durch Glareanus mitgetheilt worden war, ohne Wissen Tschudis und zu seiner größten Unzufriedenheit herausgegeben (Bas. 1538).

Unterdessen hatte die Reformation begonnen. Obgleich

Zwingli, Tschudis verehrter Lehrer, dieselbe in der Eidgenossenschaft verkündigt hatte und auch Ludwig Tschudi, der Vater unsers Aegidius, der neuen Lehre, wenn auch nicht offen zugethan, doch ihr jedenfalls nicht abgeneigt war, so blieb Aegidius doch dem alten Glauben treu. Zwar verkannte er keineswegs die nur zu sichtbaren Mängel und Gebrechen, die sich in die Kirche eingeschlichen hatten, und er hatte die Ueberzeugung, daß diesen abgeholfen werden müsse; aber wie sein anderer Lehrer Glareanus, wie Erasmus und noch viele andere bedeutende Männer der Zeit erwartete er eine, wenn auch langsame, doch sichere und glückliche Umgestaltung der Verhältnisse von der Verbreitung der klassischen Studien und der gründlicheren Behandlung der Wissenschaften. Wie Erasmus befürchtete er, daß die von der Reformation hervorgerufene Opposition der Kirche gegen den Humanismus diesen gänzlich vernichten würde; er befürchtete es um so mehr, als er bemerkte, daß die Anhänger der Reformation die humanistischen Studien für untergeordnet zu halten anfiengen und in ihnen nur eine Waffe gegen das Mönchsthum und die päpstliche Kirche erblickten. Am entschiedensten aber wirkte auf ihn der Umstand, daß die Reformation die Eidgenossenschaft in zwei feindliche Lager getheilt hatte. Doch erkannte er die guten Seiten der Reformation in so weit an, daß er ihr nicht entschieden feindlich entgegentrat; vielmehr wendete er alle seine Kraft und seinen Einfluß an, Frieden zwischen den Parteien herzustellen, worin er von dem Landammann Aebli, einem Anhänger der Reformation, mit Erfolg unterstützt wurde. In Folge ihrer Bemühungen kam es im Frühling des Jahres 1529 zu einem Vergleich, der eine Zeit lang dem aufgeregten Lande Ruhe gab. Das heilsamste Ergebniß dieses Vergleichs war, daß Glarus an dem Kriege, der

bald darauf zwischen den Religionsparteien in der Eidgenossenschaft ausbrach, nicht Theil nahm, sondern den Frieden zu vermitteln suchte, was den Glarnern eine einflußreiche Stellung in der Eidgenossenschaft verschaffte.

In Anerkennung seiner Verdienste um den erwähnten Vergleich war Tschudi von den beiden Parteien einstimmig zum Landvogt von Sargans ernannt worden. Auch in diesem Amte, welches er im Jahre 1530 antrat, erhielt er häufig Gelegenheit, seine Mäßigung an den Tag zu legen; er entwickelte aber zugleich auch eine Kraft und Würde des Charakters, die dem jungen, erst fünfundzwanzigjährigen Manne die Achtung seiner Vorgesetzten und die Zuneigung seiner Untergebenen erwarb. Bald darauf brach nach kaum geschlossenem Frieden der Krieg zwischen den Reformirten und Katholiken wieder aus, und zwar in Folge der verderblichen Politik der erstern, namentlich Zürichs, welches seine durch den Frieden gewonnenen Vortheile mißbrauchte und die Härte gegen die Katholischen so weit trieb, daß es die Zufuhr von Lebensmitteln nach den katholischen Kantonen verbot. Auch diesmal blieb Glarus neutral. Der Krieg fiel zum Nachtheile der Reformirten aus; sie wurden in der Schlacht bei Kappel besiegt, in welcher auch Zwingli fiel. Der Friede, der bald darauf geschlossen wurde, enthielt, wie nicht anders zu erwarten war, manche für die Reformirten harte Bestimmung, und insbesondere wurde der neue Glaube in den sogenannten gemeinen Herrschaften, das heißt den Ländern, welche mehreren Kantonen zugleich unterworfen waren, beschränkt. Dem Einfluß und der Klugheit Tschudis gelang es, die Reformation in der Landvogtei Sargans beinahe ganz zurückzudrängen, was er übrigens nicht allein aus Anhänglichkeit für den alten Glauben, sondern auch deswegen that, weil er überzeugt war, daß

Ruhe, Einigkeit und Friede nur auf diesem Wege wieder hergestellt werden könne.

Als er im Jahre 1532 sein Amt niederlegte, denn er war nur auf zwei Jahre gewählt, ernannte ihn der Fürstabt von St. Gallen zum Obervogt des Rorschacher Amts, als welcher er zugleich Reichsvogt, d. h. Inhaber der höchsten richterlichen Gewalt war. Es war ihm diese Stellung um so angenehmer, als er durch dieselbe Gelegenheit erhielt, die berühmte Bibliothek des Stiftes St. Gallen, so wie dessen reichhaltiges Archiv zu benutzen. Auch in dieser Stellung erwarb er sich vielseitige Verdienste, namentlich dadurch, daß er sich der bedrängten Reformirten annahm, wodurch er wiederum seine milde, echt menschliche Gesinnung bewies. Doch bekleidete Tschudi dieses Amt nur kurze Zeit; er wurde Anfangs Februar von der Landsgemeinde zu Glarus zum Landvogt in Baden ernannt, wo er für seine historischen Studien noch größere Ausbeute fand als in St. Gallen. Denn dort wurde nicht bloß das Archiv der Eidgenossenschaft aufbewahrt, er konnte auch die Bibliotheken der zahlreichen Klöster benutzen, die in größerer oder geringerer Entfernung von Baden waren, so wie die römischen Alterthümer in dieser Stadt und in dem nahen Windisch, dem alten Vindonissa, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Nach Ablauf seiner zweijährigen Amtsperiode trat er als Hauptmann in die Dienste des Königs von Frankreich, in welchen er jedoch nur vier Monate verblieb. Seinen Aufenthalt in diesem Lande benutzte er gewissenhaft zur Vermehrung seiner Kenntnisse und seiner Sammlungen. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er in den Landrath gewählt, eine Stellung, die ihm beinahe seine ganze Zeit frei ließ, welche er mit immer regem Eifer für seine historischen Stu-

dien und Arbeiten benutzte. Nachdem er von 1549 bis 1551 zum zweiten Male das Amt eines Landvogts in Baden verwaltet hätte, wurde er von seinen Mitbürgern mit mehreren zum Theil wichtigen Sendungen in eidgenössischen Angelegenheiten beauftragt, in denen er neuerdings Gelegenheit hatte, seine Klugheit, seinen staatsmännischen Blick und insbesondere seine Mäßigung und Friedensliebe zu beurkunden. Ihm namentlich gelang es, den wegen der religiösen Bewegungen in den italienischen Vogteien entstandenen Hader zwischen den katholischen und reformirten Kantonen beizulegen und einem drohenden dritten Religionskrieg vorzubeugen. In der deshalb im November 1554 abgehaltenen Tagsatzung beschwor er die Gesandten, sich um der Religion willen nicht zu entzweien, da dies den Untergang der Eidgenossenschaft herbeiführen, und, welche Partei auch siegen möge, ihr Sieg doch nur den Feinden des Vaterlands Vortheil bringen würde. „Mögen auch", so schloß er seine Rede, „viele Fürsten uns Schmeichelworte geben, wir können bei ihnen weder unsere Hülfe noch unseren Trost finden. Uns bleibt Nichts übrig, als zusammenzuhalten und mit treuem Muthe im Geiste guter Eidgenossen bereit zu sein, mit Gottes Hülfe unser Vaterland zu vertheidigen".

Auch in den folgenden Jahren war Tschudi Gesandter des Kantons Glarus bei den Tagsatzungen, an welchen er mit redlichem und auch bei den größten Schwierigkeiten nie sich verläugnendem Eifer dahin arbeitete, die alte Einigkeit zwischen den Eidgenossen wieder herzustellen, was ihm freilich nicht in dem Maße gelang, daß die gegenseitige Eifersucht und der traurige Religionshaß wirklich vernichtet worden wäre. Im Jahre 1556 wurde er in Anerkennung seiner redlichen Bemühungen von der Landsgemeinde seines Kantons zum Landstatthalter und im folgenden Jahre zum

Landammann gewählt. Im Jahre 1559 wurde er mit dem Stadtschreiber Escher von Zürich von der Tagsatzung an den Reichstag zu Augsburg abgeordnet, um von Ferdinand I. die Bestätigung der eidgenössischen Freiheiten zu erlangen. Die Sendung hatte den günstigsten Erfolg, und beide Gesandte erwarben sich die ehrenvollste Anerkennung Seiten des Kaisers, besonders aber Tschudi, der mit allen seinen Nachkommen in den Adelsstand des Reichs erhoben wurde. Es begann nun aber eine traurige Zeit für sein geliebtes Vaterland und für ihn selbst. Es hatte nämlich, seitdem die ersten Träger der Reformation gestorben waren, die von dem italienischen Gelde unterstützte katholische Partei immer mehr Boden gewonnen, und sie gieng jetzt beinahe offen darauf aus, die Reformation gänzlich zu vernichten. Die katholischen Orte drohten sogar, Glarus aus dem Bunde zu stoßen, weil es, wie sie behaupteten, den Landfrieden gebrochen habe und die Katholiken bedrücke. Und manche fanatische Katholiken in Glarus, darunter ein Bruder Tschudis, vergaßen sich in ihrem blinden Eifer so weit, daß sie ihre Freunde in Schwyz aufforderten, mit Waffengewalt in Glarus einzubrechen und die Reformation auszurotten. Die gegenseitige Erbitterung nahm von Tag zu Tag zu, und bald wurden selbst die ruhigeren Männer nicht mehr gehört, welche sich um die Erhaltung des Friedens bemühten. Selbst Tschudi gerieth bei den Reformirten in Verdacht, daß er mit den Umtrieben der fanatisirten Katholiken einverstanden sei; man beschuldigte ihn, daß er, wie sein Bruder, die evangelische Partei an die Schwyzer zu verrathen beabsichtige. Die erbitterten Reformirten beschimpften ihn sogar zu wiederholten Malen, so daß er sich endlich entschloß, sein Vaterland zu verlassen, in welchem sein Einfluß vernichtet zu sein schien. Im Herbst 1562 zog er

nach Rappersweyl. Er blieb auch noch dort, als im Jahre 1564 durch einen Vergleich, der den Katholiken wesentliche Vortheile einräumte, der Friede zwischen den Parteien wieder hergestellt wurde; doch ließ er sich endlich bewegen, im Jahre 1565 in sein Vaterland zurückzukehren, besonders als die Tagsatzung ein Schreiben an den Rath zu Glarus erließ, worin dieser aufgefordert wurde, Tschudi zur Rückkehr einzuladen. Es giebt dieses Schreiben ein zu glänzendes Zeugniß von der Achtung, in welcher er bei den gesammten Eidgenossen stand, als daß wir nicht wenigstens eine Stelle daraus mittheilen sollten. „Dieweil gemeldter Herr Gilg Tschudi, ein wyser, verständiger Mann, der in vil weg vnser der Eidtgenossen spenne rechtlich oder gütlich gehulfen zerlegen, und der eidtgnössischen sachen mer wüssens hat, dann kein anderer, vnd was üch vnd uns zu gefallen er allwegen guten bricht darumb geben können; vnd so er dann also us beweglichen behafften ursachen von üch gezogen, vnd aber jetz alle ding verricht worden, vnd der gut Eerenman üch vnd üwerem Land eerlich anstat, so were an üch unser gantz früntlich bitt, Ir welten gemeiner Eidtgenoßschaft, üch vnd gemeiner Landtschafft Glarus zu gutem In widerumb früntlichen zuschryben, ervordern vnd ansuchen, das er widerumb zu üch als in sin vatterland anheimbsch ziche, und mit üch alles das helff verhandeln, so gemeiner üwer Landtschafft nützlich, eerlich vnd gut sye. Daran thund Ir unsern Herrn vnd Obern ein gefallen, und wirt sich dann übriger spann mit unsern lieben Eidtgnossen von Schwyz ouch dester ee zu gutem End ziechen. Das werden unser Herrn und Obern zu hochem wolgefallen von üch uffnemmen".

Die bisherige Darstellung hat zur Genüge bewiesen, wie tief und richtig er die Verhältnisse auffaßte und wie

wenig seine Anhänglichkeit an den alten Glauben seinen Blick trübte oder seine Ansichten bestimmte, wenn es sich um die Wohlfahrt der Eidgenossenschaft handelte; wir müssen jedoch noch eine Thatsache nachholen, welche um so schlagender ist, als gerade zu der Zeit, wo sie Statt fand, der gegenseitige Haß der Religionsparteien in Glarus leidenschaftlich entbrannt war. Als nämlich Genf im Jahre 1557 an die Tagsatzung das Gesuch stellte, in den Bund aufgenommen zu werden, gelang es seinem Einfluß, die Glarner Landsgemeinde für das Gesuch günstig zu stimmen. Auch auf der Tagsatzung (1558) sprach er mit Wärme und überzeugenden Gründen für die Aufnahme Genfs in den Bund; allein sein Antrag scheiterte an der selbstsüchtigen Politik Berns und an dem Widerstand der fünf katholischen Orte, welche mit der ketzerischen Stadt in keine Verbindung treten mochten. Diese erkannten jedoch seine Verdienste um die Vertheidigung des katholischen Glaubens, und die Kantone Uri, Schwyz und Luzern beschenkten ihn mit dem Landrecht.

Während seines freiwilligen Exils hatte, wie schon vorher, das Concil zu Trient, welches sich 1562 zum zweiten Mal versammelt hatte, vorzüglich seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, weil er von demselben zwar nicht mehr wie früher die Wiedervereinigung der Reformirten mit der katholischen Kirche, aber doch wenigstens Ruhe und Frieden für sein Vaterland hoffte. Daher bewog er die katholischen Kantone, eidgenössische Abgeordnete an das Concil zu schicken, damit auch die Schweiz an den nöthig gewordenen Reformen Theil nehme; daher bestürmte er die Gesandten mit Briefen, daß sie auf die schnelle Erledigung der Geschäfte dringen sollten, weil jeder Verzug neuen Schaden bringe. Aber seine Hoffnungen wurden bekanntlich getäuscht, und es ist sehr zu bedauern, daß man nicht

weiß, wie er die Beschlüsse und den Ausgang des Concils beurtheilte, weil anzunehmen ist, daß er trotz seiner treuen Anhänglichkeit an den katholischen Glauben mit allen Redlichen bedauert haben wird, daß durch die Kirchenversammlung die meisten Mißbräuche, für deren Abhülfe sie zusammenberufen war, Gesetzeskraft erhielten.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat zog sich Tschudi von den öffentlichen Geschäften zurück und beschäftigte sich beinahe ausschließlich mit historischen Arbeiten, für welche er zu wiederholten Malen nach Luzern und in die Urkantone reiste, deren Archive ihm reichen Stoff darboten. Er war mit der Vermehrung seiner Materialien und der Redaktion des gewonnenen Stoffes so angestrengt beschäftigt, daß er sich die schmerzhafte Krankheit des Steins zuzog, welcher er auch nach längeren Leiden am 28. Februar 1572 im 66. Jahre seines Lebens unterlag. Wie ehrenwerth er als Mensch und besonders als Staatsmann war, ergiebt sich aus der gegebenen Darstellung seines Lebens; doch müssen wir, um den Adel seiner Gesinnung nach allen Seiten hin zu zeichnen, noch die Bemerkung beifügen, daß er sich nur ein sehr mäßiges Vermögen erwarb, ob er gleich eine längere Reihe von Jahren die einträglichsten Beamtungen bekleidete, in welchen sich die Meisten seiner Vorgänger und Nachfolger große Reichthümer sammelten, wie denn die Landvogteien stets als eine sichere Quelle zur Erwerbung großen Vermögens angesehen wurden, weil die Träger derselben die an sich schon bedeutende Einnahme, die gesetzlich mit diesen Stellen verbunden war, durch ungesetzliche Mittel aller Art, oft sogar dadurch vermehrten, daß sie in den Prozessen (denn nebst der Verwaltung hatten sie auch die Rechtspflege) dem Recht gaben, von dem sie die größten Geschenke erhielten.

Wir haben der Darstellung seiner Lebensverhältnisse und insbesondere seiner Thätigkeit als Staatsmann so große Aufmerksamkeit gewidmet, weil dieselbe nicht ohne bedeutenden und heilsamen Einfluß auf seine historischen Arbeiten gewesen ist. Tschudi wäre sicherlich nicht der große Geschichtschreiber geworden, den wir in ihm verehren, wenn er nicht eine staatsmännische Laufbahn durchlaufen und Menschen und Verhältnisse aus einer reichen Erfahrung kennen gelernt hätte, wie er hinwiederum auch nicht der einsichtsvolle Staatsmann geworden wäre, der in aufgeregten und wechselvollen Zeiten, mitten unter den heftigsten Parteistürmen und selbst als einflußreiches Haupt einer Partei, die höchsten Interessen seines Vaterlandes nie aus den Augen verlor, wenn er nicht durch gründliche historische Studien seinen Geist und seinen Charakter gereift hätte. Zum Geschichtschreiber hatte er sich aber zunächst durch die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum, durch das tiefere Eindringen in die historischen Meisterwerke der Griechen und Römer herangebildet. Er hatte aus ihnen gelernt, daß die Geschichtschreibung nicht bloß darin bestehe, die Thatsachen in chronologischer Folge aufzuzählen und mit mehr oder weniger Geschick zu schildern, sondern daß es die Hauptaufgabe des Historikers sei, den Zusammenhang der Begebenheiten nach ihren Ursachen und Wirkungen aufzusuchen und mit lebendigem Geiste darzustellen. Ihm war in dieser Beziehung übrigens schon Aventinus vorangegangen, dessen Bayerische Annalen er auf Anrathen Glareans gründlich studiert, und von denen er sich sogar einen Auszug gemacht hatte. Wie jener große Historiker gründete er seine Arbeiten auf Quellenforschung, von deren Umfang man sich nur einen Begriff machen kann, wenn man seine zahlreichen Sammlungen von Dokumenten aller Art kennt,

die er in seine Werke theils verarbeitete, theils noch zu verarbeiten beabsichtigte; wenn man die zahlreichen Randbemerkungen liest, mit denen alle aus seiner Bibliothek stammenden Bücher bedeckt sind. Wir haben schon darauf aufmerksam gemacht, daß er durch seine verschiedenen amtlichen Stellungen Gelegenheit hatte, zahlreiche Archive kennen zu lernen; noch nützlicher war aber für ihn der Umstand, daß ihm als einem Haupt der katholischen Partei die Sammlungen der Klöster und Stifte offen standen, und so wissen wir von ihm selbst, daß er die Bibliotheken in St. Gallen, Einsiedeln, Muri, Münster, St. Urban, Rheinau, in allen Klöstern des Thurgau, in Pfeffers, Dissentis, Wettingen, Schännis und Wyl benutzte; wir wissen, daß er die Archive mehrerer Kantone, namentlich der Waldstätte und auch das eidgenössische Archiv durchforschte, das damals in Baden aufbewahrt wurde, wo er, wie wir uns erinnern, zweimal die Stelle eines Landvogts bekleidete. Dieses eifrige und gründliche Studium der Quellen beweist uns schon, daß er mit gewissenhafter Treue die Wahrheit zu ergründen suchte. Wenn er auch die Werke seiner Vorgänger kannte und benutzte, so wollte er ihre Mittheilungen doch nicht ohne selbstständige Prüfung annehmen, und wie Recht er daran that, beweisen uns seine Schriften beinahe bei jedem Schritt. Auch sein Briefwechsel, von dem sich jedoch nur ein geringer Theil erhalten hat,*) giebt schönes Zeugniß von seiner Gewissenhaftigkeit und von

---

*) Er ist mitgetheilt in der fleißigen Schrift: Aegidius Tschudi als Staatsmann und Geschichtschreiber, von Jakob Vogel. Zürich 1856. Man vergleiche insbesondere seine Briefe an Simler vom 28. November 1547 und vom 29. Juni 1568 (S. 202 und 245).

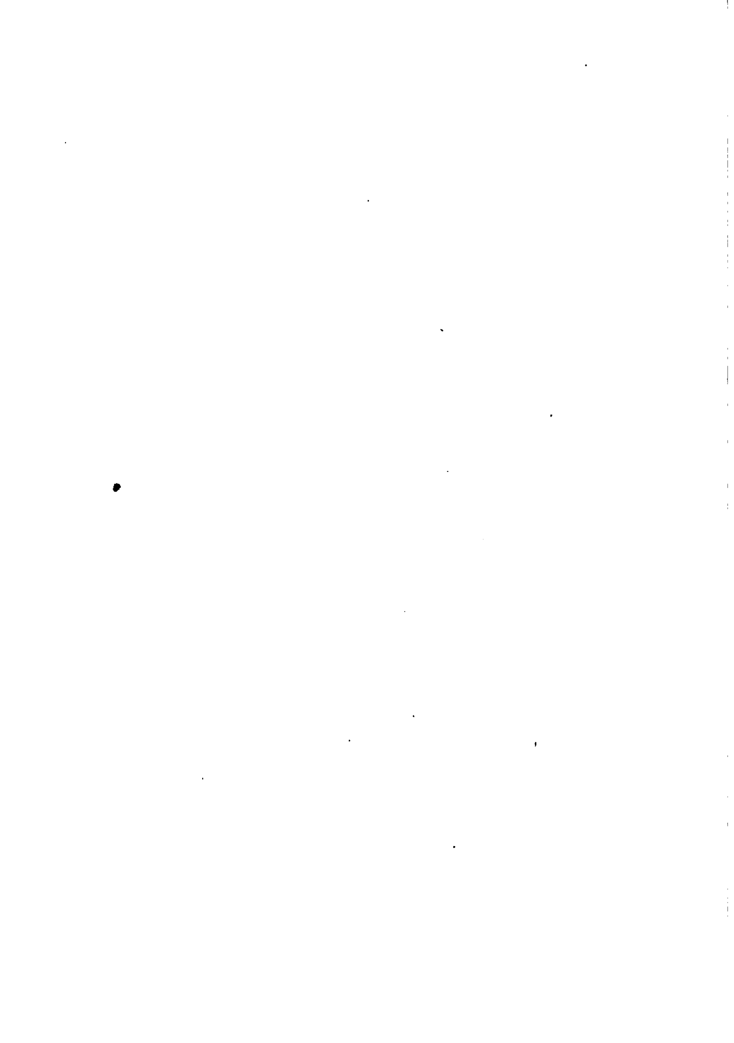
seinen richtigen Ansichten über Geschichtschreibung. So sagt er in dem letzten in der Note angeführten Briefe: „Weil denn eine glaubwürdige Geschichte allein aus alten Verträgen, Bündnissen, Richtungen und dergleichen Schriften gezogen werden kann, so habe ich mich beflissen, dieselben zu sammeln, damit ich nicht etwa ungewissen Aufzeichnungen, die von Andern gemacht wurden, nachfolgte, und so die alten Richtungen oder Verträge damit in Widerspruch stünden, wodurch das ganze Werk sein Ansehen verlöre, wie ich denn solcher Irrthümer viele bei Manchen gefunden, die Geschichtswerke geschrieben haben".

Sein erstes Werk, die „uralt alpisch Rhätia", von der wir schon oben erwähnt haben, daß sie veröffentlicht wurde, und zwar ohne sein Wissen und zu seiner größten Unzufriedenheit von Seb. Münster, weil er sie für unreif und des Drucks nicht werth hielt, zeigt schon den zukünftigen Meister, und wir bewundern vorzüglich die Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte, von denen aus er Land und Volk des alten Rhätiens betrachtete, so wie die Gelehrsamkeit und Tiefe, mit welcher er dieselben behandelte. Er hatte bei der Abfassung dieser Schrift, wie er selbst angiebt, zunächst die Absicht, die Fabeln und erdichteten Historien über das Herkommen der Rhätier und der Alpenvölker überhaupt zu verdrängen, und er hat sich in dieser Beziehung ein unbestrittenes Verdienst erworben, wenn er auch in manchen, selbst wesentlichen Punkten geirrt haben mag. Als bezeichnend mag noch erwähnt werden, daß er die rhätischen Orts- und Geschlechtsnamen nach ihrer Bedeutung und Abstammung ausführlich zu erklären suchte, worin ihm sein Lehrer Glareanus Vorbild gewesen war.

Außer der „uralt Rhätia" verfaßte Tschudi noch zwei große Geschichtswerke, die wir näher betrachten müssen. Das



Aegidius Tschudi.



erste derselben, die „Beschreibung Galliens"*), für welche er 40 Jahre lang sammelte, beruht auf den gründlichsten Studien und giebt ein glänzendes Zeugniß von seinem rastlosen Fleiß, wie von seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit. Das Werk zerfällt in zwei Bücher. Die ersten Kapitel des ersten enthalten eine topographisch-historische Darstellung des alten Galliens, worauf er die historischen und geographischen Alterthümer Helvetiens beschreibt. Er sucht darin, wie schon in der „alpischen Rhätia", nachzuweisen, daß die alten Gallier Stammverwandte der Germanen waren, und daß sie ursprünglich auch deutsch gesprochen hätten. Es ist bekannt, daß in der neuesten Zeit Holtzmann die nämliche Behauptung aufgestellt hat, und es ist wohl kein Zweifel, daß er durch Tschudis gelehrte Auseinandersetzung diese Meinung gewonnen hat. Wie Tschudi, beruft sich Holtzmann auf Strabo, den er in dieser Beziehung allen übrigen Geographen und Historikern vorzieht.**) In diesen Abschnitten, die er ursprünglich als selbstständiges Werk bearbeiten wollte und gleichsam eine Einleitung zu seiner helvetischen Chronik werden sollte, die erst mit dem Jahre 1000 nach Chr. beginnt, behandelt er nicht bloß die Geschichte und die Alterthümer Helvetiens zur Zeit der Römer, sondern er spricht sich auch weitläufig über die Einwanderung der deutschen Stämme und die Herkunft der alten Schweizer aus. Freilich enthält seine Darstellung manche Irrthümer, aber sie waren für ihn nicht zu vermeiden, da er oft nur solche Ueberlieferungen benutzen

*) Sie wurde zwei Jahrhunderte später unter dem Titel „Hauptschlüssel zu zerschiedenen Alterthümern" (Const. 1758) von J. F. Gallati herausgegeben.

**) Man vergleiche auch seinen höchst interessanten Brief an Beatus Rhenanus vom Jahre 1536 (bei Vogel S. 192).

konnte, die jene Irrthümer enthielten. Uebrigens sind diese Abschnitte schon deshalb von großem Werth, weil er darin Urkunden und ältere Chroniken anführt, welche seitdem verloren gegangen sind. Das zweite Buch beginnt mit der umgearbeiteten Beschreibung des alten Rhätiens, welche jedenfalls das Vorzüglichste in dem ganzen Werk ist. Seine Beschreibung erhält dadurch Leben und Mannigfaltigkeit, daß er sie auf geschickte Weise mit der Geschichte des Landes in Verbindung setzt, die Sitten und Gebräuche des Volks schildert und auch den Ueberlieferungen und Sagen gebührende Aufmerksamkeit schenkt.

Noch großartiger als die „Beschreibung Galliens" ist seine „Helvetische Chronik", für welche er während mehr als fünfzig Jahren die Materialien sammelte, und deren eigentliche Ausarbeitung in die vier letzten Jahre seines Lebens fällt.*) Doch wollte er das Werk keineswegs so erscheinen lassen, wie es uns jetzt vorliegt; aus seinen Briefen an Simler geht unwiderleglich hervor, daß er das Ganze noch einer neuen Durchsicht unterwerfen und ihm eine größere Abrundung geben wollte. Namentlich wollte er die Urkunden, welche jetzt in ihrem ganzen Umfange mitgetheilt sind, nur nach ihrem wesentlichen Inhalt angeben und sie in die Geschichtsdarstellung verarbeiten. Es ist klar, daß, wenn er diese und noch manche andere Verbesserung, die er beabsichtigte, namentlich eine gedrängtere Darstellung, hätte ausführen können, seine Chronik in künstlerischer Beziehung unendlich gewonnen hätte; man kann sich ein Bild davon machen, wenn man diejenigen Abschnitte liest, wie z. B.

*) Dieselbe wurde von dem verdienstvollen Iselin (Basel 1734—36. 2 Bde. fol.), aber weder vollständig noch genau herausgegeben; namentlich ist zu bedauern, daß die Sprache verändert erscheint.

in der ungedruckten Fortsetzung die Geschichte Waldmanns u. A. m., welche er in der angegebenen Weise verarbeitet hat.

Man hat ihm wiederholt den Vorwurf gemacht, daß er ohne Kritik gearbeitet, ja man ist von einigen Seiten sogar so weit gegangen, zu behaupten, daß er sich absichtliche Fälschungen habe zu Schulden kommen lassen. Solche Vorwürfe zeugen entweder von bösem Willen oder von Unkenntniß. Wer Tschudis Werke wirklich kennt, wer sich mit seinen großartigen Vorarbeiten vertraut gemacht, und zugleich die Briefe gelesen hat, die er über seine historischen Arbeiten an seine nächsten Freunde geschrieben, der wird bald allem Verdacht entsagen, selbst wenn er vorher das entschiedenste Vorurtheil gegen den großen Geschichtschreiber gehabt hätte. Wenn sich auch mancherlei Irrthümer in seiner Chronik vorfinden, so sind diese doch keineswegs einer absichtlichen Fälschung zuzuschreiben, sondern sie sind entweder aus seinen Quellen hervorgegangen, oder sie sind wohl auch, obgleich seltener, aus falscher Anschauung und Mißverständnissen entstanden. Was insbesondere den Vorwurf betrifft, daß er ohne Kritik verfahren sei, so ist dieser vollkommen ungegründet, und es ist kaum begreiflich, wie derselbe nur erhoben werden konnte. Schon die Anlage seiner Chronik widerlegt diese kecke Behauptung. Während nämlich die früheren Chronisten regelmäßig ihre Werke mit der Geschichte der Schöpfung begannen und die ganze Weltgeschichte abwickelten, bis sie endlich zu dem Punkte kamen, wo ihre eigentliche Aufgabe anfieng, begränzte Tschudi die seinige, indem er nur die Geschichte seines Volks darstellt, und in dieser nicht weiter zurückgeht, als bis auf das Jahr 1000 nach Christi Geburt. Auch die Art und Weise, wie er seine Quellen, namentlich ältere Chroniken, aber auch spätere Geschichtswerke benutzte, zeugt, daß er dabei

18*

mit kritischer Schärfe verfahren ist. Es läßt sich dies freilich zum Theil aus seiner „Chronik" nicht darthun, weil er nach der Sitte der damaligen Zeit bei den einzelnen Begebenheiten die vorzugsweise benutzten Quellen nicht angab; dagegen enthalten seine Briefe in dieser Beziehung die schlagendsten Beweise, und man gelangt zur Ueberzeugung, daß er mit anerkennenswerther Wahrheitsliebe aus seiner Darstellung Alles entfernte, was er für Erfindung oder Fabel hielt. Diese edle Wahrheitsliebe zeigt sich auch in seinen Urtheilen, die zwar meist mild, aber öfters auch schneidend und selbst zermalmend sind. So sagt er, der treue Katholik, von dem Papst Johann XXIII., er hätte seiner Schandthaten wegen wohl eher den Feuertod verdient, als Huß.

Tschudis „Chronik" ist aber auch von dem Geiste der Freiheit und Vaterlandsliebe getragen; er ist kein kalter oder gleichgültiger Erzähler der vorgetragenen Begebenheiten, vielmehr erfüllen die Heldenthaten und die tüchtige Gesinnung seines Volks seine Seele mit Freude und Stolz, und eben so tritt sein Schmerz mit wohlthuender Lebendigkeit hervor, wenn er Thaten zu berichten hat, die mit seiner Lebens- und Weltansicht in Widerspruch standen. Deshalb würde Tschudis „Chronik" selbst dann noch zu empfehlen sein, wenn ihr noch mehr Irrthümer nachgewiesen werden könnten. Diese können leicht berichtigt werden, und es wird durch diese Mängel der hohe Geist nicht im Mindesten getrübt, der sein Buch erfüllt, und es zu einer der erfreulichsten Erscheinungen in unserer Literaturgeschichte macht.

Hans Sachs.

Nürnberg, dessen Name unwillkürlich an die schönsten Zeiten der deutschen Geschichte erinnert, hatte im 15. Jahrhundert seine höchste Blüthe erreicht: es kam ihr kaum eine andere Stadt an Großartigkeit der Handelsverbindungen, an Umfang und Tüchtigkeit des Gewerbefleißes und vor Allem an Regsamkeit des geistigen Lebens gleich. Der Kunstsinn der Bürger beurkundete sich in den Meisterwerken der Architektur und der Plastik, welche die Stadt zierten; das weltliche Drama fand in Nürnberg, wenn nicht die erste, doch die reichlichste Pflege und es verbreitete sich von da über das übrige Deutschland. Auch die Wissenschaft fand würdige Vertreter, wie denn auch die Schulen der Stadt zu den besten in ganz Deutschland gehörten. Im Jahre 1470 waren schon vier Buchdruckereien in Thätigkeit, obgleich die edle Kunst erst seit fünfzig Jahren erfunden worden war. Vor Allem aber müssen wir erwähnen, daß Nürnberg der Hauptsitz des Meistergesangs war, der sich zwar in pedantischen, das Talent erdrückenden Formen bewegte, aber nicht wenig dazu beitrug, den Bürgern jenen ehrsamen, tüchtigen Charakter zu geben, der sie von jeher so sehr auszeichnete. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts besaß Nürnberg eine große Zahl bedeutender Männer, welche den Ruf der edlen Reichsstadt weit verbreiteten.

Unter vielen nennen wir nur den großen Geographen Martin Behaimb (gest. 1506), den Astronomen Bernhard Walter (gest. 1504), den durch umfassende Gelehrsamkeit wie durch politische Thätigkeit gleich ausgezeichneten Wilibald Birckheimer (gest. 1530), den genialen Bildhauer Peter Vischer (gest. 1529) nebst dessen Söhnen und den unübertrefflichen Albrecht Dürer (gest. 1528).

In dieser Stadt wurde am 5. November 1494 Hans Sachs geboren, der ohne Vergleich das größte Dichtertalent seiner Zeit besaß, und der ohne Zweifel nicht bloß für Deutschland eine hohe Bedeutung gewonnen haben würde, wenn er in weniger beschränkten Verhältnissen gelebt hätte. Sein Vater war ein ehrsamer Schneidermeister, der, obgleich nicht besonders wohlhabend, ihm doch eine sorgfältige Erziehung geben ließ. Schon mit dem siebenten Jahre schickte er ihn in eine von den lateinischen Schulen, deren Nürnberg damals mehrere hatte. Hier lernte er, wie er selbst berichtet:

— — — „Puerilia,
Grammatica und Musica,
Nach schlechtem Brauch derselben Zeit:
Solchs alls ist mir vergessen seyt.“*)

Allerdings mag er Manches von dem vergessen haben, was er damals gelernt hatte; allein der geistige Nutzen, den er von diesen Studien zog, war unvergänglich, und sie wurden die sichere Grundlage, auf der er sich, nachdem er die Schule verlassen hatte, weiter fortbildete, die ihn mit dem Wissenstrieb erfüllte, welcher ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete.

Als er 15 Jahre alt war, trat er bei einem Schuhmacher in die Lehre, dessen Zufriedenheit er sich durch seinen

*) Summa all meiner Gedicht vom 1514 Jar an biß ins 1567 Jar (Kemptener Ausg. V, 3. 154).

Fleiß, seine Geschicklichkeit und vor Allem durch sein bescheidenes und zugleich offenes Benehmen in so hohem Grad erwarb, daß er schon nach zwei Jahren zum Gesellen gesprochen wurde. Schon als Lehrling hatte er sich mit der Dichtkunst beschäftigt; im Technischen des Meistergesangs hatte ihn Leonhard Nonnenbeck, ein Leinweber seiner Vaterstadt unterrichtet, dem er noch als 66jähriger Greis Worte des Dankes nachrief.*)

Nach Gödeke Grundriß 1, 337 soll Nonnenbeck in München gewohnt haben und Hans Sachs erst auf seinen Wanderungen in dieser Stadt den Unterricht des Meistersängers erhalten haben. Wir wissen nicht, worauf er diese Meinung stützt; vielleicht beruht sie auf einem Mißverständnisse. In dem Gedicht „Summa all meiner Gedicht vom 1514 Jar an biß ins 1567 Jar" sagt nämlich Hans Sachs, er habe sich auf seiner Wanderschaft mancherlei Thorheit enthalten und habe sich mit der löblichen Kunst des Meistergesangs beschäftigt.

„Jch hat" fährt er fort, „von Lienhardt Nunnenbecken
Erstlich der Kunst einen anfang.
Wo ich im Land hört Meistergsang,
Da lernet ich in schneller eil
Der Bar u Thön ein großen teil;
Vnd als ich meines alters war
Fast eben in zwaintzigsten Jar,
That ich mich erstlich unterstahn,
Mit Gottes hulff zu dichten an, — —
Zu München als man zelt zwar
Fünfftzehnhundert viertzehn Jar." u. s. w.

Gödeke scheint nun anzunehmen, daß Hans Sachs erst in München in der Sangeskunst unterrichtet wurde, weil es in der „Summa" heißt, daß er erst dort zu dichten an-

*) „Der Wunderliche Traum von m. abgeschiden Gemahel" u. s. w. (III, 1, 532).

fieng; aber offenbar wollte Hans Sachs dies nicht sagen, vielmehr berichtet er ausdrücklich, daß er schon in der Kunst des Meistergesangs unterrichtet worden war, ehe er auf die Wanderschaft gieng, weshalb er überall seine Kenntnisse in der Kunst zu vermehren suchte, wo Meistersängerschulen waren, wie aus den weiteren Andeutungen, die er über seine Wanderschaft giebt, deutlich hervorgeht, daß er sich immer an den Orten am längsten aufgehalten habe, an denen sich Sängerschulen befanden.*) Uebrigens sagt Adam Puschmann in seinem Elogium Iohannis Sachsii ausdrücklich, daß er schon während seiner Lehrjahre die Gesangeskunst erlernte.**)

Als Hans Sachs seine Wanderschaft antrat (1511), war er erst 17 Jahre alt. Er wendete sich zuerst nach dem Süden; er reiste über Regensburg, Passau, Braunau, Wels, wo er schon mehrere Versuche in der Dichtkunst machte, und Salzburg nach Tyrol. In Tyrol trat er nach seinem eigenen Bericht als Waidmann in die Dienste Kaiser Maximilians, wo dieser gerade damals Hof hielt.***) Daß er dem Geschäfte des Waidmanns mit ganzer Liebe oblag, und alle Verrichtungen wohl kannte, die einem solchen zukommen, beweist die „Kurtze Lehr einem Waydmann", †) die er im Jahre 1555 dichtete. Von Tyrol wendete er sich nach München, wo er, wie schon gesagt wurde, (1514) seinen ersten Bar dichtete ††) und die Schule verwalten half. Von München reiste er über Landshut, Oettingen und Burghausen (so

*) Ueber den Meistergesang und die Sängerschulen vergl. meine Literaturgeschichte I, 588 ff.

**) S. Ranisch, Lebensbeschreibung Hans Sachsens (Altenburg 1765) S. 320.

***) Die unnütz Fraw Sorg I, 4, 789.

†) I, 4, 862.

††) „Gloria Patri lob und ehr" im langen Tone des Marmos (V, 3, 154).





berichtet er selbst in der schon angeführten „Summa all meiner Gedicht") nach Franken, wo er sich vornehmlich in Würzburg und Frankfurt aufhielt. In letzter Stadt hielt er seine erste Schule. Von dort gieng er an den Rhein, und wanderte nach Cöln, Coblenz und Aachen, von wo er sich nach dem Norden wandte; denn daß er in Osnabrück, Lübeck, Leipzig, Erfurt u. a. Orten des nördlichen Deutschlands gewesen, erwähnt er in verschiedenen Gedichten. So erzählt er, daß er in Erfurt ganz von Geld entblößt gewesen und deshalb vom Gastwirth über Nacht in einen Sack als Schlafstätte gesperrt worden sei.*)

Nach fünfjähriger Wanderschaft begab er sich (1516) wieder in die Heimat, wo er sein Meisterstück machte und sich drei Jahre später, am 1. September 1519, mit Kunigunde, der einzigen Tochter Peters Kreuzigeres aus dem nahen Flecken Wendelstein, verehelichte. Er wohnte eine Zeit lang in einer der beiden Vorstädte Gostenhof oder Wöhrd, wo er, wie sein Biograph Ranisch meint, einen kleinen Kram hatte, wenn die Stelle, die er anführt, nicht eher dahin zu deuten ist, daß er sich die zu seinem Handwerke nöthigen Materialien holte.**) Später aber zog er (um 1540) in die Stadt, wo er zuletzt im Mehlgäßlein in einem Hause wohnte, das jetzt noch steht.***) Er trieb sein Handwerk mit unverdrossenem Eifer und gelangte bald zu einigem Wohlstand,†) den er freilich nicht ohne große Mühe

*) Schwank, der Gast im Sack II, 4, 240.

**) Nach liechtmeß am mitwoch — Ich nein gen Nürnberg zoch, — Mein kram wider zu füllen (Das Gesellen stechen II, 3, 377 vergl. I, 2, 412).

***) Seit vielen Jahren ist darin eine Wirthschaft, die früher „zum goldnen Bären", jetzt „zum Hans Sachs" heißt.

†) „Auch fiel mir zu in dieser zeit, Groß wolfahrt in mancherley stück, Reichthumb, ehr, lob vnd groß glück" u. s. w. (Die werck Gotts sind alle gut IV, 1, 253).

Sachs im Verlauf der Erzählung zweimal das Wort „wir“ gebraucht, wenn er von dem kaiserlichen Heere spricht; allein dies ist offenbar nur Folge der lebendigen Theilnahme des Dichters an den Begebenheiten, es ist nur ein Beweis von der Kraft seiner vaterländischen Gesinnung, und er gebraucht das Wort „wir“ in keinem andern Sinne als z. B. der französische Geschichtschreiber Thiers, wenn er von den Feldzügen Napoleons in Aegypten u. s. w. berichtet, an denen er selbst doch keinen Antheil genommen hatte. Wäre aber Hans Sachs damals wirklich persönlich beim kaiserlichen Heere gewesen, so hätte er dies nach seiner Weise ganz ausdrücklich berichtet.

Seine Ehe war äußerst glücklich und wurde mit sieben Kindern, zweien Söhnen und fünf Töchtern, die er alle überlebte, gesegnet; jedoch hatte er die Freude, vier Enkel, Kinder seiner ältesten Tochter, heranwachsen zu sehen. Nach 41 jähriger Ehe wurde ihm seine geliebte Gattin durch den Tod entrissen (1560). So hart und schmerzlich der Verlust dieser treuen Gefährtin für ihn war,*) so zwangen ihn wahrscheinlich sein Alter, das sorgsamer Pflege bedurfte (er war damals 66 Jahr alt) und sein Hauswesen, im folgenden Jahre eine neue Verbindung einzugehen. Seine zweite Frau, Barbara Harscher, deren vortreffliche Gemüthseigenschaften und körperliche Schönheit er in einem tiefgefühlten Gedichte „Der künstlich Frawen Lob“ (V, 2, 330) schildert, war zwar viel jünger als er (sie war erst 17 Jahr alt); aber trotz der großen Verschiedenheit des Alters fiel auch diese Ehe äußerst glücklich aus, was sich schon daraus entnehmen läßt, daß er seitdem eine große Menge heiterer Dichtungen

---

*) S. den „Wunderlichen Traum von meiner abgeschidenen lieben Gemahel, Kunigundt Sachsin“ (III, 1, 263).

schrieb, die zu seinen gelungensten gehören. Ein Jahr nach seiner Heirath brach die Pest in Nürnberg aus, die in kurzer Zeit nach des Dichters Angabe 9256 Menschen hinraffte. Trotz der Aufforderung eines Freundes, die Stadt zu verlassen und auf dem Land in einer gesünderen Luft der Gefahr zu entfliehen, blieb er doch in Nürnberg, indem er es für seine Pflicht hielt, das Seinige zur Milderung des Elends beizutragen. Er dichtete theils Ernsthaftes, um seine Mitbürger zu einem frommen, christlichen Wandel zu ermahnen, theils

„Gut ehrlich schwenck, die sich schicken,
Ein trawrigs hertz zu erquicken
In solcher trübselger zeit
Zu frewden und zu fröligkeit.“*)

In den letzten Jahren seines Lebens war er sehr kränklich und es nahmen seine geistigen und körperlichen Kräfte immer mehr ab, doch nicht in dem Maß wie sein Biograph Ranisch annimmt, da er immer noch dichtete und las. Er starb in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1570 und wurde am 25. begraben.

Hans Sachs, dessen Natur schon als Knabe und Jüngling nach dem Sittlichen gerichtet war, der auf seiner Wanderschaft bei aller Heiterkeit des Gemüths die nur zu häufigen Ausschweifungen der Jugend vermieden hatte, weil er durch seine wahrhaft christliche Gesinnung von solchen Abwegen fern gehalten worden war, hatte auf seinen Wanderungen oft genug Gelegenheit gehabt, die Versunkenheit des geistlichen Standes kennen zu lernen; er hatte einge-

---

*) Er verfaßte während dieser Zeit 350 Gedichte. S. den „Eingang diß Vierdten Buchs“ (IV, 1, 1), worin er auch die treffliche Fürsorge des Raths während der Pest ausführlich beschreibt.

sehen, daß die Kirche an unzähligen Gebrechen leide und daß der größte Widerspruch zwischen dem wahren Christenthum und der Kirche bestehe, wie sie sich damals darbot. Es mußte daher Luthers mächtiges Auftreten von ungeheuerer Wirkung auf ihn sein, und wir wundern uns daher nicht, daß er einer der ersten war, welcher die neue Lehre aufnahm. Er hatte schon im Jahre 1522 alle kleinen Schriften gelesen, welche Luther bis dahin herausgegeben hatte. Er hatte 40 derselben gesammelt und am Ende die Bemerkung hinzugeschrieben: „Diese püchlein habe ich Hans Sachs also gesammelt, got vnd seinem wort zw Eren vnd dem nechsten zw guot ainpünden lassen, als man zelt nach Christi gepurt 1522 jar. Die Warheit bleibt ewiglich". Aber er begnügte sich nicht, sich selbst mit der neuen Lehre bekannt zu machen, er hielt es auch für seine Pflicht, dieselbe weiter zu verbreiten. Schon im Jahre 1523 ließ er das schöne Gedicht: „Die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret vberall"*) erscheinen. In der prosaischen, eben so einfach als kräftig geschriebenen Vorrede spricht er sich über den Zweck seines Gedichts aus. Im Papstthum sei die wahrhafte Einheit des Evangeliums und die fruchtbare Liebe des Nächsten untergegangen; jetzt aber hätte Luther gegen viele Irrthümer und Mißbräuche geschrieben und das Wort Gottes wieder klar und unvermischt an den Tag gebracht. Von diesen Dingen habe er dem gemeinen Mann eine kurze Erklärung geben wollen, die Unwissenden zu unterrichten, und die Verächter der Wahrheit zu belehren. In den Randbemerkungen, welche dem Gedichte beigefügt sind, beweist er nicht nur eine umfassende Kenntniß der heiligen Schrift, sondern auch, daß er über das Wesen des Papstthums und

*) Zuerst o. O. u. J. 4° in den Werken II, 1, 16.

der Lutherischen Lehre reiflich nachgedacht hatte. Was das Gedicht selbst betrifft, so beginnt er in jener allegorischen Weise, welche damals so sehr beliebt war und die auch Hans Sachs selbst in späteren Gedichten oft und mit Vorliebe anwendete. Aber während die früheren allegorischen Dichtungen meist frostig waren, werden wir hier sogleich gewahr, daß ein wahrer Dichter zu uns spricht, der von seinem Gegenstand begeistert ist.

„Wach auff! es nahent gen den tag!
Ich hör singen im grünen hag
Ein wunnigkliche nachtigal:
Ihr stimm durchklinget berg und thal.
Die nacht neigt sich gen occident,
Der Tag geht auff von orient,
Die rotprünstige morgenredt
Her durch die trüben wolcken geht,
Darauß die liechte sonn thut blicken:
Des mones schein thut sie verdrücken.
Der ist jetzt worden bleich und finster,
Der vor mit seinem falschen glinster
Die gantzen heerd schaaf hat geblent,
Daß sie sich haben abgewent
Von jhrem hirten vnd der weyd
Vnd haben sie verlassen beyd."

Und in dieser Weise fährt er fort, den verderblichen Einfluß der Hierarchie darzustellen, welche das Volk je länger je mehr von der wahren Bahn des Christenthums abgebracht, es in Finsterniß gehüllt und in dumpfen Schlaf gewiegt habe, bis es endlich von der Nachtigall erweckt worden sei, die den Aufgang der Sonne verkündigt habe. Diese habe der Löwe (das Papstthum) mit verfolgt, alle seine wilden Thiere gegen sie losgelassen,*) allein sie sei auf ihrer luftigen

*) Der erste Druck war mit einem Holzschnitt versehen, der eine Nachtigall zwischen Mond und Sonne, dann unten ein wildes

Höhe im Glanz der Sonne unerreichbar gewesen. Nun verläßt er die allegorische Einkleidung und schildert zuerst das Wesen des Papstthums, das die Religion nur in Aeußerlichkeiten setze und nur darauf ausgehe, das Volk in dumpfer Unwissenheit zu erhalten und sich mit dessen Geld zu bereichern. Es hätten die Mißbräuche, die sich seit Jahrhunderten in der Kirche eingeschlichen hatten, in einem verhältnißmäßig so engen Raum nicht kräftiger, nicht vollständiger geschildert werden können, und der ehrliche Meister hat es mit solcher Ueberzeugungskraft gethan, daß wir die große Wirkung leicht begreifen, die seine „Wittenbergisch Nachtigall" hervorgebracht hat. Er hat Nichts vergessen, was irgend von Bedeutung sein konnte, und besonders legte er großes Gewicht auf die katholische Lehre vom Ablaß, um welche sich ja zuerst der ganze kirchliche Kampf drehte; ja er wiederholt die berüchtigten Worte Tetzels:

„Bald der gulden im kasten klinget,
Die seel sich auff gen himmel schwinget."

Schwein, einen Bock, eine Katze, einen Waldesel und eine Schnecke darstellt. Daß die Nachtigall Luther, die Sonne dessen Lehre und der Mond das Papstthum bedeuten solle, geht aus dem Bisherigen hervor; die Bedeutung der Thiere giebt Hans Sachs im Gedicht selbst an:

„Das wilde schwein deut Doctor Ecken,
Der vor zu Leipzig wider jhn facht,
Vnd viel grober Säw davon bracht.
Der Bock bedeutet den Emser,
Der ist aller Nonnen Tröster;
So deutet die Katz den Murner,
Des Bapstes Mäuser, wachter, Turner,
Der waldesel den Barfüsser,
Zu Leipzig, den groben Leßmeister;
So deut die schneck den Cocleum."

Daß diese fünf Hauptgegner der Reformation schon vor Hans Sachs unter diesen Thieren bezeichnet wurden, ist bekannt.

Und überall beruft er sich auf vortrefflich gewählte Aussprüche der Bibel. Hierauf setzt er die Lehre Luthers auseinander, daß der Glaube allein der Seligkeit theilhaftig mache, weil der wahrhaft Gläubige nicht des Lohns wegen, sondern aus freiem Antrieb das Gute thue. Hierauf berichtet er von den Verfolgungen, die Luther und seine Anhänger zu erdulden hatten; aber, schließt er sein Gedicht, man solle sich dadurch nicht beirren lassen, der Wahrheit würde mit Gottes Hülfe doch der Sieg verbleiben.

Noch eines andern wirksamen Mittels bediente sich Hans Sachs, um der neuen Lehre Eingang bei seinen Mitbürgern zu verschaffen. Er legte beliebten Volksliedern oder älteren Kirchengesängen evangelische Texte unter, und legte hierdurch zugleich mit Luthern, vielleicht noch eher als dieser, oder ohne noch von dessen Liedern zu wissen, den Grund zu dem evangelischen Kirchenlied. Diese Lieder Hans Sachsens fanden schnelle und weite Verbreitung und wurden bald in die Gesangbücher aufgenommen; so nahm selbst Luther eines in seine Sammlung geistlicher Lieder vom Jahre 1533 auf. Es ist dies das Lied „Ach Jupiter, hetst du's Gewalt Geystlich und Christlich verändert: O Gott Vater, du hast Gewalt"! von welchem Luther sagte, es sei „ein aus der Massen feines christliches und künstliches Lied, darinn ein hübsch Gespräch ist Christi und des Sünders und wie endlich der Sünder von Christo Gnade erlangt". Ob das treffliche Lied: „Warum betrübst du dich, mein Herz"? das ihm von Vielen zugeschrieben wird, wirklich von ihm ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen, da es sich in seinen Handschriften nicht vorfindet und auch kein gleichzeitiger Druck bekannt ist.

Hans Sachs war noch in anderer Weise für die Verbreitung der neuen Lehre thätig; er schrieb nämlich eine

Reihe von prosaischen Gesprächen, in welchen er die Mißbräuche der päpstlichen Kirche und die Grundsätze des neuen Glaubens mit einer wirklich bewundernswürdigen Meisterschaft in Behandlung der Form und der Sprache darstellte, deren Vortrefflichkeit uns um so mehr mit Bewunderung erfüllen muß, wenn wir sie mit der Sprache in den deutschen Gesprächen Huttens vergleichen, und bedenken, daß selbst Luther damals die Gewalt und Vollendung der Sprache noch nicht erreicht hatte, durch welche er der Begründer des Neuhochdeutschen wurde. Man legt Hans Sachsen gemeiniglich sieben Dialoge bei, doch sind jetzt nur vier bekannt;*) die drei andern sind entweder nicht gedruckt worden, oder werden ihm irrthümlich zugeschrieben. In dem ersten „Disputacion zwischen einem Chorherrn und Schuhmacher, darin das Wort Gottes und ein recht Cristlich wesen verfochten wirtt. Hans Sachs 1524" (o. O.), tritt der Verfasser als Meister Hans selbst auf, indem er dem Chorherrn gegenüber, der die Unfehlbarkeit des Papstes und seine Allgewalt behauptet, die Freiheit der Laien, in der heiligen Schrift zu forschen, mit Sprüchen aus der Bibel beweist. Wie dieses, so sind auch die andern Gespräche bei aller Kraft und Entschiedenheit der Gesinnung doch mit großer und in jener Zeit ganz ungewöhnlicher Mäßigung und einem wahrhaft erfreulichen Anstand gehalten. Die fließende Sprache, die treffliche Bewegung des Dialogs, worin man wohl Huttens Einfluß erkennen mag, die feine Ironie und der heitere Humor, der alle durchzieht, lassen bedauern, daß Hans Sachs nicht noch mehr in Prosa geschrieben; er würde auch in dieser Form Großartiges geleistet haben. Wir können

*) Herausgegeben von Reinhold Köhler. Weimar 1858.

hier auf den Inhalt der übrigen Gespräche*) nicht eingehen, und brauchen es auch um so weniger, als wir unsere Leser auf die neue vortreffliche Ausgabe der Gespräche verweisen können; doch müssen wir das letzte etwas genauer betrachten, weil es den Charakter des Verfassers in seiner ganzen Trefflichkeit zeigt. Es ist nämlich bekannt genug, daß gar Viele sich zur neuen Lehre nicht sowohl aus Ueberzeugung und wirklich frommer Gesinnung bekannten, sondern weil sie in Folge der verkündigten Freiheit ihren Lüsten desto ungestörter fröhnen zu können meinten. Es mußte dieses der Verbreitung der neuen Lehre nothwendig zum größten Hinderniß gereichen. Eben so nachtheilig war es, daß die Lutherischen die Altgläubigen wegen mancher Dinge verspotteten, die an sich ohne große Bedeutung waren, aber woran jene um so fester hielten, weil es nach ihrer Ansicht ein leichtes Mittel war, zur Seligkeit zu gelangen. Gegen diese Auswüchse nun erhebt sich Hans Sachs in dem letzten Dialog; und wir erblicken gerade darin, daß er dieselben aufdeckt und seine Glaubensgenossen nicht schont, den vollsten Beweis, daß es ihm heiliger Ernst um die Reformation war; nur weil er auf das Innigste und Tiefste von ihrer Wahrheit durchdrungen war, konnte er es wagen, die zu tadeln, welche die verkündigte Freiheit des Glaubens mißbrauchten.

Dieselbe Kraft der Ueberzeugung, dieselbe Begeisterung

*) „Ein Gespräch von den Scheinwerken der Geistlichen"; „Ein Dialogus, des Inhalt ein Argument der Römischen wider das Christlich Häuflein, den Geiz u. s. w. betreffend"; „Ein Gespräch eines Evangelischen Christen mit einem Lutherischen, darin der ergerlich Wandel etlicher, die sich Lutherisch nennen, angezeigt und brüderlich gestrafft wird. Hans Sachs Schuhmacher 1524".

für die neue Lehre spricht sich fortwährend in seinen Dichtungen aus, nicht bloß in denen, welche sich näher auf die Reformation beziehen, unter welchen wir das schöne „Epitaphium oder Klagred ob der Leych M. Luthers" (o. J.) erwähnen, nicht bloß in denen, welche eine vorwiegend didaktische Richtung haben, sondern selbst in allen denjenigen, welche das Leben von seiner heitersten Seite darstellen; denn die tief sittliche Gesinnung, welche allen Dichtungen des wackeren Meisters zu Grunde liegt, ist, wenn auch nicht erst durch die Reformation in ihn gelegt, doch wesentlich durch sie entwickelt und gefördert worden.

Neben seiner Begeisterung für die Reformation zieht noch eine andere Seite des Dichters unsere vollste Aufmerksamkeit auf sich; es ist dies seine Vaterlandsliebe. In einer Zeit, wo schon alle Bande, welche das deutsche Volk zusammenhielten, gelockert waren, wo neben der durch die Verschiedenheit der Glaubensansichten hervorgerufenen Trennung die durch die stets wachsende Macht der Fürsten schon seit vielen Jahren begründete gegenseitige Entfremdung der verschiedenen Landestheile das allgemeine Nationalbewußtsein schon bedeutend geschwächt hatte, in einer solchen Zeit gehörte große Klarheit des Blickes und eine großartige Gesinnung dazu, seine Gedanken auf das ganze Vaterland zu richten, wie Hans Sachs es that. Freilich mußten ihn die Verhältnisse, in denen er lebte, mit Zorn und Schmerz erfüllen, und selten hatte er Gelegenheit, mit Stolz und freudigem Bewußtsein von seinem geliebten Deutschland zu reden; aber gerade in diesem Zorn und diesem Schmerz spricht sich seine tiefe Vaterlandsliebe kräftig aus. Er hatte mit sicherem Blick erkannt, daß die Selbstsucht der Fürsten den Verfall des Reichs herbeiführte, und daß Besserung der Zustände nur von einem kräftigen Oberhaupt zu er-

warten sei. So ruft er in der „Histori: Philopomeses der getrew Hauptmann“ (V, 2, 223) schmerzvoll aus:

„O selig wer ein Teutsches Land,
Wenn es auch bette zu beystand
Einen sollichen thewren Hauptmann,
Der jhm auch ließ zu hertzen gahn
Der Tyrannen vnbilligkeit,
Die sie treiben zu diser zeit
Vnverschämet mit frefler hand,
Mit raub, gefancknus, mord vnd brand.
Die frommen schätzen (brandschatzen), gwaltig zwingen,
Wider Gott, ehr vnd recht sie dringen.
So er dieselben überzüg,
Als Tyrannen verjagt vnd schlüg,
Von solch gewaltiger tyranney
Teutschland widerumb machet frey,
Von deß lob würd man nach den tagen
Auch schreiben, singen, rede sagen,
Jetzunder vnd auch nach seim leben,
Helff. Gott wird vns ein solchen geben,
Der Teutschland wider bring zu rhu:
Da will vns Gott auch helffen zu.“

Allerdings mußte der Umstand, daß er Bürger einer freien Reichsstadt war, sein politisches Urtheil schärfen, es mußte ihm das Treiben der Fürsten und des Adels im Gegensatz zum väterlichen Regiment seines Nürnberg (man erinnere sich an die Maßregeln des Raths gegen die Pest) um so trauriger und gewaltsamer erscheinen, es mußte die Sehnsucht nach kräftiger Leitung des Reichs um so mächtiger hervortreten, als gerade die freien Städte von den Anmaßungen der Fürsten viel zu leiden hatten. Allein es ist seine Liebe zum ganzen Vaterland, wie man sich aus jedem Worte, das er in dieser Beziehung sagt, überzeugt, nicht bloß in der klaren Auffassung der politischen Verhältnisse begründet, sie ist durchaus innerlicher Natur und würde bei

ihm auch unter andern Umständen mit der nämlichen Kraft und Innigkeit sich entwickelt haben.

Nachdem wir in kurzen Zügen die Grundsätze und Eigenschaften kennen gelernt haben, welche den wackern Meister in seinem Leben und Wirken leiteten, nämlich vollständige Hingebung an die Sache der Reformation, fromme Gesinnung, die reinste Sittlichkeit, Milde und zugleich Entschiedenheit des Charakters und der Ansichten und endlich begeisterte Vaterlandsliebe, können wir zur näheren Betrachtung seiner Dichtungen übergehen, die sämmtlich von diesem Geiste getragen sind.

Die Masse derselben ist erstaunlich groß, und es ist kaum begreiflich, wie er so viel producieren konnte, zumal wenn man bedenkt, daß er den größten Theil der Zeit seinem Handwerke, den Forderungen des Hauswesens und seinen Bürgerpflichten widmen mußte. Nach der „Summa all meiner Gedicht vom 1514 Jar an biß ins 1567 Jar" (V, 3, 154) berichtet er, daß er seine Dichtungen in 34 (Folio-) Bänden gesammelt habe. Dieselben enthielten 4275 Meistergesänge in 75 Meistertönen, von denen er 13 selbst erfunden hatte, 208 „frölicher Comedi, trawriger Tragedi u. kurtzweiliger Spiel", 1700 „Gespräch, Sprüch, Fabeln u Schwenk, geistlich u weltlich". Dazu kamen 7 prosaische Dialogen, Psalmen und andere Kirchengesäng, verändert geistliche Lieder, auch Gassenhauer, Lieder von Kriegsgeschrey und etliche Buhllieder, zusammen 73 Stücke. Dies macht also im Ganzen 6263 Stücke,*) zu welchen noch 17 kommen,

*) Wenn Gödeke (a. a. O.) behauptet, es seien nur 6048, wie Hans Sachs selbst angebe, so beruht dies auf einer unrichtigen Erklärung der betreffenden Stelle. Als er seine Werke inventirt und summirt hatte, sagt er, da kam „Auß Gsang vnd Sprüchen mit gelück Sechs tausent acht vnd viertzig stück". In

die er noch bis zum Februar 1569 dichtete, und die im fünften Bande seiner Werke gedruckt sind, so daß die Gesammtsumme 6280 Stücke beträgt. Hans Sachs veranstaltete schon im Jahre 1557 eine Auswahl seiner damals abgefaßten Gedichte und ließ sie im folgenden Jahre (Nbg. 1558) unter folgendem, die Naivität der Zeit und des Verfassers charakterisierendem Titel drucken. „Sehr Herrliche, Schöne vnd warhaffte Gedicht Geistlich vnd Weltlich, allerley art, als ernstliche Tragedien, liebliche Comedien, seltzame Spil, kurtzweilige Gespreche, sehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabel, sampt andern lecherlichen schwencken vnd bossen ꝛc. Welcher stück seind dreyhundert vnd sechsvndsibentzig, darunter hundert stück, die vormals nie im truck außgangen sind, yetzund aber aller welt zu nutz vnd frummen in truck verfertigt. Durch den sinnreichen vnd weytberümbten Hans Sachsen, ein liebhaber teudscher Poeterey, vom M.D.XVI. Jar, biß auff diß M.D.LVIII. Jar, zusamen getragen vnd volendt. Getruck zu Nürnberg bey Christoff Heußler. Im Jar, M.D.LVIII." Im Jahre 1560 ließ er einen zweiten Band mit 313 Stücken (davon bloß zwei schon gedruckt waren), und im Jahre 1561 einen dritten Band mit 103 Stücken und zwar lauter Dramen erscheinen. Nach seinem Tode erschienen noch 1578 ein vierter Band mit 259 und 1579 ein fünfter mit 368 Stücken, deren Auswahl er auch

---

dieser Zahl begreift er also nur die Gesänge und Sprüche, d. h. die eigentlichen Gedichte, nämlich die 4275 Meistergesänge, die 1700 Gespräch, Sprüch ꝛc. und die 73 Psalmen u. a. Lieder, welche zusammen allerdings 6048 betragen. Daß er die 208 Comedien ꝛc. unter die 1700 Gespräche ꝛc. und die 7 prosaischen Dialoge unter die 73 Psalmen und Lieder begriffen, ist an sich nicht glaublich, und steht zudem mit dem bestimmten Wortlaute der „Summa" in Widerspruch.

schon selbst gemacht hatte, wie er selbst in der „Summa"*) andeutet.**)

Es ist begreiflich, daß unter dieser Masse von Dichtungen sehr viele sich befinden, die als bloße Reimereien zu betrachten sind und weder inneren, noch formellen Werth haben. Dies ist namentlich bei den Meistergesängen der Fall, von denen Hans Sachs selbst erklärte, daß sie nicht zu drucken seien, sondern allein in den Singschulen vorgetragen werden sollten. Auch hat Hans Sachs viele, deren Stoff eine freiere und poetischere Gestaltung erlaubte, später umgearbeitet und zu Sprüchen oder Schwänken in Reimpaaren verändert. Auch unter den übrigen zwei tausend macht eine immerhin noch große Anzahl keinen Anspruch auf poetischen Werth, darunter sind namentlich die zahlreichen Stücke, in welchen er Theile der Bibel in Reime brachte, die Psalmen, das Buch Jesus Syrach, die Sprüche Salomonis u. s. w. Aber wenn man auch diese abzieht, so bleiben noch genug übrig, die ihm das Anrecht auf eine Stelle unter unsern begabtesten Dichtern geben.

Ehe wir jedoch auf die nähere Betrachtung derselben übergehen, müssen wir einen Blick auf die Quellen werfen, welche er benutzte. Denn Hans Sachs, wie Jacob Grimm so vortrefflich sagt, dichtete zwar Alles, aber er erdichtete Nichts. Vielleicht sind selbst die Träume und Vi-

*) „Auch ists vierd vnd fünfft buch zu drucken Bstellt, die bey etlich hundert stucken halten" u. s. w. (V, 3, 156).

**) Wenn man von der Gesammtsumme die 4275 Meistergesänge und die 7 Dialoge abzieht, so beträgt bis zum Jahre 1567 die Gesammtzahl seiner übrigen Dichtungen 1998, von denen somit noch 579 ungedruckt sind, diejenigen ungerechnet, die er noch seit Februar 1569 bis zu seinem Tode verfaßte, und eine Anzahl anderer, die er theils übersehen haben mochte, theils nicht mit in die Berechnung brachte. Vergl. die „Summa".

sionen, die er oft als Rahmen und Einkleidungen seiner Sprüche gebraucht, wirkliche Träume gewesen; von vielen ist dies sicherlich der Fall, da er selbst das Jahr und den Tag angiebt, wann er sie gehabt hat. Ein großer Theil seiner Stoffe ist unmittelbar aus dem Leben entnommen, das er mit scharfem Blicke und einer überraschenden Welt- und Menschenkenntniß beobachtet hatte. Es ist beinahe kein Verhältniß des häuslichen, bürgerlichen, kirchlichen und politischen Lebens, das er nicht in seiner Weise poetisch dargestellt hätte, und es gehören hierher nicht bloß ein Theil seiner Schwänke und Erzählungen, sondern auch die meisten seiner didaktischen Dichtungen, die er uns als Kampfgespräche, Sprüche und unter noch andern Namen vorführt. Die Stoffe zu einer großen Menge von Dichtungen hat er jedoch aus andern Büchern gezogen, und wir müssen billig über seine ungeheuere Belesenheit erstaunen. Er kannte alle griechischen und lateinischen Schriftsteller, welche zu seiner Zeit in deutschen Uebersetzungen erschienen waren, und von andern scheint er sich mündliche oder schriftliche Uebersetzungen verschafft zu haben, auch scheint er des Lateinischen so weit kundig gewesen zu sein, daß er ein Buch in dieser Sprache nothdürftig verstehen konnte; wenigstens finden sich mehrere Stellen in seinen Werken, welche diese Vermuthung begünstigen. Da er seine Quellen überall mit der größten Genauigkeit angiebt, so ist es leicht, sich eine Uebersicht derselben zu verschaffen. So kannte er, ohne die Bibel zu erwähnen, die er schon in seinen jüngeren Jahren und noch vor Erscheinen der Lutherischen Uebersetzung mit dem größten Eifer studiert hatte, von den Griechen den Homer, Hesiod, Musäus, Aesop, Herodot, Aristophanes, Xenophon, Plato, Theophrastus, Diodorus, Plutarch, Lucian u. a. m., von den Römern den Plautus, Terentius,

Cicero, Livius, Virgil, Ovid, Valerius Maximus, Seneca, Plinius, Suetonius, Avianus u. a. m. So kannte er auch von späteren Schriftstellern den Eusebius, Ambrosius, Boethius, Isidorus und noch viele Andere. Unter den neueren hatte er den Petrarca, die Cento Novelle, den Boccaccio, Beroaldus, Vivas, von seinen Zeitgenossen den Reuchlin, Erasmus, Melanchthon, Agricola und besonders die Schriften Luthers gelesen. Zu seiner Lieblingslektüre gehörten die alten Chroniken, und oft beruft er sich auf die päpstlichen, französischen, burgundischen, dänischen, schwedischen, norwegischen, lombardischen, sächsischen, ungarischen u. a. Chroniken. Außerdem waren ihm manche Werke aus der ältern deutschen Literatur bekannt, die er oft bloß andeutet.

Bei der Leichtigkeit, mit welcher er Alles in Reime brachte, worin ihm vielleicht nur Rückert verglichen werden kann, war es beinahe nicht zu vermeiden, daß er manche Stoffe behandelte, die einer poetischen Behandlung nicht fähig waren; doch auch unter diesen Stücken sind manche, die wegen ihres Inhaltes von Bedeutung sind, da sie den Charakter, die geistige und sittliche Richtung des Dichters bezeichnen. Doch können wir diese nicht in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, die sonst einen zu großen, mit dem Zweck unseres Buchs nicht vereinbaren Umfang erhalten würde. Wir können sie übrigens auch um so leichter übergehen, da schon die wirklich poetischen Werke hinlänglichen Stoff gewähren und sie den Dichter nach allen Seiten hin genügend charakterisieren.

Obgleich Hans Sachs schon in den ersten Jahren seiner dichterischen Thätigkeit alle Formen und Gattungen behandelte, die seinen dichterischen Ruf begründeten, und er auch später in allen sich gleichzeitig bewegte, so hat er doch bald diese, bald jene Form und Gattung mit Vorliebe behan-

delt, und wir können in dieser Beziehung drei Perioden, die der didaktischen, der dramatischen und der epischen Dichtung unterscheiden. Seine didaktischen Gedichte haben im Ganzen genommen den geringsten poetischen Werth, obgleich auch in vielen ein wahrhaft dichterisches Talent hervorbricht; dagegen sind sie für die Charakteristik des Dichters von großem Werth, so wie auch ihr Inhalt meist bedeutend ist. Wir müssen dieselben daher einer näheren Besprechung unterwerfen.

Diese didaktischen Gedichte, die er unter verschiedener Benennung (Kampfgespräche, Klagen, Figuren u. s. w.) und zum Theil auch in verschiedener Form einführt, haben alle den Zweck, vor dem Laster zu warnen und zur Tugend zu ermahnen, indem er bald sich in allgemeinen Betrachtungen ergeht und bald besondere Verhältnisse behandelt. So stellt er gern Tugenden und Laster einander gegenüber, wie in der „Zweyerley Belohnung, beyde der Tugend und Laster" (I, 3, 480), von der er gegen seine Gewohnheit die Zeit der Abfassung nicht angegeben hat, die aber jedenfalls zu seinen frühesten Gedichten gehört, vielleicht noch aus den zwanziger Jahren stammt. Er hat darin die bekannte Allegorie „Herkules am Scheidewege" in eigenthümlicher Weise behandelt und auf sich bezogen. In einem spätern Gedichte hat er die erwähnte Allegorie nach Xenophon in Reime gebracht, weshalb er sie als „Kampff Gespräch Xenophontis deß Philosophi mit Fraw Tugend und Fraw Vntugend, welliche die ehrliche sey" bezeichnet. Viele dieser allgemeinen Betrachtungen sind Ausführungen bedeutender Stellen aus irgend einem alten Schriftsteller; denn so oft ihm in seiner Lektüre irgend ein bedeutender Gedanke entgegentrat, namentlich ein solcher, der mit seiner sittlichen Welt- und Lebensansicht übereinstimmte, drängte es

ihn, denselben nach seiner Weise darzustellen und auf seine Zeit und sein Volk zu beziehen. Die Form der Kampfgespräche behandelte er vorzüglich in den dreißiger und vierziger Jahren, das heißt in der Zeit, wo er wahrnehmen mußte, daß die Reformation nicht den Einfluß auf die Verbesserung der Sitten habe, die er von ihr erwartet hatte. Beinahe alle sind auf die nämliche Weise eingekleidet; er fängt sie damit an, daß er berichtet, er sei eines Tags spazieren gegangen oder er habe eines Nachts geträumt, und da seien ihm diese oder jene Tugenden und Laster erschienen und hätten mit einander ein Gespräch geführt, das er dann wegen seiner Wichtigkeit aufgezeichnet habe. Eben so leitet er auch meist die Klagreden ein, in welchen er noch näher auf die besondern Verhältnisse eingeht, ohne sie jedoch zu individualisieren. Dies findet nur dann Statt, wenn er die bürgerlichen und häuslichen Zustände seiner Zeit behandelt. Wie ihm das sittlich reine Leben als der höchste und einzig wahre Ausdruck eines wahrhaft frommen Gemüths erschien, so warnte er in zahlreichen Gedichten die Jugend vor der Wollust, und pries in andern die züchtige Liebe, die er als die Grundlage aller Tugenden darstellte. Nicht weniger pries er den Ehestand, wobei er oft Gelegenheit nahm, die Ansichten der Reformatoren von demselben denen der katholischen Kirche entgegenzusetzen.

Die zweite Periode seiner poetischen Thätigkeit war vorzüglich der dramatischen Dichtung gewidmet, die durch ihn wesentlich gefördert wurde. Das weltliche Drama war vor Hans Sachs noch in seiner ersten Kindheit; es war selbst der Dialog noch ganz unentwickelt, indem sehr häufig die Personen der Spiele nur einmal auftraten, und dann, um mit Peter Squenz zu sprechen, „ihren Part und ganzen Plunder auf einmal hersagten". Eben so wenig war in

den bisherigen Dramen von einer eigentlichen Handlung die Rede; sie stellten nicht sowohl Begebenheiten als Zustände dar. Noch weniger dachten die Dichter an dramatische Entwickelung und an eine passende Anordnung des Stoffs oder an Zeichnung der Charaktere. Ihre Personen waren keine Individuen mit bestimmten Neigungen oder Leidenschaften; es waren vielmehr allgemeine und charakterlose Gestalten, welche sich in allen Dramen gleich blieben und höchstens die Sitten der Zeit zur Anschauung brachten. In allen diesen Beziehungen ist bei Hans Sachs merklicher Fortschritt wahrzunehmen. Seinen Dramen liegt eine wirkliche Handlung zum Grunde, die sich lebendig und rasch in Rede und Gegenrede der handelnden Personen bewegt. Diese haben einen scharf ausgeprägten, individuellen Charakter, aus welchem sich die Handlung mit innerer Nothwendigkeit entwickelt. Das Studium der alten Dramatiker, namentlich des Plautus und Terenz hatte ihn mit den künstlerischen Bedingungen eines Dramas bekannt gemacht, denen er nach bestem Vermögen zu entsprechen suchte. Er theilt seine größeren Dramen in Akte ein, und sucht auch diese zu innerer Abgeschlossenheit zu bringen.*) Auch kennt er, was bei den früheren Dramatikern nicht der Fall war, den Unterschied zwischen Tragödie und Comödie, den er freilich noch in sehr beschränktem Sinne auffaßt. So mächtig diese Fortschritte waren, so blieben seine Dramen doch noch weit hinter den Anforderungen, die man an ein solches Kunstwerk macht, zurück; besonders fehlt es ihnen an hinreichender Entwickelung der Handlung und somit auch der Charaktere. Es sind, wie wir schon an einem andern Orte ausge-

*) Bis 1530 hatten seine Stücke alle nur Einen Akt, in diesem Jahre dichtete er das erste Drama mit 3 Akten (Comödie, Pallas und Venus).

sprochen haben, vortreffliche Skizzen, in denen man jegliche Anlage zu einem lebensvollen Gemälde erkennt, aber es fehlt die Ausführung des Einzelnen, es fehlt Schatten und Licht, es fehlt die Farbengebung. Hans Sachs hatte ein so bedeutendes Talent, daß er diesen Mangel gewiß besiegt hätte, wenn die Verhältnisse, in denen er lebte, es nicht geradezu unmöglich gemacht hätten. Bei seinem praktischen Sinn verfiel er nicht auf die abenteuerliche Idee der Romantiker, Dramen zu schreiben, deren theatralische Darstellung von vornen herein schlechterdings unmöglich war, vielmehr schwebte ihm bei seiner Arbeit die öffentliche Aufführung immer vor, woraus sich erklären läßt, daß sie bei ihrer beschränkten Entwickelung doch eines gewissen Effektes fähig sind. Aber gerade die Rücksicht auf die Darstellung legte ihm Schranken auf, die eine reichere Entfaltung des Stoffes unmöglich machten. Man hatte nämlich damals noch keine öffentlichen Theater; die Stücke wurden noch in Privathäusern oder auch in Wirthschaften aufgeführt. Dies zwang aber den Dichter nicht nur sich auf die einfachste Scenerie zu beschränken, es war dadurch auch bedingt, daß die Dramen nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit in Anspruch nahmen; denn sie erschienen, so beliebt solche Aufführungen auch waren, doch nur als Nebensache und der gesellschaftlichen Unterhaltung untergeordnet. Zwar wurde in Nürnberg im Jahre 1550 ein Theater erbaut, und ohne Zweifel wurden in demselben auch die allgemein beliebten Stücke des heimatlichen Dichters aufgeführt; allein er war damals schon so alt und in seine Behandlungsweise eingelebt, daß er nicht auf den Gedanken gerieth, seine Stücke auch dem erweiterten Theater anzupassen.*) Von eben so

*) Daß die Beschränktheit der Localitäten, in denen die weltlichen Dramen aufgeführt wurden, zum großen Theil ihren be-

großem Einfluß war es, daß Hans Sachs in engen Verhältnissen lebte, in denen ihm die große Menschen- und Lebensbewegung verborgen bleiben mußte. Es hatte dies aber nicht bloß Einfluß auf den Umfang der Stücke, sondern auch nothwendig zugleich auf die Entwickelung der Handlung und der Charaktere der Personen. Es ist schon öfters bemerkt worden, daß dieselben beinahe ohne Ausnahme den Nürnberger Typus an sich tragen; dies ist es aber nicht, was seine Dramen nicht zu lebensvollerer Kunstgestaltung gelangen läßt. Wir erlauben uns, zu wiederholen, was wir schon an einem anderen Orte ausgesprochen haben.*) „Hat doch selbst Shakspeare seine Römer zu „Londoner Pflastertretern" gemacht; haben doch die großen deutschen Maler des 16. Jahrhunderts die Frauen der Bibel in die zu ihrer Zeit gewöhnliche Tracht gekleidet. Aber nichts desto weniger sind Shakspeare und Lucas Kranach große Künstler, weil sie unter dem verfehlten Kostüm das allgemein Menschliche in höchster Wahrheit und Lebendigkeit hervortreten ließen, weil sie jede Person, die sie zeichneten, in ihrer eigenthümlichen Natur, in der ganzen Fülle ihres Lebens und ihrer Leidenschaften darstellten. Wenn wir die Marien am Kreuze Christi sehen, wenn wir die ganze Tiefe und Innigkeit des edlen Schmerzes wahrnehmen, der sich in jedem Zuge des Gesichts, in der Haltung und Stellung des Körpers, ja selbst in den Falten der Gewänder mit aller Wahrheit ausdrückt, so vergessen wir bald, daß sie einen Nürnberger Kopfputz haben, und wir er-

---

schränkten Umfang bedingt haben, geht schon daraus hervor, daß die geistlichen Spiele, die in den Kirchen, Rathhäusern oder auf eigens erbauten Bühnen aufgeführt wurden, dagegen einen oft übermäßigen Umfang hatten.

*) Geschichte der deutschen Literatur II, 120.

blicken in ihnen die wahren Marien des Testaments, d. h. die von innigem, seelenvollem Schmerz erfüllten Frauen, denen durch den Tod des Erlösers alle Lebensfreude geraubt ist.“ Mit den Personen des Hans Sachs verhält es sich gerade so; es sind allerdings Nürnberger Bürger, aber mit einer scharf ausgeprägten Individualität des Charakters, der den gegebenen Verhältnissen vollkommen entspricht. In der richtigen Zeichnung der Charaktere und Seelenzustände liegt überhaupt sein größtes dramatisches Verdienst, und wenn er dabei keine große Wirkung hervorbringt, so liegt auch dies in dem berührten Mangel an hinreichender Entwickelung.

Die Stoffe zu seinen Tragödien und Comödien nahm er entweder aus der Bibel, oder aus der Geschichte und zwar sowohl aus der alten, als aus der neuen, oder aus der griechischen Mythologie, oder aus der deutschen und bretonischen Sage und aus Novellen, Erzählungen u. s. w., wobei Boccaccio ihm eine oft und mit Glück benutzte Quelle war. Am wenigsten gelungen sind die biblischen Dramen, weil er sich durch den vorliegenden Stoff allzu sehr binden ließ; am glücklichsten ist er in denjenigen, die er aus den Novellendichtern schöpfte. Immerhin ist es ein großes Verdienst, daß er das Gebiet des weltlichen Dramas erweitert hat. Während es sich unter seinen Vorgängern mit sehr wenigen Ausnahmen ganz in den Schranken des einfachen Fastnachtsspiels hielt, hat Hans Sachs Stoffe aus der Geschichte und Sage bearbeitet, was zur Folge hatte, daß er der Begründer des eigentlichen Dramas wurde.

Um unsern Lesern ein Bild von der Art und Weise zu geben, wie Hans Sachs das Drama behandelt, wird es hinreichen, einige seiner Tragödien und Comödien näher zu betrachten. Eine seiner frühesten Arbeiten ist die „Tragedi des Fürsten Concreti (I, 2, 236), in welcher die bekannte

Geschichte von Guiscardus und Sigismunde dargestellt wird, die auch von Prosaikern dem Boccáccio nacherzählt wurde. Wir erwähnen dieses Drama, weil es, wie zu seinen frühesten, so auch zu seinen schwächsten Erzeugnissen im Gebiete des Dramas gehört und man aus der Vergleichung desselben mit späteren Arbeiten ersehen kann, welche Fortschritte er in der Behandlung der Form gemacht hat. Es ist diese „Tragedi" nämlich noch äußerst roh und unbeholfen; Hans Sachs hat darin nur die Novelle des italienischen Dichters ohne irgend eine Zuthat in Reime gebracht; nur in wenigen Stellen, z. B. in der Schlußrede der Sigismunde tritt der deutsche Dichter selbstthätig hervor. Ganz vortrefflich ist dagegen die „traurige Tragedi Lisbetha" (II, 3, 196), welche er zur Zeit seiner höchsten Entwickelung schrieb (31. Dec. 1546). In diesem Stück sind alle wesentlichen Eigenschaften eines guten Trauerspiels im Keim enthalten. Freilich ist das Ganze sehr kurz, die Uebergänge sind schroff und ungelenk, die Sprache wohl körnig, aber ohne allen Schmuck; dagegen schwebt der geheimnißvoll lenkende Geist des Schicksals über den handelnden Personen und schleudert die das Falsche oder Halbe wollenden Menschen in den zerstörenden Wirbel. Die drei Brüder der Jungfrau sind keine grausamen Barbaren (der Eine ist sogar mitleidig), sondern verständige und gewinnsüchtige Handelsleute. Sie machen einen Vertrag in bester Form, sich drei Jahre lang nicht zu trennen; die Schwester tritt freiwillig bei und gelobt, sich in diesen drei Jahren nicht zu verheirathen. Zu spät bereut sie diese Schwäche, und, von ihrer Magd gereizt, ergiebt sie sich abermals aus Schwäche der Liebe zu Lorenz. Hans Sachs, der die Novelle früher schon als Historie bearbeitet hatte, hat daraus in die Tragödie Manches sogar wörtlich aufgenommen, wie die Erzählung des Traums. Als Lorenz

erschlagen ist und Lisabetha seine Leiche aufsucht, bittet sie ihre Brüder um Erlaubniß, im Garten spazieren gehen zu dürfen. Ambrosi, der böseste Bruder, antwortet darauf folgende wenige Worte, welche nur von einem großen Dichter herrühren können, so wahr ist der verbissene Ingrimm darin dargestellt:

„Jungfrauen ziemt kein Spaziergang
Für das Stadtthor; doch geh nur hin,
Du hast dein eignen Kopf und Sinn.“

Ueberhaupt ist er selbst in seinen an Anlage und Durchführung schwächeren Stücken oft in Zeichnungen einzelner Zustände sehr glücklich; überraschende Züge finden sich in den meisten, und wenn der Dichter die Keime, die in seinem immer skizzenhaft gehaltenen Dialog lagen, zur Blüthe und Frucht hätte zu entfalten verstanden, so hätte das deutsche Drama schon damals eine feste Gestaltung gewonnen, und es wäre dies von dem größten Glück gewesen, weil es auf volksthümlicher Grundlage erbaut gewesen wäre, die ohne Zweifel das spätere Eindringen des fremden Einflusses mit Erfolg abgewehrt hätte.

Wie Shakspeare in „Cymbeline“, so hat auch Hans Sachs die neunte Novelle des zweiten Tags im Decamerone des Boccaccio dramatisch behandelt. Es ist freilich unbillig, den Nürnberger Schuhmacher mit dem Londoner Schauspieler zu vergleichen, der nach jeder Beziehung hin Hans Sachsen gegenüber von den Verhältnissen außerordentlich begünstigt war. Aber wenn man nicht vergißt, daß Shakspeare schon sehr bedeutende Vorgänger in der Behandlung des Dramas hatte, daß er das Theater und seine Bedürfnisse kannte, daß der glänzende Hof und der reiche Adel Englands die dramatischen Aufführungen begünstigte, daß Shakspeare endlich Gelegenheit hatte, die größeren Lebens-

verhältnisse kennen zu lernen, und er in einer politisch bewegten Zeit lebte; so wird man auch bei einer Vergleichung das Talent des deutschen Dichters erkennen und würdigen, dem alle diese glücklichen Umstände abgiengen. In der „Comödia, die unschuldig Fraw Genura", treten zuerst die „drei Genueser Kaufmänner" Marco, Barnaba und Amprogilo auf, die seit längerer Zeit ihrer Geschäfte wegen in Paris sind. Ihr Charakter spricht sich schon in ihren ersten Worten aus: Amprogilo erscheint als ein leichtsinniger Mann, der das Leben genießt, wo sich Gelegenheit darbietet, und auch keine bessere Meinung von seiner Frau und von den Weibern überhaupt hat, während Barnaba, der schon vorher seine Sehnsucht nach der Heimat ausgesprochen hatte, das unbedingteste Vertrauen auf die Treue seiner Frau setzt, deren Schönheit er in einer Weise preist, die von seiner unbegränzten Liebe zeugt. Spottend behauptet Amprogilo, daß keine Frau der Verführung widerstehen könne, wenn man es nur klug anfange; und als Barnaba ihm erwiedert, daß er mit seinem Leben für die Keuschheit seiner Frau einstehe, wettet Amprogilo tausend Gulden gegen fünftausend im leichtsinnigen Uebermuthe, er wolle in drei Monaten Beweise beibringen, daß sich dessen Weib ihm ergeben habe. Der besonnene Marco warnt vor dieser frevelhaften Wette, die Beide noch gereuen würde, allein der Eine ist zu fest von der Keuschheit seiner Frau, der Andere dagegen zu sehr von der Gebrechlichkeit der Weiber überzeugt, als daß sie den Warnungen des Freundes Gehör geben möchten. Barnaba verspricht, noch drei Monate in Paris zu verbleiben, und während dieser Zeit seine Frau ohne alle Nachricht zu lassen. — Im zweiten Akt finden wir Amprogilo in Genua; das Glück begünstigt ihn, daß er Genura, Barnabas Weibe, begegnet, die im Zwiegespräch

mit einem alten Weibe ihre Liebe und Sehnsucht zu ihrem Manne ausspricht. Als sie sich entfernt hatte, wendet sich der Kaufmann an die Alte und verspricht ihr 50 Kronen, wenn sie ihm behülflich sein wolle, Genuras Gunst zu erwerben. Die Alte erwiedert, daß dies ein vergebliches Bemühen sein würde; doch läßt sie sich bewegen, ihn heimlich in deren Schlafkammer zu bringen, wenn er sich ganz still verhalten wolle, da das geringste Geräusch ihm und ihr das Leben kosten würde. — Der dritte Akt beginnt mit einem Zwiegespräch Barnabas und Marcos; der erste bereut seine Wette; der Gedanke an dieselbe läßt ihm keine Ruhe. Marco sucht ihn zu trösten, aber kaum hat er einige Worte gesagt, als Amprogilo mit triumphierender Miene erscheint, und als Wahrzeichen, daß sich Genura ihm ergeben habe, einen Beutel und eine goldene Borte zeigt, auch die Schlafkammer genau beschreibt. Doch läßt sich Barnaba dadurch noch nicht überführen, weil Amprogilo die Kleinodien gestohlen oder von dem bestochenen Hausgesinde erfahren haben könne, wie die Kammer beschaffen sei. Als ihm aber Amprogilo sagt, daß Genura unter der linken Brust eine Warze habe, da kann der unglückliche Barnaba nicht mehr zweifeln; er giebt jenem das Geld, der sich damit entfernt. Vom tiefsten Seelenschmerz zerrissen, ruft Barnaba seinen Diener und befiehlt ihm, nach Genua zu reiten, seine Frau in ein wildes Thal zu führen und sie dort zu ermorden. Seinen Schmerz spricht Barnaba in wenigen, aber inhaltsvollen Worten aus:

„Ach Gott, nun bin ich gar verdorben!
Wolt Gott, ich wer vor lengst gestorben!
Ich hab verloren ehr und gut:
Nun leb ich in schand und armut.“

Unmittelbar darauf und noch in demselben Akt (was von dem gänzlichen Mangel an der Kunst dramatischer Ge-

staltung zeugt) erscheint der Knecht mit Genura; er hat sie unter dem Vorgeben, ihrem Manne entgegenzureiten, in das abgelegene Thal gelockt. Sie ist glücklich in dem Gedanken, ihren geliebten Gemahl bald wieder zu sehen. Da zieht der Knecht sein Schwert, und ermahnt sie, ihre Seele Gott zu befehlen, weil er sie auf Befehl ihres Mannes tödten müsse, ob er gleich nicht wisse, was jenen dazu veranlaßt habe. Sie, die sich keiner Schuld bewußt ist, bittet den Knecht, ihr das Leben zu lassen; sie wolle als Mann verkleidet in die weite Welt ziehen. Der Knecht läßt sich erbitten; er schneidet ihr eine Locke ab, als Wahrzeichen, daß er sie getödtet habe.

Der vierte Akt führt uns nach Alexandria „in die Türkei"; ein Knecht berichtet dem Soldan, daß dessen oberster Schiffspatron einen welschen Knecht mitgebracht habe, der sich auf das „Federspiel" verstehe. Es ist die verkleidete Genura, die von Seeräubern gefangen worden war; sie gefällt dem Soldan, der sie zum Zöllner ernennt, weil sie sich nach ihrer Aussage auf alle Waaren verstehe. Kaum ist sie unter dem Namen Sicuren in ihr Amt eingesetzt, als Amprogilo mit Waaren erscheint, unter welchen sich der Beutel und die Borte befinden, die er ihrem Manne gezeigt hatte. Während sie dieselbe beschaut, lacht Amprogilo; und als sie ihn um den Grund befragt, erzählt er ihr von seiner Wette, wie er eine Nacht bei Genura zugebracht habe und diese dann auf Befehl ihres Mannes wegen ihrer Untreue ermordet worden sei. Als er sich entfernt, wird es ihr klar, daß dieser Mensch an ihrem Unglück Schuld sei, ob sie gleich nicht begreifen kann, wie er zu jenen Kleinodien gekommen sei. Doch hofft sie, die Sache aufhellen zu können und sie sendet einen Boten an ihren Mann nach Genua, daß er nach Alexandrien kommen solle.

Im fünften Akt klagt Genura den Amprogilo wegen seines Frevels an und bittet den Soldan, ihn nach dem Recht zu bestrafen. Bald darauf erscheint Amprogilo in Begleitung Barnabas, der unterdessen nach Alexandria gekommen war. Der Soldan fragt den Ersten, wie er zu den genannten Kleinodien gekommen sei; dieser gesteht endlich seine Schändlichkeit: er habe sich in die Kammer der Frau geschlichen und während ihres Schlafs die Kleinodien geraubt, die Kammer und selbst ihren Leib besichtigt, so daß er ihren Gatten habe betrügen können. Als Barnaba dies hört, bricht er in laute Klagen aus, daß er seine treue Gattin habe ermorden lassen. Genura bittet den Soldan, ein Urtheil gegen die Beiden zu sprechen, doch gegen Barnaba gnädig zu sein, da er betrogen worden sei und überdies seine Frau noch lebe, worauf sie sich zu erkennen giebt. Der Soldan fällt nun ein wahrhaft türkisches Urtheil gegen Amprogilo (er soll geschunden werden u. s. w.), der auch sogleich abgeführt wird. Unterdessen hatte Genura Frauenkleider angezogen; sie bittet den Soldan um Gnade für ihren Mann, der ihr entspricht, Beiden das Vermögen Amprogilos zutheilt und sie dann in die Heimat entläßt, nicht ohne ihnen einen Brief an die „Herrschafft“ mitzugeben, in welchem er verlangt, daß die Kupplerin ertränkt werde, damit die biederen Frauen vor ihr sicher seien.

Wir haben mit Wohlbedacht eines der schwächeren Stücke unseres Dichters in ausführlicher Darstellung unsern Lesern vorgeführt, weil sich das Talent des Dichters darin am sichersten erkennen läßt. In der That enthält dieses alle Keime zu einem vollkommenen Drama. Man denke sich die Unwahrscheinlichkeiten in Bezug auf Ort und Zeit hinweg (und wie leicht wären diese zu tilgen!), man denke sich dagegen diese Skizze zu einem farbenreichen Gemälde er-

weitert, es müßte von der höchsten Wirkung sein. Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß es bei den gelungeneren Stücken in noch höherem Maße der Fall sein würde.

Unter diesen erwähnen wir nur einige. Die „Violanta" (II, 3, 184) gehört zu seinen besten Erzeugnissen; besonders ist im fünften Akt die allseitige Freude und das Glückwünschen nach so großen Gefahren mit ungewöhnlicher Kunst und Sorgfalt behandelt. Die Comödie „Der Jüngling im Kasten" (III, 2, 435) ist mit seltenem Humor durchgeführt. Besonders gut sind die beiden Wucherer gezeichnet. Der eine macht sich zuerst ein Gewissen daraus, den Kasten zu stehlen; der andere redet ihm aber so nachdrücklich und überzeugend zu, daß er nachgiebt. Der Hauptgrund, den jener dabei angiebt, daß nämlich ein Wucherer doch nichts Anderes sei als ein Dieb, ist freilich in seinem Munde komisch. Nicht weniger komisch ist, was der Andere darauf erwiedert:

„Deß gwissens halb dörfft wirs nit lassen,
Es hat ein solche weite strassen,
Thut manchem hauß und hoff verschlinden;
So wirds auch freylich nit empfinden
Deß kastens, wer er noch so groß,
Daß er im gwißn mach ein anstoß."

Ganz vortrefflich ist „Die gedultig und gehorsam Marggräfin Griselda" (I, 2, 246), die mit eben so viel Tiefe als Innigkeit behandelt ist. Sie ist eines seiner besten Erzeugnisse, worin er sich streng an sein Vorbild hält (Boccaccio 10. Novelle des 10. Tags), doch auch Manches ganz im Geist des italienischen Dichters hinzugefügt hat.

Unter seinen dramatischen Werken stehen ohne Vergleich seine Fastnachtspiele am höchsten. Da in denselben eine breitere Ausführung des Stoffs nicht nothwendig war, eine

solche vielmehr das Wesen der Gattung gänzlich vernichtet hätte, so war seine skizzenhafte Darstellung vollkommen angemessen; und was bei seinen größeren Dramen als beklagenswerther Mißstand erscheint, wird in diesen Stücken zum Vorzug, weil sie sich rasch entwickeln, und die meist einfache Handlung durch die zahlreichen guten Einfälle, die einander drängen, glücklich belebt wird. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß er den Stoff zu seinen Fastnachtspielen aus den Lebensverhältnissen entnimmt, die ihm und den Zuschauern, für welche sie bestimmt waren, nahe standen; er schildert also darin das Leben der Bürger und der Bauern seiner Zeit, deren Eigenthümlichkeiten er mit großem Glück auffaßt und mit Geschick, namentlich aber mit nie versiegendem Humor darzustellen weiß. Es sind meist kleine Anekdoten und Schwänke, die er entweder bei fremden und einheimischen Erzählern gefunden, oder die ihm mündlich mitgetheilt wurden. In vielen ist das Geschick zu bewundern, mit welchem er dem oft widerstrebenden Stoff dramatische Gestaltung zu geben weiß, während er sich freilich bei andern nicht recht in die dramatische Form fügen will. Uebrigens ist der Fortschritt, den er in Behandlung des Fastnachtspiels machte, beinahe noch sichtbarer, als bei den Tragödien und Comödien; man darf nur sein erstes Stück, „Das Hofgesind Veneris", aus dem Jahre 1517 (III, 3, 1) mit den späteren vergleichen. Jenes ist noch ganz in der alten Weise gehalten; die dramatische Form ist noch ganz roh und unbeholfen; es fehlt sowohl an aller Einheit und Charakterzeichnung als an Verwickelung; das Ganze spinnt sich episch ab. Venus will ihr Hofgesind vermehren und schießt daher ihre Pfeile ab. Der getreue Eckardt warnt vor denselben, aber umsonst; nach und nach erliegen ihnen ein Ritter, ein Doctor, ein Bürger, ein Bauer, ein Landsknecht,

ein Spieler, ein Trinker, eine Jungfrau und eine Frau, die nach einander auftreten. Es ist dies eigentlich nur eine Art Travestie oder, wenn man lieber will, eine Parodie des Todtentanzes, worin Venus die Stelle des Todes einnimmt, und es ließe sich das „Hofgesinde Veneris" gerade so gut in allen seinen Einzelnheiten bildlich darstellen, als der Todtentanz. Wie ganz anders bewegen sich seine späteren Stücke, von denen wir nur eines näher betrachten wollen, um den mächtigen Fortschritt des Dichters in der dramatischen Gestaltung seiner Stoffe zu konstatieren. Während im „Hofgesind Veneris" 12 und mit dem Ehrenhold 13 Personen auftreten, die doch kein eigentliches Gespräch, noch weniger eine fortschreitende Handlung zu Stande bringen, hat „Das Weib im Brunnen" aus dem Jahre 1553 (II, 4, 48) nur drei Personen, die aber in fortwährender Handlung begriffen sind. Stephano, der Mann, hat bemerkt, daß ihm Gitta, seine Frau, jeden Abend so viel zu trinken giebt, bis er berauscht in tiefen Schlaf verfällt. Er vermuthet, daß sie dabei eine böse Absicht habe; um diese zu entdecken, stellt er sich betrunken und läßt sich von seiner Frau zu Bette führen. Sobald sie glaubt, daß er eingeschlafen sei, verläßt sie das Haus, um zu ihrem Buhlen zu gehen. Als sie wiederkommt, findet sie das Haus verschlossen; auf ihr Pochen erscheint ihr Mann am Fenster und macht ihr die bittersten Vorwürfe über ihren sträflichen Lebenswandel; er will sie trotz ihrer demüthigen Bitten nicht ins Haus einlassen; ihre Brüder sollen sich überzeugen, wie sie es treibe. Da ruft sie aus:

„Wölst mir anthun on schuld die schmach,
So wil ich noch ein ding heint than,
Das du wirst ein unseelig mann,
Auff erd verschmehet vnd veracht.

Stephan

Was wolst du anrichten die nacht,
Du vernichtiger jltes balck?

Gitta:

Da wil ich, du untrewer schalck,
Mich eben im brunnen ertrencken.
So wird dann jedermann gedencken,
Wenn man mich todt findet darin,
Du habst mich ertrencket unsinn,
Selber darein gestürtzet mich.
So wirdt man als dann fahen dich,
Mein unschuldig blut an dir rechen;
Jedermann wirdt dir übel sprechen.
Oder müst werden gantz landraumig.
Was bin ich in den dingen saumig?
Ich will gehn, retten frawen ehr:
Lebendig siehst mich nimmermehr!
O Herr, ich befilh dir mein seel,
Behüt sie vor ewiger quel!"

Sie wirft einen Stein in den Brunnen. Es wird dem Mann dabei doch Angst zu Muth; er eilt hinunter, um sie, wo möglich, noch lebend herauszuziehen. Aber während er in den Brunnen hinunterruft, daß er sie heraufziehen und ihr verzeihen wolle, schlüpft sie in das Haus, verriegelt die Thüre, geht ans Fenster und benutzt ihre vortheilhafte Lage, den Mann wegen seines langen Ausbleibens und Trinkens zu schmähen. Von dem Geschrei erwacht ihr Bruder, der in der Nähe wohnt; er eilt herbei, um sich nach der Ursache des Lärms und Zanks zu erkundigen. Wenn ihm aber auch der Mann die Wahrheit berichtet, der Schein ist so ganz gegen ihn, daß der Bruder den Lügen seiner Schwester glaubt, und sie endlich mit sich nimmt, um sie vor den Mißhandlungen ihres Mannes

sicher zu stellen. Dieser bleibt allein auf der Bühne und sieht kein anderes Mittel, sich aus der Sache zu ziehen, als am folgenden Morgen zwei Freunde zu den Verwandten seiner Frau zu schicken, um eine Versöhnung herbeizuführen.

Wenn dieses Stück sich vorzüglich durch die eben so einfache als glückliche Anlage auszeichnet, so wird es von dem „Fastnachtspiel, Von einem bösen Weib", aus dem Jahre 1533 (I, 5, 477) in der Ausführung weit übertroffen, das überhaupt an lebendiger Entwickelung, richtiger Zeichnung der Charaktere, Raschheit und Angemessenheit des Dialogs und Fülle des heitersten Humors zu den besten Erzeugnissen des Dichters gehört. Schon der Eingang ist köstlich, wo die Magd die Liebeserklärung des jungen Gesellen schnippisch abfertigt, sich aber endlich doch bewegen läßt, freundlich zu thun. Da ist jedes Wort voll Wahrheit und dem Leben nachgebildet, und Hans Sachs beurkundet sich schon in den wenigen Seiten, welche dieses Zwiegespräch enthalten, als einen großen Dichter. Noch köstlicher und von dem größten komischen Effekt sind die folgenden Scenen, in denen das böse Weib nach und nach die Magd, den jungen Gesellen, den Mann, und einen Nachbar zuerst mit ihrer bösen Zunge abfertigt, und dann zur Thüre hinausprügelt. — Nicht weniger vortrefflich sind die meisten anderen Fastnachtspiele, doch erlaubt uns der Raum nicht, in das Einzelne einzugehen, wir müssen uns begnügen, einige zu erwähnen, welche besonders hervorragen, wie z. B. „Der groß Eiferer, der sein Weib Beicht höret" (IV, 3, 16), „Der jung Kaufmann Nicola mit seiner Sophia" (III, 3, 40), „Der Teuffel nam ein alt Weib zu der Ehe" (V, 3, 343), „Ein Richter, ein Buler, ein Spieler und ein Trincker" (I, 3, 226), „Der Ketzermeister" (III, 3, 77), neben welchen jedoch auch noch andere alle Aufmerksamkeit verdienen.

Die epischen Dichtungen des wackeren Meisters sind sehr mannigfaltig, aber auch sehr verschieden in ihrem Werth; während viele zu dem Vortrefflichsten gehören, was er gedichtet, sind andere Nichts mehr als unpoetische Reimereien. Zu diesen gehören namentlich mit wenigen Ausnahmen die Erzählungen aus der biblischen und viele aus der Profangeschichte der alten und neuen Zeit. Auch die Darstellungen aus der griechischen Mythologie oder der bretonischen und deutschen Sage erheben sich selten zu dichterischer Höhe. Besser sind ihm die Bearbeitungen von Novellen und Erzählungen aus Chroniken, den Gesten der Römer, aus Apulejus, Boccaccio, Pauli, aus dem Buch der Weisen u. a. Quellen, namentlich älteren deutschen Dichtungen, z. B. dem Edelstein von Ulrich Boner, den er wahrscheinlich aus dem alten Bamberger Druck kannte, gelungen. Manche Legenden sind vortrefflich, dann auch eine Reihe von Fabeln, die er wahrscheinlich nach dem von Steinhöwel verdeutschten Esop dichtete. In allen diesen Stücken ist die Erzählung rasch und lebendig; die Sprache zwar oft hart und selbst rauh, aber voll körniger Kraft und dem Stoff immer angemessen. Am höchsten steht er aber, und zwar nicht bloß im Vergleich zu den bisher erwähnten epischen Stücken, sondern überhaupt, in seinen Schwänken, die in ihrer überwiegenden Mehrheit (und ihre Zahl ist sehr groß) geradezu unübertrefflich genannt werden können. Wie in seinen Fastnachtspielen, aber in noch weit höherem Grade zeigt sich in den Schwänken sein großes Talent, das wirkliche Leben zu schildern, das er mit scharfem Blick auffaßte und in unnachahmlicher Weise poetisch wieder gestaltete. Man wird sich seiner hohen dichterischen Begabung recht bewußt werden, wenn man seine Schwänke mit denen anderer Dichter vergleicht, welche die nämlichen Stoffe behandelt haben, z. B.

mit Hans Folz, der doch gar nicht schlecht erzählt.*) In seinen Schwänken spiegelt sich die ganze Gemüthseigenthümlichkeit des deutschen Volks ab, wodurch sie eine unvergängliche Frische und einen unbesieglichen Reiz erhalten. Diese heitere Laune, dieser schalkhafte Humor, der stets mit liebevoller Gemüthlichkeit verbunden ist, findet sich in solchem Umfang und solcher Kraft bei keinem Volk, ist aber auch von keinem andern Dichter mit solcher Wahrheit dargestellt worden. Es ist uns bei dem beschränkten Raum nicht möglich, die mannigfaltigen Stoffe, die Hans Sachs in seinen Schwänken behandelt, auch nur anzudeuten oder die vortrefflichsten zu bezeichnen (so groß ist ihre Zahl), dagegen müssen wir noch eine Bemerkung beifügen, welche uns zur vollständigen Charakterisierung des Dichters wesentlich erscheint. Es ist bekannt, daß seine Vorgänger in der Schwankdichtung, Hans Rosenblüt und Hans Folz, mit Vorliebe unzüchtige Stoffe behandelt, und daß sie dieselben mit einer oft abschreckenden Rohheit dargestellt haben. Auch Hans Sachs hat zuweilen ähnliche Stoffe gewählt, aber er hat sie, wir möchten sagen, mit einer solchen Keuschheit vorgetragen, daß selbst das Bedenklichste unschuldig erscheint; man bemerkt sogleich, daß er solche Stoffe nicht ihres unzüchtigen Inhalts, sondern wegen des komischen Effekts erzählt, der mit ihnen verbunden ist, so daß der heitere Humor, der das Ganze belebt, das Bedenkliche in vollständiger Weise zurücktreten läßt.

*) Ursprung dreyerley Faindschafft zwischen Pfaffen, Wolff u. Dorrenheck.

Johannes Fischart.

So reich die Reformationszeit an hervorragenden Geistern war, von denen sehr viele nur deshalb nicht zu größerem Ruhme gelangt sind, weil sie, obgleich an sich von nicht gewöhnlichem Talent, von den großen Gestalten der Zeit zurückgedrängt und verdunkelt wurden; so arm ist dagegen die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Schon vor Luthers Tode hatte die reformatorische Kraft abgenommen; es war eine Schwäche eingetreten, welche voraussehen ließ, daß die reformatorische Bewegung ihren Höhepunkt nicht bloß erreicht hatte, sondern daß sie sogar schon im Rückschreiten begriffen war. Es ist natürlich, daß, je mehr die Reformation an Kraft und Leben verlor, die päbstlich-katholische Partei dagegen um desto mehr Kraft und Leben wieder gewann. Zwar hatte auch sie keine großen Männer aufzuweisen, welche fähig gewesen wären, durch die Macht ihres Geistes den verlornen Boden wieder zu gewinnen und dem noch dauernden Einflusse der Reformation siegreich zu widerstehen. Dagegen hatte die Partei an dem Anfangs freilich vorzüglich nur im Geheimen wirkenden Jesuitenorden einen mächtigen Stützpunkt erhalten. Hätte derselbe zur Zeit der Reformation schon bestanden, so würde er ohne Zweifel von derselben, wenn auch nicht vernichtet, doch an äußerer

und innerer Macht wesentlich geschwächt worden sein. Da er aber erst zu einer Zeit erschien, wo sich die Reformation selbst durch innere Zwistigkeiten zu schwächen begann, und der Orden seine eigentlichen Zwecke und Absichten nur allmählich und mit der überlegtesten Klugheit offenbarte, so blieb er von den Protestanten so lange unbeachtet, bis er endlich eine unerschütterliche Macht erlangt hatte, deren Einfluß sich später im dreißigjährigen Krieg in so verderblicher Weise kund gab. Doch schon im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts, schon vierzig Jahre nach der Stiftung des Ordens erkannte ein scharfblickender Geist die große Gefährlichkeit desselben für den Protestantismus, für die deutsche Nationalität, für die Einheit und Macht des Reichs. Es ist dies Johann Fischart, der zugleich auch beinahe der einzige Mann ist, welcher die eben erwähnte Dürre und Armuth im geistigen Leben während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unterbricht, aber leider nicht besiegt, weil die Schwäche des Volkes und die verderbliche Richtung der Gebildeten, namentlich der protestantischen Theologen, so entschieden war, daß sie überhaupt nicht mehr besiegt werden konnte. Wenn daher der Einfluß Fischarts auf seine Zeit und das nachfolgende Geschlecht so gering erscheint, so kann dies das Urtheil über die Größe seines Talents, die Tüchtigkeit seines Wesens, den Werth seiner Leistungen in keiner Weise bestimmen. Man muß es aus diesen selbst schöpfen.

Zwar scheint der Umstand, daß Fischarts wichtigste Schriften meist wiederholt aufgelegt wurden, einige sogar in mehrfachen, schnell auf einander folgenden Ausgaben erschienen, unserer Behauptung, als ob er wenig oder gar keinen Einfluß auf seine Zeitgenossen gehabt habe, zu widersprechen; allein wenn man erwägt, daß er in den

Schriften derselben nicht erwähnt wird*) und auch von den Schriftstellern des 17. Jahrhunderts ihn nur Wenige nennen, aus deren Werken auch nicht sichtbar wird, daß sie ihn gekannt oder gar benutzt hätten**), so muß man jene Behauptung für gerechtfertigt halten und sich die wiederholten Ausgaben seiner Schriften daraus erklären, daß sie zum Theil im gebildeten Mittelstand, zum Theil vielleicht auch im Volke Eingang gefunden hatten. Merkwürdig und auffallend ist es jedenfalls, daß sein Hauptwerk „Gargantua" noch im J. 1631 eine neue Auflage erlebte, d. h. zu einer Zeit, wo die Herrschaft der Opitzischen Poesie schon festbegründet war, welche mit ihrer zahmen Regelmäßigkeit den vollsten Gegensatz zu dem stürmischen, übersprudelnden Fischart bildete.

Bei dieser Theilnahmlosigkeit für den genialen Mann ist es erklärlich, daß wir von den Verhältnissen seines Lebens nur sehr wenig wissen, und daß dieses Wenige zum

---

*) Nur sein Schwager Bernhart Herzog erwähnt ihn vorübergehend in seinem Chronicon Alsatiae (1592) als Verfasser des „Tractätleins von Originibus Argentoratensibus", sagt aber von seinen deutschen Schriften kein Wort. Auch Schadäus, der im „Summum Argentoratensium Templum" (1617) Fischarts Beschreibung des im Münster befindlichen Uhrwerks abdruckt, weiß Nichts von ihm zu berichten.

**) Zu den späteren Schriftstellern, welche Vilmar in seinem vortrefflichen Aufsatz über Fischart (in Ersch und Grubers Encyklopädie) als mit Fischart mehr oder weniger oberflächlich bekannt anführt (Val. Andreä, Zincgref, Andr. Gryphius, Mart. Zeiler, Schottel, Prätorius, Neumeister, Placcius), können wir noch die Verfasser der Dissertatio de osculis und der Theses de Virginibus nennen, welche in den „Facetiae facetiarum" (Helenopoli, 1645) abgedruckt sind, sowie den Vielschreiber Happel, welcher den Gargantua in seinem „Akademischen Roman" benutzte.



Johannes Fischart.



Theil nur auf vorübergehenden Bemerkungen in seinen Schriften beruht. Selbst das Jahr seiner Geburt ist unbekannt; da er aber schon wenigstens im J. 1570 und vielleicht schon früher als Schriftsteller auftritt, so darf man annehmen, daß er vor 1550 geboren worden sein mag. Da er gewiß noch jung war, als er seine ersten schriftstellerischen Versuche veröffentlichte, so wird das Jahr seiner Geburt nicht vor 1540 gesetzt werden können; wahrscheinlich ist es sogar, daß er erst einige Jahre später geboren wurde. Auch sein Geburtsort läßt sich nicht urkundlich nachweisen, doch ist es beinahe gewiß, daß er aus Mainz stammte, da er sich selbst „Mentzer" nennt und von seinen „Mentzerischen Landsleuten" spricht. Wer seine Eltern waren, und ob er sie früh verlor oder nicht, ist gänzlich unbekannt. Für Ersteres scheint der Umstand zu sprechen, daß er die Schule in Worms besuchte; doch da sein dortiger Lehrer, der durch die Uebersetzung des „Grobianus" bekannt gewordene Caspar Scheidt sein Vetter war, so könnte es auch sein, daß ihn seine Eltern aus irgend einem Grunde diesem anvertraut hätten. Von Worms wird er nach vollendeten Schulstudien ohne Zweifel eine Universität besucht haben, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er das nahe Heidelberg wählte, doch ist hierüber keine Andeutung vorhanden. Sicherer ist, daß er seine Studien in Italien und zwar in Siena vollendete, da er es selbst gelegentlich berichtet. Eben so wissen wir aus seinen eigenen Andeutungen, daß er in Flandern, in London und wahrscheinlich auch in Paris war. Er erwähnt diesen Aufenthalt zwar nicht ausdrücklich; aber da er mit der französischen Literatur und den Verhältnissen des französischen Staats sehr genau bekannt war, darf man wohl sogar annehmen, daß er längere Zeit in Frankreich

und namentlich in Paris gelebt haben mag. Auch Deutschland, wenigstens das südwestliche von der Pfalz bis in die Schweiz und von Mainz bis nach Nürnberg und Augsburg, muß er mit beobachtendem Auge durchwandert haben; ja man möchte aus manchen Andeutungen vermuthen, daß er auch im nordöstlichen Deutschland nicht unbekannt gewesen ist; wenigstens wird er die Strecke von Mainz bis nach Flandern durchreist haben.

Am Ende der sechsziger Jahre scheint er sich in Frankfurt aufgehalten zu haben, wo sein „Eulenspiegel" bei Hieronymus Feyrabend und Bernhart Jobin gedruckt wurde. Mit dem letzteren schloß er eine für beide folgenreiche Freundschaft, die dadurch noch enger geknüpft wurde, daß Jobin Fischarts Schwester heirathete.*) Die beiden Freunde zogen wahrscheinlich um 1570 oder wenig später nach Straßburg, wo Jobin eine Druckerei entweder kaufte oder neu begründete, und dieselbe vorzüglich mit dem Drucke der Werke seines Schwagers beschäftigte; denn dieser entwickelte von nun an eine eben so rastlose als bedeutsame Thätigkeit. Von den neunzehn Jahren, welche von 1570 bis zu seinem Tode (1589) verflossen, sind nur drei (1583, 1585 und 1587), in denen er nicht irgend eine Schrift veröffentlicht hätte, und von diesen drei ist nur Eines (1585), welches ganz leer ausging, da in den beiden andern wenigstens neue Ausgaben früherer Werke erschienen, an denen er freilich nur untergeordneten Antheil hatte.

Welche Stellung Fischart in Straßburg einnahm, ist unbekannt. So groß seine schriftstellerische Thätigkeit war, dürfen wir doch vermuthen, daß der geniale Mann nicht seine ganze Zeit damit ausfüllte. Vielleicht praktizirte er

*) Vgl. hierüber eine spätere Bemerkung.

als Anwalt, vielleicht hatte er auch irgend eine Anstellung bei der Stadtregierung. Das Einzige, was wir bestimmt wissen, ist, daß er sich 1576 Doctor der Rechte zu Straßburg nannte, und daß er in den J. 1578—1580 an dem theologischen Streite Theil nahm, der sich zwischen dem als Pädagogen berühmten Johann Sturm einerseits und Johann Peppus andererseits über die Einführung der Concordienformel erhoben hatte. Er stand in diesem Streit, wie die freie Richtung seines Geistes es nicht anders erwarten ließ, auf Seite Sturms gegen Peppus und die lutherischen „Allenthalblingerherren". Vielleicht war dieser Streit auch der Grund, warum er Straßburg verließ. Wenigstens finden wir ihn 1581 als Reichskammergerichtsadvokaten in Speier. Dort heirathete er am 11. November (wahrscheinlich 1582) Anna Elisabeth, Tochter des schon genannten Chronisten Bernhard Herzog, der damals in dieser Stadt lebte. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Sein Aufenthalt in Speier war nicht von langer Dauer; gegen 1583 wurde er Hohenfels=Rixingischer Amtmann zu Forbach, was er jedenfalls noch 1586 war. Ob er bis zu seinem Tode dort verblieb oder seinen Aufenthalt nochmals wechselte, darüber sind uns keine Nachrichten aufbewahrt. Wir möchten beinahe glauben, daß er 1588 wieder in Straßburg war, da er das damals zwischen dieser Reichsstadt und den beiden Schweizer Städten Zürich und Bern abgeschlossene Bündniß in einer besonderen Schrift auf eine Weise verherrlichte, daß eine persönliche Theilnahme an der Feier beinahe vorauszusetzen ist. In demselben Jahre gab er auch seine Umarbeitung des alten Gedichts vom Ritter von Staufenberg heraus. Ließe sich aus der Vergleichung seiner Bearbeitung und des Druckes darthun, daß er nicht diesen, sondern die

in Straßburg aufbewahrte Handschrift des Gedichts benutzt habe, so wäre dies ein weiterer Beweis, daß er damals in Straßburg gelebt habe, da ihm die Handschrift kaum an einen entfernten Ort geschickt worden wäre.

Wahrscheinlich ist Fischart im Winter 1589 gestorben; wenigstens ist dies von gleichzeitiger aber unbekannter Hand auf dem Titel eines seiner Werke bemerkt (mortuo aus 1589 in hieme). Wenn diese Notiz aber auch nicht richtig sein sollte (doch liegt kein Grund vor, ihre Richtigkeit zu bezweifeln), so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß er nicht viel später gestorben ist, da es auf dem Titel der zu Ostern 1591 erschienenen zweiten Ausgabe seines „Ehezuchtbüchleins" ausdrücklich heißt: „Durch Weiland den Ehrnvesten Hochgelahrten Herrn Johann Fischarten genant Mentzer der Rechten Doctore seligen auß Griechischen vnd anderen Sprachen verteutscht."

Fischart eröffnete seine schriftstellerische Laufbahn mit dem „Eulenspiegel Reimensweiß" und dem „Nacht Rab oder Nebelkräh'". Es ist zwar möglich, ja sogar nicht unwahrscheinlich, daß er vorher schon irgend eines seiner bekannten oder unbekannten zahlreichen Flugblätter herausgegeben hatte; ein größeres Werk ist aber jedenfalls vor jenen beiden von ihm nicht veröffentlicht worden. Diese, welche ohne Zweifel bald nach einander erschienen, bezeichnen schon seine eigenthümliche Richtung, sowie die beiden Seiten, welche er in dieser entwickelte. In beiden tritt nämlich schon das humoristisch-sathrische Element hervor, welches den wesentlichsten Charakterzug der Fischartschen Werke in Versen und Prosa bildet; durch den „Eulenspiegel" wird die allgemeine, durch den „Nachtraben" die spezielle, gegen den Katholizismus, seine Anhänger und Vertheidiger gerichtete Sathre eingeleitet. Eine dritte Seite

seiner Schriftstellerei, die politisch-nationale, hängt mit der Bekämpfung des Pabstthums zusammen und ist eine nothwendige Folge und Ergänzung derselben, da Fischart mit seinem praktisch tiefen Blick, den wir oft werden bewundern können, recht wohl einsah, daß der wachsende Einfluß des Pabstthums nicht blos dem Protestantismus, sondern auch der Einheit und Kraft des Reiches verderblich sei.

Der „Eulenspiegel Reimensweiß. Eine newe Beschreibung vnd Legendt deß Kurtzweiligen Lebens, vnd seltzamen Thaten Thyll Eulenspiegels, mit schönen neuwen Figuren bezieret, vnd nu zum ersten in artige Reimen durch J. F. G. M. gebracht, nutzlich vnd lustig zu lesen. Frankfurt" (O. J.), ist in der That nichts weiter als eine gereimte Wiederholung dessen, was im prosaischen Volksbuche steht, und in so fern würde das Buch unsere Aufmerksamkeit wenig oder gar nicht auf sich ziehen, insbesondere da die Verse, wie auch in seinen andern gleichzeitigen oder bald darauf erschienenen Gedichten, unbeholfen, holprig und breit sind, wenn er sich nicht in der Vorrede über den Zweck, den er bei der Bearbeitung des Volksbuchs hatte, in höchst bedeutender und charakteristischer Weise ausspräche. Es ist angenehmer, sagt er, ermahnt zu werden, schertzlich als schmertzlich, schimpflich denn stimpflich, gecklich denn schrecklich, wörtlich denn mördlich, und er wolle schimpflich Gutes lehren, um dem Bösen glimpflich zu wehren." Eulenspiegels Possen seien zwar oft allzuderb und grob, sie seien aber doch besser als Boccazische Schandbarkeit und unziemliche Buhlerei. Er ziehe die deutsche Rohheit der welschen Lüsternheit vor, weil jene von Kraft, diese von Abschwächung zeuge, weil aus jener noch alles Gute, aus dieser nur Schmähliches hervorgehen könne. So sehen wir auch hier das nationale Element in Fischarts Charakter,

wir sehen, daß er, selbst eine volksthümliche Natur, zunächst auf dem Volksthümlichen fußen, das Fremde abstoßen wollte. Und diesen Charakter hat er fortwährend bewahrt; denn wenn er auch später nach fremden Vorbildern arbeitete, so hat er deren nationale Eigenthümlichkeit so ganz verwischt, ihre Sprache und selbst ihre Gedanken so ganz verdeutscht, daß das Fremdartige bis auf die letzte Spur verschwand und das ursprünglich entlehnte Werk in Inhalt und Form einen vollständig deutschen Charakter annahm.

Auf dem Titel des „Eulenspiegels" stehen die Anfangsbuchstaben seines Namens J. F. G. M., d. h. Johann Fischart, Genannt Mentzer und er ließ auch später kaum irgend Etwas drucken, worin er sich nicht auf irgend eine Weise bezeichnet hätte. Freilich erscheint sein Name, während er lebte, nur in den „Eikones" J. Fischart G. Mentzer und in der „Dämonomanie" Johann Fischart; in den „Effigies" nennt er sich J. Fischart, G. M., in der „Onomastica" J. Fischart D (ictus) Mentzer. Vielmehr liebte er es aber, sich unter den mannigfaltigsten Bezeichnungen ganz oder zum Theil zu verbergen, und auch in diesen tritt die heitere Laune oder der Witz des Satyrikers so charakteristisch hervor, daß eine Verzeichnung derselben nicht überflüssig, ja vielmehr nothwendig erscheint.

Die Anfangsbuchstuben J. F. G. M. finden sich außer im „Eulenspiegel" auch noch im „Barfüsser Kutten und Sektenstreit", „Ismenius", „Biblische Historien", „Gesangbüchlein", „Anmanung", „Disputatio", „Ehezuchtbüchlein", „Landlust", „Stauffenberg"; umgekehrt: M. G. F. J. sind diese Buchstaben in der „Praktik". Im „Fürstenspiegel" zeichnet er sich D (octor) J. F. G. M. Bloß mit J. F. und J. F. M. bezeichnet er sich in den „Eikones": da-

gegen etwas erkenntlicher mit J. F. Mentzer im „Dominicus" und mit J. F. G. Mentzer im „Lob der Lauten". Bloß Mentzer nennt er sich im „Bienenkorb" und Mögeintzer im „Gargantua". Aus den Anfangsbuchstaben bildet er den Namen Jfgem in der „Audientz"; oder er wählt Namen, die mit diesen Buchstaben anlauten: Joh. Frid. Guicciard Moguntinus im „Bienenkorb", Johan Fridrich Gwischart und J. Fr. Molanus ebendaselbst; J. Friedrich Manatzer im „Catalogus". Zweimal bildet er aus seinem Namen einen neuen durch Umkehrung oder Versetzung der Buchstaben; so nennt er sich Hartfisch im „Gargantua" (durch einen Druckfehler steht Harfisch in der Ausgabe von 1582; in der von 1590 ist der Fehler verbessert) und J. Noha Trauschiff von Trübuchen (d. h. Straßburg) oder abgekürzt J. No. Trau. V. Trů; J. N. Trau v. Trů, und J. N. T. V. T. im „Bůndnuß". So verkehrt er auch den Beinamen Mentzer in „Retznem" im „Nachtraben", in der „Praktik", im „Flohhatz" und „Trostbüchlein". Uebersetzt erscheint sein Name als Huldrich Elloposkleros im „Gargantua", „Flohhatz" und „Trostbüchlein". Mit Rücksicht auf den beißenden Inhalt des „Bienenkorbs" verwandelte er seinen Namen in Huldrich Wischhart, welchem er an anderen Orten die mildere Form Wisart gab; und so nennt er sich schon im „Bienenkorb" Donatus Wisart, im „Reveille-Matin" und in den „Sonetten" Huldrich Wisart, im „Gargantua" einfach Wisart. Diesen Namen bildete er in der „Armada" franzősierend in „Bap." (d. h. [Johannes] Baptista) Guisart um, dessen Anfangsbuchstaben er mit einem Zusatze im „Badstüblein" wiederholte: B. G. Mercurianus. Mit diesen stehen die schon genannten Guicciard und Gwischart in Verbindung;

eben so der Namen D. Wickartus de Moguntiaco im „Noe". Nicht weniger bezeichnend ist der Name Jesuvalt Pickhart im „Jesuiterhütlein" und Pickart in der „Geistlosen Mül" und im „Brotkorb", welchen Namen er jedoch im „Bienenkorb" selbst dahin erklärt, daß er sich nach den Picarden, d. h. Waldensern, so genannt habe. Einen weiteren Namen bildete er dadurch, daß er die Sylben mehrerer anderer durcheinander warf Artwisus von Fischmentzweiler im „Catalogus". Den Namen Mentzer in bezeichnender Weise ändernd, nennt er sich Ulrich Mansehr von Treubach im „Glückhaften Schiff" und mit Rücksicht auf seinen Gegner Joh. Nas gebraucht er im „Bienenkorb" den Namen Nasenfischer zu Grubsarts. Außerdem finden sich noch die Namen Donatus Gotwisus in „Fides Jesu Christi", Ulysses Odyssäus im „Trostbüchlein", Alonicus Meliphron teutofrancus im „Bannstrahl", H. Engelprecht Mörewinder von Fredewart auß Seeland in der „Armada", Georg Goldrich Saltzwasser von Badborn im „Badstüblein", Halcyonius Windstill im „Discours", Huldrich Christ zu Gotstatt bey Bethauen im „Creutzgang" und endlich H. Winhold Würstblut, Schwinhold Saublut, Weinhold Weinblut und Winhold Reinblut in der „Praktik".

Endlich liebt Fischart sich in Sprüchen und Motto's zugleich zu verstecken und zu erkennen zu geben, indem er die einzelnen Wörter derselben mit den vier Anfangsbuchstaben seines Namens beginnt: Im Fischen Gilts Mischen im „Gargantua"; Jhrer Fürstlichen Gnaden Mutwilliger und In Freuden Gedenck Mein ebendaselbst; In Forchten gehts Mittel im „Fürstenspiegel", Jove Fovente Gignitur Minerva

in den „Eikones"; **Immundi Fimus Gratia Mundi** in der „Dämonomanie"; **Invento Filio Gaudemus Messia** ebendaselbst.

Seinen Kampf gegen den Jesuitismus begann er mit dem gereimten „Nacht Rab oder Nebelkräh'. Von dem vbraus Jesuwidrischen Geistlosen schreiben des Hans Jacobs Geckels, der sich nennet Rab? Darinnen daneben von der Jesu wider Nachtrabischem Wesen und stand. M.D.LXX." Es ist dieses Gedicht zunächst gegen den Ulmer Jacob Rabe gerichtet, der zum Katholizismus übergetreten, nach Ingolstadt, dem damaligen Mittelpunkt des Jesuitismus in Deutschland, gezogen, Mitglied des Ordens geworden war, und in dessen Interesse er eine Schrift von des Bischofs Stande geschrieben hatte; allein er würde ihn, da er ihn im Innersten seines Herzens verachtete, gewiß nicht der Beachtung werth gehalten haben, wenn er ihm nicht erwünschten Anlaß gegeben hätte, in ihm und durch ihn den Jesuitenorden zu schildern. Alle Vögel, dies ist die Einkleidung des mit immer steigernder Schärfe abgefaßten Gedichts, werden herbeigerufen, um über Rab Gericht zu halten. Von der einzelnen Person geht der Dichter sodann auf das Allgemeine, Interessantere über: er erzählt die Geschichte des Jesuitenordens und seiner allmählichen Verbreitung, die er nur der List, den Ränken und dem Betrug zu verdanken habe; er schildert namentlich den unheilvollen Einfluß, den die Jesuiten in Staat und Kirche auf die Erziehung ausgeübt haben, seitdem sie sich als Wölfe in Schafspelzen als Prediger, Beichtväter und Lehrer der Fürsten eingeschlichen, den öffentlichen Unterricht an sich gezogen und sich sogar über die Weltgeistlichen eine Art Oberherrschaft angemaßt hätten, was sie durch die gemeinste Heuchelei und das giftigste Intriguenspiel erreicht hätten.

— Als Gedicht hat der „Nachtrab" keinen großen Werth, weil der Dichter sich von seiner Leidenschaft zu sehr hinreißen läßt, die ihm nicht erlaubt, den Gegenstand, welchen er zu persönlich auffaßt, mit der nöthigen poetischen Freiheit zu behandeln. Sieht man jedoch davon ab, so wird man in demselben ein tiefes Verständniß der Verhältnisse nicht verkennen und den sichern Blick des damals noch ziemlich jungen Dichters bewundern.

Ein würdigerer Gegner als der Jesuit Rabe war der Franziscaner Johann Nas (Naß, Nasus), der, ursprünglich ein Schneider, als solcher im Barfüßerkloster zu München arbeitete, dessen nicht gewöhnliches Talent vielleicht im Umgange mit den Mönchen geweckt wurde und der die Nadel mit der Theologie vertauschte. Er trat in den Orden und wurde nach vollendeten Studien wahrscheinlich Professor an der Hochschule zu Ingolstadt. Dort wurden wenigstens seine zahlreichen Schriften gedruckt, die meist gegen den Protestantismus und dessen Anhänger gerichtet waren, und unter welchen namentlich die „Sechs Centurien Evangelischer Wahrheiten" den Zorn Fischarts erregten. Nas hatte nämlich unter Anderem die Protestanten deshalb lächerlich zu machen gesucht, daß sie in so viele Parteien zerfielen, die sich gegenseitig auf das Bitterste bekämpften, was allerdings nicht bestritten werden konnte, aber, wie Fischart später trefflich auseinander setzte, kein Beweis ist, daß der Protestantismus überhaupt auf Irrthum beruhe. Gegen diese Beschuldigung ließ Fischart wahrscheinlich bald nacheinander zwei Gedichte erscheinen, dessen Erstes: „Der Barfüsser Secten- und Kuttenstreit" er mehrmals bearbeitete. Was er mit diesem Gedichte beabsichtigte, giebt schon der Zusatz auf dem Titel an: „Sihe wie der arm Sanct Franciscus vnd sein Regel, oder Euangelium, Von seinen eigenen Rottge-

sellen, den Barfüssern und Franciscanern, durch jre secten selber gemarttert, zerrissen, zerbissen, zertrennt, geschändt, anatomiert, zerstückt, zerketzert, beraubt, geplündert vnd zu schanden gemacht würt. Darauß nun wol zu verstehen die Päpstlich Mönchisch einigkeit, die sie also rümen heut: Dem F(rater) J(ohann) N(as) vnd seiner Anatomy zu lieb durch J. M. F. G." Das Gedicht bildet die Erklärung eines demselben beigefügten Holzschnittes, es gehört somit zu der sogenannten „Gemälpoesie", die damals so beliebt war, und von der auch Fischart häufig Gebrauch machte. Der Holzschnitt stellt nämlich den heiligen Franciscus dar, der „von seinen eigenen Rottgesellen gemartert und zerrissen wird." Mönche von den verschiedenen Orden, welche die Regel des heiligen Franciscus befolgen, fallen über ihn her, und reißen ihm die Kleidungsstücke u. s. w. ab, welche sie entweder gar nicht oder in anderer Weise tragen, oder sie ziehen ihm solche an, die er nicht hat. So reißt ihm ein Kapuziner, der das einzige Heil in der spitzigen Kapuze erblickt, seine niedrige Kappe ab, ein Pauliner zerrt an seiner braunen Kutte, weil er überzeugt ist, daß eine graue zur Seligkeit gehört u. s. w. Man müßte die ganze Geschichte der zahllosen und einfältigen Streitigkeiten der verschiedenen Orden erzählen, welche den heiligen Franz von Assisi mittelbar oder unmittelbar als ihren Stifter verehren, wenn man den Holzschnitt erklären und den Inhalt des Gedichts angeben wollte. Das Mitgetheilte genügt indessen, um die Bedeutung des einen oder des andern zu vergegenwärtigen. Fischart wollte nämlich durch Beides zur Anschauung bringen, daß die Katholiken keinen Grund hätten, die Protestanten wegen ihrer Sekten zu verspotten, da dergleichen auch bei ihnen zu finden seien und zwar da, wo man sie am wenigsten finden sollte, im Schooße der

Mönchsorden, deren Regel Gehorsam und Demuth verlange.

Das zweite gegen Nas gerichtete Gedicht: „Von S. Dominici, des Predigermünchs, vnd S. Francisci Barfüssers artlichem Leben vnd grossen Greweln, dem grawen Bettelmünch, F. J. Nasen zu Ingolstatt dedicirt, Gestelt aus liebe der warheit von J. F. Mentzern" (o. O. 1571), mit dem Motto: „Sie haben Nasen vnd riechen nichts", behauptet im Ganzen einen poetisch freieren Standpunkt als der „Kuttenstreit"; dagegen ist die Sprache noch nicht zu der Ausbildung gekommen, die schon in den nächsten Dichtungen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit erscheint. Er stellt darin den Ursprung des Zwiespalts zwischen den Dominicanern und Franciscanern dar, den er auf die beiden Stifter der beiden Orden zurückführt, und wobei er einige Züge aus den Legenden mit großem Geschicke benutzt. Dominicus, berichtet er, habe einst den schwächlichen Franciscus über einen Fluß getragen; mitten in demselben habe er diesen gefragt, ob er Geld bei sich habe, und da Franciscus es bejahte, habe ihn Dominicus ins Wasser fallen lassen, weil er kein Geld bei sich tragen dürfe. Dies sei der Grund der Feindschaft zwischen den beiden Orden, die seitdem fortdauere. Aber auch die einzelnen Sekten derselben, heißt es weiter, befehden sich auf das Bitterste und zwar aus den unsinnigsten Gründen, wegen der Kapuze, der Schuhe u. s. w. Nachdem er das Mönchs- und Klosterleben in seiner ganzen Erbärmlichkeit geschildert und die Schilderung damit geschlossen, daß bei den Mönchen nur Lüge und Heuchelei zu finden sei, wendet er sich wieder gegen Nas, der in seinen „Menturien" behauptet habe, daß Luthers des Teufels Eigenthum sei, da er ja selbst berichte, daß er viele Anfechtungen vom Teufel zu erdulden

gehabt. Wenn dieser Schluß richtig sei, sagt Fischart, so müsse auch Dominicus des Teufels sein, da auch dieser mit ihm zu schaffen gehabt habe. Und nun erzählt er die Lebensgeschichte des Heiligen, wobei er, wie am Anfang, die heilige Katharina anruft. Daß der Dichter vorzüglich bei den Wundergeschichten 2c. verweilt, welche die Legende von dem Heiligen berichtet und unter diesen vorzüglich diejenigen auswählt, die an sich entweder bedeutungslos oder lächerlich sind, liegt natürlich im Zwecke des Gedichts. Wir wollen nur einige herausheben, aus denen die witzige Verspottung der Legende am meisten ersichtlich ist. Einst, heißt es, fuhr Dominicus aus Spanien, seinem Vaterland, nach Italien. Nachdem er einen gefahrvollen Sturm glücklich überstanden, weshalb er seitdem von den Schiffern in Gefahren angerufen wird, stieg er ans Land, ward aber bald darauf von heftigem Regen überfallen, der ihn in einem Dorf zu bleiben zwang, wo ihn die Hunde beinahe zerrissen hätten. Dort hatte er einen Traum, wie Christus die Welt verderben wollte, es aber auf Marias Bitten unterließ, weil Dominicus und Franciscus die Menschen bekehren würden. Obgleich der Regen am andern Tag immer noch fortdauerte, reiste er doch weiter, und er konnte auch seinen Weg ganz bequem und trocken fortsetzen, da auf sein Gebet der Regen drei Ellen vor und drei Ellen hinter ihm aufhörte. Bald darauf bekam er einen Reisegefährten, Namens Berchtram, der sich auch des Ordens befliß. Nach einiger Zeit trafen sie auf deutsche Pilgrime, mit denen sie zwar essen und trinken, aber nicht sprechen konnten, weil sie deren Sprache nicht verstanden. Das ärgerte den Heiligen gar sehr; um dem Uebelstande ein Ende zu machen, warf er sich nebst seinem Gesellen Berchtram auf die Knie, und Beide baten Gott inbrünstig, er möge ihnen das Verständ-

niß der fremden Sprache eröffnen. „Da konnten sie kaum beten aus, Da wischt die deutsch Sprach gleich heraus." Darauf kamen die beiden Wanderer zu einem Kloster, dessen Thor jedoch verschlossen war, weil die Mönche in der Kirche beim Gottesdienst versammelt waren. Um ihre Andacht nicht zu stören, griff der heil. Dominicus zum erprobten Mittel; er fiel auf die Knie, betete — und flugs war er mitten im Kloster. Weil er lange Nichts gegessen hatte und sehr hungrig war, bat er den Schaffner um Essen; dieser sagte aber, es seien nur noch zwei Brode im ganzen Kloster und der Leute, die davon gespeist werden sollten, sei eine zu große Zahl, als daß auch nur ein Bissen davon abgetreten werden könne. Das war für den Heiligen ein kleines Hinderniß; er befahl, die Brode zu zerschneiden, segnete die Stücke und ließ sie zu den Mönchen tragen, die sich nicht nur daran satt aßen, sondern noch viel übrig ließen. So zauberte er auch einst Wein aus einem leeren Faß, welches man noch heute zeigt. Daher sind später Weinreben aus seinem Grabe emporgewachsen. — Ehe er nach Rom kam, erschienen ihm St. Paul und St. Peter und gaben ihm ein Buch und einen Stock, die Hunde damit zu vertreiben, was aber in der That bedeutete, daß er die Ketzer richten und vernichten solle. Der Pabst wollte Anfangs den von dem Heiligen gestifteten Orden nicht bestätigen; aber da er eines Nachts träumte, die Kirche zu St. Lateran habe zusammenstürzen wollen, sei aber von Dominicus noch rechtzeitig festgehalten worden, erkannte er die Heiligkeit des Mannes und erfüllte dessen Wünsche. Bald bekam dieser großen Zulauf. Unter den gewonnenen Anhängern war ein gewisser Prälat Riwald, den er unter Allen am liebsten gewann. Da dieser über die künftige Tracht des Ordens nachdachte und nichts Vernünftiges oder

Passendes erfinden konnte, erfüllte ihn dies mit so großem Schmerz, daß er darüber krank wurde. Da betete Dominicus so inbrünstig für den Freund, daß Maria von dem Himmel herabeilte und den Kranken salbte, in Folge dessen er sogleich wieder gesund wurde. Um jedem möglichen Rückfall zuvorzukommen, ließ sie zwei Kappen zurück, die den Beiden wie angegossen paßten. „Fürwar," ruft der Dichter aus, „solch Laurenwerk vnd gspöt, Macht, daß ich was hefftiger redt. Denn wer kann solch Gottslästerung Vertragen on verantwortung?" Hierauf berichtet er von den Teufelaustreibungen der Heiligen und anderen ähnlichen Dingen. Einst ward er in den Himmel verzückt; da er aber keine Dominicaner erblickte, wurde er sehr traurig. Da erbarmte sich Christus seiner; er rief die heilige Jungfrau herbei, die auf seinen Befehl ihren Mantel aus einander schlug — und siehe, der stak ganz voll Dominicaner. — Der Teufel hatte großen Respekt vor dem heiligen Dominicus; so mußte er ihm einst das Licht halten, bis ihm die Klauen verbrannten. Es ist dies ein Beweis, sagt der Dichter, wie gern der Teufel mit den Mönchen zu thun hat, wie denn in den Klöstern ein wahrhaft teuflisches Leben geführt wird. Zum Schluß werden noch einige Wundergeschichten mitgetheilt, die Dominicus bei und nach seinem Tode verrichtet, wobei der Dichter auf die Lügenhaftigkeit und Abgötterei zu sprechen kommt. So ergötzlich die Geschichtchen sind, welche Fischart erzählt, so verliert das Gedicht doch unendlich viel dadurch, daß das Einzelne zu breit ausgesponnen und daß die Sprache an Derbheit oft alles Maß überschreitet, was namentlich der Fall ist, wenn er, was oft geschieht, auf Bruder Nas und dessen Bücher zu sprechen kommt.

Die bisher genannten Dichtungen Fischarts unterschei-

den sich in der Form, im Versbau und Gebrauch des Reims, sowie in der Sprache wenig von den Reimen seiner Zeitgenossen; ganz anders verhält es sich schon mit einer kleineren, welche er unter dem Titel: „Ein Artliches Lob der Lauten", kurze Zeit nach jenen veröffentlichte.*) Wenn sie auch in allen den erwähnten Beziehungen seinen späteren größeren und kleineren Dichtungen nicht gleichkommt, so treten doch die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge, durch welche sich seine Verse vor denen der gleichzeitigen Dichter so wesentlich unterscheiden, schon in erkennbarer Weise hervor. Noch wichtiger ist das Gedicht aber durch seinen Inhalt, seine Haltung und Stimmung. Wir erkennen, daß der Dichter auch höherer und sanfterer Gefühle fähig ist, woraus wir den Schluß ziehen dürfen, daß seine Satyre nicht aus zanksüchtigem, mißgünstigem Herzen, sondern aus einem tiefen Gefühl für das Wahre und Schöne erwachsen ist. Das „Lob der Lauten" zeigt uns Fischart als einen Freund und Kenner der Musik, deren glückliche Wirkung auf das menschliche Gemüth er mit Liebe und Innigkeit schildert. Seinen feinen Sinn beweist er dadurch, daß er die sanfte Laute dem tobenden Instrumentenlärm vorzieht, wie denn beinahe das ganze Gedicht diesen Gegensatz behandelt.

Das Jahr 1572 macht auch dadurch einen bedeutsamen Abschnitt in Fischarts schriftstellerischer Thätigkeit, daß er seine erste in Prosa verfaßte Schrift: „Aller Praktik Großmutter" herausgab. Zwar ist dieselbe in dieser ersten Ausgabe noch sehr weit von dem entfernt, was sie später wurde, sowohl in Bezug auf den Umfang — die

*) Es ist gedruckt in einer Sammlung „Schöne Lautenstück", welche 1572 bei Jobin erschien.

erste Ausgabe beträgt nicht einmal den sechsten Theil der nachfolgenden — als auch auf den Inhalt und die Haltung, die noch wenig von dem Witze und der muthwilligen Heiterkeit zeigt, die das Werk in der späteren Bearbeitung belebt. Diese erschien zwei Jahre später in drei verschiedenen, jedoch von einander nicht abweichenden Drucken unter dem Titel: „Aller Praktik Großmuter. Die dickgeprockte Btrugdicke Procdic, oder Pruchenstikaz, Lastafel, Baurenregel oder Wetterbüchlin, auff alle Jar vnd Land gerechnet vnd gericht: durch den Volbeschreiten Mäusstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristophans Nebelstatt: Des Herrn Pantagruel zu Landegreuel Obersten Löffelreformirer, Erb vnd Erztränck, vnd Mundphysikus. Itzund alles auffs neue zu lib den zrillengirigen zeitbetrigern: verstockten hirnbedäubten maulhänkolischen naturzwängern: ergenzt vnd besprenzt. Ein frisch räs, kurzweilig geläs, als wen man haberstro äs." (Holzschnitt) M.D.L.XXIIII. Es kann kein Zweifel sein, daß Fischart darin zunächst die Pantagrueline Prognostication des Rabelais nachahmte, was schon daraus zu ersehen ist, daß er den Namen entlehnte, den der französische Satyriker seinem Werkchen vorgesetzt hatte (er nennt sich auf dem Titel Maistre Alcofribas Architriclin du dit Pantagruel), und wahrscheinlich ist die erste Ausgabe, die wir nicht kennen, nur eine freie Uebersetzung der Prognostication. Aber auch die zweite ist nicht ganz Fischarts Eigenthum; er hat nämlich, was Gödeke entdeckt hat,*) in derselben seines Gegners Nas „Practica practicarum" (o. O. 1567 u. 1572) benutzt und an vielen Stellen sogar wörtlich abgeschrieben, freilich ohne daß er wußte, daß der verhaßte Franziskaner der Verfasser derselben sei, denn sonst

*) Gengenbach, herausg. von Gödeke, S. 415 ff. u. 526. f.

würde er sich vielleicht gehütet haben, wie Gödeke richtig bemerkt, den Gegner in einer so unbefangenen Weise zu plündern, wie es in der Praktik geschieht. Nichts desto weniger hat Fischart der Schrift den Stempel seines Geistes aufgedrückt und wenn auch den Stellen, welche er aus Nas abgeschrieben, Witz und Heiterkeit nicht abgesprochen werden kann*), so sind sie doch von der übersprudelnden Laune und der Sprachgewalt Fischarts weit entfernt, der übrigens das Erborgte so geschickt in seine eigene Arbeit zu verflechten wußte, daß es wie sein Eigenthum erscheint.

Die „Praktik" ist, wie der Titel schon erkennen läßt, eine Satyre auf die damals so allgemein geübte und geglaubte Wahrsagerei, besonders auf die Wetter- und andere Prophezeihungen, welche den Kalendern in noch größerem Maße beigegeben wurden, als es noch jetzt geschieht. Noch deutlicher wird es aus der zwar mit der ihm eigenthümlichen Laune, aber zugleich mit Ernst geschriebenen „Vorred, zum Theil Warred", in welcher er die „unzählige, Sternamhimmlige und Sandammörige Mißbräuch der Astrologie, des Prognosticirens, Praktikschreibens und Kalendermachens" aufzählt und die Gottlosigkeit solchen Treibens geißelt, das „den würdigern, nach Gott gebildeten Menschen zu einem Sclaven leibeignet."

Sein Spott beruht meist darauf, daß er den abgeschmack-

*) Flögel, Kom. Lit. 3, 369. Gervinus 3, 145 u. Gödeke a. a. O. S. 627 führen die Prognostica an, welche J. Heinrichmann aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzte, und Gödeke fügt bei, daß Rabelais und Nas auf Heinrichmann beruben, was übrigens Fischart selbst in der Vorrede andeutet, wenn er sagt „diß Gestirnräbtersch und Praktischprocken sey am ersten auß der Magisnostrischen Universität zu Löven außgeflogen, anno 1507, wie es dann schon das schön Latein verrath." Das deutsche Original scheint er somit nicht gekannt zu haben.

ten Prophezeihungen, welche in den damaligen Kalendern und Praktiken zu lesen waren, die unzweifelhaftesten Wahrheiten entgegensetzt, z. B. daß alle Kinder, die in diesem Jahre geboren werden, „vnberopfft, fadenbloß vnd Mutternackend auff Erden kommen vnd ehe schreyen, als lachen“, daß „der gemein Mann im Herbst den besten Most am liebsten trinken, daß jedoch allzeit des Wassers mehr sein werde denn Wein“, und dergleichen mehr. Aber an diese Witze reiht er bei jeder Gelegenheit satyrische Bemerkungen, über Leben, Sitten, Gebräuche, Regierungen, besonders über die Mönche und Klöster an. Die Sprache und Darstellung erscheint schon ganz in ihrem eigenthümlichen Gepräge: Jeder Gedanke erweckt hundert neue in ihm, die selbst wiederum andere hervorrufen, so daß man wie von einem Sturmwind fortgerissen wird und kaum zur Ueberlegung kommen kann. Wenn man sich aber nicht fortreißen läßt und alles Einzelne scharf ins Auge faßt, erstaunt man über die Menge von scharfsinnigen Bemerkungen, witzigen Einfällen, schalkhaften Anspielungen, über die Unzahl von Thatsachen, die er mittheilt, über die Masse der vielseitigsten und speziellsten Kenntnisse, die er an den Tag legt. So könnte man zum Beispiel aus dem Abschnitt: „Vom Stand etlicher Nationen, Land vnd Stätt“ ein interessantes Gemälde der damals bekannten Welt entwerfen, das reichen Stoff zu einer Statistik, Handelsgeographie u. s. w. liefern würde.

Im Jahre 1572 endlich übersetzte Fischart das sechste Buch des damals hochberühmten Romans „Amadis“ (Frankf.); leider ist uns das Buch nicht zugänglich, so daß wir über die gewiß interessante gereimte „Vorbereitung in den Amadis“ Nichts berichten können. Vielleicht hatte er auch Antheil an der Uebersetzung des Romans „Isme-

nius", die im Jahre 1573 erschien; jedenfalls ist die gereimte „Anweisung vnd vorbericht in Lesung der lieblichen Histori u. s. w." von ihm, welche wir ebenfalls nicht kennen.

Fischart schrieb seine Satyren, welche gegen allgemeine menschliche Thorheiten und Gebrechen gerichtet waren, in Prosa, wie wir schon an der „Praktik" gesehen haben; diejenigen dagegen, in denen er entweder einzelne Persönlichkeiten oder Erscheinungen seiner Zeit geißelte, schrieb er in Versen. Davon scheint die „Flöh Hatz" eine Ausnahme zu machen, die in dem nämlichen Jahre 1573 erschien; allein es scheint auch nur so. Dieselbe ist nämlich keine eigentliche Satyre, sondern eine Art episches Gedicht, das nicht aus der Reflexion hervorgegangen ist, wie es zunächst bei den Satyren der Fall ist, sondern vielmehr als Erzeugniß der frei waltenden Phantasie erscheint, und in seinen wesentlichsten Theilen dem Thierepos nahe steht. Somit mußte ihn der Inhalt wie die ganze Anlage und Entwicklung zur Darstellung in gebundner Rede führen. Die erste Auflage des Gedichts, die nur noch in sehr wenigen Exemplaren vorhanden zu sein scheint, ist uns unbekannt; aus der Beschreibung derselben, welche ein Ungenannter in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1856. No. 41. S. 761) davon gibt, läßt sich aber entnehmen, daß auch diese Schrift in ihrer ersten Gestalt einen viel geringeren Umfang hatte, als in den späteren von 1577 und 1578, welche beinahe wörtlich übereinstimmen. Dagegen scheint sich die erste Bearbeitung in Anlage und Ausführung im Ganzen von der nachfolgenden nicht zu unterscheiden. Das Gedicht hat in der Ausgabe von 1577 und in den nachfolgenden folgenden Titel: „Flöh Haz, Weiber Traz, der wunder vnrichtige vnd spotwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern. Ain Neu geläs, auff das vberkurzweiligst zu belachen, wa anders die Flöh

mit stechen eim die kurzweil nicht lang machen. Durch Hultrich Elloposkleron, auff ein newes abgestosen vnd behobelt (Holzschnitt, darunter 11 Verszeilen) 1.5.77." Wir haben gesagt, die „Flöhhatz" sei eine Art episches Gedicht. Allerdings hat es die Form eines solchen nicht, da es nicht aus einer zusammenhängenden mit künstlerischem Bewußtsein angeordneten Erzählung besteht, allein da der wesentliche Inhalt doch auf der Darstellung von Begebenheiten beruht, so nähert sie sich dem Epos mehr als jeder andern Dichtungsart. Sie besteht, das gereimte Vorwort ungerechnet, aus zwei Theilen. Im ersten: „Erneuerte Flohklag wider der Weiber Plag" wendet sich der Floh an Jupiter, den er um seinen Schutz gegen die Verfolgungen der Weiber bittet. Die Mücke hört das Jammern des Flohs, wird davon gerührt, sie sucht ihn zu trösten und nun entspinnt sich ein Gespräch zwischen den Beiden, in welchem der Dichter eine Fülle von Sentenzen und Sprichwörtern entfaltet und das er zudem dazu benutzt, eine Reihe von Abenteuern zu erzählen, welche dem Floh und dessen Sohn begegnet sind. Diese sind vortrefflich erfunden und eben so vortrefflich erzählt. Da ist Alles voll Leben und Bewegung; Alles ist von der muthwilligsten Laune beseelt, die manchmal bis zur Ausgelassenheit geht, aber keineswegs in Cynismus verfällt, wie manchmal behauptet wurde. Fischarts Unerschöpflichkeit zeigt sich schon in den Namen, die er den Flöhen giebt, und in deren Erfindung er, wie schon Gervinus bemerkt, ungleich feiner ist als Rollenhagen in seinen onomapoeischen Froschnamen. Es kommen nicht weniger als sechs und sechszig Flohnamen vor, die alle ohne Ausnahme höchst bezeichnend und zugleich von der größten komischen Wirkung sind, wie z. B. Senfimhemd, Nimmerru, Pfezzelind, Hindenpick, Schleichinstal, Zwickst, Leistapp,

Portif, Pulsfüler, Springinsröckel, Zopffstech, Mausambauch, u. s. w. Im zweiten Theil trägt der Dichter als von Jupiter bestellter Flohkanzler die Verantwortung der Weiber vor, die er durch die Post bekommen. Es werden darin die Klagen der Flöhe Punkt für Punkt durchgenommen und mit allen möglichen Gründen bekämpft, Alles im ernsthaftesten Ton, was die komische Wirkung nicht wenig erhöht. Endlich fällt der Flohkanzler in Jupiters Namen das Urtheil. Die Weiber, heißt es darin, sind von Natur friedlich und mild gestimmt; wenn sie Blut vergießen, geschieht es nur aus Nothwehr. Auch sei es ihnen dabei weniger um sich selbst zu thun, als um ihre Kinder, welche die Flöhe plagen und zum Schreien bringen, daß die Männer und die ganze Nachbarschaft darob aufwacht. Die Jungfrauen sind noch übler dran, denn sie verlieren ihre Buhlen, wenn diese sehen, wie sie so sehr von den Flöhen geplagt werden. Ferner bringen die Flöhe die Haushaltungen in Unordnung, weil die Mägde ihre Zeit mit der Flöhjagd zubringen müssen und unterdessen die Hausgeschäfte nicht besorgen können. Endlich sind die Weiber schon an sich edler als die Flöhe, und darum gebührt es ihnen, über jene zu herrschen. Zudem verdienen die Flöhe schon deswegen Strafe, weil sie blutgierig sind und durch ihre Plage die Weiber zur Schamlosigkeit verleiten. Daher solle es den Weibern erlaubt sein, schließt der Kanzler, den Flöhen nachzustellen; um aber auch gegen diese alle billigen Rücksichten walten zu lassen, solle es den Flöhen gestattet sein, die Weiber auf der „gängen Zunge“ zu stechen, „damit sie sehr den Mann bethören, Wenn sie nit schweigen vnd auffhören, Auff das jr ja das gänze Plut Ain wenig außher schrepfen thut, Wiwol jr werden haben mu, Weil sie die üben spat vnd fruh.“ Auch solle es den Flöhen

erlaubt sein, sich in den großen Halskrausen und Manschetten der Weiber aufzuhalten und diese beim Tanz zu kitzeln. Wollten sie sich dem Urtheil nicht fügen, sollten sie nach Lappland verbannt werden oder zu den Carthäusern, bei denen auch nicht einmal eine Wandlaus bleibe, weil sie kein Fleisch äßen und ihr fischschmeckendes Blut widerlich sei.

In einer späteren Ausgabe der „Flöhhatz" (Straßb. 1600) finden sich einige Zusätze, die dem Fischart zugeschrieben werden, aber wahrscheinlich und zum Theil wohl gewiß nicht von ihm sind. Sie bestehen aus einer „Dedication an die Weiber", in welcher diese gewarnt werden, nicht auch die Mücken und Läuse zu verfolgen, in einem „Lob der Mücken" und in dem „Streit der Laus mit dem Floh". Das „Lob der Mücken" ist übrigens ein artiges Gedicht; die Schilderung der Mücke hat einige Stellen, die im Fischartschen Geiste gedacht sind; aber schon die ungeschickte Einschiebung in die „Flöhhatz" beweist, daß es nicht von Fischart sein kann. Daß dieser im „Gargantua" von 1582 ein „Schnaken- und Mückenlob" anführt, beweist nicht, daß er ein solches verfaßt habe; er hat solcher Erwähnungen zu viele, als daß man im Ernst glauben könnte, daß er alle von ihm auf diese Weise angeführten Schriften wirklich abgefaßt habe. Uebrigens darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß nach Fischarts Tod noch zwei Ausgaben der „Flöhhatz" bei seinem Schwager Jobin erschienen (1584 und 1601), welche die erwähnten Zusätze nicht enthalten, daß diese erst der Ausgabe von 1610 beigefügt wurden, die bei Jobins Nachfolger, Joh. Carolus, erschien. Nun ist aber wohl anzunehmen, daß wenn Fischart ein Exemplar der „Flöhhatz" mit diesen Zusätzen, oder auch eine Handschrift derselben hinterlassen hätte, diese seinem Schwager eher in

die Hände gekommen sein würde, als dem späteren Verleger.

Seinen Kampf gegen den Jesuitismus setzte er auch in diesem Jahre fort: er gab nämlich eine lateinisch abgefaßte Schrift: „Fides Jesu Christi et Jesuitarum“ heraus, in welcher er die Lehren Jesu und die der Jesuiten einander gegenüberstellte. Wir befassen uns, wie billig, mit dieser Schrift eben so wenig, als mit den übrigen in lateinischer Sprache geschriebenen Werken, die er entweder selbst verfaßte oder herausgab, da wir uns nur mit dem deutschen Schriftsteller zu beschäftigen haben.*) Daß er neben dem erwähnten Buch gegen die Jesuiten in demselben Jahr an einem Werke Theil nahm, welches die Verherrlichung der Päpste zum Zwecke hatte, müßte nicht blos seltsam erscheinen, sondern sogar ein schiefes Licht auf den Verfasser werfen, wenn sich diese Theilnahme nicht auf eine Weise erklären ließe, die jede Mißdeutung entfernt. Die „Accuratae Effigies Pontificum“ u. s. w., Eygentwissenliche vnd wolgedenckwürdige Contrafeytungen oder Antlitzgestaltungen der Römischen Päbst u. s. w., künstlich angebildet. Auch mit Summarischen Rhumschrifften, erstlich in Latein, nachmals durch verdolmetschung J. Fischart (so!) G. M. Teutsch beschrie-

*) Der Vollständigkeit wegen theilen wir aber doch die Titel dieser Schriften in kurzer Fassung mit. Es sind außer der oben angegebenen der „Malleus Maleficarum“ (Frkf. 1582), die „Origines Argentoratenses“, die noch Schöpflin in der „Alsatia illustrata“ erwähnt, aber seitdem nicht wieder aufgefunden wurden und die lateinisch geschriebene mit J. F. M. D. unterzeichnete Vorrede zu der Schrift: „In haereticis coercendis quatenus progredi liceat: Mini Celsi Senensis disputatio. Christlingae (1577)“ und die ebenfalls lateinisch geschriebene Vorrede zu dem Werke „Onomastica II.“ (Straßb. 1574).

den M.D.L.XX iij“ erschienen bei seinem Schwager und er nahm wohl aus Rücksicht gegen diesen Antheil an dem Werk. Doch würde er es vielleicht nicht gethan haben, wenn ihm nicht zugleich die Gelegenheit dargeboten worden wäre, sich in der Vorrede über die deutsche Kunst zu verbreiten und dieselbe gegen das Urtheil Vasaris in Schutz zu nehmen. Somit trat hier nur der Protestant zurück, um den Patrioten sprechen zu lassen; und es ist dies eben ein schöner und großer Zug in Fischarts Charakter, daß ihm das Vaterland über Alles gieng, wie denn seine Kämpfe gegen den Katholizismus und den Jesuitismus zum großen Theil aus der Ueberzeugung hervorgegangen waren, daß in ihnen der Grund der Abschwächung des Reiches zu suchen und zu finden sei.

Wie innig aber und wie tief gefühlt seine Vaterlandsliebe war, das ersehen wir am besten aus seinem trefflichen kleinen Gedicht „Ernstliche Ermanung an die lieben Teutschen“, welches er in den „Eicones“ u. s. w. Bildnissen oder Contrafacturen der XII Ersten Alten Teutschen König vnd Fürsten“ (Straßb. 1573) drucken ließ und das später Matthias Holtzwart in die „Emblematum Tyrocinia“ (Ebend. 1581) aufnahm. Die „Ernstliche Ermanung“ ergeht sich zwar nicht in Lobhudeleien, denn Fischart wußte nur zu wohl, daß man mit solchen, wie den einzelnen Menschen, so auch ein ganzes Volk verdirbt und abschwächt; vielmehr beurkundete er die aufrichtigste Liebe zu seinem Volke dadurch, daß er es auf seine Schwächen aufmerksam machte und es vor der Rath- und Thatlosigkeit warnte, in die es schon damals verfallen war.

Die Lobreime auf die Päbste, welche übrigens schon dadurch als aufgedrungen erscheinen, daß sie höchst unbeholfen und holprig und ohne Zweifel das Schlechteste sind, was er jemals

gereimt hat, hinderten ihn nicht, seinen Kampf gegen den Katholizismus fortzusetzen; ja vielleicht bewegten sie ihn, schon im folgenden Jahre eine „Gemälpoesie" zu veröffentlichen, in welcher er das Papstthum in seiner Wurzel angriff. Es ist dies die Erklärung eines Reliefs im Straßburger Münster, welches verschiedene Thiere, Füchse, Esel u. s. w. darstellt, wie sie in Prozession dahin ziehen und katholische Kirchengebräuche nachahmen. Fischart ließ dieses Relief in Holz schneiden und fügte ihm eine gereimte Auslegung bei, die zwar willkürlich, aber voll der witzigsten und bittersten Satyre ist.*) In demselben Jahr gab ihm der Straßburger Münster nochmals den Stoff zu einer solchen „Gemälpoesie" in der Beschreibung des dort befindlichen künstlichen Uhrwerks, die jedoch ohne allen poetischen Werth ist. Ueberhaupt hat Fischart im Jahre 1574 nichts Großes veröffentlicht; denn außer den genannten und einer oder zweien andern Gemälpoesien, z. B. dem „Ausspruch des Esels in strittigen sachen der Nachtigal an einem, wider den Guckguck, andern teils," den wir nicht kennen, und der „Audientz des Kaisers", die noch nicht wieder aufgefunden ist, ist aus diesem Jahre Nichts bekannt. Es ist dies auch sehr begreiflich, denn er arbeitete damals an seinem Hauptwerke, das im folgenden Jahre erschien.

Die späteren Ausgaben des „Gargantua" (1582 und 51 90) sind allerdings vom Verfasser überarbeitet, aber nicht in dem Maße wie die „Praktik"; das Werk hat durch die Ueberarbeitung weder im Ganzen noch im Einzelnen einen

*) J. Grimm hat in Reinhardt Fuchs (Einleit. 217—220) nachgewiesen, daß das Relief keineswegs eine Verspottung der Kirchengebräuche sein sollte, sondern nur eine harmlose Darstellung aus der Thiersage war, nämlich ein Todtenamt für den todten oder scheintodten Fuchs.

anderen Charakter gewonnen, auch enthält sie keine wesentlichen Zusätze, durch welche entweder neue Begebenheiten in die erzählte Geschichte, oder neue Betrachtungen in ernster oder satyrischer Weise eingefügt worden wären. Es ist im Ganzen nur ein neues Kapitel, das letzte, hinzugekommen, welches an sich von keiner Bedeutung für das Ganze ist. Im Uebrigen bewegt sich die Darstellung in den späteren Ausgaben von Kapitel zu Kapitel wie in der ersten*), und es ist in den einzelnen Kapiteln, wenn wir nicht sehr irren, kein einziger neuer Absatz hinzugekommen. Die Zusätze, welche die späteren Ausgaben darbieten, bestehen lediglich in Erweiterungen der einzelnen Absätze, meistens gegen das Ende derselben, indem dann der letzte Gedanke noch weiter ausgeführt oder ein neuer verwandter angereiht wird. Die Betrachtung dieser Erweiterungen ist deshalb lehrreich, weil aus ihnen die Eigenthümlichkeit Fischart's recht sichtbar wird. Wenn nämlich auch das ganze Buch von einem Hauptgedanken getragen wird, und so auch jedes Kapitel seinen besonderen Zweck und seine besondere Tragweite hat, so daß sich ein gewisser logischer Gang nicht verkennen läßt, den keine Dichtung, selbst die phantasiereichste, entbehren kann; so überläßt sich dagegen Fischart in der Ausführung auf das Vollständigste den Eingebungen seiner immer geschäftigen Phantasie, die ihm bei jedem Wort, das er nieder-

*) Die Ausgabe von 1575 zählt zwar 57 Kapitel, die von 1582, weil in derselben schon ein Kapitel am Ende beigefügt ist, 58, während die von 1590 deren wieder nur 57 hat, obgleich sie auch das hinzugefügte enthält. Dies kommt aber daher, daß in den beiden ersten Ausgaben die Kapitel unrichtig gezählt sind, indem die Zahl 25 aus Versehen übersprungen ist. Es hat also die Ausgabe von 1575 in der That nur 56 und die von 1582 nur 57 Kapitel wie die folgenden alle.

schreibt, sogleich alle möglichen Beziehungen zuführt, in denen er es jemals angetroffen hat. Da er nun eine unermeßliche Belesenheit und eine außerordentliche Masse von Kenntnissen in jeder Wissenschaft besitzt und diese ihm wegen seines erstaunlichen Gedächtnisses jeden Augenblick zu Gebote stehen, so ist es begreiflich, daß sich ihm stets eine Menge solcher Beziehungen aufdrängt. Statt daß er sie aber im Interesse der künstlerischen Gestaltung zurückdrängte, hält er sie vielmehr fest, dies um so mehr, wenn sie ihrerseits wiederum neue Gedankenreiben in ihm erwecken, die er auf dieselbe Weise in seine Darstellung einfügt.

Ferner ist Fischart unerschöpflich an geistreichen und witzigen Einfällen, welche die geringfügigste Veranlassung in ihm erweckt. Auch von diesen weist er keinen einzigen zurück, selbst dann nicht, wenn er zu dem dargestellten Gedanken in kaum merklicher Beziehung steht, selbst dann nicht, wenn er zu diesem den vollsten Widerspruch bildet. So finden sich in dem vortrefflichen Lob der Frauen (5tes Kapitel) mitten unter den schönsten Schilderungen des weiblichen Gemüths und der Thätigkeit der Hausfrau die beißendsten Bemerkungen über die Unbeständigkeit, den Leichtsinn, die Geschwätzigkeit der Weiber, wodurch der Eindruck jener schönen tiefgefühlten Stellen voll Innigkeit vollständig vernichtet werden müßte, wenn man nicht fühlte, daß diese satyrischen Bemerkungen nicht so bös gemeint, daß sie ein Ausfluß seines schalkhaften Humors sind, der den Ernst gern mit heiterm Scherze verbindet.

Durch dies Alles wird die Darstellung freilich im höchsten Grade ungeordnet und willkürlich; es wird das Verschiedenartigste an einander gereiht und es entschwindet aller logische Gedankengang. Der Leser wird in einen Strudel von Gedanken geworfen, den er nur mit Mühe bewäl-

tigen kann. Wenn es ihm aber gelingt, so findet er sich freilich für die Mühe in hohem Grade entschädigt; denn jeder dieser Auswüchse bietet ihm irgend eine scharfsinnige, geistreiche oder satyrische Beziehung, erinnert ihn an irgend einen bedeutenden Gedanken oder an irgend eine interessante oder merkwürdige Thatsache, oder erweckt in ihm eine heitere Stimmung, die ihm ein Lächeln entlockt, auch wohl zum herzlichen Lachen reizt.

Fischart hätte seine Natur verläugnen müssen, wenn er bei der Durchsicht seiner Schriften nicht in eben derselben Weise verfahren wäre. Wenn er sie zum Behufe eines neuen Abdrucks wieder durchlas, sprangen ihm tausend neue Beziehungen entgegen, die ihm bei der ersten Bearbeitung entgangen waren, und da auch diese geistreich oder von komischer Wirkung waren, so nahm er sie eben so unbedenklich auf, als die ersten. Eine genaue Vergleichung der ersten Ausgabe des Gargantua mit den folgenden zeigt auf das Unzweifelhafteste, daß die ziemlich zahlreichen Zusätze meist auf die angegebene Weise entstanden sind. Andere bestehen darin, daß er die angeführten Beispiele, Anspielungen, Gleichnisse u. s. w. vervielfältigte. Daher haben diese Zusätze auch nicht, wie schon gesagt, den geringsten Einfluß auf das Ganze als solches, ja nicht einmal auf die Entwickelung der einzelnen Kapitel.

Um unsern Lesern dies Verfahren zur Anschauung zu bringen, wollen wir ein Paar Beispiele anführen. Im 46sten Kapitel sagt Gimnaste zum Mönch Jan Onkapaunt: „Du bist ein edler, edeler lustiger kleiner Monachus. Ain strenger Klostermaier gilt nicht zwei faul Aier, aber ausserhalb gilt er dreissig halb.“ Und nun fällt ihm bei den Eiern der Kriegsheld Schweppermann bei, und er fügt sogleich hinzu: „Jederman ain Ai, hie vnserm Schweppermann zwai.“

Dies steht schon in der ersten Bearbeitung. Im 10. Kapitel hat die erste Ausgabe folgenden Satz: „Badet das arm Kindlein auff Spartanisch in Wein ab." In den folgenden fügt er hinzu: „nicht wie die Teutschen auff eim Tieffen Schilt im kalten Rhein! Wein, Wein, das kann ein Bad sein!" Wir haben des Raums wegen nur kurze Beispiele angeführt, aber auch diese werden hinreichen, erstlich die Eigenthümlichkeit seiner Gedankensprünge und zweitens das Verhältniß der ersten und der nachfolgenden Bearbeitungen anschaulich zu machen. Beides erscheint übrigens schon im Titel des Werks, das wir deshalb in seinen drei Gestalten mittheilen. Wir legen hierbei den Titel der letzten Ausgabe (1590) zum Grunde; die Zusätze, welche sich in der ersten (1575) noch nicht vorfinden, sind eingeschlossen, und diejenigen, welche auch in der zweiten (1582) noch nicht vorkommen, sind mit gesperrter Schrift gedruckt; die Abweichungen sind ebenfalls eingeschlossen, aber in eckigen Klammern; Verschiedenheiten der Orthographie sind unbezeichnet gelassen.

„Affentheurliche Naupengeheurliche Geschichtklitterung [Affenteurliche vnd Vngeheurliche Geschichtschrift 1575] Von Thaten vnd Rhaten [Vom Leben rhaten vnd Thaten 1575] der vor (kurtzen) langen (v n d j e) weilen Vollenwolbeschreiten Helden vnd Herren Grandgoschier Gorgellantua [Grandgusier Gargantoa 1575 und 1582] vnd (d e ß d e ß E i t e l d u r s t l i c h e n d u r c h d u r s t l e c h t i g e n F ü r s t e n) Pantagruel (v o n D u r s t w e l t e n) Königen zu Vtopien, (J e d e r w e l t [Jedewelt] 1582) N u l l a t e n e n t e n vnd Nienenreich (Soldan der Neuen Kannarien, F ä u m l a p p e n, D i p s o d e r, D ü r s t l i n g vnd Oudissen Inseln: auch Großfürsten im (F i n s t e r s t a l l v n d) Nubel Nibel Nebelland, Erbvogt auff Nichilburg, vnd Niederher-

ren zu Nullibingen, Nullenstein und Niergendheym). Etwan von M. Frantz (Francisko 1575) Rabelais Frantzösisch entworffen: Nun aber vberschrecklich lustig in einen Teutschen Model vergossen [lustig auff den Teutschen Meridian visirt 1575] vnd ungefärlich obenhin, wie man den Grindigen laußt, (in vnser Mutter lallen vber oder drunder gesetzt [vertirt 1575]. Auch zu disem Truck wider auff den Amboß gebracht vnd dermassen mit Pantadurstigen Mythologien oder Geheimnus deutungen [dermassen Pantagruelisch 1582] verposselt, verschmidt vnd verdängelt, daß nichts ohn das (ein 1582) Eisen Nist dran mangelt). Durch Huldrich Elloposkleron [Reznem 1575]): Si laxes erepit, si premas erumpit [Si premas erumpit, si laxes effugit 1575]. Zu Luck entkriechts: Ein Truck entziechts. Im Fischen Gilt's Mischen. Gedruckt zu Grensing im Gänsserich) 1590. [Anno 1.5.7.5.—1582.]

Der „Gargantua" ist die Bearbeitung des ersten Buchs des Rabelaisschen Werks: „La Vie de Gargantua et de Pantagruel," welches Fischart mit einigen gleich anzuführenden Abweichungen von Kapitel zu Kapitel seinem wesentlichen Inhalt nach frei übersetzte und in der oben bezeichneten Weise bald mehr bald weniger erweiterte. Doch stimmen die Kapitel nicht ganz überein, indem Fischart aus dem dritten Kapitel des Rabelais vier bildet (das 3te, 4te, 5te und 6te), dagegen aber das 48ste und 49ste, sowie das 55ste, 56ste und 57ste je in eines zusammenzieht. Die Erweiterungen sind in der ersten Hälfte meist sehr bedeutend, so zum Beispiel im achten Kapitel (das Truncken Gespräch, bei Rabelais „Le propos des beuveurs"), das in der deutschen Bearbeitung beinahe zehnmal größer ist als im französischen Vorbild. Die Kapitel der letzten Hälfte bewahren dagegen meistens den Charakter einer Uebersetzung, ob sie

gleich auch nicht arm an Zusätzen sind, die jedoch zum größern Theil nur geringen Umfang habe.

An der Erfindung also hat Fischart keinen Antheil, eben so wenig hat er die Tendenz des Werks bestimmt; Beides ist das unstreitige Eigenthum des französischen Satyrikers, weshalb wir uns hierüber kurz fassen können und nur so viel zu berichten haben, als nöthig ist, um unsere Leser mit dem Gang der Erzählung und der Absicht bekannt zu machen, welche Rabelais und ihm nachfolgend Fischart mit der Geschichte verband. Gargantua, Sohn Grandgusiers und Gargamellas, erblickte das Licht der Welt, nachdem ihn seine Mutter eilf Monate im Leibe getragen. Sie genas von demselben doch noch früher, als es vielleicht geschehen wäre, weil sie eine solche Masse Kutteln genoß, daß ihre Niederkunft dadurch befördert wurde, die aber auf wunderbare Weise durch das Ohr Statt fand. Sobald das Kind „eroret" war, schrie es: „zu saufen! zu saufen!" was den Vater so erstaunte und erfreute, daß er ausrief: „Wie hast du so eine große!" (nämlich Gurgel) weshalb das Kind Gargantua oder Gorgellantua genannt wurde. Dessen Durst war in der That so groß, daß es unmöglich war, genug Säugammen für ihn aufzutreiben, daher siebenzehn tausend und dreizehn Kühe*) zu seiner Ernährung herbeigeschafft wurden. Als er größer geworden war, brauchte er fünftehalb hundert Ballen rohe Osnabrücksche Leinwand zu seinem Hemd und für andere Kleider im Verhältniß. Seine erste Jugendzeit brachte er zu mit Trinken, Essen

*) In allen Ausgaben heißt es „tausend siebenzehn dreizehn Kühe". Vermuthlich war dies in der ersten Ausgabe ein Druckfehler, und bei den neuen mag Fischart gedacht haben wie Goethe von dem berühmten siebenfüßigen Hexameter in „Hermann und Dorothea": „So mag die Bestie stehen bleiben."

und Schlafen, mit Essen, Schlafen und Trinken, mit Schlafen, Trinken und Essen zu. Seine übrigen Beschäftigungen übergehen wir; nur so viel bemerken wir, daß der junge Gargantua in Allem, auch in Unfläthe rei groß war. Endlich wurde ihm ein Lehrer gegeben, der gelehrte Herr Trubald Holofernes, dessen Unterricht er 19 Jahre lang genoß, ohne Etwas zu lernen, nicht weil er zu dumm gewesen wäre, sondern weil der Lehrer ihm bei seiner pedantischen Methode nur das Gedächtniß mit unnützen Dingen beschwerte. Als sein Vater es endlich inne ward, gab er ihm einen andern Lehrer, den Ehrenbrecht Kindlob von Arbeitsteg, sonst genannt Panocrates, mit dem er ihn nach Paris schickte. Auf dem Wege dahin und in Paris zeigte Gargantua seine ganze Ungeschlachtheit; so raubte er die Glocken von Notre Dame, um sie seinem riesigen Reitthier anzuhängen. Nachdem er eine Zeit lang das wüste Studentenleben mitgemacht, suchte ihn sein Zuchtmeister auf bessere Wege zu bringen; er ließ ihm durch einen geschickten Arzt eine Purganz geben, die Alles abtrieb, was er bis dahin bei seinen früheren Lehrern gelernt hatte, so daß er fähiger wurde, einen bessern Unterricht mit Erfolg zu genießen. Es wurde Nichts versäumt, um seinen Geist und Körper auszubilden. Unterdessen hatte Pichogrol, König von Lerne, mit Gargantua's Vater einen Krieg begonnen und dessen Land verwüstet; nur ein Mönch, Jan Onkapaunt, widerstand den Feinden siegreich. In seiner Bedrängniß schrieb Grandgusier seinem Sohne, ihm zu Hülfe zu eilen. Kaum war dieser auf den Kriegsschauplatz gekommen, als Alles eine andere Gestalt gewann. Er schlug den Feind, wobei der Mönch wiederum die größte Tapferkeit an den Tag legte. Um ihn zu belohnen, stiftete Gargantua eine Abtei, die er ganz nach dessen Wunsch einrichtete.

Hiermit schließt das erste Buch des Rabelais und die Bearbeitung unseres Fischart. Es läßt sich schon aus dieser kurzen Uebersicht erkennen, was der französische Satyriker und nach ihm der deutsche Bearbeiter dabei für eine Absicht hatten und wie sie diese im Einzelnen verfolgten. Das Ganze ist eine witzige Verspottung der Ritterromane mit ihren zahllosen und alle Wahrscheinlichkeit überschreitenden Abenteuern, zugleich aber auch eine bittere Satyre auf das rohe Leben der damaligen Zeit und insbesondere der höheren Stände. Jedes Kapitel behandelt irgend eine Seite des damaligen Lebens und schildert sie mit den lebendigsten Farben. Schon gleich am Anfang werden die Thorheiten der Genealogien und Stammbäume verspottet, worauf wir mitten in das wüste und rohe Treiben des Adels und der Fürsten eingeführt werden, denen Keller und Speisekammer das Höchste war. Die Erzählung von Gargantua's Geburt, die Schilderung seiner Kindheit und Jugend, erinnern an die Lügenmärchen, namentlich an den „Finkenritter", den Fischart im Gargantua mehrmals anführt, und insbesondere an die Ritterromane; doch enthalten diese Stellen auch manche Seitenhiebe auf die damaligen Lebensverhältnisse, welche in den folgenden Kapiteln bis beinahe gegen das Ende ausschließlich dem bittersten und witzigsten Spott Preis gegeben werden. Zuerst wird die damalige unsinnige Tracht lächerlich gemacht, die eben so kostspielig als unpassend und sogar auch unzüchtig war. Hierauf werden die Embleme, Wappendevisen und dergleichen Unsinn verspottet, der im 16. und auch noch im 17. Jahrhundert allgemein verbreitet war, und den in unsern Tagen der General von Radowitz wieder aufzuwärmen suchte. Vortrefflich sind die folgenden Abschnitte über die Kinderziehung und den damaligen Unterricht, dessen Pedantismus vortreff-

lich geschildert wird. Der Supermagister Trubold Holofernes „lehrt unser Strotzengürgelchen sein Namenbüchlein, sein Abecetäflein, das grosse Lehrprett, damit Hercules seinen Lehrmeister Linum todt schlug (setzt er witzig und bezeichnend hinzu), gar schnell, das ers im sinn und außwendig, hinder sich vnd für sich kont, wie die Segmüller.“ Und dazu brauchte er nur fünf Jahre und drei Monate. Dann lehrte er ihn den Donat, Facetus, Theodolatus und Alanus, was der gelehrige Schüler schon nach 13 Jahren 6 Monaten und zwei Wochen vollständig inne hatte. Das Schreiben, die Nomenclatur und Spracherklärung u. s. w. nahm weitere 18 Jahre 11 Monate in Anspruch. Dieser ganze Abschnitt, in welchem wir auch mit den damals gebräuchlichen Lehrbüchern bekannt gemacht werden, ist für die Geschichte der Pädagogik von großer Wichtigkeit. Fischart charakterisirt diese geistestödtende Unterrichtsmethode, die aus den vorreformatorischen Zeiten stammte, aber von den Jesuiten noch mehr entwickelt wurde, mit wenigen und derben, aber vollkommen wahren Worten. Gargantua's Vater, heißt es im achtzehnten Kapitel, freute sich über den Fleiß seines Sohnes; aber er sah auch ein, daß dieser „nichts zu höhrer Kunst Verstandt fortstieg, sondern nur wüchse wie ein Eselsohr in eim Nnglinhafen, je länger, je närrischer, ward mit gewalt zu einem Stockfisch, Blateysel, Tölpel, Fantasten vnd sonst nicht fast.“ Und als er sich bei einem guten Freunde hierüber Raths erholte, „gab ihm der zu verstehen, daß ihm schier nutzer war, nichts zu lernen, als zu lernen, das jhm nichts nutz war. Denn“, sagte er, „was sind dieser Fretter Künste als Kuntzenwerk und Kühdunst; jhr Weißheit ist Schmeißheit, jhr Klugheit Lugheit, damit sie die Kinder, wie mit den Winterhändschuhen schrecken, die Gute Edele Geister verbastarten und

die ganze Blüthe der Jugend vergifften, ersticken, erfrören und versehren." Der Aufenthalt Gargantua's an der hohen Schule zu Paris giebt Gelegenheit, das wilde und wüste Studentenleben zu zeichnen und zugleich ein Bild von der Art und Weise zu geben, wie unter dem Einfluß der Scholastik die Wissenschaften auf den Universitäten gelehrt und betrieben wurden. In den zwei folgenden Kapiteln wird nun berichtet, wie Gargantua unter der Anleitung seines neuen Lehrers studiert, und dies giebt Veranlassung, neue Ansichten über Methode und Umfang des Unterrichts auf den Hochschulen zu entwickeln. Wir müssen uns billig wundern, wie sowohl Rabelais als besonders Fischart, der gerade hier viel von dem Seinigen dem französischen Vorbilde zufügt, hoch über ihrer Zeit stehen, und mit welch prophetischem Geist sie die erst nach zwei Jahrhunderten und mehr erfolgte Umgestaltung des öffentlichen Unterrichts geschildert haben. Ja, es ist auch jetzt noch nicht Alles erreicht, was sie bei ihrem Gargantua durchführen ließen. Während zu ihrer Zeit der ganze Unterricht keine Rücksicht auf die Bedürfnisse des Lebens nahm, ist es heut zu Tage umgekehrt: man soll für das Leben und nicht für die Schule lernen, ist das immer wiederklingende Motto unserer heutigen Pädagogen. Rabelais und Fischart waren verständiger: sie wollten allerdings, daß der Unterricht praktischer, für das Leben brauchbarer werde; aber sie waren weit entfernt, das praktische Element des Unterrichts für das einzige, ja nur für das höchste zu halten, vielmehr halten sie die Bildung des Geistes und Herzens nächst der Stärkung und Uebung des Körpers für die erste und wesentlichste Aufgabe des Unterrichts, daher sich ihr Gargantua mit Musik und Gesang, mit dem Studium der alten Klassiker beschäftigen, ja selbst in der Dichtkunst versuchen mußte.

In der zweiten Hälfte des „Gargantua" tritt die Verspottung der Ritterromane mit ihren abgeschmackten Abenteuern wieder in den Vordergrund; erst gegen das Ende richtet sich die Satyre von Neuem gegen ein bestimmtes Lebensverhältniß und zwar gegen das Mönchswesen. Wenn dies auch schon im Original und zwar ganz vortrefflich vorgezeichnet war, da Rabelais, der selbst ein Mönch war und das Mönchsthum haßte, manche Züge aus der lebendigen Erfahrung entnommen hatte, so entsprach der Gegenstand doch so ganz dem Geiste Fischarts, daß er ihn mit besonderer Vorliebe behandelte. Gargantua stiftet, wie wir schon wissen, ein neues Kloster und zwar nach dem Plane des streitbaren und kampflustigen Mönchs Jan Onkapaunt. Vorher hatte er ihn zum Abt verschiedener Klöster machen wollen, aber Jan hatte es ausgeschlagen; er wolle, sagte er, kein Mönchsamt haben, das weder zum Himmel noch zur Erde gehöre. Er wolle ein Kloster haben, das mit den Carthäusern, Bettelorden, Jesuiten u. s. w. Nichts gemein habe, sondern ein „Muster von aim Freyen, Guteigenwilligen und Willigmutigen Orden sei". Sein Kloster dürfe keine Mauern haben, denn man sollte eigentlich nur Schelme, Huren und Buben vermauren. Auch solle drin Alles verrichtet werden, wann und wie es sich am besten schicke, daher kein Uhrwerk, Stundenglas u. s. w. angebracht werden solle, nach dem man sich sklavisch richten müsse. Ferner solle Jeder nach Belieben wieder austreten können, und die Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams sollten nicht abgelegt werden, vielmehr ward bestimmt, daß jeder Bruder mit Ehren heirathen, mit gutem Gewissen reich werden und vernünftige Freiheit gebrauchen dürfe. „Wie die ander Mönche, die Eheliche keuschheit verschwören," sagte der ehrliche Jan, „also

hingegen wollen wir keusche Ehrlichkeit ehren, und unehelicher unkeuschheit mit zeitiger Vermählung wehren. Item wie jene den kopff auff die Schultern hencken, und wie die Kircheneulen finstere Augen machen, also wollen wir den mut innerlich sencken und das Haupt gen Himmel erheben, daher unser Erlösung kommt. Item, wie jene ihr eigen Gut verlassen, daß sie von anderer Leut gut prassen, also wollen wir unser eigen gut behalten, daß wir anderer Leute Gut und Stewren nit bedürffen, sondern noch andern zu geben haben." Die Schilderung der Klostergebäulichkeiten übergehen wir; wir erwähnen nur, daß über dem Haupteingang eine Inschrift angebracht wurde, in welcher es hieß, daß der Eintritt allen Heuchlern, Korallenzählern, Paternosterquelern, Kuttensudlern, Ablaß- und Tractätleinverkäufern, mit einem Worte, allen Judasbrüdern verboten sei, weil sie die Guten vergiften würden.

Wir haben schon angedeutet, daß Fischart sein Vorbild nicht bloß erweitert, sondern daß er auch hie und da selbstständig erfindet. Nächst der „Truncken Litaney", die zwar schon bei Rabelais vorkommt, aber von Fischart gänzlich umgearbeitet worden ist und, wie oben erwähnt, bei ihm in einem weit größeren Umfang erscheint, als bei Rabelais, sind das dritte, vierte und fünfte Kapitel ganz Fischarts Eigenthum, da ihnen nur wenige Zeilen im dritten Kapitel des französischen Werks entsprechen. Das dritte und vierte Kapitel: „Grandgusiers Diät" und „Grandgusiers Küche, Kasten und Keller" sind gleichsam Vorbereitungen und Einleitungen zum „Trunkenen Gespräch" und vollenden das Bild, das in diesem von dem wüsten Treiben bei Trinkgelagen gegeben wird. Daß dieses Gespräch ein Meisterstück der Darstellung ist, das nur einem Fischart gelingen konnte, weil kein Anderer diese unerschöpfliche Quelle von Einfäl-

len, kein Andere diese umfassende Kenntniß des Volkslebens in seinen verschiedensten Aeußerungen besaß, das ist schon vielfältig gesagt und wiederholt worden. Die Schilderung der Saufgelage, haben wir an einem andern Ort gesagt, ist mit vollendeter Meisterschaft durchgeführt, indem nach und nach die abwechselnden und sich doch immer gleich bleibenden Situationen einer lärmenden Trinkgesellschaft vorgeführt werden, die, von leichtsinnigem Uebermuth und von feurigem Wein erfüllt, vom Gespräch zu Gesang übergeht in den tobendsten Jubel verfällt, bis allmählich die Kraft zu sprechen, zu singen und zu schreien versiegt. Schon der Anfang zeigt, mit welcher Sicherheit Fischart den tobenden Wirrwarr eines solchen Saufgelags zu fassen versteht, daß wir, wenn uns auch darob der Kopf zu wirbeln beginnt, dennoch den Faden der fortschreitenden Entwickelung nicht verlieren.

Wenn es eben nicht schmeichelhaft für die Deutschen ist, daß Fischart in der Darstellung solcher Rohheit den Franzosen weit überbieten konnte, so dürfen wir uns dagegen freuen, daß es ihm auch in der Darstellung des Ehestands gelang, welchen zu schildern Rabelais nicht einmal versuchte. Es ist dieser Abschnitt eben so meisterhaft ausgefallen, als der eben erwähnte und zeugt zugleich von der tiefen Gemüthlichkeit und der sittlichen Gesinnung des Verfassers. Wir glauben gerne, was Flögel erzählt, es habe ihn einst ein Hagestolz versichert, daß er gewiß geheirathet haben würde, wenn er diese begeisterte Empfehlung des Ehestandes früher gelesen hätte. Denn in der That, es läßt sich derselbe nicht eindringlicher, nicht überzeugender empfehlen, weil Fischarts Darstellung aus der tiefsten Kenntniß des weiblichen Gemüths hervorgegangen ist. Wenn es ein Verdienst und eine Kunst ist, irgend ein Verhältniß oder einen

Zustand in wenigen Zügen so kräftig und wahr zu zeichnen, daß es in anschaulicher Klarheit hervortritt, so ist es wohl auch ein eben so großes, alle Züge, auch selbst die unscheinbarsten, zu sammeln, wenn sie nur charakteristisch sind und das Gemälde vollenden helfen. Dieses Verdienst hat Fischart in einem Umfang, wie es sich vielleicht bei keinem andern Schriftsteller findet; in seiner Schilderung des ehelichen und häuslichen Lebens, der Beziehungen des Mannes zur Frau und umgekehrt, liegt ein Reichthum von Beobachtungen, die von dem tiefsten psychologischen Scharfblick zeugen. Es ist begreiflich, daß diese zahlreichen Züge sich nicht sämmtlich bei jeder Frau vorfinden, aber sie liegen sämmtlich im weiblichen Charakter begründet, sie sind alle von der höchsten Wahrheit. Hätte Fischart einen individuellen Charakter darstellen wollen, so wäre seine Schilderung allerdings fehlerhaft; aber das wollte er nicht, vielmehr hatte er die Absicht, das Wesen des Weibes und des weiblichen Gemüths an sich und in allen seinen Erscheinungen zur Anschauung zu bringen, und dies ist ihm allerdings auf unübertreffliche Weise gelungen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Gemälde gerade dadurch alle Anschaulichkeit verliert, wenn der Dichter die einzelnen Züge allzu sehr anhäuft; es hat damit die nämliche Bewandtniß wie mit einem Fernrohr: je näher man die Gegenstände vermittelst desselben dem Auge bringt, desto undeutlicher werden sie. Aber obgleich Fischart die größte Menge von einzelnen Zügen zu seinem Gemälde vereinigt hat, so hat er ihm doch durch die glückliche Anordnung und das gleichsam epische Fortschreiten derselben die größte Anschaulichkeit gegeben, und darin seinen künstlerischen Sinn vollständig beurkundet.

Wenn schon Fischart bei der Nähe Frankreichs gewiß immer

an den Zuständen dieses Landes Antheil nahm, dessen Geschicke auch auf Deutschland und insbesondere auf Straßburg Einfluß hatten, so mag doch seine Beschäftigung mit Rabelais und der französischen Literatur ihn noch mehr bewogen haben, dem Nachbarlande fortgesetzte Aufmerksamkeit zu schenken. In der That ließ er seitdem eine Reihe von Schriften erscheinen, welche Frankreich betreffen, von denen zwei sogar noch in dem nämlichen Jahre gedruckt wurden, in welchem der „Gargantua" veröffentlicht wurde. Die erste heißt: „Réveille Matin. Oder Wacht frů auf. Das ist Summarischer vnd Warhafter Bericht von den verschinenen, auch gegenwärtigen beschwärlichen händeln in Frankreich, den Franzosen vnd andern genachbarten Nationen zu gutem. Gesprächsweise gestellet vnd verfasset. Durch Eusebium Philadelphum Cosmopolitam. Jetzunder aber aus dem Französischen ins Teutsch gebracht. Durch Emericum Lebusium. Getruckt zu Edimburg, bei Jacobo Jammeo. ANNO M.D.LXXV." So interessant und historisch wichtig diese Schrift auch ist, da sie die Zustände in Frankreich während der Religionsunruhen schildert, so würde sie uns doch hier nicht weiter berühren, da sie eine bloße Uebersetzung ist, wenn sich nicht ein Reimstück von Fischart darin vorfände, in welchem er seine protestantische Gesinnung auf das Unzweifelhafteste ausspricht und zugleich seinen praktischen Blick offenbart. In dem ersten: „An jedes Aufrecht Redlich Teutsch geplůt vnd gemůt. Huldrich Wisart", mahnt er seine Landsleute wachsam zu sein. Die Worte, welche er ihnen zuruft, sind auch jetzt noch anwendbar:

„Der Herr, des Wacht das Haus verwacht,
Geb auch disselbig macht,
Das jr bei zeit vnd fru erwacht;

Halt Fruwacht tag vnd nacht.
Denn wens Nachbarn Haus prent vnd kracht,
So hab deins Haus auch acht!"

Die zweite der obenerwähnten Schriften hat den Titel: Offenlichs vnd inn warhait wolgegrunt Ausschreiben der vbel befridigten Stånd inn Frankreich, die sich Mal-Content nennen: Inhaltend die wunderlich Beschreibung des Lebens, verhaltens, Tuns vnd wesens der Catharina von Medicis, der neulich vnd nun Regierenden König inn Frankreich Mutter. Darinnen gruntlich weis vnd weg, dadurch sie sich inn die Regirung des Reichs eingeschlaifet, auch solche noch alleweil zu verterb vnd vntergang desselbigen stat vnd wolfart vnrechtmäßig vorhält, beschriben wirt. Aus dem Französischen inn Teutsch gepracht durch Emericum Lebusium." (O. O. u. J.) Auch diese Uebersetzung ist für uns nur deshalb von Bedeutung, weil ihr ebenfalls einige Gedichte beigefügt sind: „An Ehr vnd billicheit liebende Leser. Etlich Sonnet. Huldrich Wisart." Sie sind gegen die Königin Katharina von Medicis unseligen Andenkens gerichtet, die damals gegen die Protestanten grausam wüthete, und enthalten eine scharfe aber wahre Charakteristik derselben, so wie eine Aufforderung an die Franzosen, ihrer Tyrannei ein Ende zu machen. Diese Sonnette verdienen aber auch schon deshalb Erwähnung, weil sie zu den ersten Versuchen in dieser den Italienern nachgebildeten Form gehören.

Ein anderes Reimstück, welchem er einen Holzschnitt als Erklärung beifügte: „Ain Gewisse Wunderzeitung von einer Schwangern Judin zu Binzwangen, vir meil von Augspurg, welche kurzlich den 12. Decembris des nächst verschinenen 74 Jars, an statt zwaier Kinder zwai leibhafte Schweinlin oder Färlin gepracht hat", kennen wir nicht,

was wir um so mehr bedauern müssen, als sich daraus ersehen ließe, wie Fischart solche Wundergeschichten auffaßte. Wahrscheinlich schenkte er ihnen vollen Glauben, denn, wenn er in den meisten Beziehungen auch hoch über seiner Zeit stand, so war er doch, wie wir später uns überzeugen werden, hierin so befangen, wie alle seine Zeitgenossen.

Das Jahr 1576 war nicht weniger fruchtbar als das vorhergehende, und auch dieses bietet einige Erscheinungen, die allein hinreichen würden, ihm eine der ersten Stellen unter den Dichtern seiner Zeit anzuweisen. Von hoher Vortrefflichkeit ist namentlich „Das Glückhafft Schiff von Zürich. Ein Lobspruch, von der Glücklichen vnd Wolfartigen Schiffart, einer Burgerlichen Gesellschaft aus Zürich, auff das außgeschriebne Schiessen gen Straßburg den 21. Junij des 76. jars, nicht vil erhörter weis vollbracht. Dazu eines Neidigen Verunglimpffers schantlicher Schmachspruch, von gedachtem Glückschiff: Sampt desselbigen Notwendigem Kehrab ist gethan worden (Holzschnitt) Sal. iij. Sein zeyt hat bawen vnd die freüd, Sein zeyt hat brechen vnd das leyd. Fürnemlich aber hat sein zeyt Schweigen vnd Reden, Frid vnd Straitt.“ Dieses Gedicht, das wahrscheinlich kurz nach einander zwei Auflagen und einen Nachdruck erlebte, ist ohne Vergleich die beste Erzählung, welche das ganze 16. Jahrhundert hervorbrachte. Wenn es dem späteren Zinckgref, der es in seiner Ausgabe der Opitzischen Gedichte erwähnte, schon zu viel nach der alten Welt und der Fleiß darin nicht mit der Natur vermählt zu sein schien, so ist dies nur ein Beweis, wie wenig man damals das ächt Volksthümliche zu fassen und zu schätzen wußte, und wie sehr die wahre Natur aus der Poesie verschwunden war. Denn gerade die volksthümliche Kraft und das nationale Bewußtsein, das sich im „Glückhafften Schiff“

ausspricht, und die lebensvolle Wahrheit, die es belebt, geben dem Gedicht einen unvergänglichen Werth. Es enthält die Schilderung der Schifffarth, welche eine Anzahl Zürcher Bürger im J. 1576 nach Straßburg unternahm, um dem dortigen Freischießen beizuwohnen. Diese Fahrt war zu ihrer Zeit dadurch berühmt geworden, daß die Zürcher den langen Weg auf der Limmat und dem Rhein in einem Tage zurücklegten und einen Hirsebrei noch warm nach Straßburg brachten, „Zu zeigen an, das, wie sie könnten Den Hirß warm liefern an ferrn enden, Also waren sie allzeit gwärtig, Zu dienen jren freunden färtig." Dies hatte eben den patriotischen Straßburger begeistert; er fühlte, wie wichtig die Freundschaft so thatkraftiger Männer, wie die Eidgenossen, für seine geliebte Reichsstadt sei, und er verband daher mit seinem Gedichte die Absicht, seinen Mitbürgern die Begeisterung mitzutheilen, die er für jene empfand. Fischart erscheint hier von einer ganz andern Seite, als in seinen bisherigen Schriften, und doch bleibt er sich in der That gleich; denn was ihm seine bittersten Invekliven gegen die Mönche und das Mönchsthum, im „Dominikus", seine beißende Verspottung der falschen Gelehrsamkeit, im „Gargantua", oder des Prognosticirens in der „Praktik" eingab, war im Grund nur das lebendigste Gefühl für wahre Größe, und dieses nämliche Gefühl belebt auch das „Glückhafft Schiff". Aber hier spricht er es nicht durch Schilderung des Gegensatzes aus, wie in jenen Werken, sondern vielmehr indem er uns ein Bild nachahmenswerther Tüchtigkeit vor die Augen führt und es mit aller Gluth seiner kräftigen Seele schildert. Daher ist die Darstellung nicht bloß würdig und voll des tiefsten Ernstes, sie erhebt sich sogar zum höchsten lyrischen Schwung, der ihn auch in den beschreibenden Stellen nicht verläßt.

Schon der Anfang ist vortrefflich. Man liest, daß Xerxes das Meer geißeln ließ, weil seine Flotte von den Griechen geschlagen worden; die Beherrscher Venedigs wollen sich die See günstig machen, indem sie sich mit ihr vermählen; aber es giebt ein besseres Mittel, sich das widerstrebende Element zu unterwerfen. „Das ist: handvest Arbeitsamkeit Vnd standhafft unverdrossenheit". Die ganze Stelle ist so vortrefflich, daß wir bedauern, sie nicht vollständig aufnehmen zu können, aber wir können den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte dieselbe in jedes für die Jugend bestimmte Lesebuch aufgenommen werden. Die junge Zürcher Mannschaft, fährt er fort, hat durch dieses Mittel die Limmat und den Rhein besiegt, und so unglaublich es scheint, so ist es doch keine Fabel, und ihre That verdient daher, den spätesten Geschlechtern überliefert zu werden. Die hierauf folgende Schilderung der Fahrt ist von großer Schönheit. Der Gedanke, die Fahrt der Zürcher Schützen als einen Wettkampf mit der Sonne darzustellen, die sich von den jungen Gesellen nicht will einholen lassen und diesen daher allerlei Schwierigkeiten erregt, ist freilich kühn, aber der Dichter hat ihn mit großer Meisterschaft durchgeführt, und seine Dichtung hat gerade dadurch außerordentlich an Lebhaftigkeit und Interesse gewonnen. Auch die Personification der Flüsse, namentlich des Rheins, ist glücklich durchgeführt und trägt zur Anschaulichkeit des Ganzen nicht wenig bei. Die einzelnen Schilderungen sind ohne Ausnahme von großer Wahrheit, so daß das oben angeführte Urtheil Zinckgrefs ganz unbegreiflich erscheint. Die Sprache ist durchweg edel und gewandt, der Ausdruck kräftig und gedrängt. Später sinkt zwar das Gedicht, indem der Aufenthalt der Zürcher in Straßburg mit einiger Breite erzählt wird; dagegen ist der Schluß wieder in hö-

herem Style gehalten und der Dichter spricht seine Begeisterung für die Eidgenossenschaft, seine Liebe zu Straßburg und den Wunsch, daß beide stets in engem Bündniß stehen möchten, in eben so edler als eindringlicher Weise aus.

Wir haben schon erwähnt, daß der Dichter mit der Schilderung der Fahrt von Zürich nach Straßburg, zu der man damals gewöhnlich vier Tage brauchte, und die jene Zürcher Schützen in einem einzigen machten, die Absicht verband, an ihrem Beispiele zu zeigen, was der kräftige Wille, die unverdrossene Thätigkeit und das Zusammenwirken Gleichgesinnter vermöge. Diese Eigenschaften fanden sich zu jener Zeit bei keinem deutschen Stamme so glänzend vereinigt, als bei den Eidgenossen, weshalb Fischart keine Gelegenheit vorübergehen läßt, diese zu preisen und seinen Straßburgern zur Nachahmung anzuempfehlen. Die darauf bezüglichen Stellen gehören zu den schönsten des ganzen Gedichts, wie denn die alte Eidgenossenschaft vielleicht nirgends richtiger aufgefaßt und würdiger charakterisiert worden ist.

Zu solcher Höhe der Anschauung konnte sich freilich der Verfasser des „Schmachspruchs" nicht erheben, dessen Machwerk Fischart seinem Gedicht beidrucken ließ, um ihn nach Gebühr zu geißeln. Jener „Neidige" sah nämlich in der Fahrt nichts weiter als eine gewöhnliche Renommisterei junger Leute, welche sich damit ein Ansehen geben wollten, daß sie einen Hirsbrei noch warm nach Straßburg gebracht hätten, und es ärgerte ihn, daß man darüber so viel Aufhebens machte. Diesen Aerger sprach er in einem Gedichte aus, das eben so gemein gedacht als ausgeführt ist.*)

*) Die Behauptung, daß der „Schmachspruch" speziell gegen Fischarts Gedicht gerichtet ist, erscheint uns unbegründet; wenigstens enthält er keine einzige Stelle, aus der es sich überzeugend nachweisen ließe.

Darüber empört, ließ Fischart seinen „Nothwendigen Kehrab“ erscheinen, in welchem er die Gemeinheit des unbekannten Dichters mit den grellsten Farben schildert. Nur läßt er sich von seinem Unwillen zu stark hinreißen, so daß er die poetische Höhe nicht erreicht, die auch in der persönlichen Satyre nicht fehlen sollte, und daß er sich ebendeshalb auch in eine Fluth von Wiederholungen verliert, durch welche das Interesse unendlich geschwächt wird.

Eine andere glänzende Erscheinung des nämlichen Jahres sind seine Psalmen und geistlichen Lieder; sie stehen in dem „Gesangbüchlein von Psälmen, Kirchengesängen vnd geistlichen Liedern D. Mar. Luthers. Auch viler andern Gotseligen Leut: auff das richtigest vnd nothwendigest, inn ain bekömlich Handbüchlein zusamen geordnet, vnd aufs neu vbersehen vnd gemehret zu Strasburg. Bei Bernhart Jobin. M.D.LXXVI.“*) Dieser Sammlung, welche Fischart wahrscheinlich besorgte, ist eine gereimte Vorrede vorgesetzt, welche mit den Anfangsbuchstaben seines Namens unterzeichnet ist. Enthält das „Glückhafft Schiff“ den vollständigsten Beweis, daß Fischart erhaben sein konnte, so ersehen wir aus den Psalmen, daß er ein tief religiöses Gefühl besaß und daß es ihm um den positiven Glauben ein heiliger Ernst war, wenn er auch von pietistischer Anschauung und Schwächlichkeit weit entfernt war, die sich auch mit seinem kräftigen Geiste nicht hätte vereinigen lassen. Die Sprache der Psalmen ist einfach, klar und von großer Kraft; der Einfluß der Lutherischen Liederdichtung läßt sich eben so wenig in der Darstellung als in der Auffassung verkennen.

*) Das einzig bis jetzt bekannte Exemplar des „Gesangbüchleins ist in London. Aus demselben wurde eine Abschrift der Fischartschen Psalmen genommen, die im Jahre 1849 zu Berlin gedruckt wurde.

Ein drittes Werk, welches Fischart im J. 1576 veröffentlichte, ist folgendes: „Neue Künstliche Figuren Biblischer Historien, gründtlich von Tobia Stimmer gerissen: Vnd zu Gotsförchtiger ergetzung andächtiger hertzen, mit artigen Reimen begriffen, durch J. F. G. M. Zu Basel bei Thoma Gwarin. Anno M.D.LXXVI." Die Reime sind freilich meist nur Reime; von großer Bedeutung ist dagegen die Vorrede, welche mit seinem ganzen Namen unterzeichnet ist. In derselben entwickelt er nämlich seine Ansichten über die Malerei, aus welchen wir ersehen, daß er über diese Kunst nicht weniger reiflich nachgedacht hatte, als über die Musik (S. o. S. 336), und daß er dieselbe von einem höheren Standpunkte betrachtete. Die Kunst, sagt er, kann nur blühen, wo Friede und geistige Bildung herrscht; sie verschwindet mit der Barbarei und unter tyrannischem Druck. Vor Allem aber verlangt er, daß die Malerei nicht bloß nach glücklicher Nachahmung streben, sondern daß sie auch das „Gemüth unterweisen", ihm zu „Weltgescheider weisheit anlaitung schaffen" solle.

Im J. 1577 veröffentlichte Fischart nur ein einziges größeres Werk, das „Podagrammisch Trostbüchlein. Innhaltend Zwo artlicher Schuz-Reden von herlicher ankonft, geschlecht, Hofhaltung, Nuzbarkeit vnd tifgesuchtem lob des hochgeehrten, Glidermächtigen vnd zarten Fräulins Podagra. Nun erstmals zu kitzeligem trost vnd ergetzung andächtiger Pfotengrammischer personen, oder Handkrämpfigen vnd Fusverstrickten kämpffern lustig vnd wacker (wie ein Hund auf dem Lotterbett) bossirt vnd publicirtt. Durch Huldrich Elloposkleron (Holzschnitt) Anno M.D.LXXVII." Es ist dies eine Uebersetzung zweier lateinischer Schriften: „Vom Ursprung der Podagra" von Johannes Carrarius, und „Lob der Podagra" von Wilibald Pirkheimer. Ob-

gleich sich Fischart in dieser Verdeutschung mit aller Freiheit bewegt, so hält er sich im Ganzen doch getreu an seine Vorbilder, namentlich hat er sie nicht nach „seiner fantastengreulichen art" *) „mit Mentzerkletten" **) durchzirt"; und wir haben daher nicht näher auf deren Inhalt einzugehen. Fischart hätte aber seine Natur verläugnen müssen, wenn er nicht auch Eigenes hinzugefügt hätte, und in der That hat er den Uebersetzungen drei eigene kleinere Stücke vorgesetzt. Wir zweifeln nämlich nicht daran, daß die Dedikation, welche das Werk eröffnet, von ihm herrührt, ob sie gleich von dem Buchdrucker, seinem Schwager Jobin, unterzeichnet ist. Dieselbe trägt übrigens ganz den Charakter der damals gebräuchlichen Dedikationen, d. h. sie ist erstens in einem breiten, gespreizten Styl mit langathmigen Perioden geschrieben und zweitens bewahrt sie den Gedankengang, den alle Widmungen der Zeit haben, welche beinahe unveränderlich den Ausspruch irgend eines Philosophen, Gelehrten, Staatsmannes u. s. w. voranstellten und denselben auf den im Buche behandelten Gegenstand bezogen. Das zweite Stück, ein kleines Gedicht mit der Ueberschrift: „Reznem vmb Sulvagwardi des Podagrams" ist dagegen wieder von Fischartscher Laune erfüllt. Er bittet darin das „Zipperlin", ihn zu verschonen, weil er sonst sein Lob nicht bringen könne, auch sei er ja nicht reich, habe daher keinen Anspruch auf seinen Besuch. Er schließt mit der Ermahnung an die Podagristen, sein Büchlein zu lesen, weil sie bei dessen Scherzen ihre Schmerzen vergessen würden. Den nämlichen Gedanken führt das dritte Stück aus, die Vorrede „An alle Podagramsgeduldige und Zip-

---

*) Vorrede zum „Podagrammischen Trostbüchlein".
**) Titel des „Bienenkorbs".

perlinschuldige", welche nicht weniger launig gehalten ist. Es haben viele Aerzte über das Podagra geschrieben, heißt es darin, aber so viele Mittel es auch gegen dasselbe giebt, so wenig helfen sie, und es bleibt Nichts übrig, als sich „an die weisheitpflanzende, Sorgergegende Philosophie zu wenden, welche, wo die arzenei vnd die leibsübung mangelhaft abstånden, dem gemůt dennoch mit jrem weisheitrat zu trost kåme."

Eine ähnliche Produktion ist „Das Philosophisch Ehzuchtbůchlin Oder des Berůmtesten vnd Hocherleuchtesten Griechischen Philosophi, oder natůrlicher Weisheyt erkůndigers vnd Lehrers Plutarchi Naturgescheide Eheliche Gesetz, oder Vernunft gemåse Ehegebott, durch anmuthige lustige Gleichnussen ganz lieblich getractiret. Sammt desselbigen auch Grundlichem Bericht von gebůrlicher Ehrngemåser Kinder Zucht. Darzu noch eyn schönes Gespråch, von Klag des Ehestands, oder wie man eyn Ruhig Ehe gehaben mag, gethan worden. Alles auß Griechischem vnd Lateinischem nun das erstmal inn Teutsche Sprach verwendet. J. F. G. M. Zu Straßburg, M.D.LXXVIII." Die Dedikation, welche ebenfalls von Jobin unterzeichnet ist, aber ohne Zweifel auch von Fischart herrührt, ist uns deswegen wichtig, weil der Verfasser darin den Gebrauch der Muttersprache auch in wissenschaftlichen Werken gegen die Pedanten seiner Zeit in Schutz nimmt. Einige Stellen dieser Vorrede erinnern an Lessing, dem bekanntlich vom Hauptpastor Göz zu Hamburg ein Verbrechen daraus gemacht wurde, daß er sich in seinen theologischen Untersuchungen der deutschen Sprache bediene. „Soll denn das gift mehr Kraft haben", fragt Fischart, „wenn man es Teutsch, dan so man es Lateinisch nennet? Soll ein Lateinischer Schulsack wider das vergifften meh als ein Teutscher vermögen?

vnd an den altersgestandenen personen eher vnd mehr wircken als an der Jugend?" Freilich, fährt er fort, liege jenen Pedanten in der That daran Nichts, sondern sie befürchten, ihr Bischen Ansehen zu verlieren, wenn das, was sie wissen, zum allgemeinen Eigenthum wird. „Es mag," heißt es später, „keyn grösser zierd dem Vatterland widerfahren, denn so man sein Sprach übet, schmucket, herfürnutzet, auffnet vnd excoliert. Derhalben so laßt vns nit mehr inn zirung des Vatterlands so vnachtsam sein, daß wir mehr fremde als vnsere eygene äcker baueten, vnd es mit liederlichen Stroen Hüttlin entstellten; — — — so werden wir erfaren, daß Gott, der inn allen Sprachen will gelobt sein, auch inn vnserer Sprach wird wunder wircken." —

Die darauf folgende Uebersetzung von Plutarchs „Ehlichen Ermanungen vnd Gesez" ist mit der größten Liebe bearbeitet, wie man wohl von dem Verfasser des vortrefflichen Lobs der Ehe im „Gargantua" erwarten konnte. Vielleicht hatte die Abfassung dieses Abschnitts ihn angeregt, die schöne Abhandlung Plutarchs zu verdeutschen. Derselben folgt ein „Zusaz aus noch viler anderer Erleuchten vnd Hochgelerten Personen Büchern", welcher allerdings eine Menge von meist vortrefflichen Stellen aus alten vnd neueren Schriftstellern über das eheliche Leben und das Verhältniß der Ehegatten zu einander enthält, aber zugleich eine Reihe von eigenen, nicht weniger schönen Bemerkungen Fischarts darbietet, die von seinem tiefen Gemüth vnd seinem Zartgefühl zeugen. Er kleidet darin seine Gedanken meist in Bilder oder stellt sie in Gleichnissen dar, die eben so schön gedacht als dargestellt sind. Manche derselben hat er freilich andern Schriftstellern entlehnt oder nachgebildet, aber eine große Menge sind von seiner eigenen

Erfindung, und es gehören diese zu den schönsten. Er hat in dieselben auch eines seiner gelungensten Gedichte aufgenommen, das „künstlich vnd lehrreich Tanz-Liedlin", das er „etwan eynem zu hochzeitlichen fräuden gemacht, und in dem thon des Allemant d'amour Tanz gestellet ist"*).

Als Anhang des Ganzen hat Fischart die Uebersetzung eines „Gesprächs zweyer vngleicher Weiber von jren Ehemannen" von Erasmus mitgetheilt, in welchem an einem anschaulichen Beispiel dargethan wird, wie sich das Weib gegen den Mann benehmen müsse, um die Liebe desselben zu gewinnen und zu bewahren.

Die Betrachtung des ehelichen Lebens mußte nothwendig auch seine Aufmerksamkeit auf die wichtige Frage von der Erziehung richten, die er übrigens ebenfalls schon im „Gargantua" behandelt hatte, und so übersetzte er auch Plutarchs „Herrlichen Tractat von der Kinderzucht", dessen reicher und tief gedachter Inhalt noch jetzt wie vor neunzehn Jahrhunderten alle Beherzigung verdient.

Diese Uebersetzungen Fischarts sind ganz vortrefflich und verdienten sowohl wegen des trefflichen Inhalts der übersetzten Schriften als wegen ihrer Darstellung wieder aufgelegt und dem größeren Publikum zugänglich gemacht zu werden. Der Uebersetzer hat sich darin seinem Vorbild soweit untergeordnet, als nöthig war, um dessen Sinn getreu und vollständig wiederzugeben; er hat seine Eigenthümlichkeit zwar nicht verläugnet, aber auch nicht dem Original aufgeprägt; er hat seine seltene Sprachgewalt nur dazu benutzt, die griechische Darstellungsweise in eine deutsche umzubilden. Diese bei Fischart seltene Ueberwindung hat auch in der von ihm beigefügten Abhandlung

*) Es ist in meiner Literatur-Geschichte 2, 28 abgedruckt.

nachgehalten, deren Darstellung daher gar sehr von seiner gewöhnlichen abweicht, ohne daß sie an Kraft und Gediegenheit verloren hätte.

So oft wir die verschiedenen Theile des „Ehezuchtbüchlins" sowie die betreffenden Kapitel des „Gargantua" beherzigten, konnten wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß Fischart um diese Zeit schon verheirathet gewesen sein und das häusliche Leben in allen seinen mannigfaltigen Beziehungen gekannt haben müsse. Denn wenn wir auch die höchste Meinung von dem Reichthum seines Dichtergeistes haben, so setzt schon die fortgesetzte Beschäftigung mit dem Gegenstand voraus, daß er für ihn eine ganz besondere, ihn tief ergreifende Bedeutung gehabt haben müsse; und sodann hat er das häusliche Leben bis in seine einzelnsten Züge mit einer solchen Wahrheit geschildert, die nur aus selbsteigener Erfahrung hervorgehen konnte und so ist es z. B. kaum denkbar, daß die letzte Strophe des schon angeführten „Tanz-Liedlins" von einem habe gedichtet werden können, der den darin ausgesprochenen Empfindungen fern gewesen wäre. Namentlich ist das Ueberwallen des Gefühls des Glücks in den zwei letzten Versen von so hinreißender Wahrheit, daß es aus dem innersten Herzen des Dichters hervorgegangen sein muß.*) In dieser

*) Nachdem Fischart den Gedanken durchgeführt, daß Gleichheit des Gemüths bei Eheleuten das wesentlichste Erforderniß sei, schließt er das Gedicht mit folgender Strophe:

Drumb hab ich mir
Meins gleichen eyn erwehlet,
Sie ist die Blum vnd zir,
Vnd nur nach jr :,:
Mus sein mein Herz gestellet,
Von nun an für vnd für.

Ansicht werden wir noch mehr bestärkt durch die „Anmanung zu Christlicher Kinderzucht, vnd nutzung volgender Festfragen. D(urch) J. F. G. M.", die dem „Catechismus, Christliche vnterrichtung oder Lertafel. Für die gemeine Pfarrherrn, Schulmeister, Hausvatter, Jugent vnd Lerkinder, zu Strasburg vnd auch anderswo. Zu Strasburg. Bei Bernhart Jobin" beigefügt ist.*) Denn auch dieses Gedicht zeugt von der innigsten Vertrautheit mit dem Verhältniß der Eltern zu ihren Kindern, und wir sind vollkommen mit Vilmar einverstanden, wenn er sagt, daß vielleicht niemals herzlicher, zarter, lieblicher und doch

Sie ist der Klang,
Nach dem ich gang. :,:
Sie ist der Gesang,
Nach dem ich sang; :,:
Sie ist die Lieb, :,:
In der ich leb;
Sie ist mein Rhu vnd Friden,
Inn der ich rhu auf Erd. :,:
O Gott, geb du eym jden,
Das jm sein Eva werd.

*) Wir haben nach Gödeke oben (S. 322) angegeben, daß Jobin Fischarts Schwester geheirathet habe, und Beide auf diese Weise Schwäger geworden seien. Wir wissen nicht, worauf Gödeke diese Behauptung stützt, müssen aber vermuthen, daß ihn eine uns unbekannte Quelle oder eine uns entgangene Bemerkung in Fischarts Schriften dazu berechtigt habe, weshalb wir auch seine Angabe angenommen haben. Sollte sich diese aber nur auf den Umstand stützen, daß Jobin in der Dedikation zum „Ehzuchtbüchlin" von Fischart, und dieser in der Vorrede zu Stimmers „Biblischen Figuren" jenen seinen Schwager nennt, so würden wir eher geneigt sein, zu glauben, daß Fischart Jobins Schwester geheirathet habe. Dadurch würde sich natürlich auch die Ansicht rechtfertigen, daß Fischart schon in den siebenziger Jahren verheirathet gewesen sei.

zugleich eindringlicher und ernster über Kinder und kindliches Leben, über Elternfreude und Elternpflicht gedichtet worden, als in diesem kleinen Gedichte Fischarts. Voll Lieblichkeit und Milde ist insbesondere der Anfang. Die Leute, sagt der Dichter, geben sich alle Mühe, in ihren Gärten schöne und nützliche Pflanzen zu ziehen; früh Morgens und spät Abends warten sie derselben, sorgen nach Bedürfniß für Sonne und Schatten, und alle diese Mühe macht ihnen Freude. Um wie viel mehr sollten die Eltern für die Erziehung ihrer Kinder besorgt sein, diesen „Himmelspflänzlin", die von Gott ihnen anvertraut sind, damit sie zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Nächsten erzogen werden. „Denn das sind die recht Frucht vnd Güter, Die Gott gibt, das mans opffer wider; Das sind die Oelzweig vnd die Reben, Die fruchtbar deinen Tisch vmbgeben. Diß ist des Hauses benedeyen, Deß alters Früling, Glantz vnd Mayen."

Ueber diese friedlicheren Beschäftigungen hatte Fischart seinen Kampf gegen Rom und das Mönchsthum und insbesondere gegen den Jesuitismus keineswegs vergessen; vielmehr wendete er sich mit neuer Kraft zu demselben und er trat jetzt mit einer Reihe von Satyren gegen dieselben auf, die zum Zermalmendsten gehören, was je gegen das Pabstthum und seine Anhängsel geschrieben worden ist. Schon vor dem Erscheinen des „Ehezuchtbüchleins" und der „Anmanung" hatte er eine neue „Gemälpoesie", die „G e i s t l o s e M ü l" (1577) veröffentlicht, die wir nicht kennen, die aber von Gervinus also beschrieben wird: „Auf dem Holzschnittbogen erscheint der Tod als Müllersknecht, der Kornsäcke beiträgt, die von dem Teufel ausgeleert werden; auf den Mahlstein fallen Pfaffen aus den Säcken, unten aus dem Beutel stieben aber Kröten, Schlangen, Hornissen

u. s. w." Von den darunterstehenden Versen sagt Gervinus Nichts; sie werden ohne Zweifel eine angemessene „elloposkleriſche" Erklärung des Holzschnitts enthalten. Wahrscheinlich aus demselben Jahre stammt das „Gorgoneum caput. Ein new seltzam Meerwunder auß den Newen erfundenen Inseln von ettlichen Jesuiten an jre gute gönner geschickt" (o. J.), ein Holzschnitt mit 87 Versen, den er bald darauf vermehrt herausgab unter dem Titel: „Der Gorgonisch Meduse Kopf. Ain fremd Römisch Mörwunder, neulicher Zeit in dem Neuen Insulat gefunden, vnd gegenwärtiger gestalt, von ettlichen Jesuiten daselbs, an ihre gute Gönner abcontrafeit heraus geschickt. (o. O.) 1577." Im Jahr 1578 folgte eine fernere „Gemälpoesie", der „Malchopopo", deren Holzschnitt darstellt, wie der heilige Petrus dem Pabst, der ihm den Himmelsschlüssel nehmen will, einen Faustschlag versetzt. Um diesen zu trösten, daß er den Schlüssel nicht bekommt, reicht ihm ein kleiner Teufel den Krummstab, „den Tüterich Zu den Geldkästen sonderlich." Die Verse, welche zuerst von Weller bekannt gemacht wurden,*) enthalten eine Vergleichung des heiligen Petrus mit dem Pabst, die sich in einer langen Reihe von Gegensätzen bewegt, die im Leben Christi und im Wesen des Pabstthums hervortreten, ungefähr wie in den Reimen zu den trefflichen Holzschnitten von Lucas Cranach, welche in geistreicher Composition die „Demuth Christi und des Pabsts und seiner Anhänger Stolz und Regiersucht" (o. O. 1521. 4°.) darstellen. Der Titel des Fischartschen Gedichts bezieht sich auf den Bericht der Evangelisten, daß Petrus dem „Papenknecht" Malchus ein Ohr abgehauen habe, woher sich auch herschreibe, wie im

*) Neue Original-Poesien Fischarts. Halle 1854.

Gedicht ausgeführt wird, daß Petrus seitdem die „Papen" auf das Bitterste hasse.

Diese Holzschnitte waren gleichsam Vorpostengefechte, mit denen Fischart seinen Kampf gegen Rom wieder beginnen wollte; auch griff er den Feind bald auf noch wirksamere Weise an. Von den drei größeren Schriften, welche er rasch nach einander gegen das Pabstthum und dessen „Kuttenheer" verfaßte, erschien noch im Jahre 1779 der „Bienenkorb des Heyl. Römischen Imenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen) Hurrnaußnäster, Brämengeschwurm vnd Wäspengetöß. Sampt Läuterung der H. Römischen Kirchen Honigwaben: Einweihung vnd Veräucherung oder Fegfeurung der Imenstöck: vnd Erlösung der Bullenblumen, des Heydnischen Klosterhysops, der Suiter Säudisteln, des Magisnostrischen Liripipefenchels, vnd des Imenplatts: auch deß Meßthaues vnd H. saffts von Wunderbäumen etc. Alles nach dem rechten Himmelstau oder Manna justirt vnd mit Mentzerkletten durchzirt. (Holzschnitt und 19 Verse) Zu Christlingen. Anno 1579." Der „Bienenkorb" ist freilich auch zunächst nur Uebersetzung der von Philipp von Marnix, Herrn zu Mont von Ste. Adelgonde, im J. 1571 unter demselben Titel (Byenkorf) in holländischer Sprache herausgegebenen Satyre; doch hat Fischart auch hier, wie schon der Titel deutlich besagt, eine große Menge von Zusätzen eingeschaltet, welche zur Wirkung des Werks außerordentlich beigetragen haben, wie denn dasselbe in kurzer Zeit dreizehn Auflagen erlebte. Die Absicht des holländischen Verfassers, der zur Zeit des Aufstands der Niederlande gegen die spanische Gewaltherrschaft einer der einflußreichsten Staatsmänner war, ging dahin, die römische Kirche und die spanische Regierung verhaßt und lächerlich zu machen. Er suchte vor-

nehmlich die Gründe der römischen Theologen durch geistreichen und schlagenden Spott abzuweisen und als willkürlich, unchristlich oder lächerlich darzustellen. Sein „Bynenkorf" war zunächst gegen Hevetus gerichtet, der in einem französisch und holländisch geschriebenen Briefe die Protestanten hart angegriffen hatte. Es werden darin alle Lehrsätze der römisch katholischen Religion erörtert und zwar mit solchem Nachdruck und solcher Belesenheit in den Schriften der Alten, namentlich der Kirchenväter, es werden die Irrthümer des Papstthums mit solcher Einsicht und mit solchem Scharfsinn aufgedeckt, der Spott ist so schlagend, die Gründe werden mit so mächtigem Witz entwickelt, mit so vielen ergötzlichen Geschichtchen unterstützt, daß man die ungeheure Wirkung leicht begreifen kann, welche die Schrift in den Niederlanden hervorbrachte. Da Fischart in Marnix einen verwandten Geist erkannte, der, wie er selbst, mit Rabelais und seiner satyrischen Art genau vertraut war, so mußte es ihn drängen, das merkwürdige Buch auch seinen Landsleuten näher zu bringen, das in Form und Inhalt so ganz seinem eigenen Wesen entsprach. Die nächste Veranlassung zur Uebersetzung gab aber, wie Fischart selbst berichtet, sein schon genannter Gegner, der Franciscaner Naß, dem mancher Zusatz gewidmet ist. Die „Mentzerkletten", mit welchen er das holländische Original „durchzirte", stehen diesem in keiner Weise nach, vielmehr überbieten sie dasselbe oft im treffenden Spott und in glücklichen Zügen, namentlich aber in der Darstellung, auf welche Fischart seine ganze Kraft gelegt zu haben scheint.*) Uebrigens sind, wie sich bei Fi-

---

*) Matth. Bernegger in seiner Abhandlung „De Idolo Lauretano cap. 2, p. 22 behauptet, daß Fischart die meisten Zusätze

schart eigentlich von selbst versteht und kaum erwähnt zu werden brauchte, die späteren Ausgaben des „Bienenkorbs" gegen die erste, die sich am wenigsten vom Original entfernt, reichlich mit neuen Zusätzen versehen, in denen sich die humoristische Laune Fischarts immer lebendiger und eigenthümlicher ausspricht.

Dem „Bienenkorb" ist „Der Heilig Brotkorb der H. Römischen Reliquien oder Würdigen Heiligthums Brocken" u. s. w. (1580) häufig beigebunden. Dies ist eine von Jacob Eisenberg verfaßte Uebersetzung des „Traité des Reliques" von Calvin, welche man früher ebenfalls dem Fischart zuschrieb. Doch ist darin Nichts von ihm als der Titel und 32 Reimzeilen mit der Ueberschrift: „Beschläge zum Heiligthumskästlin. Heiligthumsspang Jesuwalti Pickhart, zu beschlagung gegenwertigs Heiligthumskästleins oder Brotkorbs der mercklichen Heiligthums Partickel."

Fischarts vollständigstes Eigenthum ist das satyrische Gedicht, welches im Jahre 1580 unter folgendem Titel erschien: „Die Wunderlichst Vnerhörtest Legend vnd Beschreibung des Abgeführten, Quartirten, Gevierten vnd Viereckechten Vierhörnigen Hütleins. Sammt Vrsprung derselbigen Heyligen Guadicornischen Suiterhauben vnd Cornutschlappen: Etwan des Schneiderknechts F. Nasen gewesenen Meisterstücks. Gestellt zu Vierfach Ablaßwürdiger Ergetzlichkeyt den Lieben Vierdächtigen Ignazischen Vierhornigen Guadri-

aus dem „Traité préparatif à l'Apologie pour Hérodote" von Henri Estienne entnommen habe. Wir haben uns leider diese Schrift nicht verschaffen können, so daß wir nicht im Stande sind, diese Behauptung weder zu bestätigen, noch zu widerlegen. Unmöglich ist es jedenfalls nicht, daß Fischart auch den Stephanus benutzt hätte, und es wäre daher von Interesse, die Sache zu untersuchen, und, falls Bernegger Recht hätte, auch zu prüfen, in wie weit Fischart jene Schrift benutzt habe.

corniten, vnd Luguiollischen Widerhörnigen Cornuten: Oder (wie sie gern heyssen) Jesuiten, oder Würdigen Herrn der Societet Jesu: auch zu gefallen dem ob berürten Meyster Hansen, das er daß Neu Meysterstück dises Würffelhütleins, Vrtheiln vnd benasen wolle. Alles durch Jesuwalt Pickhart, den Vnwürdigen Knecht der Gläubigen Christi. Anno M.D.LXXX." (o. O.)

Dieses Gedicht ist nicht nur die witzigste und zugleich treffendste Satyre, die je gegen die Jesuiten geschrieben worden ist, es nimmt überhaupt unter den Gedichten dieser Gattung einen hohen Rang ein. Denn wenn der Dichter auch das verderbliche Wesen des Jesuitismus in einer Weise zeichnet, daß man aus jedem Worte sieht, wie sehr derselbe sein besseres Gefühl empört, wenn auch in der Haltung und Sprache des Gedichts eine glühende Leidenschaftlichkeit nicht zu verkennen ist, so ist er doch derselben weit weniger unterlegen, als es z. B. im „Dominikus" der Fall ist. Er hat sie so weit beherrscht, daß seine persönliche Abneigung nur als der Ausdruck der allgemeinen Entrüstung erscheint, und daß seine Laune noch den größten Spielraum findet. Die Darstellung ist von großer Lebhaftigkeit, die Sprache kräftig und kernhaft; vorzüglich gelungen ist aber die Einkleidung. Als nach Christi Himmelfahrt Lucifer seine Macht vernichtet sah, berief er alle Teufel zu einer Versammlung, um mit ihnen zu berathen, wie die Gewalt der Hölle wieder hergestellt werden könne. Die Menschen, sagt er, welche früher unter dem Heidenthum auch die scheußlichsten Gestalten angebetet hätten, verachteten jetzt die Teufelshörner oder fürchteten sich vor ihnen. Da aber gerade in diesen Hörnern die Kraft der Hölle beruhe, so müsse man die Menschen zu täuschen suchen und die Hörner auf eine heilige Art gestalten. So

macht er zuerst ein „einigs Spitzhorn", das aus Faulheit und einfältigem Schein besteht und mit Heuchelei und Täuschung zusammengenäht ist und nennt es eine Kuttenkappe. Darauf läßt er eine Mütze mit zwei Hörnern machen, in welche er geistliche Hoffart mit der Nadel der Herrschsucht und dem Faden der Schafschinderei vernähen heißt. Dies ist der Bischofshut. Für seinen Statthalter läßt er ein dreifaches Horn bilden, darin des Judas Seckel, Simonie, Rachgier, Neid, Wollust, Ehrgeiz, Meineid, Gift, Aufruhr, Lug und Trug mit dem Judenzwirn von Menschensatzung und der Nadel des Banns und Blutdursts vernäht wird; zur größeren Zierde werden Meßkram, Bullen und Ablaß darauf gestickt. Zuletzt macht er eine vierhörnige Mütze, welche viermal mehr Gift enthalten soll, als die drei andern zusammen, weil sie auch von vierfachen Bösewichtern getragen werden soll, welche des dreifachen Huts beste Stütze sein werden, wenn dessen Macht abnimmt. Der Stoff zu dieser Mütze ist scheinheilig Teufelthum, das mit Höllenglut gefüttert ist. Alle Teufel, selbst die Großmutter, arbeiten an dem Hütlein, das sie über den Leist Heuchelei spannten und in das sie mit der Nadel Römischer Tyrannei Abgötterei, Teufelslist, vergiftete Schmeichelworte, Scheinarmuth, Ehrgeiz, Sophisterei, Lügengespinnst, Verführung der Jugend, Mordstiftung und Unfriede vernähten. Zuletzt setzten sich die Teufel selbst hinein, so daß, als das Hütlein fertig war, Lucifer selbst davor erschrak. Doch weihte und segnete er es, worauf sich die Sonne verfinsterte und ein Sturmwind sich erhob, der es in die Welt trug. Mit prophetischem Geiste schließt der Dichter mit folgender Warnung: „Seht also habt ihr, lieben Leut, Den Ursprung alles Uebels heut; Und wer ein solchs nit glauben will, Der wirds bald fühlen nur zu viel."

In der Schrift vom Feldbau, welche Melch. Sebizius unter thätiger Theilnahme Fischarts aus dem Französischen übersetzte, findet sich ein „Fürtreffliches artliches lob deß Landlustes, Mayersmut vnd lustigen Feldbaumans Leben, auß des Horatij Epodo, Beatus ille, etc. gezogen, vnd nach der meynung Teutsch gegeben. D. J. F. G. M." Es ist dies eine breite Paraphrase des schönen Horazischen Gedichts, die wohl einzelne gute Stellen hat, aber im Ganzen nicht zu den gelungenen Reimstücken Fischarts gehört. Sie ist aber für dessen Charakteristik von Bedeutung, da man seine Empfänglichkeit und seinen tiefen Sinn für die Natur und das einfache Landleben daraus kennen lernt.*)

Von einer ganz neuen Seite tritt er uns in dem „Fürstenspiegel oder Regentenkunst" entgegen, welche G. Nigrinus aus dem Französischen des Innoc. Gentillet übersetzte (Ff. 1580) und zu welcher Fischart eine Vorrede „An den gutherzigen Leser. D. J. F. G. M.", so wie einige Reime (unterzeichnet: In Forchten Gehts Mittel) lieferte. Die Schrift ist gegen den berühmten „Fürsten" von Macchiavelli gerichtet. Wie Gentillet und dessen Uebersetzer, wie überhaupt die ganze Zeit, hatte auch Fischart das Werk des großen italienischen Staatsmannes und Geschichtschreibers mißverstanden; aber gerade diese falsche Auffassung des trefflichen Werks gab ihm Gelegenheit, seine Ansichten über Staats-

*) Im J. 1579 erschienen noch drei Schriften, deren Titel wir einfach mittheilen, weil sie uns unbekannt sind und zudem nicht von großer Wichtigkeit zu sein scheinen; „Contrafeite Bildnuß deß Herrn Lasarus von Schwendi. Straßb. 1579." mit 39 Versen Fischarts; — „Le vray patriot. Auß Frantzösischem treulich verteutschet. (O. O.) 1579." — Merckliche Frantzösische Zeitung, so bei dem erst neugestiffteten Ritter Orden vom H. Geyst gebraucht und gehalten. Auß Frantzösischem treulich ins Teutsch gepracht. (O. O.) 1579."

verhältnisse, über Verfassungen und die Aufgabe der Regenten auszusprechen. Er that dies in einer Weise, die nicht nur seiner Einsicht, sondern auch seinem Charakter die größte Ehre macht, da sich durchgehends der lebendigste Sinn für Freiheit und Gerechtigkeit darin ausspricht.

Wenn wir bis jetzt in Fischart fortwährend nicht bloß den Umfang seines Talents und seiner Kenntnisse, sowie die Tüchtigkeit seines Charakters, sondern auch die Großartigkeit seiner Weltansicht bewundert haben, durch welche er sich als einen der Ersten seiner Zeit beurkundete, ja sich meist hoch über dieselbe erhob, so müssen wir jetzt ein Werk erwähnen, in welchem er sich als tiefbefangen in dem Aberglauben des Jahrhunderts zeigt: „De Magorum Daemonomania. Vom Außgelaßnen Wütigen Teufelsheer der Besessenen Vnsinnigen Hexen vnd Hexenmeyster, Vnholden, Teufelsbeschwerern, Wahrsagern, Schwartzkünstlern, Vergiftern, Augenverblendern u. s. w. Gegen Doctor J. Wier Buch von der Geister verführungen durch den Edlen, Hochgelahrten vnd Feerberümten H. Johann Bodin u. s. w. außgangen. Nun erstmals durch H. Johan Fischart, der Rechten Doctorn, auß Frantzösische Sprach trewlich in Teutsch gebracht, vnd an etlichen enden gemehret vnd erkläret u. s. w. Straßburg 1581.“ Joh. Bodin, dessen Buch „Vom Staat“ den scharfen Denker wie den freisinnigen Politiker beurkundet, der sich durch andere Schriften sogar den Ruf des Unglaubens zugezogen hatte, bekämpfte in der „Dämonomanie“ die edlen Bestrebungen J. Wiers, der in einer sehr bedeutenden Schrift den Unsinn der Hexenverfolgungen nachgewiesen hatte. Fischart übersetzte Bodins Schrift, nicht etwa um sie zu widerlegen, sondern um dessen Gründe noch mit neuen zu vermehren. Wie bei Bodin, so läßt sich dies auch bei Fischart nur daraus erklären, daß er in

seinen juristischen Anschauungen befangen war, die seinen besseren Sinn verdunkelten. Hat er sich doch auch im J. 1582 verleiten lassen, den schon erwähnten blutdürstigen Hexenhammer (Malleus Maleficarum) von Neuem herauszugeben. Es ist dies eine traurige Erscheinung, aber es wird Fischart deshalb nicht hart zu beurtheilen sein, weil es eine allgemeine Erscheinung ist. Die Greuel blutiger Gesetzgebung haben in den Juristen stets die leidenschaftlichsten Vertheidiger gefunden; die Opposition gegen die Hexenprozesse oder gegen die Folter ist nicht von Juristen von Fach ausgegangen, eben so wenig als den Theologen die Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung zu verdanken ist. Juristen und Theologen sind noch heut zu Tage die entschiedensten Vertheidiger der Todesstrafe.

Zu Matthias Holtzwarts Buch: „Emblematum Tyrocinia (Straßb. 1581) schrieb Fischart eine inhaltreiche Vorrede: „Kurtzer vnd woldienlicher Vorbericht von Vrsprung, Namen vnd Gebrauch der Emblematen oder Eingeblömeten Zierwerken." Die ganze Zeit beschäftigte sich häufig mit dem Gegenstand und die Literatur desselben ist außerordentlich reich: Fischart führt in der Vorrede allein 15 Schriftsteller an, die darüber zum Theil dickleibige Werke verfaßt haben. Daß die Embleme oder, wie er sie nennt, „Gemälmysterien, Verdeckte Lehrgemäle, Deutungsgemäl oder Gemäldeutnussen" auch unsern Fischart beschäftigten, wissen wir schon aus dem „Gargantua"; ja er hatte sogar die Absicht, ein besonderes Werk „Vom Teutschen Wapenrecht" zu schreiben, das er, wie er in der Vorrede zu Holtzwarts „Emblematen" versichert, bereits angefangen hatte.

Wenn Fischart in Behandlung von juridischen Verhältnissen und Fragen engherzig und in den beschränkten Ansichten seiner Zeit befangen erscheint, so tritt sein freier

und genialer Geist sogleich wieder mit seiner ganzen Kraft und Ueberlegenheit hervor, wenn er sich mit allgemein menschlichen Fragen beschäftigt. Ein glänzendes Zeugniß dieser Ueberlegenheit und seines großartigen Sinns ist das Gedicht: „Bewärung und Erklärung des Vralten gemeynen Sprüchworts: Die Gelehrten die Verkehrten. Etwan vor vielen Jahren (in maßen solchs on diß art zu reimen bezeugen) von eim gutherzigen wargelehrten etlicher maßen außgelegt. Nun aber bei heutigem vnaufhörlichen vnd vnabwehrlichen einreissen der Verkehrung der Letz vnd Falschgelehrten, durch ein Warheitlieber Gerngelehrten, auff ein Newes durchgangen vnd angelegt. Darbey neben andern nötigen Erinnerungen vnd Lehren, auch diese daran hangenden Fragen begriffen. Ob man jemands zum Glauben zwingen soll, vnd ob durch Schwert, brand, bann, zang, strang vnd zwang in der Religion ein einigkeit sei zu stifften. Item, was zwischen Welt vnd Christenheyt, vnd deren beider Oberkeit, sei für ein vnderscheid. Anno M.D.LXXXVIIII. (O. O.)" Wir müssen leider bekennen, daß wir das seltene Gedicht nicht gesehen haben (auch Vilmar kennt es nicht); es ist aber von so hoher Wichtigkeit, daß wir den Bericht, den Gervinus in der „Geschichte der deutschen Dichtung" (4. Aufl. Bd. 3. S. 138 ff.) davon giebt, in seiner ganzen Ausdehnung mittheilen zu müssen glauben.

„Es ist unverkennbar ein Werk Fischarts, obwohl es mit möglichster Verleugnung seiner Manier, ohne die sonst so geläufigen Wortspiele, Witze, gelehrten Anführungen und persönlichen Angriffe geschrieben ist, obwohl es keinen der vielen Pseudonymen an der Stirne trägt, in die Fischarts Sprachphantasie sonst seinen Namen so seltsam und verschiedenartig verbirgt, vielmehr am Schlusse ausdrücklich

aller Nachfrage nach dem Namen des Verfassers ausbeugt: es scheint, weil dieser fühlt, daß er in dem Werkchen nicht gefahrlos eine neue und ungewöhnliche Lehre predige. Das Gedicht kündigt sich auf dem Titel als eine Erörterung der Frage vom Gewissenszwang und von dem Unterschiede geistlicher und weltlicher Obrigkeit an; es kehrt sich gegen die Schriftgelehrten, die den Buchstaben haben ohne Gottes Geist; bald nach dem Eingange kommt es im Besondern auf die spitzfindigen Irrgelehrten der päbstlichen Kirche, die zur Geheimnißförschelei noch die fürstliche Gewalt hinzuthaten, und den „Erzverkehrten" über alle Creatur erhöhten. Das heiße, dem Teufel einen Stuhl im Himmel setzen, als dessen Schüler die Päbstlichen sich noch bewährten, indem sie aufstellten, daß man eine solche Lehre mit Gewalt erhalten müsse, und daß Ketzerbrennen und Kerzenbrennen für eins zu nehmen sei. Mit dieser Lehre, daß die Obrigkeit die Christenheit mehren, den Glauben ausbreiten, die Ketzerei ausreuten müsse, brachten sie Könige und Kaiser zu Kirchendienern unter sich, mißbrauchten die weltliche Gewalt, um Glaubenseinigkeit zu erzwingen, und entzündeten so den böhmischen Krieg. Die Geistlichen sollen beten und lehren mit dem Schwert des Geistes; sie aber kehrten es um, da doch weltliche Gewalt und Schwert nicht zum Reiche Christi gehöre. So solle auch das Amt der Obrigkeit der Christenheit fremd sein, nur die Person ihr angehören; der Fürst soll in der Kirche gutes Beispiel geben mit seiner Person, nicht Zwang üben mit seiner Macht. So lang man diesen Unterschied zwischen Amt und Person in der weltlichen Obrigkeit nicht mache, werde in Glaubenssachen kein Friede werden! Die Päbste, indem sie den Fürsten eingeredet, sie seien schuldig, mit Gewalt zur Glaubenseinigkeit zu zwingen, haben die Christen ihrer Freiheit beraubt, zu der sie durch

Christi Blut erkauft sind; indem sie sich dieser Anmuthung fügen, thun die Fürsten an ihren Unterthanen, was die kirchliche Gewalt an ihnen gethan, und was sie oft getadelt haben. Die Christen sollen vollkommen sein, wie der Vater ist, der in der Welt allerlei Glauben duldet; so sollen auch wir um des Glaubens willen Niemand meiden, Jedermann Gutes thun, auch dem Türken und Heiden. Kein rechter Christ hat je um Glaubens willen einen Menschen verfolgt, auch Christus selber nicht, der nur die Wahrheit vor der Welt bekannte und das Weitere Gott anheimgab. Darum habe auch Paulus die christlich-heidnischen Mischehen nicht getrennt. Jetzt sei dem Namen nach Alles Christ, da doch Christus selbst gesagt, daß Niemand zu ihm komme, der Vater ziehe ihn denn zuvor und mache den Sohn selbst offenbar. Dazu helfe kein Zwang, sondern der Glaube sei eine Gnade von Gott. Welchen Schein man ihm gebe, nie könne es recht sein, zum Glauben zu zwingen, und ein Wahn sei es, es könne kein Reich bestehen ohne Glaubenseinigkeit, da doch vor Christus so viele Reiche ohne sie bestanden haben! Der Dichter fühlt am Schlusse, wie fremd er mit dieser Lehre in der Zeit steht. Wer da glaubt, sagt er, daß er in dieser Meinung irre, der solle ihm darum doch ein lieber Mann sein, nur solle er auch ihn ruhig hören; denn alle Uneinigkeit rühre daher, daß Jeder den Andern verurtheile und in seinem Verstand zwingen wolle, mit Gewalt und Trotz. Nicht so wolle Er, und Gott werde richten, wer Recht oder Unrecht sage."

In diesem Gedicht steht Fischart nicht bloß hoch über seiner Zeit; er hat eine Höhe der Anschauung darin ausgesprochen, von der auch das neunzehnte Jahrhundert noch weit entfernt ist. Man spricht heut zu Tage viel von Duldung,

aber wie wenig wird sie in der That ausgeübt! Zur Schande unserer Zeit müssen wir bekennen, daß es, recht betrachtet, nur dem Ungläubigen oder Gleichgültigen damit wahrer Ernst ist, während diejenigen, die sich vorzugsweise Christen nennen, höchstens aus äußeren Gründen sich duldsam zeigen. Die Unduldsamen beweisen aber eben durch ihre Unduldsamkeit, durch die Anmaßung, mit welcher sie behaupten, die „Auserwählten Gottes zu sein", daß sie das wahre Wesen des Christenthums nicht begriffen haben und nur an dem Aeußeren kleben. Das Christenthum ist eben dadurch so wahrhaft menschlich, oder wenn man lieber will; so göttlich, daß es einer fortwährenden Entwickelung fähig ist. Aber eben gerade deshalb darf es nicht in eine einzige Form gebannt oder eingezwängt werden, und diejenigen, welche nur Eine Form wollen gelten lassen, beurkunden dadurch, daß sie das wahre Christenthum nicht haben. Fischart hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß in Glaubenssachen keine Einheit bestehen könne, noch solle, weil durch diese jede weitere Entwickelung des in den Evangelien und apostolischen Schriften liegenden Keims unmöglich gemacht wird. Vielmehr ist jede Sekte berechtigt, weil in ihr irgend eine Seite des Christenthums zur Erscheinung gelangt. Nur diejenigen haben keinen Anspruch auf Duldung, die auf Unduldsamkeit oder unmoralischen Grundsätzen beruhen, weil Intoleranz und Unsittlichkeit mit dem Christenthum im Widerspruch stehen.

Von dem J. 1586 an ist Fischarts schriftstellerische Thätigkeit beinahe nur politischer Natur, wobei aber natürlich auch religiöse Fragen zur Behandlung kommen, da damals wie seit der Reformation bis heute beinahe immer die Politik eine religiöse Färbung hatte. Es waren namentlich die französischen Zustände, welche seine Aufmerksamkeit in

vollen Anspruch nahmen, weil er wohl fühlte, daß Alles was in Frankreich geschah, nicht ohne bedeutende Wirkung auf Deutschland bleiben könne. Damals war nämlich in diesem Lande der Kampf zwischen den politischen und Religionsparteien auf das Hitzigste entbrannt, und man hatte alles Recht zu vermuthen, daß der Ausgang desselben, welcher er auch sei, auf Deutschland eine mächtige Wirkung ausüben würde. Doch hat Fischart auch die Verhältnisse und Zustände anderer Staaten nicht unberücksichtigt gelassen, wie wir aus dem weiteren Verzeichnisse seiner Werke ersehen werden.

Die erste Schrift, welche Fischart über die französischen Wirren herausgab, war die Uebersetzung von Frantz Hotomans Fulmen brutum in Henricum regem Navarrae etc.: „Der vnvernünfftige vnd vnsinnige Bannstrahl des Römischen Antichristlichen Bapsts Sixti V., welchen der hellische Statthalter des Teuffels, im nächst abgelaufenen 1585. Jar u. s. w. wider den König Heinrichen von Navarren vnd den Hertzogen Heinrichen zu Bourbon u. s. w. in Frankreich geschossen. Auß dem Lateinischen durch Aloniсum Meliphrona Theutofrancum. Paßfurth am Rhein 1586." Von höchster Bedeutung mag die „Wolsicherent Auffmunterung der in Wansicherheit vnsicher verschlaffenen Welt. Straßburg. Bernh. Jobin 1588", sein, wenn sie wirklich, wie Gödeke annimmt, von Fischart ist, weil derselbe seine politischen Ansichten und Hoffnungen ohne Zweifel darin ausführlich entwickelt hat. Es ist uns aber noch nicht gelungen, diese Schrift zu Gesicht zu bekommen.

An der Spitze der katholischen Partei in Europa stand damals Spanien, und es mußte daher die Ausbreitung des spanischen Einflusses den Protestanten höchst gefährlich erscheinen, um so gefährlicher, wenn es in der Nähe von

Deutschland und Frankreich einen neuen Stützpunkt gewinnen sollte. Als sich daher im J. 1588 die katholischen Orte der Schweiz mit Spanien in ein Bündniß einließen, erhoben sich viele Stimmen, um auf die Gefahr eines solchen Bündnisses aufmerksam zu machen. Auch Fischart trug das Seinige bei, indem er eine lateinische, dieses Bündniß betreffende Schrift verdeutschte: „Ein auß Meyland vberschriebener Bericht, inn was gestalt der Schweitzerischen Catholischen Sechs Ortten Gesanten, von des Königs auß Spanien Legaten, zu Meyland, im Meyen des jetzt lauffenden 88. Jars stattlich seind empfangen u. s. w. auß dem Lateinischen vnd summarisch ins Teutsch gebracht. 1588.“ 4o.

So bedenklich und gefahrdrohend dieses schweizerisch-spanische Bündniß war, so erfreulich und für Straßburg, ja für das ganze südwestliche Deutschland beruhigend war das Bündniß, welches jene elsassische Reichsstadt im Jahr 1588 mit den beiden schweizerischen Städten Zürich und Bern schloß. Fischart erkannte die hohe Bedeutsamkeit desselben und sprach seine Freude darüber in einer eigenen Schrift aus: „Ordenliche Beschreibung, Welcher gestalt das Nachbarliche Bündnuß vnd Verein der dreyen Löblichen Freien Stätt Zürich, Bern vnd Straßburg, dieses gegenwärtigen 1588. Jars, im Monat Maio ist ernewert, bestättiget vnd vollzogen worden. Sampt etlichen Poetischen Glückwünschungen vnd sonsten Nötige Erinnerung vnd Vorred, auch Figuren, vnd der gemelten drey Stätt Contrafacturen. Getruckt zu Straßburg, durch Bernhart Jobin. Anno M.D.LXXXVIII.“ Es ist diese Schrift jedoch keine bloße Festbeschreibung; Fischart verband mit Allem, was er schrieb, immer einen höheren Zweck. In der Vorrede setzt er nämlich seine Ansichten über Staatsleben und Staats-

verwaltung in gedrängter, aber inhaltreicher Darstellung aus einander, aus der wir einige Sätze mittheilen, welche die edle, tüchtige Gesinnung und die tiefe Einsicht des vortrefflichen Mannes beurkunden. Die berühmtesten Helden, sagt er, haben sich schon mit der Beantwortung der Frage beschäftigt, wie ein wohlgeordneter Staat eingerichtet sein müsse; doch habe keiner von ihnen diese Frage besser gelöst als der H. Paulus in seinem Brief an Timotheum, wo er sagt, daß alle Obrigkeiten vor Allem dahin trachten sollen, daß sie sammt ihren Unterthanen und die Unterthanen mit ihnen in aller Gottseligkeit, Ehrbarkeit, Zucht und Ernsthaftigkeit ein geruhliches, stilles, sittsames und friedsames Leben führen. In diesen Worten, fährt er fort, liegt der Zweck und Grund des Staats ausgesprochen, nämlich Ruhe und Frieden, es liegt darin ferner ausgesprochen, wie man diesen ruhigen Wohlstand erlangen und bewahren könne, nämlich durch ein gottseliges und ehrbares Leben. Die Obrigkeiten, welche den Spruch des H. Paulus zu ihrer Richtschnur nehmen, werden nach jeder Seite hin ihre Aufgabe erfüllen, heilsame Gesetze geben, die Aemter in Rath, Kirche und Schule wohl besetzen, die Justiz gehörig verwalten, für die Armen, Wittwen und Waisen väterlich sorgen, Handel und Gewerbfleiß begünstigen, Vorräthe für Zeiten des Mangels sammeln, nur solche Steuern auflegen, welche den Bürger nicht bedrücken und sie werden diese nur zum Wohl des Ganzen verwenden, sich im Frieden auf den Krieg rüsten, die Freiheiten und Privilegien der Bürger ehren. Eines der ersten Mittel aber, den Staat zu kräftigen und dessen Bürger glücklich zu machen, sind Bündnisse mit Gleichgesinnten und Gleichregierten, deren Treue sich schon früher und in schwierigen Verhältnissen bewährt habe, wie es bei Straßburg der Fall sei,

„Gantz gedenckwürdige und aygentliche Verzeichnuß, wie die mächtig vnd Prächtig von vielen Jahren her zugerüste Spanische Armada, zu vnd nechst verschienenen Sommers dieses 1588. Jahrs, vmb bezwingung der Niederlande, vnd einnemmung des Königreichs Engelland abgefahren: vnd aber auß sonderm Gottes Gericht, durch die in vil gesammelte Engelländische Kriegsschiffmacht, ist Manlich vnd verwunderlich getrent, erlegt, verjagt vnd mehrtheils zu grund gerichtet worden. Hierzu seindt auch neben einer nötigen Vorred, etliche solchem Rühmlich erhaltenen Sieg zu Danck vnd Ehren gemachte Carmina kommen. Vnd dann ein Abschrift vom Blutsententz der H. Spanischen Inquisition vber die Niderlande vnd deren Einwohner, sowohl einer als der andern Religion ergangen vnd gegeben. Aus gewissen Kundschafften vnd vnderschiedenen wahren Berichten zusammengetragen vnd beschrieben durch H. Engelprecht Mörewinder von Fredewart auß Seeland. Getruckt zu Mürbaden bei Sixto Sexto Ontrei, in Anno achtzig acht, welches ist das Jar, das man betracht." Die geschichtliche Darstellung der welthistorischen Begebenheit wird, scheint es, von den größten Kennern Fischart's demselben nicht zugeschrieben. Ob wir gleich recht wohl fühlen, daß mancherlei und wichtige Gründe sich der Annahme widersetzen, daß Fischart diese historische Schilderung verfaßt habe, so möchten wir doch nicht mit Entschiedenheit behaupten, daß er gar keinen Antheil an derselben gehabt; wir glauben vielmehr, daß er wenigstens das Werk durchgesehen und mit einzelnen Zusätzen versehen habe. Ja wir könnten uns sogar der Ansicht zuwenden, daß die Schrift, wenn nicht ganz, doch wenigstens zum größten Theile von ihm abgefaßt ist. Wäre dies aber der Fall, so würden wir ihn auch noch als tüchtigen Geschichtschreiber zu bewundern haben; denn die Darstellung

der Verhältnisse, welche den Kampf zwischen England und Spanien herbeigeführt haben, sowie die Beschreibung des Kampfes selbst sind mit großer Klarheit und, wir möchten sogar sagen, mit großer Kunst abgefaßt. Jedenfalls sind die zwei mit Bap. Guisart und B. G. unterzeichneten Gedichte: „Siegdanck oder Triumpffspruch, zu Ehren der vortrefflichen Königin inn Engellandt", und „Satyrischer oder Frayhartischer Engelländischer (aber nicht Englischer) Gruß an die Lieben Spanier" von Fischart. Letzteres fließt mit solcher Lebendigkeit und Leichtigkeit dahin, daß man sieht, es strömt jedes Wort aus der Tiefe seines Herzens. Es ist von einer rhetorischen Fülle und Kraft, wie sie selbst in den besten seiner andern Gedichte nicht gefunden wird, obgleich alle sich gerade dadurch auszeichnen. Trefflich schildert er den Uebermuth der Spanier, die da glauben, sich die ganze Welt leicht unterwerfen zu können, weil ihnen die Eroberung Amerikas und die Vernichtung der unglücklichen Indianer gelungen sei. Das Bild, welches er sodann von der spanischen Politik entwirft, zeugt von klarem und tiefem Verständniß der damaligen Zustände. Diese Politik, sagt er, beruhe auf dem Bewußtsein der Schwäche und Uneinigkeit der anderen Staaten, vornehmlich Deutschlands, dessen Fürsten in ihrer engherzigen Beschränktheit keine Ahnung von den Gefahren haben, welche das Reich bedrohen, noch weniger aber von ihren Pflichten gegen ihre Völker. „Auch thut schon etlich Teutsche fürsten Nach spanischer hülff sehnlich dürsten, Vorab die, so kein eyffer haben, Wie es gang, wenn sie seind vergraben, Vnd wissen nicht, was Freyheit ist, Weil sie still sind in ihrem Mist." Der Hohn, mit welchem er sodann von der Niederlage der übermüthigen Spanier spricht, und von der Wirkung, welche diese allerseits hervorbringen mußte, ist voll poetischer Kraft.

„Es ist jetzt aus mit der Weltherrschaft und dem Glaubenszwang", ruft er aus, „selbst der Pabst wird zittern, Wann er hört bei seinen heiligen Tagen, Daß die Ketzer den Sieg von tragen, Vnd darff wol sagen recht in zornden, Es sei auch Gott nun Ketzerisch worden." Das Gedicht schließt mit einer kräftigen Mahnung an die Deutschen, „sich zu ermannen, die günstige Gelegenheit zu benutzen, und nicht wie das Vieh und die Maulthiere sich zu benehmen, die es nicht verstehen, wenn man sie befreien will." — Aber freilich die Deutschen haben damals ebensowenig verstanden, die Gelegenheit zu benutzen, sie haben ebensowenig gewußt, was sie wollen, als jetzt.

Seiner Liebe zur deutschen Sage und älteren Poesie, die er nie aus den Augen verlor, selbst wenn ihn Geschäfte oder Tagesereignisse noch so sehr in Anspruch nahmen, verdanken wir folgendes Werk: „Ernewerte Beschreibung der wol gedenckwürdigen, Alten vnd warhafften verwunderlichen Geschicht: Von dem nun längst Berühmten, Thewren vnd Gestrengen Abentheurlichen Ritter: Herrn Petern von Stauffenberg, genannt Diemringer, auß der Orttenau bei Rhein Was Ehren vnd Wunders er sein Tag inn manchen Landen erholt vnd vollbracht: Vnd besonders wie er nicht viel erhörter waiß sich mit einer Meervein oder Meervenus zu stäter lieb vnd Trew hat verpflichtet: Aber als er ihrem trewen Rath nicht allerdings hat nachgesetzt, alsbald darüber in dreyen Tagen, in bester blühender Jugend sey gestorben. Nun auff ein newes zu eim rechten Adelsspiegel, darinn er sich seiner Adelichen Gebür hab zu ersehen, ernewert vnd an den Tag gebracht, durch J. F. G. M. 1588." Vilmar ist der Meinung, daß Fischart das alte Gedicht*) mit möglichster Treue nach

*) S. Meine Literaturgeschichte I, 660 ff.

dem alten Drucke wieder gegeben, ja daß er diesen kaum corrigiert habe; wir nehmen keinen Anstand, seiner Versicherung Glauben beizumessen, da er in seinen Angaben stets genau und sorgfältig ist. Uebrigens ist es für uns auch ziemlich gleichgültig, da Fischart, selbst wenn er das Gedicht überarbeitet haben sollte, es doch in keinem Falle so umgestaltet hat, wie des Rabelais Gargantua, und das Gedicht erscheint daher nicht als seine eigene Schöpfung. Von ihm ist dagegen die Dedikation an den damaligen Besitzer von Staufenberg, auf dessen Bitte die Arbeit unternommen worden war, ob sie gleich, was, wie wir wissen, öfter der Fall ist, von seinem Schwager Jobin unterzeichnet war. Sie handelt „vom Erscheinen der Meerfeien und Familiargeister", und Fischart benutzt die Sage vom Ritter Staufenberg als einen Beweis vom Dasein solcher Geister und Zauberwerke. Sie ist ferner dadurch von großem Interesse, daß sie, wie schon Vilmar bemerkt, von Fischart's etymologischer Kunst und von seiner großen Belesenheit in der Sagenliteratur zeugt. Von ihm ist ferner die Einleitung, welche „einer der vielen schönen Beweise von seinem deutschen, wackern und frommen Sinne ist, und stellenweise zu dem Lebhaftesten und Anmuthigsten seines poetischen Schaffens gehört".

Wie sehr Fischart die Bedeutung des Untergangs der Armada fühlte, ersehen wir daraus, daß er im Jahre 1589 nochmals auf dieselbe zurückkam. Es geschah dies im folgenden Gedichte: „Vncaluinisch Gegen Badstüblein (so!) oder Außeckung des vngeformten, dreieckigten, außkommenen Caluinischen Badstübels, so warlich ein Badbedörfftiger vnd Morenbadverlorner, Grindiger Papist, so sich Johan Baptista Badweiler nent, zu hohn vnd schmach dem in Frankreich Newlichsten volbrachten Zug, der Teutschen hat auß-

sprengen dörffen, darinnen ein Vorspiegelung von vnerhörter Badenfart der Spanischen Armada gehn Niderbaden zum gesaltzenen Weihwasser, in dem Engellandischen Mör vnd Abgrund vorgenommen; vnd bericht des Schandfleckens, den die Spanier in dieser Badenfart daruon getragen haben, begriffen Alles für ein Spanische Kurtzweil lustig zu lesen. Durch Georg Goldrich Saltzwasser von Badborn zusammen getragen Im jahr 1589." Die nächste Veranlassung zu diesem Gedichte, das in dem nämlichen Jahre in drei verschiedenen Drucken erschien, gab ihm das „Caluinistische Badstüblein" (München 1588) eines Anhängers Roms und des Papstthums, der unter dem Namen Badweiler den mißglückten Zug der Deutschen in Frankreich verspottet hatte. Weil derselbe aus dem Mißlingen des Unternehmens den Schluß gezogen hatte, daß die Sache, für welche die Deutschen gekämpft hätten, schlecht sein müsse, da Gott sie verlassen habe, so hält ihm Fischart das „Spanische Wasserbad" entgegen. Voll Kraft ist namentlich die Stelle, in welcher er den Zug der Deutschen nach Frankreich*) mit dem der Spanier nach England vergleicht. Ueberhaupt gehört dieses Gedicht zu seinen besten politischen Reimwerken.

Während Fischart gewöhnlich die Uebersetzungen politischer Schriften nicht selbst verfertigte, sondern nur mit seinen inhaltreichen Vorreden versah, hat er folgende höchst wahrscheinlich selbst verdeutscht: „Discours. 'Ein Fürtrefflicher frey, rundes vnd vngescheuchtes Bedencken, vnd allerseits wol erwogenes Vrtheil, von dem heutigen zustand Franckreichs u. s. w. erstlich Frantzösisch gestellet, vnd nun seines Nutzens halber durch verdolmetschung auch den Teutschen

*) Er vergißt dabei das alte ewige Lied nicht:
„Die Teutsche dort in schaden kamen,
Weil sie nicht hielten wol zusamen."

gemeyn gemacht. Gedruckt durch Halcyonium Windstill, zur kleinen Rhuwarte 1589.“ Diese Schrift, die in einem veralteten, lebhaften und eigenthümlichen Styl abgefaßt ist, erschien kurz vor der Ermordung Heinrichs III. Bald nach derselben ließ Fischart die ebenfalls von ihm selbst verfaßte Uebersetzung einer diese Unthat betreffenden Flugschrift erscheinen: „Wolbedenckliche Beschreibung des an dem König in Franckreich newlich Verrhäterlich begangenen Meuchelmord, von einem Mönch Prediger Ordens. Inmassen solche die Rebellischen Paryser selbst haben an Tag gegeben, vnd in offenem Truck zu Parys publicieren vnd außkommen lassen. Auß dem Frantzösischen der eygentlichen meynung nach verteutschet, vnd mit Nötigen Erinnerungen versetzt: Durch Bernhart Janot. (Holzschnitt.) Anno M.D.LXXXIX.“ Den Beschluß dieser Schrift bildet ein Gedicht Fischart's: „Ermanung an die Bund-Päbstler“, welches mit gewohnter Derbheit den verderblichen Einfluß der Lehre vom Ablaß und den ebenso verderblichen der Mönchsorden, namentlich der Dominikaner und Jesuiten, schildert. So derb die Sprache des Gedichts ist, so ist sie doch durchgehends würdig, weil sie der Ausdruck der sittlichen Entrüstung über die abscheuliche That des fanatisierten Mönchs ist.

Diese Schrift war die letzte, welche zu seinen Lebzeiten erschien, wenn die oben mitgetheilte Notiz richtig ist, daß er im Winter 1589 starb. Nach seinem Tode, möglicher Weise aber noch kurz vorher, erschienen zwei Schriften, von denen die eine eine weitere Bekämpfung des Papstthums enthält, die andere nach Rabelais bearbeitet ist, so daß sie die beiden Hauptrichtungen seiner schriftstellerischen Thätigkeit vergegenwärtigen. Die erste Schrift führt den Titel: „Newer Creutzgang. Das ist, Etliche Gebett, die der Bapst, in diesem lauffenden Jahr, an allen orten seiner

Gläubigen, mit grosser solennität wider die Kron Franckreich, vnd alle trewe Bekenner Gottes worts, zu sprechen verordnet vnd befohlen, daß dieselben außgetilget, Er aber vnd sein Abgöttisch Lügenreich erhalten vnd vermehret werde. Trewlich auß dem Latein in das Teutsch gebracht, vnd dabey dem gemeinen Christlichen Leser kürtzlich angezeigt, was für fürnemene Irrthumben in diesem Creutzgang begriffen, damit er vrsach habe, des Bapstthumb recht lernen zu erkennen vnd zu meiden. Huldreich Christ zu Gotstatt bey Bethanen. 2. Timoth. 3. Ihr Thorheil wirdt offenbar werden jedermann (o. O.) M.D.LXXXX." Wie reich Fischart's satyrische Ader noch in seinen letzten Lebensjahren floß, bezeugt das zweite Werk: „Catalogus Catalagorum perpetuo durabilis. Das ist Ein Ewig werende Gordianischer, Pergamenischer vnd Tirraninonischer Bibliotheken gleichwichtige vnd richtige verzeichnuß vnd registratur Aller Fürnemer, Außbündiger, fürtrefflicher, nützlicher, ergetzlicher, schöner, nicht jedermann gemeiner getruckter vnd vngetruckter Bücher und Schrifften, Operum, Tomorum, Tractatuum, Voluminum, Partium vller mancher herlicher Authorn vnd Scribenten. Allen lustgirigen Rhum vnd klugheit nachstellenden Gesellen, zu Dollen polemische Tractätlein, vngetreumter, unerrathener Namentäuffung vnd Titulierung, dienstlich, nützlich, hülflich vnd entwürfflich. Vormals nie außkommen, sondern von den Sinnarmen vnd Buchschreibreichen, an starken Ketten bißher verwart gelegen, Newlich aber durch Artwisum von Fischmentzweiler erditricht, abgelöst vnd an den Tag gebracht. — Gott lob durch vnser Fleiß vnd groß Müh — Ists Catalogi erst Theil allhie, — Drumb laßt auch nit so fest verlangen, — Der andre kompt hernach mit Brangen. — Getruckt zu Niemandorff bei Nirgendsheim, im Mentzergrund. M.D.XC." Dieses

Werkchen war ohne Zweifel für die Fortsetzung des Rabelais bestimmt, denn es ist eine Bearbeitung des siebenten Capitels im zweiten Buch von dessen „Gargantua und Pantagruel", in welchem er ein Verzeichniß der Bücher giebt, die sich im Kloster St. Victor befanden. Wie der „Gargantua" und die „Practik", so ist auch der „Catalogus" eine Erweiterung des französischen Vorbilds, dessen satyrische Tendenz Fischart nicht nur vollkommen aufgefaßt und bewahrt, sondern zugleich auch auf deutsche Verhältnisse übergetragen und angewendet hat. Der „Catalogus" ist nämlich eine eben so launige als treffende Verspottung der damaligen geschmacklosen Gelehrsamkeit, die weder wissenschaftlich förderte, noch viel weniger aber einen praktischen Nutzen darbot, zugleich aber auch eine Verhöhnung der „wundergirigen Gemüther", welche auf Schriften mit seltenen Titeln und abenteuerlichem Inhalt Jagd machten. Wie Rabelais, so hat Fischart sowohl Titel wirklich vorhandener Schriften in sein Verzeichniß aufgenommen, als auch neue Titel erdacht, theils um einzelne alberne Bücher zu verspotten, theils um ganze abenteuerliche Richtungen der damaligen Schriftstellerei in ihrer Lächerlichkeit darzustellen. So war es damals Mode, die verschiedenen Laster und Untugenden als Teufel darzustellen und zu bekämpfen; es erschienen (nach Gödeke) von 1545 bis 1586 nicht weniger als vierzig verschiedene Teufel („Hofteufel, Fluchteufel, Eheteufel, Jagdteufel u. s. w."). Eine Verspottung dieser Literatur ist in Fischart's Verzeichniß der Titel: „Wider den Bauß krauß strauß Bodtenteufel vnd seine junge Pluder Kleider Butzen durch L. Hosenmänlein", der übrigens zugleich ein damals erschienenes Buch verhöhnt: „Wider den Kleider-, Pluder-, Pauss- vnd Krausteufel" von Joh. Strauß (Freyberg 1581). Es ist daher der „Catalogus" nicht bloß als eine ergötzliche Satyre der da-

maligen Schriftstellerei beachtenswerth, sondern zugleich für die Kenntniß und Charakteristik der einzelnen Erscheinungen von Wichtigkeit.

Außer den in der voranstehenden Darstellung erwähnten Werken und Flugschriften hat Fischart ohne Zweifel noch mancherlei andere verfaßt. Er selbst führt in seinen verschiedenen Schriften eine große Anzahl theils als wirklich verfaßt, theils als beabsichtigt an. Doch muß man wohl unterscheiden, erstlich, ob er sie als wirklich schon erschienen oder als künftig erst erscheinend bezeichnet, und zweitens in welchen Büchern er von ihnen spricht. Von Schriften, welche er als schon erschienen bezeichnet, dürfen wir wohl, wenn nicht andere Gründe dagegen sprechen, mit Sicherheit annehmen, daß er sie wirklich verfaßt habe, wenn sie sich auch bis jetzt nicht wieder vorgefunden haben. Was dagegen diejenigen betrifft, welche er als beabsichtigt erwähnt, so müssen wir deren Dasein so lange bezweifeln, bis nähere Nachrichten oder Beweise dafür aufgefunden werden. Ferner haben wir keinen Grund an der Richtigkeit seiner Angaben zu zweifeln, wenn er sie in einer ernstgehaltenen Schrift giebt, wie die „Daemonomania“ und der „Bienenkorb“; dagegen wird man gewiß meist fehl greifen, wenn man behauptet, daß Schriften, welche er in seinen von der Laune und Phantasie eingegebenen Büchern anführt, wirklich erschienen oder nur beabsichtigt seien. So werden wir nicht bezweifeln, daß er das in der Dämonomanie erwähnte Buch: „Von Noe Stammen vnd jrer Nachkommen Besitz vnd Länder“ wirklich verfaßt habe; eben so wenig läßt sich gegen das Dasein der „Cornelischen Büssung“, von welcher er im „Bienenkorb“ spricht, ein haltbarer Grund angeben. Selbst die im „Gargantua“ citirte „Audientz des Kaisers“ mag wirklich erschienen oder wenigstens verfaßt worden sein, da

er ausdrücklich eine Reihe Verse daraus anführt, eben so „Vom König Masinissa", den er sich übrigens nicht ausdrücklich beilegt. Daß das in den „Emblematen" erwähnte „Wapenrecht" nur angefangen war, haben wir schon oben bemerkt (S. 384), und es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß es vollendet wurde; vielmehr müssen wir es bezweifeln, weil sich ein solches Buch, das so ganz der Zeitrichtung entsprach, gewiß erhalten hätte und von Späteren angeführt und benutzt worden wäre. Die im „Bienenkorb" mehrfach erwähnte „New Rauschers Legend", die er dem Bruder Naß verhieß, ist ebenfalls wohl nicht gedruckt, ja nicht einmal vollendet worden, wenn er sie auch angefangen haben mochte. Wenn er ferner im „Jesuiterhütlein" sagt, daß er den nämlichen Stoff auch „Comedyweiß" tractieren wolle, so ist dies wohl kaum ernstlich gemeint gewesen; wahrscheinlich wollte er nur damit schrecken, wie der Zusammenhang anzudeuten scheint.

Noch werden im „Ein- vnd Vorritt" zum Gargantua eine Menge Titel von Büchern angeführt, welche Fischart als von ihm verfaßt bezeichnet. Wer aber darin mehr als einen Scherz sieht, mißversteht offenbar die betreffende Stelle. Fischart sagt nämlich, daß diejenigen, welche nach dem äußeren Schein urtheilen und daher glauben, daß im „Gargantua" „nichts anders als spottwerck, narrerei vnd anmütige lügen gehandelt werden", gewaltig irren; „denn wenn man das Büchlein recht eröffnet", fügt er hinzu, „vnd dem inhalt gründlich nachsinnt, so wird sich befinden, daß die spezerei darinnen von mehrerem vnd höherem werd ist, als die büchsse von aussen anzeiget vnd verheisset, das ist, daß die fürgetragene materi nicht so närrisch vnd nur der abweis geschaffen, wie die vberschrifft möcht leicht fürwenden." Dies gelte nicht bloß vom „Gargantua" son-

dern auch von andern Büchern, die er geschrieben habe und deren Titel er anführt. Schon die große Zahl dieser Titel beweist, daß er damit nur Scherz treibt. In der Ausgabe von 1575 nannte er 27, zu welchen er in der von 1582 noch 15 hinzufügte, also im Ganzen 42. Man legt freilich großes Gewicht darauf, daß er in dieses Verzeichniß auch solche Schriften aufgenommen hat, die unbestreitbar von ihm sind, den Gargantua, die Practik, den Eulenspiegel, die Flöhhatz, das Podagrammisch Trostbüchlein; das beweist aber keineswegs, daß er auch die andern Bücher, deren Titel er angiebt, verfaßt habe. Er hat jene mit verzeichnet, weil sie eben auch „Elloposkleronische" Titel hatten, und zudem lag es ganz in seinem Wesen, Dichtung mit Wahrheit zu verbinden, so wie er auch wohl die Absicht haben mochte, die Leute dadurch irre zu führen, daß er den Titeln wirklicher Bücher solche zufügte, die er nicht geschrieben hatte und auch nie zu schreiben gedachte. Es lag so sehr in Fischart's Eigenthümlichkeit, bei dieser Gelegenheit seltsame und abenteuerliche Titel zu erfinden, daß, wenn er alle von ihm angeführten Schriften wirklich verfaßt hätte, er sicherlich noch eine ganze Reihe erdachter Titel hinzugefügt haben würde. Und eben dieser Eigenthümlichkeit wegen muß man nothwendig voraussetzen, daß alle die Titel erdacht sind, von denen sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen läßt, daß die bezüglichen Schriften wirklich vorhanden sind oder vorhanden waren. Schon Vilmar erkannte in diesem Verzeichniß nur einen Erguß Fischartischer Laune; dagegen beharrte Gödeke auch in seinem „Grundriß", auf der schon früher in den „Eilf Büchern deutscher Dichtung" ausgesprochenen Ansicht, daß Fischart alle diese Schriften wirklich verfaßt habe. Wir wollen gar nicht abstreiten, daß er in der That einige derselben geschrieben

haben könne; da sich jedoch nicht ermitteln läßt, welche von ihnen wirklich ausgeführt worden sein mögen, so wird man an ihrem Dasein so lange zweifeln müssen, als sich nicht Exemplare derselben oder wenigstens sichere Andeutungen ihres Daseins vorfinden. Uebrigens kann man von einigen, die nach Gödeke wirklich von Fischart verfaßt worden sind, mit Sicherheit und überzeugend nachweisen, daß sie niemals existirt haben, von denjenigen nämlich, deren Titel Fischart aus Rabelais entlehnt hat: „Gfespinte oder Feistfeydlin", „Von letzer lätzen letzwürde", „Erbisen zum Speck mit der Auslegung". Die nämlichen führt Rabelais ebenfalls in seinem Prolog an.*) Wie dieser damit nur Scherz treiben wollte (es ist noch keinem französischen Gelehrten eingefallen, diese Titel für ernsthaft zu halten), so natürlich auch Fischart, der sein Vorbild, wie immer, so auch hier überbot, und diesen drei Titeln des Rabelais noch acht und dreißig hinzufügte. Daß Fischart jedenfalls die zweite der oben angeführten Schriften wirklich verfaßt habe, will Gödeke aus folgender Stelle im achten Capitel des Gargantua erweisen: „Ich gedencke es auch besser auszulegen, inn aim besondern Büchlin, das ich von Würdigkeit der Läz hab zugerichtet"; allein auch dies ist eine wörtliche Uebersetzung des französischen Textes**), und es hat Fischart daher noch viel weniger daran gedacht, diese „Würdigkeit der Läz" zu schreiben als Rabelais. Mit den andern steht es um Nichts besser, wenn sich auch nicht so schlagend nachweisen läßt, daß sie nie existirt

---

*) Fessepinte, la dignité des braguettes, des poys au lard cum commento.

**) Mais ie vous en exposeray bien daduandaige au liure, que j'ay faict de la dignité des braguettes.

haben. Uebrigens ist Fischart's sichere Thätigkeit so groß und so mannigfaltig, daß es wohl nicht nöthig ist, ihm Schriften zuzuschreiben, die noch kein Mensch gesehen hat.

Wir hoffen durch die eingehende Betrachtung aller derjenigen Werke Fischart's, welche uns zugänglich waren, und es sind uns nur wenige und zudem meist unwichtigere unbekannt geblieben, ein vollständiges Bild seiner Entwickelung und seiner Eigenthümlichkeit gegeben zu haben. Es ist aus dieser Darstellung ersichtlich geworden, wie umfassend sein Gesichtskreis, wie großartig seine Lebensanschauung, wie reich und mannigfaltig sein Talent, wie tüchtig sein Charakter und seine Gesinnung war. Doch halten wir es für nothwendig, auf einzelne Punkte noch besonders aufmerksam zu machen, welche bei seiner Beurtheilung vorzüglich maßgebend sind, oder welche in der vorangehenden Darstellung nur angedeutet werden konnten.

Wer auch nur Einiges, selbst nur kleinere Gedichte von Fischart gelesen hat, dem muß sich sogleich die Bemerkung aufdrängen, daß er ein Gelehrter im umfassendsten Sinne des Wortes war. Eine genauere Bekanntschaft mit seinen Werken bestätigt dieses Urtheil auf das Vollständigste, und es läßt sich das auf ihn anwenden, was Jean Paul vom Pagentanzmeister Aubin sagt: „In der flüchtigen Viertelstunde unsers Gesprächs setzte er mich durch seine Kenntnisse in Ungewißheit, ob er außer der Tanzkunst eigentlich Theologie oder Jurisprudenz oder Astronomie oder Geschichte oder andere Wissenschaften verstehe". Und in der That, Fischart würde einen hohen Rang unter den Gelehrten nicht bloß seines Volkes und seiner Zeit, sondern aller Völker und aller Zeiten einnehmen, wenn er statt Romane, Satyren und Gedichte gelehrte Werke hätte schreiben wollen. Es ist kaum möglich, alle diejenigen Wissenschaften aufzuzählen,

in denen er bewandert war, zum Theil umfassende Kenntnisse besaß. So war er, was er auch für die Grundlage aller wahren Gelehrsamkeit und Bildung hielt, mit der Sprache und Literatur der Griechen und Römer vertraut; er kannte selbst die untergeordneten Schriftsteller derselben. Von den neueren Sprachen verstand er französisch, italienisch und holländisch, wahrscheinlich auch englisch. Daß er juristische Kenntnisse besaß, würden wir aus seinen Büchern vielfältig entnehmen können, wenn wir auch nicht wüßten, daß er Doctor der Rechte war. Denn obgleich manche Citate aus den Pandekten, die uns im „Gargantua" begegnen, schon bei Rabelais zu finden sind, so hat er doch auch viele selbst hinzugefügt, aus denen sich ergiebt, daß er mit dem römischen Recht vertraut war. Aber auch seine andern Schriften geben hinreichendes Zeugniß, daß er große juristische Kenntnisse besaß, die sich auch über Spezialitäten verbreite-ten. War er auch kein Theolog von Fach, so hatte er sich doch vielfältig mit der Theologie beschäftigt. Er hatte nicht allein eine gründliche Kenntniß der Bibel, er kannte auch die Kirchen- und Dogmengeschichte, wie vielleicht wenige Theologen seiner Tage. Eben so gründlich hatte er die Geschichte alter und neuer Zeit studiert, und er kannte die-selbe nicht bloß in ihren Grundzügen, er setzt in beinahe allen seinen Schriften durch den Reichthum der Einzelnheiten in Erstaunen, die ihm stets gegenwärtig waren. Geographie, Genealogie, Wappenkunde und wie die Hülfswissenschaften der Geschichte alle heißen mögen, mit allen war er vertraut. Er hatte über Erziehung und Unterricht reiflich nachgedacht, und war mit den darauf bezüglichen Werken, so wie mit den bedeutendsten philosophischen Schriftstellern alter und neuer Zeit bekannt. Und Alles beherrschte er mit der größten Leichtigkeit, so daß ihm Jedes, auch das Geringfügigste zu

Gebote stand, wenn er es brauchte. Aber diese massenhafte Gelehrsamkeit hatte, was leider so oft geschieht, seinen Geist nicht gefangen, seinen Blick nicht verdunkelt, seinen Sinn nicht eingeengt. Wir haben in der obigen Darstellung mehrmals Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß er auch für das Schöne in Kunst und Natur empfänglich und sowohl mit der Musik als mit der Malerei und deren Geschichte vertraut war.

Was ihn aber von der Mehrzahl der Gelehrten seiner Zeit wesentlich unterscheidet, das ist, daß er den lebendigsten Sinn für sein Vaterland hatte. Es war ihm Nichts entgangen, was sich auf dasselbe bezog, und er hatte von allen Verhältnissen die genaueste Kunde, die man zu seiner Zeit überhaupt haben konnte.

Wenn schon seine umfassende Kenntniß der Geschichte, der Alterthümer und der Literatur des deutschen Volkes Bewunderung erregt, weil er hierin zu seiner Zeit allein dasteht, so müssen wir noch weit mehr über seine ausgebreitete Kenntniß des Landes und Volkes erstaunen. Von der Nordsee bis zu den Alpen ist keine Provinz und kein Volksstamm, von dem er nicht wenigstens einige Kunde, meist aber genaue Kenntniß hatte. Er kennt ihre Sagen, ihre Lieder, ihre Sprichwörter, ihre Beschäftigungen, ihre Sitten und Gebräuche, mit Einem Wort alle ihre Eigenthümlichkeiten. Man möchte beinahe glauben, daß er sich in den verschiedenen Ländern und bei den verschiedenen Volksstämmen lange aufgehalten hätte, und zwar bloß zu dem Zwecke, sie zu beobachten und ihr Leben und Treiben aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Man möchte glauben, daß er die Hütten des Landmanns, die Werkstätten der Handwerker und der Künstler besucht habe, um sich mit deren Beschäftigungen, mit den Eigenthümlichkeiten

ihres Lebens und selbst ihrer Sprache bekannt zu machen, denn es ist kaum ein Beruf, von dem er nicht mit der merkwürdigsten Sachkenntniß spricht.

Dies beurkundet schon seinen praktischen Sinn, der sich auch darin offenbart, daß er an den Bewegungen der Zeit den lebhaftesten Antheil nahm. Wir haben bei der Darstellung seiner Schriften gesehen, daß keine einigermaßen bedeutende Thatsache vorgieng, die er nicht besprochen hätte. Seine Theilnahme war aber keineswegs bloß allgemeiner Natur; er hatte dabei immer das Vaterland und sein Volk im Auge, das er mit Begeisterung, man möchte sagen, schwärmerisch liebte, wenn Schwärmerei sich mit Kraft der Seele und Klarheit des Geistes verbunden denken ließe. Es ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß selbst sein Kampf gegen Pabstthum und Jesuitismus zum großen Theil eine Wirkung seiner Vaterlandsliebe war. Aber er hätte ihn auch ohne diesen Beweggrund begonnen, weil ihn auch sein Charakter dazu drängte. Fischart war bei seinem tief frommen Sinn der entschiedenste Feind aller Heuchelei und Scheinheiligkeit, besonders wenn sie darauf ausgieng, den menschlichen Geist in Fesseln zu schlagen, und ihm die freie Entwickelung unmöglich zu machen. Er verlangte Freiheit des Denkens und der Bewegung, weil er fühlte, daß sie das Element sei, durch welches der Mensch erst zum Menschen werde; und tief blickender als die Reformatoren, trennte er die politische Freiheit nicht von der religiösen, überzeugt, daß die eine ohne die andere nicht gedeihen könne. Freie Gesinnung ist ohne ächte Menschenliebe nicht denkbar, und so finden wir auch diese bei Fischart in der schönsten und liebenswürdigsten Weise ausgeprägt, um so mehr als seine freie Gesinnung auch auf seinem tiefen Gemüth begründet war, welches ihn befähigte, alle rein

menschlichen Erscheinungen mit seelenvoller Liebe zu erfassen. Wir erinnern nur an seine trefflichen Worte über Ehe und Erziehung, an sein tiefes Gefühl für die Kunst und Anderes mehr. Wenn schon der feurige Haß gegen alles Schlechte ihn bewegen mußte, diesem feindlich entgegen zu treten, so wurde er noch durch eine weitere Eigenthümlichkeit seines Wesens dazu veranlaßt, durch den reichen Humor und den nie versiegenden Witz, der einen wesentlichen Zug seines Charakters bildet. Mit schnellem Blick erfaßte er die lächerlichen Seiten in den Erscheinungen des Lebens, und so hatte ihn schon die Natur zum Satyriker bestimmt. Wie großartig und mannigfaltig er als solcher ist, haben wir an seinen Werken gesehen; wir haben gesehen, daß er sowohl die schärfste Geißel schwingen als sich im heitern Humor ergehen, daß er das Schlechte und Hassenswürdige zermalmen und auch die menschlichen Schwächen mit schalkhafter Laune belächeln und verspotten kann.

Und so bleibt uns nur noch übrig, einen Blick auf seine Darstellung und seine Sprache zu werfen. Die „Flöhhatz" und das „Glückhafte Schiff" beweisen hinlänglich, daß er die Gabe der Composition und der kunstmäßigen Entfaltung seines Stoffes im hohen Grade besaß; aber es hat sich aus der Betrachtung anderer Werke, namentlich des „Gargantua", ergeben, daß er auf die kunstmäßige Gestaltung absichtlich und mit offenbarem Muthwillen Verzicht leistete, daß er sich lieber den wilden Sprüngen seiner stets geschäftigen Phantasie überließ. Doch müssen wir hier sogleich zwischen seinen gereimten und seinen prosaischen Werken unterscheiden. Wenn er in den gereimten Dichtungen nicht weniger Humor und Witz entfaltet, wenn er in ihnen auch eben so schalkhaft und muthwillig ist, als in seinen prosaischen Schriften, so hat er in denselben eine Mäßigung

bewahrt, von der seine prosaischen Werke weit entfernt sind. Es ist dies namentlich in der Sprache recht sichtbar. Zwar tragen auch seine Verse ganz den Stempel seines Geistes, und wer nur einigermassen mit ihm bekannt ist, kann im ersten Augenblick seine Verse erkennen und sie von denen seiner Zeitgenossen, wie seiner Vorgänger und Nachfolger mit voller Sicherheit unterscheiden. Sie bewegen sich mit einer außerordentlichen Leichtigkeit, und sind immer von großer Kraft, wenn auch oft etwas hart. Er bedient sich der damals allgemein gebrauchten Reimpaare, aber die seinigen sind schon daran zu erkennen, daß sie nicht nur durch den Reim, sondern auch durch den Gedanken streng verbunden sind, dem er stets den kürzesten, passendsten, wirkungsvollsten Ausdruck zu geben weiß, daher bei ihm auch die damals so häufigen Flickwörter, an denen selbst Hans Sachs nicht arm ist, nur höchst selten und zudem nur in seinen älteren Gedichten erscheinen.

In seiner prosaischen Darstellung ist Fischart ein wahrer Proteus, und wir kennen keinen Schriftsteller, der ihm darin auch nur von Weitem ähnlich wäre. So verschieden z. B. Göthe in seinen verschiedenen Werken erscheint, so sehr sich die Sprache im „Werther" oder „Götz" von der in den „Lehrjahren" oder der in den „Wahlverwandtschaften" oder in den wissenschaftlichen Abhandlungen unterscheidet, so tritt uns doch überall der ganze Göthe entgegen, und man wird keine Zeile in einem einzigen seiner Werke diesem oder jenem andern Schriftsteller zuschreiben können. Ganz anders verhält es sich mit Fischart, der in drei so ganz verschiedenen Gestalten erscheint, so daß man unmöglich einen und denselben Urheber darin erkennen kann. In seinen Dedikationen und einigen Vorreden schreibt er in dem damals üblichen breiten und gespreizten Styl, dessen Hauptterforder-

niß Verwirrung und Unklarheit zu sein scheint. Er ist in diesen Stücken der vollkommenste Pedant. In anderen Vorreden und einigen Abhandlungen, z. B. in der „Armada" und im „Bündniß", ist der Styl dagegen von der größten Einfachheit, Klarheit und Ruhe. Die Sätze sind, wenn auch oft von größerem Umfange, doch leicht überschaulich; der Ausdruck ist zwar kräftig, aber doch voll Mäßigung. Den vollsten Gegensatz dazu bildet seine Darstellung in den größeren satyrischen Werken, namentlich im „Gargantua". Wie die Gedanken, so ist auch die Sprache fortwährend in stürmischer Bewegung. Die seltsamsten Wortverbindungen jagen einander und werden nur durch die abenteuerlichsten Wortbildungen unterbrochen, in denen er so muthwillig ist, wie in seinen Gedanken. Er behandelt die Sprache, wie wenn sie sein Erbleben wäre und er mit unumschränkter Gewalt über sie verfügen könnte. Jedes Wort erweckt durch seinen Laut irgend einen neuen Gedanken oder Begriff in ihm und er bildet das Wort in der Weise um, daß dieser neue Begriff zugleich auch darin seinen Ausdruck findet, oder daß man wenigstens an ihn erinnert wird. Oder er zwingt Wörter, die im vollsten Gegensatz zu einander stehen, die einen offenbaren Widerspruch enthalten, zu einem neuen zusammen, dessen Begriff beim ersten Anblick kaum denkbar erscheint, bis er endlich in Folge einer Reihe von Schlüssen in voller Klarheit hervortritt. So wird die Darstellung allerdings oft schwer verständlich; aber man findet sich stets belohnt, wenn man die Schwierigkeiten überwunden hat.

Man hat Fischart mit Jean Paul verglichen, und in der That bieten beide geniale Männer manchen Vergleichungspunkt. Beide haben große Belesenheit, eine stets geschäftige und überwuchernde Phantasie mit einander gemein;

Beide besitzen einen großen Reichthum an treffenden und witzigen Einfällen; Beide häufen Gleichnisse und Metaphern und lieben Anspielungen jeglicher Art. Bei dem Einen wie bei dem Andern beruht die Satyre auf der reinsten und liebenswürdigsten Menschenliebe, auf der Liebe zu ihrem Vaterlande und ihrem Volke. Aber sie sind wesentlich darin unterschieden, daß Jean Paul mehr die weibliche Sentimentalität, Fischart mehr die männliche Kraft repräsentiert.



Friedrich Spee.

Auf die Schilderung des größten Gegners der Jesuiten lassen wir die Darstellung des Lebens und der Werke eines Jesuiten folgen, dem selbst Fischart seine volle Achtung und Liebe nicht versagt haben würde, wenn er noch zu dessen Zeiten gelebt hätte. Denn mit so leidenschaftlichem Hasse er auch den Jesuitismus bekämpfte, so war er eine zu edle Natur, als daß er seinen Haß auch auf jedes einzelne Mitglied des Ordens übertragen und die trefflichen Eigenschaften des Einzelnen nicht gern anerkannt hätte.

Friedrich Spee, aus dem altadeligen, später gräflichen Geschlecht der Spee von Langenfeld, wurde im Jahre 1591 zu Kaiserswerth bei Düsseldorf geboren. Er erhielt im älterlichen Hause eine treffliche Erziehung, und besuchte später wahrscheinlich irgend ein Jesuitencollegium, vielleicht das zu Köln; wenigstens trat er dort als neunzehnjähriger Jüngling im Jahre 1610*) in den Orden, dem er von nun an sein Leben und sein Talent mit der vollständigsten Hingebung und Aufopferung widmete. Es ist bekannt, daß die Jesuiten

*) Nach dem Jesuiten Hartzheim (Bibliotheca Coloniensis. col. 1747. fol. pag. 87) soll er erst 1615 in den Orden getreten sein. Ueberhaupt herrscht in den Mittheilungen über die Lebensgeschichte des Dichters große Verwirrung.

immer nur solche Jünglinge und Männer in ihren Orden aufnahmen, die sich durch hervorragende Fähigkeiten auszeichneten, weil sie durch geistiges Uebergewicht herrschen und durch dasselbe die geistige Bewegung unter den Laien zurückdrängen wollten. Es liegt daher in der Aufnahme des neunzehnjährigen Spees schon der Beweis, daß derselbe nicht gewöhnliche Gaben hatte, und daß der Orden große Erwartungen von seiner Thätigkeit hegte. Auch wurde ihm schon bald nach seiner Aufnahme ein nicht unbedeutender Wirkungskreis angewiesen; man übertrug ihm nämlich einen Theil des Unterrichts am dortigen Gymnasium, das damals ganz von den Jesuiten geleitet wurde. Zugleich setzte er aber seine philosophischen und theologischen Studien fort, und er gewann sowohl durch seine praktische Thätigkeit als durch seine tüchtigen Fortschritte in jenen Wissenschaften das Vertrauen seiner Obern in so hohem Grade, daß sie ihm im Jahre 1621*) den Lehrstuhl der Theologie und Philosophie übertrugen. Auch in dieser Stellung wirkte er segensreich; er gewann sich in derselben, wie früher am Gymnasium, durch seine freundliche Milde und sein Lehrtalent die Liebe und Dankbarkeit seiner Schüler. Schon nach drei Jahren wurde ihm eine der wichtigsten Sendungen anvertraut. Bekanntlich ist es die Hauptaufgabe des Jesuitenordens, die „Ketzer und Abtrünnigen in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen". Hierzu bedarf es aber vor Allem solcher Männer, welche nicht allein durch Talent und Kenntnisse, sondern auch durch einschmeichelnde Liebenswürdigkeit des Charakters, durch Klugheit und Gewandtheit des Benehmens und vorzüglich durch hohe sittliche Reinheit

*) Nach Hartzheim (a. a. O.) erst im Jahre 1631; doch kann dies ein Druckfehler sein.

leicht das Vertrauen der Menschen gewinnen. Diese Eigenschaften besaß Spee im vollsten Maße, so daß ihm seine Obern eine eben so schwierige als wichtige Aufgabe mit vollster Ruhe übertragen konnten. Sie schickten ihn nämlich im Jahre 1624 nach Paderborn, wo er als Pater des dortigen Jesuitencollegiums den Auftrag erhielt, für die Bekehrung der Stadt und Umgegend zu wirken. Der Erfolg seiner Wirksamkeit war so groß, wie ihn wohl selbst seine Obern kaum erwartet hatten. Denn ihm ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß der Adel in und um Paderborn, der damals theils öffentlich, theils insgeheim der Reformation zugethan war, sich wieder zur katholischen Confession bekannte. Seine Wirksamkeit beschränkte sich jedoch nicht auf Paderborn und Umgegend; er machte kleinere und größere Bekehrungsreisen, die meist von ähnlichem Erfolge gekrönt wurden. Doch war diese Thätigkeit keineswegs gefahrlos. Als er sich in Peina, einem Hildesheimischen Städtchen, aufhielt, dessen Einwohner er zum Theil für den katholischen Glauben gewann, und er von dort aus in Berufsgeschäften nach einem nahegelegenen Dorfe gieng, wurde er unterwegs überfallen und gefährlich verwundet. Nach der Versicherung des Verfassers der Bibliothek der Schriftsteller aus der Gesellschaft Jesu hatten die nichtkatholischen Bewohner Hildesheims einen Meuchelmörder gedungen, den gefürchteten Bekehrer zu ermorden. Es ist dies jedoch, so viel wir wissen, nicht bewiesen und wir möchten schon deshalb daran zweifeln, weil Spee trotz seines Bekehrungseifers wegen seines liebenswürdigen und in jeder Beziehung vortrefflichen Charakters auch bei Nichtkatholiken in hoher Achtung stand. Die Thatsache, daß er angefallen wurde und mehrere Wunden erhielt, fünf am Kopfe und zwei am Rücken, ist übrigens unzweifelhaft.

Trotz derselben gelangte er doch nach dem Dorfe, wo er noch die Kanzel bestieg und predigte, bis ihn seine Kräfte verließen. Er konnte sich, so lange er lebte, nicht von den Folgen dieser Verwundung erholen, und er mag wohl durch seine Kränklichkeit bewogen worden sein, seine Obern um Versetzung nach einer anderen Gegend zu bitten.

Es scheint, daß er gegen das Jahr 1627 nach Franken geschickt wurde,*) und daß er vorzüglich in Bamberg und Würzburg als Prediger und Beichtvater thätig war. In diesen beiden Städten war damals die Hexenverfolgung auf den höchsten Grad gestiegen (in den Jahren 1627 und 1628 sollen in Würzburg 158 der Zauberei Angeklagte verbrannt worden sein), und es gehörte zur Aufgabe Spees, die Unglücklichen auf den Tod vorzubereiten und ihnen das letzte Geleit zu geben. Wiewohl er ohne Zweifel mit seiner ganzen Zeit an die Möglichkeit der Zauberei und der Bündnisse mit dem Teufel glaubte,**) so gewann er doch in Folge

*) Nach einigen Berichten soll er zuerst nach Franken und erst später nach Westphalen gegangen sein, und es sprechen allerdings mehrere Gründe dafür; allein da sich bis jetzt weder das Eine noch das Andere mit Sicherheit ermitteln läßt, haben wir vorgezogen, der gewöhnlichen Annahme zu folgen.

**) So sagt er im Anfange seiner weiter unten erwähnten Schrift: „Wenn ich gleich selbst in viel Kerkern mit Elenden, die satanischer Gemeinschaft beschuldigt waren, in geistlichem Berufe verhandelt habe, wenn ich gleich selbst mit Fleiß, aufmerksamer Forschung, ich will nicht sagen, Neugierde, all mein Denken so in diesen lichtlosen Abgrund verwickelt gefunden habe, daß ich beinahe endlich nicht mehr wußte, was ich von dieser Sache glauben sollte; so habe ich dennoch die Summe der verwirrten Gedankenrechnung zusammenziehend, für wahr halten müssen, daß solche Verbrechen und dessen Schuldige wahrhaftig bestehen, und daß ohne Frevelmuth und großen Unverstand manche desselben Schuldige nicht geläugnet werden können.“

seiner Gespräche mit jenen Unglücklichen und bei näherer Beobachtung derselben in den letzten Tagen ihres Lebens die feste Ueberzeugung, daß sie das Opfer böswilliger Verläumdung oder der Habgier der Beamten waren. Bei seinem wahrhaft menschenfreundlichen Gemüth und seiner angeborenen Milde mußte ihm diese Ueberzeugung unglücklich machen, um so mehr als er es nicht wagen durfte, öffentlich gegen das von der Kirche geheiligte Unwesen aufzutreten. Nur gegen Einzelne, die sein Vertrauen genossen, öffnete er sein Herz. Als ihm einst der wackere Joh. Phil. von Schönborn, damals Domherr in Würzburg, später Churfürst von Mainz, frug, woher es wohl komme, daß er schon so viele graue Haare habe, erwiederte er, es komme von den Hexen, die er zum Feuertode geleitet; und als Schönborn ihn um nähere Erklärung bat, sagte er, er habe ungeachtet der sorgfältigsten Untersuchungen, und wiewohl er alle die Vortheile gewissenhaft benutzt habe, die ihm als Beichtiger zugestanden, dennoch an Keinem von Allen, die er zum Scheiterhaufen begleitet, irgend Etwas gefunden, was ihm die Ueberzeugung gegeben hätte, daß dieselben des Verbrechens der Zauberei mit Grund bezüchtigt worden. Die Einfältigeren hätten, wenn sie befragt worden, Anfangs zwar in ihrer Verwirrung und aus Furcht vor neuen Martern das Verbrechen eingestanden, dann aber, wenn sie Zutrauen gewonnen, und eingesehen, daß sie von ihrem Beichtvater Nichts der Art zu besorgen hätten, alsbald ihre Aussage zurückgenommen. Alle hätten mit zerreißendem Jammergeschrei die Unwissenheit oder Bosheit ihrer Richter und ihr eigenes Unglück beweint, und in ihrer letzten Noth Gott zum Zeugen ihrer Unschuld angerufen. Ein so erbarmungswürdiges und oft wiederholtes Schauspiel habe ihn also erschüttert, daß er vor den Jahren ergraut sei.

Je länger er diese Gräuel mit ansehen mußte, desto entschiedener reifte in ihm der Entschluß, denselben entgegenzutreten. Endlich gab er, während er wahrscheinlich noch in Würzburg war, und vielleicht mit Billigung des Domherrn von Schönborn im Jahre 1631 zu Rinteln, wo kurz vorher der Fürst Ernst von Holstein eine Universität gegründet hatte, eine Schrift gegen die Hexenprozesse heraus unter dem Titel: Cautio criminalis, s. de processu contra Sagas liber" (Hochnothpeinliche Vorsichtsregel oder ein Buch von den Hexenprozessen). Er ließ sie, nachdem er zuerst sie längere Zeit in Handschriften Einzelnen mitgetheilt hatte, um sich von ihrer Wirkung zu überzeugen, ohne seinen Namen drucken; denn er wußte wohl, daß er das Schlimmste zu befürchten hätte, wenn es bekannt würde, wer das Buch verfaßt habe. Hatte doch, wie er selbst erzählt, der Inquisitor eines großen Fürsten, nachdem er eine Schrift des Jesuiten Tanner (Theologia Scholastica) gelesen, der in den Hexenprozessen Umsicht und Behutsamkeit empfohlen hatte, geäußert, er würde kein Bedenken tragen, diesen auf die Folter zu bringen, wenn er seiner habhaft werden könne.

Mit großem Scharfsinn und überzeugender Gründlichkeit beleuchtete Spee in seiner Schrift das Verfahren der Richter in den Hexenprozessen und er zeigte in 51 Abschnitten die Unhaltbarkeit der Grundsätze, von denen man ausgehe und das Unzulängliche der Gründe, mit denen man das Verfahren zu rechtfertigen pflege. Wahrhaft empörend sind die Aufschlüsse, die er über die geheimen Motive bei den Prozessen und Verurtheilungen giebt. So wurden für jede Person, die sich in Folge der Tortur als Hexe bekannte, 4—5 Thaler an die Beamten ausgezahlt. „Die Beamten und ihre Gehülfen", fügt er hinzu, „welche ihren Nutzen im Auge haben, werden sich nicht verrathen, und einer

solchen Lockung nicht leicht wiederstehen, zumal da nicht nur Laien, sondern auch Beichtvätern hie und da für jeden Kopf der Schuldigen der Preis festgesetzt ist, und gemeinschaftliche Gastmahle mit den Inquisitoren gehalten, so wie auch Trinkgelage aus dem Blute der Armen angestellt werden, welches sie bei lieblichstem Reize des geheimen Einverständnisses ganz und gar aussaugen!" — Daher ließen die Richter auch nicht leicht Jemanden wieder los, der ihnen in die Hände gerathen war, selbst wenn sie von dessen Unschuld auf das Vollständigste überzeugt waren. So wurde einst eine Frau (Spee nennt die wahren Namen nicht, um sich nicht zu verrathen) gefangen gesetzt und gefoltert, lediglich weil sie in ihrem Dorfe in schlechtem Rufe stand. Als sie auf der Folter um ihre Mitschuldige befragt wurde, gab sie eine Nachbarin an, die sogleich ebenfalls eingezogen und auf die Folter gespannt wurde. Diese hielt den gräßlichen Schmerz standhaft aus und betheuerte ihre Unschuld. Als die Andere zum Scheiterhaufen geführt wurde, legte sie dem sie begleitenden Geistlichen das Bekenntniß ab, sie habe ihre Nachbarin fälschlich angegeben; die Qual der Folter habe ihr dies Geständniß ausgepreßt. Die Unschuldige wurde aber keineswegs aus dem Gefängnisse entlassen, weil die Richter befürchteten, wegen ihres leichtfertigen Verfahrens getadelt zu werden, wenn sie sie frei ließen.

Spees Schrift erregte ungeheueres Aufsehen, und sie wurde mit so großer Begierde gelesen, daß schon in wenigen Monaten kein Exemplar, selbst um hohen Preis, mehr zu haben war, weshalb sie im Jahre 1632 auf Veranlassung eines gewissen Joh. Gronäus zu Frankfurt am Main zum zweiten Mal gedruckt wurde. Ins Deutsche wurde sie zuerst auszugsweise von Joh. Seiffert (Bremen 1647) und vollständig von Herm. Schmidt (Frankf. 1649) übersetzt; eine

französische Uebersetzung erschien 1660 zu Lyon. Trotz seiner schnellen und großen Verbreitung hatte das Buch Anfangs nur wenig Wirkung; auch hatte der Verfasser selbst wenig Hoffnung auf unmittelbaren Erfolg. „Ich habe", heißt es in der Vorrede, „das Buch an die Obrigkeiten Germaniens gerichtet, freilich an solche Männer, die nicht geneigt sind, es zu lesen" und die, hätte er hinzusetzen können, noch weniger geneigt sind, sich auch durch die schlagendsten Gründe überzeugen zu lassen. Wir erinnern in dieser Beziehung an das, was wir bei Gelegenheit der Fischartischen Uebersetzung von Bodins „Dämonomanie" gesagt haben und fügen die weitere Bemerkung hinzu, daß Reformen selten von den Behörden ausgehen, welche sich immer damit entschuldigen, daß das Volk für dieselben noch nicht reif sei, was sie freilich auch dann noch glauben, wenn ihnen die Reformen durch die Macht der öffentlichen Meinung abgedrungen werden. Ausnahmen sind selten und verdienen daher um so größere Anerkennung. Eine solche bietet der oben genannte Freiherr von Schönborn, der sich, als er später Churfürst von Mainz geworden war, eingedenk der oben erwähnten Mittheilung Spees, alle gegen Hexen oder Zauberer eingeleiteten Prozesse zur Prüfung vorlegen ließ und endlich in seinem Lande dem ganzen Unwesen ein Ende machte. In andern Staaten wüthete es noch lange, und erst als sechszig Jahre später Balthasar Becker seine „Bezauberte Welt" und siebenzig Jahre nach Spee der vortreffliche Thomasius seine Abhandlung „Ueber das Verbrechen der Zauberei" veröffentlicht hatte, wurden allmählich die Hexenprocesse abgeschafft.

Es ist nicht bekannt, wann Spee Franken verließ, und eben so wenig, ob er sich von dort aus unmittelbar nach Trier begab, wo er im Jahre 1635 seinen Tod fand. In

diesem Jahre hatten nämlich die Kaiserlichen in Verbindung mit den Spaniern die von den Franzosen besetzte Stadt belagert und erobert. Als sie in die Stadt drangen, berichtet Hartzheim, der hierbei die handschriftlichen Annalen des Jesuitencollegiums von Trier benutzt (a. a. O. S. 88), und in den Straßen der erbittertste Kampf entbrannte, verließ Spee das Kloster, mischte sich furchtlos in die Reihen der Fußvölker und Reiter, ohne auf die von Blut triefenden Schwerter und die pfeifenden Kugeln zu achten, verhinderte durch die Macht seiner Worte manche Plünderung und damit verbundene Excesse, verband die Verwundeten und tröstete die Sterbenden, denen er die Sacramente reichte. Namentlich nahm er sich der besiegten Franzosen an; er trug die hülflos zurückgebliebenen Verwundeten auf seinen Schultern in die Spitäler, sorgte für ihre Pflege, veranstaltete Sammlungen, um ihnen Nahrung und Kleider zu verschaffen und erwirkte den Geheilten von dem spanischen Befehlshaber die Erlaubniß, in ihre Heimat zurückzukehren, wozu er ihnen wiederum die Mittel zu verschaffen wußte. Kaum hatten diese die Stadt verlassen, als er erfuhr, daß mehr als 400 Franzosen schon seit einigen Tagen in den Kerkern ohne alle Nahrung schmachteten. Auf seine dringenden Bitten wurde ihm gestattet, sich auch dieser anzunehmen. Er selbst trug ihnen Wasser aus den Stadtbrunnen, Brod und andere Lebensbedürfnisse zu, und als sie nach einigen Tagen wieder zu Kräften gekommen waren, begleitete er sie zu den Schiffen, die sie weiter bringen sollten. Auch nachher setzte er seine menschenfreundliche Thätigkeit fort, indem er die Spitäler besuchte, und den Kranken Trost und Hülfe brachte. Aber bald darauf wurde er von dem herrschenden Fieber ergriffen, dem er trotz der ärztlichen Hülfe am 7. August 1635 erlag.

Eine solche Hingebung und Aufopferungsfähigkeit, wie

wir sie im ganzen Leben des trefflichen Jesuiten finden, ist nur bei der innigsten Glaubenstiefe möglich, nur möglich, wenn dieser Glaube von begeisterter Thatkraft unterstützt wird. Je mehr aber diese Begeisterung das ganze Wesen des Menschen erfaßt, desto mehr wird es ihn drängen, sie auch zur Erscheinung gelangen zu lassen, und da auch bei dem thätigsten Leben immer noch Augenblicke und Stunden eintreten, in denen ein eigentliches Handeln, ein thatsächliches Eingreifen in die menschlichen Verhältnisse nicht möglich ist, so wird sie sich auf andere Weise kund zu geben suchen, sie wird sich auch in Worten aussprechen. Jeder wahrhaft Begeisterte ist nothwendig ein Dichter und so war es auch Friedrich Spee, der vor den meisten seiner Zeitgenossen schon darum hervorragt, weil seine Dichtung nicht, wie bei Opitz und den meisten Nachfolgern desselben, auf der kalten Ueberlegung beruhte, sondern aus dem lebendigsten, wärmsten Gefühl hervorgieng.

Er hat Werke hinterlassen, in denen er seine ganze Seele niederlegte. Das eine derselben ist zwar in Prosa abgefaßt, aber auch dieses ist ein Ausfluß seines poetischen Gemüths, das sich bei ihm in jeglicher Form offenbarte. Beide Werke erschienen zwar erst nach seinem Tode, aber sie waren schon vollständig abgeschlossen, als er von dieser Erde abgerufen wurde, und er hätte sie jedenfalls selbst veröffentlicht, wenn ihm ein längeres Leben zu Theil geworden wäre. Wenn auch dasjenige, welches in gebundener Rede geschrieben ist, vorzüglich seinen Ruf begründet hat und in der Geschichte der Literatur gewöhnlich allein erwähnt wird, so verdient doch auch das andere alle Beachtung, schon deswegen, weil es uns die religiöse Stimmung des Verfassers auf das Lebendigste darstellt, und sich in demselben die Grundsätze offenbaren, die sein ganzes Leben

leiteten. Es erschien unter dem Titel: „Reverendi Patris Friderici Spee, Societatis Jesu, Güldenes Tugent-Buch. Das ist, Werk vnd Vbung der dreyen Göttlichen Tugenden: Glaubens, Hoffnung vnd Liebe. Allen Gottliebenden Seelen, sonderlich Geistlichen Persohnen mit mercklichem Nutz zu gebrauchen. Anno 1649. Gedruckt zu Cöllen. 12°." *) Dasselbe wurde von dem Verleger herausgegeben, einem Beichtkinde des Verstorbenen, der seine Dankbarkeit gegen denselben nicht besser beweisen zu können glaubte, als dadurch, daß er das Buch dem seligen Verfasser widmete und es dessen Schutz empfahl. Wie der Titel schon andeutet, ist das „Tugendbuch" ein Gebets- oder Andachtsbuch, welches der Verfasser, wie man aus einigen Stellen vermuthen könnte, vielleicht für eine besondere, ihm nahe stehende Person niederschrieb, das aber bei seiner Haltung zugleich auch zum allgemeinen Gebrauch bestimmt sein mochte. Es schließt sich dasselbe in seiner ganzen Anlage zwar an die gewöhnlichen Erbauungsbücher der Katholiken und namentlich der Jesuiten an, indem wie in jenen, so auch in diesem auf die äußerlichen Gebräuche und Uebungen das größte Gewicht gelegt und zum Beispiel fortwährend genau angegeben wird, wann und wie oft der Betende sich an die Brust schlagen, das Kreuz machen oder seufzen soll. Aber der Zusammenhang, in welchem alles Dies steht, zeigt, daß es für den Verfasser nicht bloß todte, inhaltlose Formen, sondern daß es der Ausdruck des lebendigen religiösen Gefühls war, welches allerdings öfters zur Schwärmerei wurde, die ihn aber, wie wir aus seinem Leben wissen, der Thatkraft keineswegs beraubte, wie es so häufig der Fall ist,

*) Spätere Auflagen erschienen ebendaselbst in den Jahren 1666, 1688 und 1829.

sondern dieselbe bis zur bewundernswürdigsten Höhe steigerte. Im „Tugendbuch" hat uns Friedrich Spee die verborgensten Triebfedern seiner Handlungen dargelegt und es ist dasselbe daher von großem Werth für die Beurtheilung seines Wesens.

Das zweite Werk, das Spee hinterließ und von einem seiner Schüler herausgegeben wurde, ist die „Trutz Nachtigall, Oder Geistlichs Poetisch Lustwäldlein, deßgleichen noch nie zuvor in teutscher Sprach gesehen. Durch den Ehrw. P. Fridericum Spee, Priestern der Gesellschafft Jesu. Cölln, Im Verlag Wilhelmi Frießems. 1649. 16°." „Trutz Nachtigall" sagt Spee in seiner Vorrede, „wird diß Büchlein genandt, weilen es trutz allen Nachtigalen süß vnd lieblich singet, vnd zwar auffrichtig Poetisch; also daß es sich auch wol bey sehr guten Lateinischen vnd andern Poeten dörfft hören lassen." Daß der Dichter mit diesen Worten nicht ein Selbstlob beabsichtigte, wie man es beim ersten Anblick vermuthen möchte, sondern daß er damit vielmehr nur für die Rechte der deutschen Sprache in die Schranken treten wollte, geht aus den folgenden Sätzen hervor. „Daß aber", fährt er fort, „nit allein in Lateinischer Sprach, sondern auch so gar in der Teutschen, man recht gar Poetisch reden und dichten könne, wird man gleich auß diesem Büchlein abnehmen mögen vnd mercken, daß es nit an der Sprach, sondern vielmehr an den Personen, so es auch einmal in der teutschen Sprach wagen dörfften, gemanglet habe. Derohalben habe ich solchen zu helffen vnterstanden, vnd beflissen, auch zu einer recht lieblichen teutschen Poetica die baan zu zeigen, vnd zur grösseren Ehre Gottes einen newen geistlichen Parnassum oder Kunstberg allgemach anzutretten."

Verdient es schon Anerkennung, daß Spee dem damals beinahe ausschließlichen Gebrauch der lateinischen Sprache

den der deutschen entgegensetzte, und müssen wir ihn eben deshalb als einen der Begründer der neueren deutschen Poesie anerkennen, so erscheint sein Verdienst noch größer, wenn man die Grundsätze kennen lernt, die ihn bei seinen poetischen Arbeiten leiteten. Erstens bemerkt er ausdrücklich, daß er kein einziges Wort gebraucht habe, das sich nicht in guten Autoren finden lasse, oder „bey guten Teutschen" bräuchlich sei, wenn sie auch nicht in allen Städten und Ländern vorkämen, denn er habe sich das Recht genommen, auch mundartliche Ausdrücke zu gebrauchen. Dies setzt einen Umfang des Sprachstudiums voraus, der zu jener Zeit selten war; es beruht zugleich aber auch auf den richtigsten Ansichten, die um so mehr Anerkennung verdienen, als damals bei den Katholischen, wie noch über ein Jahrhundert später, die größte Abneigung gegen das Neuhochdeutsche allgemein war, welches doch Spee offenbar unter den guten Autoren begreift. Die Einmischung der Dialecte findet jetzt noch häufige Gegner; doch ist diese gewiß vollkommen gerechtfertigt, wenn man, wie Spee es gethan, den mundartlichen Ausdrücken eine hochdeutsche Form giebt.

Von noch größerer Wichtigkeit ist es, daß Spee statt der bisher gebräuchlichen Sylbenzählung das Gesetz der Sylbenmessung aufstellte und beobachtete, welches durch Opitz zur allgemeinen Geltung gelangte. Wahrscheinlich hatte Opitz sein Buch „Von der deutschen Poeterey" früher herausgegeben, als Spee seine „Trutznachtigall" dichtete; allein es ist eben so wahrscheinlich, daß dieser jenes Buch nicht kannte (er hätte sich sonst wohl darauf berufen); und es ist daher anzunehmen, daß Spee jenes Gesetz selbstständig fand und aufstellte. Er hatte es in Folge seiner Beobachtungen gefunden, wie man aus folgenden Sätzen seiner Vorrede zu schließen berechtigt ist. „Was aber die quantität, mensur

oder maß an kürtze vnd länge der Sylben angeht, wird dieselbe am füglichsten genommen auß gemeinem vnd bewehrten brauch der recht vnd wohlredenden Teutschen, also daß ein delicat oder zart gehör vonnöhten ist, vnd accents urtheil. Dan in gemeiner sprach die Syllaben für lang gehalten werden, auff welche der accent fällt, vnd die andern für kurtz. Vnd auß disen Merckpuncten entstehet die Lieblligkeit aller Reym-versen, welche sonsten gar ungeschliffen lauten, vnd weiß mancher nit, warumb sonst etliche Verß so ungeformbt lauten, weil nemlich der Autor kein acht geben auff den accent."

Diese Grundsätze führte Spee in seinen Dichtungen mit großem Geschicke durch, was bei dem damaligen Zustande der Sprache und der Poesie gewiß nicht ohne große Schwierigkeiten war, von denen wir uns heut zu Tage kaum eine Vorstellung machen können, die wir aber wenigstens ahnen können, wenn wir bedenken, daß er mit der bisherigen Form der Darstellung in vollständigem Gegensatze stand. Opitz und seine Nachahmer huldigten zwar den nämlichen Grundsätzen; aber zwischen beiden Dichtern findet der wesentliche Unterschied Statt, daß Opitz sich in der Ausführung an das Fremde anlehnte, während Spee durchaus volksthümlich blieb, in Ausdruck und Reim das Volkslied auf sich wirken ließ, weshalb seine Dichtungen auch viel frischer und harmonischer sind als die Opitzischen.

Die „Trutznachtigall" ist, wie das „Tugendbuch", der lebendige Erguß seines religiösen Gefühls; er stellt darin seine innige Liebe zu Gott, zum Heilande und zu den Menschen, seinen Glauben an die Offenbarung, seine Hoffnung auf die vollständigste Erfüllung der im Evangelium gegebenen Verheißungen dar. In der Ausführung ist der Einfluß des Hohen Liedes unverkennbar, und viele Gesänge

stellen das Verhältniß der liebenden Seele zu ihrem Bräutigame Jesus in derselben Weise dar, wie das Hohe Lied damals aufgefaßt wurde. Das rein geistige Verhältniß wird somit zu einem sinnlichen umgestaltet, was allerdings die Lebendigkeit des Ausdrucks unendlich steigert. Diese Personification führte ihn zu andern, und so werden die Mächte und Erscheinungen der Natur beinahe in der Weise der griechischen Mythe zu lebendigen Gestalten. Allerdings läuft hierbei manche Uebertreibung, manche Schwülstigkeit unter, auch kann der Dichter das Geschmacklose seiner Zeit in Ausdruck und Anschauung nicht immer besiegen. Aber auch diese Mängel können weder den tief religiösen und frommen Sinn, aus dem Spees Gesänge hervorgegangen sind, noch die wahrhaft poetische Anschauung verdunkeln, die ihnen zum Grunde liegt.

Spees „Trutznachtigall“ war seit Ende des 17. Jahrhunderts vollständig vergessen; der ehrwürdige Wessenberg erwarb sich das Verdienst, den trefflichen Dichter aus der Vergessenheit zu ziehen, indem er eine Auswahl seiner Gedichte veranstaltete (Zürich 1802). Später machte Friedrich Schlegel durch Mittheilungen in seinem „Poetischen Taschenbuch“ (1806) auf ihn aufmerksam, und seit 1812 sind vier oder vielleicht noch mehr Ausgaben der ganzen „Trutznachtigall“ veranstaltet worden, zuerst von Wilmes (Cöln 1812), dann von Clemens Brentano (Berlin 1817), der seiner Ausgabe auch die im „Tugendbuch“ zerstreuten Gedichte, von denen mehrere ganz vortrefflich sind, beifügte; später von Hüppe und Junckmann (Coesfeld 1841) und endlich von W. Smets (Crefeld 1845. 2. Aufl. Bonn 1849), der jedoch die Sprache des Dichters in die jetzige umgestaltete, um das vortreffliche Buch auch dem größeren Publikum zugänglich zu machen.

Martin Opitz.

In der schlesischen Stadt Bunzlau am Bober wurde am 23. December 1597 Martin Opitz geboren, der die zum Theil schon begonnene Umgestaltung der deutschen Poesie mit einem solchen Erfolg durchführte, daß er von seinen Zeitgenossen und den nachfolgenden Geschlechtern allgemein als der Wiederhersteller oder auch als der Vater der deutschen Dichtkunst anerkannt wurde. Sein Vater, Sebastian Opitz, ein angesehener Bürger von Bunzlau, war ein Mann von alter Treue und Redlichkeit; doch hatte er es wohl weniger sich selbst als dem großen Ruhme seines Sohnes zu verdanken, daß er später zum Rathsherrn gewählt wurde, welche Stelle er jedoch selbst aufgab (1632), als die Zeitverhältnisse schwieriger wurden und er sich denselben nicht mehr gewachsen fühlte.*) Seine Mutter Martha, die Toch-

*) Es scheint nicht bekannt zu sein, welchen Beruf der Vater unsers Dichters hatte; wenigstens sagt Coler in seiner Laudatio Honori et Memoriae Mt. Opitii (Lps. 1665) Nichts davon. Diese Hauptquelle für des Dichters Leben haben wir nach dem Abdruck in Kasp. Gli. Lindners „Umständlicher Nachricht von Mt. Opitz von Boberfeld Leben, Tode und Schriften u. s. w." (2 Thle. Hirschberg 1740) benutzt, welcher wir außerdem Mehreres verdanken. Auch Hoffmann von Fallersleben in seinen Mittheilungen über Opitz's Spenden. Lpz. 1844. Bd. 2. S. 57) giebt über Opitzens Vater keine Auskunft.

ter eines Rathsherrn von Bunzlau, starb wenige Monate nach seiner Geburt; doch soll er ihr sowohl an Gemüthsart als an Leibesgestalt ähnlich gewesen sein. Sein Vater suchte ihm diesen Verlust so viel als möglich zu ersetzen, indem er sich dem Kinde mit vollster Hingebung widmete. Dieses wuchs kräftig heran und entwickelte sich auch geistig schnell zur größten Freude seines Vaters, der ihn dem gelehrten Stande zu widmen beabsichtigte. Der kleine Martin hatte schon, ehe er nur lesen konnte, die größte Freude an den Büchern, und er erregte die Bewunderung der Verwandten und Freunde durch seine Beobachtungsgabe, so wie durch seine klugen Fragen und Antworten. Es ist keine seltene Erscheinung, daß Kinder, welche im häuslichen Kreise und im Umgange mit den Eltern und den übrigen Angehörigen lebendigen Geist zeigen und dadurch die größten Erwartungen erwecken, wie umgewandelt erscheinen, wenn sie in die Schule treten und eine ernstere und geregeltere Thätigkeit beginnen. Bei dem kleinen Martin hatte man Solches nicht zu beklagen. Als er in die Schule getreten war, zeigte er eine solche Lernbegierde, ein so bedeutendes Fassungsvermögen und ein so starkes Gedächtniß, daß er die früheren Erwartungen noch höher spannte. Es war freilich ein großes Glück für ihn, daß sein väterlicher Oheim, Christoph Opitz, der Schule als Rector vorstand; denn dieser wendete ihm besondere Aufmerksamkeit zu und leitete ihn mit solcher Liebe, daß des Knaben Lernbegierde dadurch noch gesteigert wurde. Zwar mußte dieser ehrwürdige Mann schon zwei oder drei Jahre nach seines Neffen Eintritt in die Schule wegen zunehmender Kränklichkeit sein Amt niederlegen, wie er denn auch wenige Monate darauf starb (1606); allein sein Nachfolger, Valentin Sänftleben, der ihn an Gelehrsamkeit und praktischer Tüchtigkeit noch übertraf, gewann

den kleinen Martin wegen seiner Talente, seines Fleißes und seines gesitteten Benehmens bald so lieb, daß er ihn nicht bloß wie einen Sohn behandelte, sondern ihn auch so nannte, wie denn Opitz seinerseits von wahrhaft kindlicher Liebe gegen seinen trefflichen Lehrer erfüllt war, dem er gewöhnlich auch den Vaternamen gab. Da seine Lernbegierde noch von einem heißen Ehrgeiz unterstützt war, so daß er sich unglücklich fühlte, wenn ihm irgend ein Anderer vorgesetzt wurde, und er daher Alles aufbot, um den ersten Platz wieder zu erringen; so machte er eben so schnelle als bedeutende Fortschritte. Unter seinen Mitschülern schloß er sich vorzüglich zweien an, die auch seine vertrautesten Freunde blieben, bis der Tod das schöne Band löste. Der eine, Kaspar Kirchner,*) war sein naher Anverwandter; mit dem andern, Bernhard Wilhelm Nußler,**) scheint er beinahe noch in innigerem Verhältnisse gestanden zu haben als mit jenem.

Die Schule seiner Vaterstadt konnte ihn nicht so weit führen, daß er von ihr aus schon eine Universität hätte besuchen können. Um sich auf diese vorzubereiten, gieng er im Jahre 1615 nach Breslau, wo er das damals berühmte Magdalenen-Gymnasium besuchte. Auch dort erwarb er sich bald die Liebe seiner Lehrer, namentlich des Rectors Joh. Höckel von Höckelshoven, eines Mannes von ausgebreiteter Gelehrsamkeit und philosophischem Geiste. Dieser gewann eine

---

*) Geb. zu Bunzlau 1592, war zuerst Kantor und Schullehrer in seiner Vaterstadt, dann Bibliothekär, hierauf fürstl. Rath in Liegnitz, wurde vom Kaiser geadelt und zum Rath ernannt und starb 1627.

**) Geb. zu Friedland 1598, kam 1610 nach Bunzlau, wohin sein Vater als Prediger berufen worden war, starb 1643 als Rath der Herzoge zu Liegnitz und Brieg.

so hohe Meinung von den Talenten und dem schönen Charakter des Jünglings, daß er ihn den übrigen Schülern als Muster vorstellte und ihn den bedeutendsten Männern der Stadt auf das Eindringlichste empfahl. Auf diese Weise erhielt er Zutritt in viele angesehene Familien, was auf seine geistige Entwickelung und Weltbildung den vortheilhaftesten Einfluß hatte. Unter Andern gewann er die Zuneigung des gelehrten Arztes Daniel Bucretius,*) der ihn sogar in sein Haus nahm und ihm den Unterricht seiner zwei Söhne anvertraute. Von noch größerem Einfluß auf Opitz war seine Bekanntschaft mit einem andern Arzte, dem Dr. Kaspar Cunrad. Da dieser nämlich ein großer Freund der Dichtkunst war und selbst lateinische und auch wohl deutsche Gedichte verfaßte, so empfand er die herzlichste Freude, als ihm Opitz mittheilte, daß auch er schon Versuche in der Dichtkunst gemacht habe. Er hatte unter Anderem eine Anzahl lateinischer Lob- und Dankgedichte auf seine Lehrer und Gönner in Bunzlau gemacht; Cunrad, dem er sie vorlegte, fand so großes Wohlgefallen an diesen Versuchen, daß er ihn veranlaßte, sie drucken zu lassen. Sie erschienen im Jahre 1616 in Görlitz unter dem Titel „Strenarum libellus" d. h. Ein Büchlein Neujahrsgeschenke,**) und waren seinem alten Lehrer Sänftleben gewidmet, den er auch noch später in mehreren Gedichten besang.

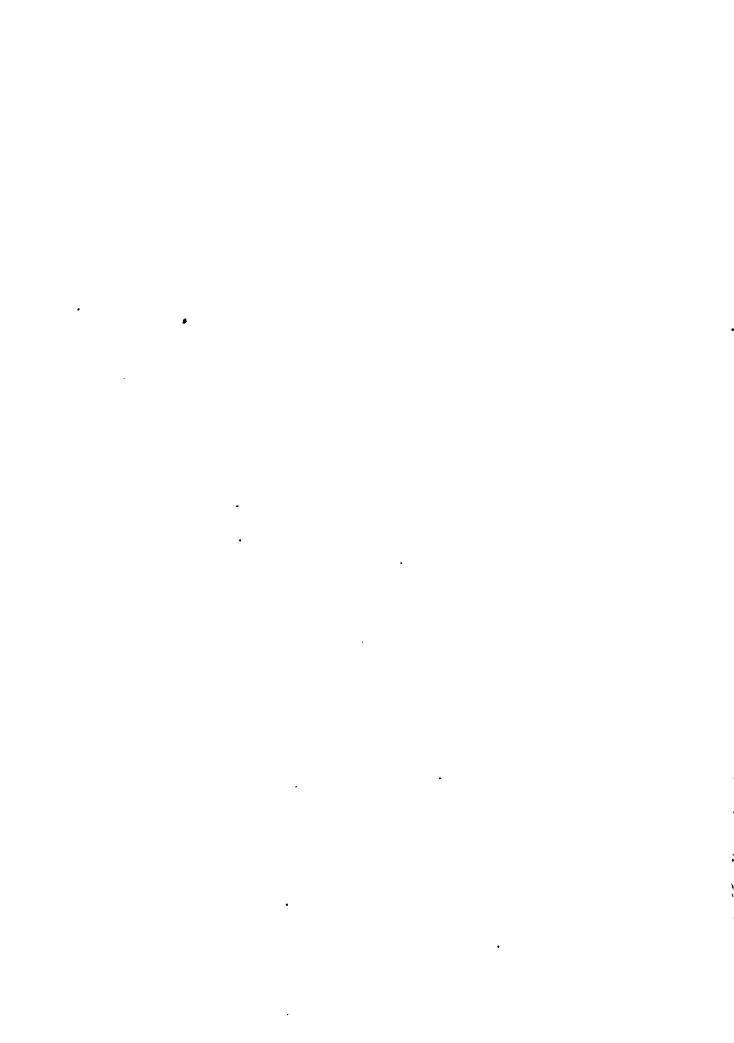
Diese Freunde und einige andere zog Opitz zu Rath,

*) Er hieß eigentlich Rindfleisch, hatte aber nach der Sitte oder vielmehr Unsitte der damaligen Gelehrten seinen Namen gräcisirt.

**) Es ist auffallend, daß Hoffmann v. Fallersleben in seiner Opitzischen Bibliographie („Martin Opitz von Boberfeld. Leipzig 1858") dieses Büchlein, das er doch in den „Spenden" II, 60 erwähnt, nicht anführt, ob er gleich auch andere lateinische Schriften in sein Verzeichniß aufgenommen hat.



M. Opitz.



als er in das Alter getreten war, sich für einen Beruf zu bestimmen. In Folge dieser Besprechung und eigener Ueberlegung faßte er den Entschluß, sich der Jurisprudenz und den schönen Wissenschaften zu widmen; diesen, weil ihn seine Neigung vorzüglich dazu drängte, jener, weil er nur mit ihrer Hülfe hoffen konnte, sich späterhin eine sichere und unabhängige Stellung zu gründen. Sobald dieser Entschluß zur Reife gediehen war, verließ er Breslau und begab sich 1617 nach Beuthen in Niederschlesien, wo der edle Georg von Schönaich seit mehreren Jahren unter großen Opfern ein akademisches Gymnasium gegründet hatte, das in kurzer Zeit durch die glückliche Wahl der Lehrer zu hohem Ansehen gelangt war.*) Da das Fach der Rechtswissenschaft in der Anstalt in nur sehr ungenügender Weise vorgetragen wurde, so konnte Opitz weitaus den größten Theil seiner Zeit dem Studium der alten Sprachen und Literaturen widmen; auch beschäftigte er sich fortwährend mit poetischen Arbeiten. Uebrigens lebte er in Beuthen unter nicht weniger angenehmen Verhältnissen als in Breslau. Auf die Empfehlung des Rectors Caspar Dornau nahm ihn der kaiserliche Hofrath Tobias Scultetus von Schwanensee und Bregoschütz in sein Haus und übergab ihm die Aufsicht über seine Söhne. Scultetus, der ein sehr gebildeter Mann war, unterhielt sich in seinen Mußestunden gern mit dem strebenden Jüngling, dessen Talente er hochschätzte, was für diesen ebenso belehrend als belebend war. Vielleicht veranlaßte ihn der feingebildete Mann, sich auch in deutschen Gedichten zu versuchen; und wenn Opitz schon früher solche verfaßt haben sollte, so hat er ihn jedenfalls doch ermuntert, in diesen Versuchen fortzufahren. Wenig-

*) Näheres über diese Anstalt. S. bei Hoffmann a. a. O. II, 61 ff.

stens berichtet Opitz selbst in seiner merkwürdigen Jugendschrift „Aristarchus“, daß sein väterlicher Freund die deutschen Verse, welche er ihm vorgelegt, gebilligt und ihn zu weiteren Versuchen ermuntert habe.

Es ist unbekannt, warum Opitz schon Ende des Jahres 1617 oder Anfangs 1618 Beuthen verließ und sich nach Frankfurt an der Oder begab. Vielleicht war es der berührte Umstand, daß die Rechtswissenschaft, der er sich doch widmen wollte, in zu beschränktem Umfange gelehrt wurde. Von seinem Aufenthalte in Frankfurt wissen wir jedoch nur sehr wenig, ja beinahe nichts Anderes, als daß er dort mit seinem Freunde Nüßler wieder zusammentraf und ein Jahr lang in der alten vertrauten Weise mit ihm lebte, und daß Beide in dieser Zeit den Grund zu ihren nachmaligen Beziehungen zu den Herzogen von Liegnitz legten. Doch scheint ihm der Aufenthalt in Frankfurt weder in wissenschaftlicher, noch in gesellschaftlicher Beziehung gefallen zu haben, und er verließ es daher schon im Jahre 1619, um sich nach Heidelberg zu begeben, wo er freilich in beiden Beziehungen unendlich mehr fand, als ihm Frankfurt bieten konnte. Er hatte das Glück, sich schon bald nach seiner Ankunft das Vertrauen des Geheimen Raths Lingelsheim zu gewinnen, der ihn als Lehrer seiner Söhne in sein Haus aufnahm. Durch ihn wurde er mit den bedeutendsten Persönlichkeiten in Heidelberg bekannt, was auf seine wissenschaftliche und geistige Entwickelung von dem belebendsten Einflusse war. Nicht weniger glücklich war der Umstand, daß er mehrere gleichstrebende Jünglinge kennen lernte, welche von gleicher Liebe zur Poesie beseelt waren und ihn daher nicht wenig zu fortgesetzter poetischer Thätigkeit anregten. Von diesen Jugendfreunden ist vorzüglich Kaspar Barth zu nennen, der sich später besonders durch

seine zahlreichen lateinischen Schriften bekannt machte, aber auch deutsche Verse schrieb; mit diesem wohnte er zusammen, ehe er in das Haus des Geheimen Raths Lingelsheim zog. Nächst Barth waren Zinkgref, der später eine Sammlung der Gedichte seines Freundes ohne dessen Willen veranstaltete, und der Däne Albert Hamilton, von dem noch öfters die Rede sein wird, seine vertrautesten Freunde. Außer diesen schlossen sich noch Janus Gebhard und Balthasar Venator an ihn, von denen der erste sich als Geschichtsforscher berühmt machte und der zweite nach vielfältigen Unglücksfällen endlich am Zweibrückischen Hofe Ruhe und Sicherheit fand. Aus jener Zeit stammen namentlich viele Liebesgedichte. Ob diese durch eine wirkliche Liebe hervorgerufen wurden, oder ob sie nur erdachte Verhältnisse besangen, läßt sich kaum ermitteln. Wenn wir des Dichters eigenen Worten Glauben schenken, so müssen wir Letzteres für das Richtige halten. In der vom 28. des Christmonats 1628 datirten Vorrede zu seinen Gedichten sagt er nämlich ausdrücklich, indem er von denjenigen spricht, welche nur darauf ausgehen, die Gebrechen und Mängel der Andern aufzuspüren: „Sie wissen nicht und wollen nicht wissen, daß in solchen Getichten offt eines geredet und ein anders verstanden wird, ja daß jhm ein Poet, die Sprache und sich zu üben, wol etwas fürnimpt, welches er in seinem Gemüte niemals meynet, wie dann Asteria, Flavia, Vandala und dergleichen Namen in diesen meinen Büchern fast nichts als Namen sind, und so wenig für war sollen auffgenommen werden, so wenig als glaublich ist, daß der Göttliche Julius Scaliger so viel Lesbien, Crispillen, Adamantien, Telosillen, Pasiampsen und wie sie alle heißen, geliebet als geprieson habe." Dagegen scheint Coler, der ihn und seine Lebensverhältnisse genau kannte, seine Liebesgedichte nicht für bloße poetische

Fictionen gehalten zu haben. In seiner Lobrede auf den Dichter (bei Lindner S. 65) macht er folgende Bemerkung: „Aber wie kein großer Geist ohne Beimischung von Thorheit ist, und Niemand seiner genug mächtig zum Helikon aufgestiegen ist, so haftete seine Jugend ein wenig an den Gesängen der Sirenen, welche Krankheit ihm mit den großen Männern gemein war, namentlich mit den Dichtern, die in der Liebe Meister sind.“ Aus den Liebesgedichten selbst läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden, ob sie aus dem Leben des Dichters hervorgegangen, oder ob sie nur erdachte Verhältnisse behandeln; denn wenn es ihnen auch nicht gerade an Wahrheit der Empfindung fehlt, so liegt in ihnen doch auch Nichts, das auf bestimmte Verhältnisse hinwiese. Das einzige Gedicht „Galathea“, welches die Oden oder Gesänge eröffnet, könnte die Vermuthung bestätigen, daß des Dichters Aufenthalt in Heidelberg nicht ohne Liebesabenteuer vorübergieng.*)

Von Heidelberg reiste Opitz nach Straßburg und nach Tübingen, um einige Männer persönlich kennen zu lernen, die damals als Gelehrte eines hohen Rufs genossen. Nach Straßburg zog ihn hauptsächlich der gelehrte Matthias Bernegger, mit dem er während der kurzen Zeit seines Aufenthalts in dieser Stadt ein inniges Freundschaftsbündniß schloß. Großen Eindruck

---

*) Vierzig Jahre nach Opitzens Tod behauptete der Frankfurter Professor Adam Eberti, daß der Dichter in Heidelberg ein äußerst liederliches Leben geführt habe und in Folge dessen in die tiefste Armuth gerathen sei, daß er weder Bett noch Wohnung gehabt und auf dem Mist habe schlafen müssen. (S. Berthold, Gesch. d. Fruchtbringenden Gesellschaft S. 16.) Wenn Opitz auch Liebesabenteuer gehabt haben mag, so bürgt der edle Sinn, der sich in allen seinen Schriften ausspricht, so wie sein Umgang mit den ehrenwerthesten Persönlichkeiten in Heidelberg, daß Ebertis Bericht auf Verläumdung oder mißverstandener gemeiner Klatscherei beruht.

machte auf Opitzens Gemüth die Aeußerung Berneggers, daß er einst ein deutscher Virgil werden würde; sie ermuthigte ihn, auf dem betretenen Wege fortzufahren, und seine ganze Kraft der weiteren Ausbildung der deutschen Dichtkunst zu widmen. In Tübingen lernte er den gelehrten Juristen und Staatsmann Christoph Besold kennen, dessen Werke lange das größte Ansehen genossen. Als er von diesen Ausflügen nach Heidelberg zurückgekehrt war, setzte er seine Studien mit erneutem Eifer fort, worin er, wie schon vorher, bei dem gelehrten Professor und Bibliothekar Janus Gruterus freundlichen Rath und stets gefällige Unterstützung fand, da ihm dieser nicht nur die freieste Benutzung der Universitäts-Bibliothek, sondern auch seiner eigenen, sehr bedeutenden und an kostbaren oder seltenen Werken reichen Sammlung gewährte.

Nachdem er auf diese Weise zwei Jahre in Heidelberg zugebracht hatte, verließ er im J. 1620 die freundliche Stadt, die ihm stets lieb und theuer blieb. Die nächste Veranlassung war ohne Zweifel das Erscheinen Spinolas in der Rheinpfalz, welches so große Furcht einflößte, daß die Regierung und die Professoren nach allen Seiten hin flüchteten. Doch würde Opitz wohl auch ohne diesen Umstand früher oder später Heidelberg verlassen haben, denn es drängte ihn, die Welt zu sehen; noch weniger aber konnte er dem Drange widerstehen, neue Bekanntschaften zu machen und zu den berühmtesten Männern seiner Zeit in persönliche Berührung zu treten.

In Begleitung seines Freundes Hamilton reiste er in die Niederlande, wo sich seit längerer Zeit schon ein reges geistiges Leben entwickelt hatte, das damals durch eine große Anzahl bedeutender Männer in hoher Blüthe erhalten wurde. Der gelehrte Staatsmann Hugo Grotius, (1583—1645), der freilich gerade zu jener Zeit in der Verban-

nung lebte, die gründlichen Philologen Gerhard Joh. Vossius (1577—1649) und Daniel Heinsius (1580—1655), der fleißige Alterthumsforscher Joh. Meursius (1579—1639), der durch seine lateinischen Dichtungen berühmt gewordene Kaspar Barläus (1584—1648), die Orientalisten Thomas Erpenius (1584—1624) und Joh. Golius (1596—1667), die Geschichtsschreiber Aubertus Miräus (1573—1640), Ant. Sanders (1586—1664), Franciscus Haräus (gest. 1632), Peter Hooft (1581—1647), der Geograph Phil. Cluver aus Danzig (1580—1623), Valer. Andreas und Franz Sweerts, endlich die Dichter Joost van den Vondel (1587—1679), Jakob Cats (1577—1660), Konstantin Huyghens (1596 bis 1686) und endlich die schon genannten Heinsius und Hooft, alle diese und noch manche andere bedeutende Männer standen damals im Höhepunkte ihres Rufs oder hatten durch treffliche Arbeiten angefangen, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu ziehen. Opitz versäumte nicht, sie alle oder doch die meisten von ihnen aufzusuchen, denn auch eine nur vorübergehende Bekanntschaft mit solchen bedeutenden Persönlichkeiten blieb für ihn nicht ohne bleibenden Gewinn. Unter ihnen wurde aber vorzüglich Heinsius einflußreich auf seine dichterische Entwickelung, da er ihn in dem Gedanken bestärkte, die deutsche Poesie zu erneuern, und er ihm wahrscheinlich manche bedeutungsvolle Winke und Andeutungen gab, die er ihm allerdings um so eher geben konnte, als er selbst einer der Ersten in den Niederlanden war, welche in der Muttersprache dichteten. Daher sagt Opitz auch in dem Gedichte: „Auff Danielis Heinsii Niederländische Poemata“, nachdem er diejenigen gegeißelt, welche sich ihrer Muttersprache schämten und lieber in allen möglichen fremden Sprachen radebrechten:

— — „Ihr habt sie recht verlacht,
Und unser Muttersprach' in ihren Werth gebracht,
Hierumb wird ewer lob ohn alles Ende blühen,
Das ewige Geschrey von euch wird ferne ziehen,
Von der die schöne Sonn auß ihrem Bett entsteht,
Und widerumb hinab mit ihren Pferden geht.
Ich auch, weil ihr mir seid im Schreiben vorgegangen,
Was ich für Ehr und Ruhm durch Hochdeutsch werd erlangen,
Will meinem Vatterland eröffnen rund und frey,
Daß ewre Poesie der meiner Mutter sey.

Der Einfluß, den Heinsius auf den jungen Dichter übte, ist nicht zu verkennen; er zeigt sich schon in den Gedichten, welche um diese Zeit entstanden, da dieselben in der Form und in der rhythmischen Bewegung die früheren weit übertreffen, auch ihre Sprache reiner und gewandter ist.

Opitz hielt sich am längsten in Leyden auf, wo ihm außer Heinsius auch Scriverius, Vossius und Rutgersius freundlich entgegenkamen. Doch widmete er auch den übrigen Gegenden und Städten, durch welche er kam, seine ganze Aufmerksamkeit. Er machte sich mit den politischen und religiösen Verhältnissen der Niederlande bekannt, und bemühte sich, eine tiefere Einsicht in das rege Leben der Gewerbe und des Handels zu gewinnen, und sich ein klares Bild von den Vertheidigungsmitteln des Landes zu machen. Von Leyden gieng er mit seinem Freunde nach Amsterdam, das durch seine Lage, seine Größe, seine prächtigen Gebäude, seine großartige Handelsthätigkeit und seinen Reichthum die Bewunderung der beiden Reisenden erweckte. Hierauf besuchten sie den Haag, der damals der Mittelpunkt der politischen Verhandlungen zwischen den mächtigsten europäischen Staaten war, und Dortrecht, wo kurz vorher die berühmte Synode abgehalten worden war.

Im J. 1621 begleitete Opitz seinen Freund Hamilton nach Holstein, wo er auf dessen Gütern sieben Monate

lang verweilte. Die glückliche Muße, deren er sich dort erfreute, wendete er hauptsächlich auf dichterische Arbeiten. Nach seinem Biographen Coler schrieb er damals die „Bücher von der Beständigkeit", unter welchen wohl die „Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Kriegs" zu verstehen sind. Diese erschienen jedoch erst im J. 1633; „die damaligen Zustände" sagt Opitz in der Dedikation, „litten nicht, daß sie sobald gedruckt würden; denn frey zu schreiben und zu reden war gefährlich."

Ende des Jahres 1621 kehrte er nach Schlesien zurück, das mit dem benachbarten Mähren sich der Ruhe zu erfreuen anfieng, die nach Beendigung des Böhmischen Krieges eingetreten war. Die Verhältnisse waren unserm Opitz sehr günstig. Um diese Zeit hatte nämlich Herzog Georg Rudolph von Liegnitz vom Kaiser Ferdinand II. die Oberlandeshauptmannschaft von Schlesien erhalten; und dieser, dem er schon während seines Aufenthalts in Beuthen bekannt geworden, und von seinen alten Freunden Nüßler und Kirchner neuerdings auf das Wärmste empfohlen worden war, zog ihn an seinen Hof und beschäftigte ihn, wie es scheint, in verschiedenen öffentlichen Angelegenheiten, worüber er jedoch seine dichterische Thätigkeit nicht aufgab. Er übersetzte des Heinsius Lobgesänge auf Christus und auf Bacchus, die seinen dichterischen Ruhm noch mehr befestigten und verbreiteten. Als um diese Zeit der berühmte Kriegsheld Bethlen Gabor, nachdem er mit Oesterreich Frieden geschlossen, zunächst seine Aufmerksamkeit der Hebung des Unterrichtes widmete und daher die bestehenden Anstalten verbesserte und neue gründete, schickte er Bevollmächtigte mit dem Auftrage nach Schlesien, tüchtige Männer für diese Anstalten zu gewinnen. Auf die Empfehlung des uns schon bekannten Arztes Kaspar Cunrad

in Breslau wurde Opitz als Professor der alten Sprachen und Literaturen an der Fürstenschule zu Weissenburg (jetzt Karlsstadt) berufen. Dort erwarb er sich bald durch den glücklichen Erfolg seiner Vorträge (er erklärte den Seneca und Horaz) große Anerkennung*) in so hohem Grade, daß ihn sogar der Fürst oft zu seiner Tafel zog und ihm überhaupt solche Zuneigung bewies, daß er den Neid der Höflinge erregte.

Opitz benutzte seinen Aufenthalt in Siebenbürgen dazu, das merkwürdige, in Deutschland noch wenig bekannte Land, gründlich kennen zu lernen; namentlich wendete er seine ganze Aufmerksamkeit auf dessen frühere Geschichte. Er sammelte eine große Zahl römischer Inschriften, von denen er viele, welche nur unvollständig erhalten waren, zu ergänzen suchte, durchforschte alle öffentlichen und Privatbibliotheken, die ihm ein reiches Material darboten, welches er zu einem größeren Werke über das alte Dacien zu verarbeiten beabsichtigte. Wie weit er damit zu Stande kam, läßt sich nicht bestimmen, da seine Handschrift verloren gegangen ist, die Nachrichten aber, welche wir von derselben haben, sich widersprechen, indem Opitz nach den Einen nur das ungeordnete Material, nach Andern eine beinahe ganz abgeschlossene Bearbeitung desselben hinterlassen habe. Doch scheint die letzte Ansicht, wie sich später ergeben wird, die richtige zu sein.

Die Luft und die Lebensart in Siebenbürgen sagten ihm jedoch nicht zu, was auf seine Stimmung und seine Gesundheit so nachtheilig wirkte, daß er den Entschluß faßte,

*) Doch beklagt er sich im „Zlatna" über Mangel an Anerkennung:

„Auch Flaccus, welchen ich so treulich ausgelegt,
Wiewohl mit schlechtem Dank, als zu geschehen pflegt."

in sein Vaterland zurückzukehren. Er spricht sich darüber in der Zueignungsschrift zu seinem Gedichte „Zlatna", das er in Siebenbürgen abgefaßt hatte, in einer Weise aus, die seine Sehnsucht nach der Heimat begreiflich finden läßt. Es hätten ihm, sagt er, Luft, Wasser und Alles, wessen unsre Dürftigkeit nicht entbehren könne, zuwider zu sein geschienen, ja selbst des dortigen Volkes Sitten, Sprachen, Reden und Gedanken seien seiner Natur ganz entgegen gewesen. Noch deutlicher lautete das Gedicht: „Als er auß Siebenbürgen sich zurück anheim begab." Nachdem er von dem Apulus Abschied genommen, fährt er fort:

„Der rewen Menschen Art, die jetzund bei dir wohnen,
Die aller Tugend Feind und ihr mit Hasse lohnen,
Die zwingt mich, daß ich dir muß geben gute Nacht
Und auff mein Vatterlandt bin widerumb bedacht."

Hierauf drückt er sein Bedauern aus, daß er seinen lebhaften Wunsch, Griechenland zu besuchen, nicht habe ausführen können und fügt dann hinzu:

— — — „Mein Siechen aber macht,
Daß ich mir alles nun muß schlagen auß der acht.
Die Krankheit last mich nit, des Fiebers Kält und Hitze:
Drumb ist es nur an dem, daß ich zu Rosse sitze
Auff Teutschland wider zu."

Die folgenden Zeilen schildern sein Heimweh; diesem giebt er aber in dem oben genannten „Zlatna" einen noch weit kräftigeren Ausdruck (V. 437 ff.):

O sollte doch auch ich nach solcher weiten Reise
Und so viel Ungemach bey euch seyn gleicher Weise:
Ihr Thäler, ihr Gebirg, ihr Brunnen und du Strand
Des Bobers, da man mich zum ersten auf der Hand
Herum getragen hat, wo die begraben lieget,
So mich zur Welt gebracht, und wo ich erstlich krieget
Dieß schlechte, was ich weiß! Ich halte nichts auf Geld,
Auf Ehre, die vergeht und Gauckeley der Welt.
Mein Wunsch ist einig der, mit Ruh da wohnen künnen,

Wo meine Freunde sind, die gleichsam alle Sinnen
Durch starke Zauberey mir haben eingethan,
So daß ich ihrer nicht vergessen will, noch kann.
— — — — — — —
O liebes Vatterland, wann werd' ich in dir leben?
Wann wirst du meine Freund' und mich mir wiedergeben?
Ich schwinge mich schon fort: gehab anjetzt dich wol,
Du altes Dacia! ich will, wohin ich soll!"

Fürst Bethlen bewilligte ihm die nachgesuchte Entlassung und beschenkte ihn beim Abschiede reichlich (Frühjahr 1623). Nach einem kurzen Aufenthalte in Bunzlau, wo er das schöne Lied „Auf, auf, mein Herz und du mein ganzer Sinn" für den Ritter von Bibra dichtete*), trat er wieder in seine alten Verhältnisse zum Herzog Georg Rudolph von Liegnitz, wobei er hinreichende Muße fand, sich mit der Vermehrung und Verarbeitung seiner über das alte Dacien gesammelten Materialien zu beschäftigen und auch Mehreres dichtete. Unter Anderm brachte er die Sonn- und Festtagsepisteln in Verse, die dem Herzog, auf dessen „Befehl" er sie verfaßt hatte, so wohl gefielen, daß er ihn zum fürstlichen Rath ernannte. Von größerer Wichtigkeit war die Schrift „Von der deutschen Poeterey" (Breslau 1624), in welcher er sein neues prosodisches System begründete. Zu seiner Erholung besuchte er von Zeit zu Zeit seine Vaterstadt oder seine Freunde auf ihren Landgütern. Ende des J. 1624 reiste er nach Sachsen, wohin ihn zunächst der Wittenberger Professor August Buchner zog, der schon damals der erklärte Anhänger seiner Neuerungen war und für dieselben mit allem Eifer zu wirken begann. Er blieb ein halbes Jahr im Hause desselben, wo er auch die „Trojanerinnen" des Seneca in

*) Dieser soll ihm dafür ein Geschenk von 100 Thalern gemacht haben. (Dach, Zeitvertreiber S. 277.)

deutsche Verse brachte. Von Wittenberg gieng er nach Dresden, wo er sich in Johann Seussius, Verfasser lateinischer Gedichte und Sekretair des Kurfürsten, so wie in Heinrich Schütze, den er den „Orpheus unserer Zeit" nennt, wohlgesinnte Freunde erwarb und wahrscheinlich auch Zutritt am Hofe erhielt. Nach Coler soll Opitz von Dresden nach Köthen gereist sein; allein es beruht dies ohne Zweifel auf einem Irrthum, da des Dichters Briefwechsel mit seinen Freunden keine Erwähnung von dieser Reise thut. Auch ist man berechtigt, die Mittheilung Colers schon deswegen für irrig anzusehen, weil Opitz erst viel später in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen wurde; es ist aber anzunehmen, daß, wenn er damals wirklich nach Köthen gekommen wäre, seine Aufnahme gewiß Statt gefunden hätte, weil die Unterlassung derselben eine beleidigende Zurücksetzung gewesen wäre, der man sich doch gegen den allgemein bewunderten Dichter nicht hätte schuldig machen wollen. Ferner sprechen noch andere triftige Gründe für die, wenn wir nicht irren, zuerst von Barthold (a. a. O. S. 160) aufgestellte Behauptung, daß Opitz damals nicht nach Köthen gegangen sei, Gründe, welche der angeführte Schriftsteller in überzeugender Weise entwickelt. Tobias Hübner nämlich, ein einflußreiches Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, macht Opitzen die in der „Poeterey" ausgeführten Gedanken streitig, indem er behauptet, diese schon früher gehabt und praktisch angewendet zu haben. In Folge dessen bildete sich ein Mißverhältniß zwischen den beiden Männern, und es ist ohne Zweifel dem Neid und den Launen Hübners zuzuschreiben, daß Opitz erst viel später in die Gesellschaft aufgenommen wurde, erst dann, als seine Aufnahme nicht mehr zurückzuweisen war, und

Opitz dieser Auszeichnung nicht mehr bedurfte, wohl aber die Gesellschaft.*)

Kurze Zeit, nachdem er wieder nach Schlesien zurückgekommen war, wurde sein Freund Kirchner vom Herzog von Liegnitz in Staatsangelegenheiten an den Kaiserlichen Hof nach Wien geschickt. Dieser nahm ihn mit sich, indem er ihm einige Geschäfte überwies. Opitz wurde dem Kaiser vorgestellt, dem er ein Gedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl überreichte, welches großen Beifall erhielt, wie auch die vom Kaiser gewünschte lateinische Uebersetzung desselben Bewunderung erregte, die er in einer Stunde vollendete. Auch wurde er damals zum Dichter gekrönt und der Kaiser selbst setzte ihm den Lorbeerkranz auf das Haupt.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat führte er eine Zeit lang ein wanderndes Leben, indem er sich bald in Breslau, in seiner Vaterstadt, in Liegnitz, in Brieg oder an einem andern Hofe aufhielt. Schon war er entschlossen, nach Frankreich zu reisen, um dieses Land und die dortigen Gelehrten persönlich kennen zu lernen, als ihn der Burggraf Karl Hannibal von Dohna, der in Breslau residirte, unter vortheilhaften Bedingungen zu seinem Secretair ernannte. In dieser Stellung entwickelte er große Gewandtheit und wußte sich in den immerhin schwierigen Verhältnissen mit so sicherm Takt zu bewegen, daß er bald das volle Vertrauen des Burggrafen gewann, der ihm nicht nur die wichtigsten Correspondenzen überwies, sondern ihn auch oft in bedeutenden Angelegenheiten an die Fürsten und andere Großen des Landes sandte. Der Burggraf hatte eine so hohe Meinung von seinen Talenten und

---

*) Vergl. hierüber Barthold a. a. O.

seinem Scharfblick, daß er ihn in allen Angelegenheiten zu Rathe zog, und selbst in Kriegssachen gern seine Meinung vernahm, denn in Folge seines ernsten Studiums der alten und neuen Kriegsschriftsteller hatte er sich auch hierin eine solche Einsicht erworben, daß er den Burggrafen und andere Feldherren durch sein richtiges Urtheil überraschte. Daher überredete ihn Dohna, einen Kriegszug unter dem Obersten Pechmann beizuwohnen.*)

Doch erwarb er sich in demselben keine Lorbeern, denn als Pechmann einst einen Ausfall machte, war Opitz der allerletzte im Zuge, und als der Angriff vom Feind abgeschlagen wurde, war er der erste auf der Flucht. Er hat selbst wie früher Horaz,**) im „Lobe des Kriegsgottes" über seine unkriegerische Haltung gescherzt. Der Mann, sagt er (V. 473 ff.), ist für den Krieg geschaffen, sein Leib ist zum Reiten, Sprung und Jagen, aber auch zur Flucht geeignet, wo die Noth es erfordert. Dann fährt er fort,

— — — „Denn der ist auch ein Mann,
Der seinem Lande sich zu gut erhalten kan,
Damit er oftermals zur Schlacht mag wiederkommen,
Daß aber etwann ich den sichern Weg genommen,
Und aus dem letzten, Mars, der erste worden bin,

---

*) Wahrscheinlich war es im J. 1626, als der Graf von Mansfeld und der Herzog von Weimar einen Einfall in Schlesien machten.

**) O saepe mecum tempus in ultimum
Deducte, Bruto militiae duce,
— — — — — —
Tecum Philippos et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula,
Quum fracta virtus, et minaces
Turpe solum tetigere mente.
Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre. (Od. II. 7.)

Mein Roß darzu gezehlt, so wisse, daß mein Sinn
Gar nie geworden sey, dem Feinde Stand zu halten.
Wer jung erschossen wird, der pfleget nicht zu alten,
Und stirbt zu Tode hin. Es wird mir auch gesagt,
Der Fürwitz sey ein Ding, das einem, der sich wagt,
Nicht allzeit wol bekömmt, und wird ihm gar zu theuer,
Poetenvolck ist heiß, ist leichte wie ein Feuer,
Geht durch, reißt aus ihm selbst, ist wie ein edles Pferd,
Das nie kann stille stehn und allzeit fort begehrt."

Der Burggraf, der wegen seiner militärischen Talente und seines Muthes berühmt war, entzog dennoch dem Dichter sein Vertrauen nicht; und da er selbst ein vielseitig gebildeter Mann war,*) und die Gelehrsamkeit und die schönen Wissenschaften liebte, fand er so großen Wohlgefallen an den inhaltsreichen Gesprächen seines Secretairs, daß dieser beständig um ihn sein mußte. So oft aber der Burggraf, sei es auf Kriegszügen oder in Staatsangelegenheiten abwesend war, benutzte Opitz die ihm dadurch zu Theil gewordene Muße zu wissenschaftlichen oder dichterischen Arbeiten, zu denen er übrigens auch dann noch Zeit zu finden wußte, wenn die Geschäfte seiner Stellung ihn noch so sehr in Anspruch nahmen. Uebrigens übertrug ihm der Burggraf selten oder nie eine Arbeit, die ein anderer Secretair auch machen konnte. Opitz schrieb während dieser Zeit außer einer Anzahl kleiner Gedichte sechs oder mehr lateinische Lobreden auf verschiedene fürstliche und andere vornehme Personen, und dichtete die „Schäferey von der Nymphe Hercynie." Außerdem führte er einen

*) Opitz rühmt in einem an den Burggrafen gerichteten Gedichte dessen lateinischen Styl, welchen er mit dem des Cäsars vergleicht, und seine feine Kenntniß der französischen Sprache, worin er selbst die „Welschen beschämte."

lebhaften Briefwechsel mit seinen auswärtigen Freunden und Gönnern, unter denen wir nur den Schwedischen Reichskanzler Oxenstierna und den Herzog Ulrich von Schleswig, Erbprinzen von Norwegen, nennen.

Gegen Ende des J. 1627 oder am Anfang des folgenden war er, wahrscheinlich im Auftrage und in Angelegenheiten des Burggrafen, nach Prag gereist, wo sich damals Kaiser Ferdinand II. aufhielt. Dieser, der ihm, wie oben erwähnt, zum Dichter gekrönt hatte, erhob ihn damals zur Anerkennung seiner dichterischen Leistungen, vielleicht aber auch wegen seiner politischen Thätigkeit in den Adelstand des Reichs und ertheilte ihm den Zunamen von Boberfeld, von dem Flusse Bober, an welchem seine Vaterstadt liegt. So ehrgeizig Opitz war, so legte er auf diese Standeserhöhung doch keinen sonderlichen Werth. So unterschrieb er sich in einem Briefe, den er am 4. Mai 1628 aus Breslau an seinen Freund Venator schrieb: Martin Opitz von Boberfeld (denn ich bin durch den Willen des Kaisers ein Ritter ohne Pferd und ein Edelmann ohne Bauern.)*) Im folgenden Jahre (1629) wurde er unter dem Namen „der Gekrönte" in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, eine Ehre, auf welche er schon lange mit großer Sehnsucht gewartet hatte.

Mit Bewilligung oder vielmehr aus Auftrag des Burggrafen von Dohna reiste er im Frühling 1630 nach Paris, wohin er schon früher zu gehen beabsichtigt hatte. Er reiste über Dresden, Leipzig, Gotha, Hanau, Frankfurt und Straßburg, und hielt sich in allen diesen Städten auf, um theils neue Bekanntschaften anzuknüpfen, theils

*) Martinus Opitius de Boberfeld (sum enim Caesare ita volente eques ἄνιππος et nobilis sine rusticis).

alte zu erneuern. So besuchte er in Leipzig seinen Heidelberger Stubengenossen Kaspar Barth*), in Hanau den gelehrten Melchior Goldast, durch dessen Schriften er wahrscheinlich auf die deutschen Dichter des Mittelalters aufmerksam gemacht worden war. In Straßburg verweilte er längere Zeit im Hause seines alten Gönners Lingelsheim und im Umgang mit Bernegger. Er fühlte sich bei diesen Freunden so glücklich, daß er seinen Aufenthalt noch verlängert hätte, wenn er nicht durch Briefe des Burggrafen zur schleunigen Fortsetzung der Reise aufgefordert worden wäre, indem er ihm zugleich neue Verhaltungsbefehle ertheilte. Insbesondere trug er ihm auf, die Absichten der französischen Regierung, bezüglich des in Deutschland noch immer fortdauernden Kriegs und überhaupt die französische Politik zu erforschen. Hierzu war ihm der berühmte Hugo Grotius, der damals in Paris lebte, und mit welchem er schon längere Zeit in gelehrtem Briefwechsel stand, sehr förderlich, denn er stand bei dem König und den Prinzen, so wie bei den einflußreichsten Staatsmännern in sehr großem Ansehen. „Dieses großen Mannes Haus", sagt Coler, „besuchten gleichsam als ein Delphisches Orakel die Gesandten der größten Könige und Fürsten, die Mitglieder des Parlaments, die königlichen Räthe häufig. Auch Opitz besuchte es, von dem Wirth freundlichst eingeladen, sehr oft, und nie verließ er es, ohne gelehrter, besser

*) Von diesem erzählt Lindner (a. a. O. S. 202 Anm.) die merkwürdige Thatsache, daß, als er einst den gelehrten Job. Rudolf von Dusbach in Genf besuchte, dieser ihn in seiner freudigen Ueberraschung umarmte, aber in demselben Augenblick todt niederfiel. Er war nämlich pestkrank. So großen Eindruck dies auf Barth machte, und er mit Recht befürchtete, angesteckt worden zu sein, blieb er doch von der schrecklichen Krankheit gänzlich verschont.

und weiser geworden zu sein. Von ihm lernte er manche Geheimnisse in Bezug auf Krieg, Bündnisse, Frieden, Ab- und Zunehmen der Christenheit, so weit es thunlich war." Durch Grotius wurde Opitz auch in die bedeutendsten Häuser und Kreise eingeführt, und mit den ausgezeichnetesten Männern bekannt gemacht, mit Salmasius, Stigaltius, Puteanus, Hottomannus und dem berühmten Thuanus. Uebrigens war er auch in Paris dichterisch thätig, namentlich übersetzte er des Hugo Grotius Gedicht „Von der Wahrheit der christlichen Religion" in deutsche Verse, als Zeichen seiner Dankbarkeit und Hochachtung.

So überaus angenehm und lehrreich ihm der Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs war, — er nennt sie „der Erde Zier, die Mutter aller Tugend und Klugheit" — und so ungern er sie verließ, mußte er sich doch in Folge dringender Mahnungen des Burggrafen entschließen, in die Heimat zurückzureisen.

Ende 1630 war er wieder in Breslau, wo er nicht nur durch die Wichtigkeit und Menge der in Paris über die mannigfaltigsten Verhältnisse des politischen, bürgerlichen und gelehrten Lebens gewonnenen Aufschlüsse, sondern auch durch die mitgebrachten schönen Sammlungen von Handschriften, seltenen Büchern, alten Münzen und kostbaren Steinen ein großes Aufsehen erregte.

Er trat in Breslau in seine frühere Stellung zum Burggrafen von Dohna, in welcher er auch bis zum Tode desselben verblieb (1633). Lange war er zweifelhaft, welche von den zahlreichen Anerbietungen, die ihm nun gemacht wurden, er annehmen sollte. Endlich entschloß er sich, wieder in die Dienste des Herzogs von Liegnitz und Brieg zu treten; und als der Letztere sich nach Preußen begab, um sich vom Kriegsschauplatz zu entfernen, begleitete er ihn

auch dahin (1634). Der Herzog Johann Christian von Brieg hatte sein Hoflager in Thorn aufgeschlagen; dort verweilte auch Opitz bis Ende 1635, wo er sich die Erlaubniß erwirkte, Danzig zum Wohnort zu nehmen, wo er sich freier und ungestörter seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen konnte, unter welchen das Werk über das alte Dacien ihn immer noch vorzüglich beschäftigte. Er zog in Danzig in das Haus des berühmten Nigrinus, der ihn bald so lieb gewann, daß er sich alle Mühe gab, ihn für Polen, unter dessen Schutz die freie Stadt Danzig stand, zu gewinnen und ihm daselbst eine ehrenvolle Stellung zu verschaffen. Er empfahl ihn dem einflußreichen Grafen Dönhof, welchem Opitz seine Uebersetzung der „Antigone" des Sophokles widmete. Der Graf war über diese Widmung so sehr erfreut, daß er sich für ihn bei dem Könige Wladislaw von Polen verwendete. Um dieser Empfehlung noch größeres Gewicht zu geben, schrieb Opitz ein deutsches Lobgedicht und eine lateinische Lobrede auf den König, die er, wie es scheint, demselben persönlich überreichte. Sie blieben nicht ohne die gewünschte Wirkung. Der König verwendete ihn zu verschiedenen diplomatischen Arbeiten, welche er mit so großem Geschick und glücklichem Erfolg ausführte, daß er zum Königlich Polnischen Historiographen und Secretair mit einer ansehnlichen Besoldung ernannt wurde. „Und, wie die Heiden", sagt sein Biograph Coler in seiner naiv-pedantischen Weise, „nicht allein den Jupiter, den vermeinten obersten Vater der Götter und Menschen, sondern auch die Rathsversammlung aller Götter anzuflehen pflegten, so stellte sich auch unser Dichter nicht bloß unter den Adlersschatten des höchsten Beherrschers Sarmatiens, sondern er bewarb sich auch um den Schutz der weisesten Leiter des Reichs, der Vornehmen, Senatoren und

Ephoren desselben". Deshalb besuchte er die Reichstage und bewarb sich um die Gunst der vornehmsten Glieder derselben, denen er auch einzelne Gedichte widmete.

Ohne Zweifel hätte Opitz bei seinen Talenten, seinen ausgebreiteten Kenntnissen, bei seiner großen Gewandtheit in Geschäftssachen und besonders bei seinen zahlreichen Verbindungen, die er mit seltenem Geschick anzuknüpfen und zu mehren wußte, mit der Zeit noch einflußreichere Stellungen, sei es in Polen, sei es in Deutschland, gewonnen, wenn er nicht schon im kräftigsten Mannesalter vom Tode überrascht worden wäre. Im J. 1639 war in Danzig die Pest ausgebrochen. Zwar trat sie ziemlich mild auf, aber sie forderte doch schon ihre Opfer, und Opitz war eines der ersten. Er wurde nämlich am 17. August auf der Straße von einem Bettler um Almosen angesprochen, das er ihm auch darreichte. Der Bettler war mit Beulen bedeckt, und sah überhaupt so ekelerregend aus, daß Opitz darüber erschrak und schon in der folgenden Nacht von der Krankheit ergriffen wurde. Obgleich er auch am folgenden Tag so schwach war, daß er das Bett nicht verlassen konnte, ließ er doch keinen Arzt kommen, entweder weil er glaubte, daß es sich um ein vorübergehendes Unwohlsein handle, oder weil er befürchtete, daß, wenn man ihn für pestkrank halte, seine Umgebung und seine Freunde ihn fliehen und verlassen würden. Als aber die Krankheit sichtlich zunahm und er selbst fühlte, daß der Tod herannahe, ließ er einen Geistlichen zu sich bitten, der ihm das Abendmahl reichte. Ob ihm gleich jetzt kräftige Arzneimittel verordnet wurden, so war die Krankheit doch schon so gestiegen, daß sie wirkungslos blieben und er schon am folgenden Morgen, am 20. August starb. Er wurde am 22. unter großer Theilnahme der Bevölkerung in der Ober-

pfarrkirche zu St. Marien beigesetzt. Sein Grab deckt ein einfacher Stein ohne Inschrift.*)

Man hat mehrere Bildnisse von Opitz, darunter das von Jacob von Heyden zu Straßburg im J. 1631 gestochene und das von Strobel gemalte die besten sind. Opitz war klein und von Natur schwächlich, doch hatten seine Reisen, die damals mit großer körperlicher Anstrengung verbunden waren, seinen Körper gestärkt. Sein Gesicht war blaß, aber da sich in demselben die ruhige Heiterkeit und Freundlichkeit seines Gemüths abspiegelte, machte es einen angenehmen Eindruck. Da er schon früh mit den höheren Klassen der Gesellschaft in nähere Verbindung gekommen war, hatte er sich die gefälligen Manieren und den Ton der großen Welt angeeignet, wodurch er sich vielleicht noch mehr Freunde erwarb, als durch seine Dichtungen; und es darf sogar vermuthet werden, daß der Dichter dem Weltmann einen großen Theil seines Rufs und Einflusses zu verdanken hatte. Nur weil er sich leicht und gewandt in den aristokratischen Kreisen zu bewegen verstand, gelang

*) Nach einem im Weimarischen Jahrbuch (2, 203) zum ersten Mal abgedruckten Briefe wurde Opitz in den letzten Tagen seines Lebens von der Frau des „Buchführers Andreas Hünefeldt" mit treuer Hingebung gepflegt. Aus demselben Briefe erfahren wir, daß „das gesindlein, welches sonst dazu deputirt, daß sie die Sterbhäußer versiegeln sollen, alle seine Kisten und Kasten geöffnet, mit gewalt entzwey geschlagen und spoliiret" habe, so daß wir ohne Zweifel den Verlust seiner Arbeit über das alte Dacien diesem Umstande zuschreiben müssen. Aus einem ebendaselbst (S. 195) mitgetheilten Briefe Opitzens an den Fürsten Ludwig von Anhalt vom 27. Nov. 1637 ergiebt sich mit Sicherheit, daß er das „alte Dacien" im Frühling des folgenden Jahres zu beendigen hoffte; es ist daher wahrscheinlich, daß dasselbe bei seinem Tode vollendet oder wenigstens dem Abschluß nahe gebracht war.

es ihm, diese für seine Dichtungen zu gewinnen, in welchen übrigens der Einfluß des Hoflebens nicht zu verkennen ist. Opitzens Charakter, wie er sich in seinen Dichtungen offenbart, ist durchaus ehrenwerth. Ueberall spricht sich die edelste und freieste Gesinnung aus; und wir freuen uns namentlich der kräftigen Vaterlandsliebe, die sich in seinen Poesien offenbart und die auch, wie wir sehen werden, die Grundlage seiner schriftstellerischen Thätigkeit gewesen ist. Wenn er auch, sofern wir den oben mitgetheilten Berichten Glauben schenken wollen, während seines Aufenthalts in Heidelberg ein mehr als leichtsinniges Leben geführt hat, so läßt sich aus seinen spätern Jahren auch nicht der geringste Vorwurf gegen ihn erheben, und er erscheint im Leben, wie in seinen Dichtungen streng sittlich und rechtlich. Nur in Einem Punkte wird es schwer, wenn nicht unmöglich sein, ihn ganz zu rechtfertigen.

Wir wollen ihm zwar keinen Vorwurf daraus machen, daß er fortwährend um die Gunst der Großen und Vornehmen buhlte; es ist dies eine Schwäche, die ihm um so eher verziehen werden kann, als er durch seine feine Weltbildung auf den Umgang mit den aristokratischen Kreisen hingewiesen war, und er zudem nur von diesen eine seinen Talenten — wir müssen es freilich auch hinzufügen — seinem übermäßigen Ehrgeiz entsprechende Bethätigung erwarten durfte. Auch dies läßt sich entschuldigen, daß er in dem Gedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl den Kaiser und das Haus Oesterreich in übermäßiger Weise lobte, diesen Kaiser, der die Protestanten, des Dichters Glaubensgenossen, so grausam verfolgte; denn er sah in Ferdinand eben den Kaiser, den er im Geiste der Zeit als das heilige Oberhaupt der deutschen Nation verehrte. Aber daß er als Protestant und mit seiner freien Gesinnung, die er in seinen Dichtungen

so oft und so kräftig offenbart hatte, in die Dienste des Burggrafen von Dohna trat, daß er bis zu dessen Tod in dieser Stellung verblieb, und sogar der vertraute Günstling dieses Mannes wurde, dies stellt seinen Charakter wenigstens in ein sehr schiefes Licht. Denn Dohna war einer der wüthendsten Verfolger der Protestanten. Als er im J. 1628 General-Obrister der kaiserlichen Truppen in den oberschlesischen Fürstenthümern geworden war, zwang er die Bevölkerung durch die gräulichsten Gewaltthätigkeiten, zur katholischen Religion zurückzukehren, worauf er auch in die niederschlesischen Erbfürstenthümer eindrang, Glogau überrumpelte und auch die dortige Einwohnerschaft auf die empörendste Weise bekehrte, so daß er und seine verwilderten Truppen von nun an den Spottnamen „Seligmacher" erhielten. Daß Opitz unter diesen Umständen dennoch bei dem Burggrafen blieb und sich von demselben zu Verhandlungen gebrauchen ließ, die jedenfalls den Protestanten nachtheilig werden mußten, daß er sogar, wie wir wissen, einem Kriegszug gegen die Protestanten beiwohnte, ließe sich vielleicht, wenn auch keineswegs rechtfertigen, doch einigermaßen dadurch entschuldigen, daß er den Kaiser für berechtigt hielt, seine schlesischen Unterthanen zu jedem Gehorsam, also auch zur Annahme derjenigen Religion zu zwingen, welcher er selbst zugethan war, wie denn schon in den ersten Zeiten der Reformation der Grundsatz ausgesprochen und von den Staatsmännern und Staatsrechtsgelehrten anerkannt war, daß ein Land der Religion des Fürsten zu folgen verpflichtet sei. Aber wenn man auch diese Entschuldigung, so schwach sie ist, wollte gelten lassen, so wird es dagegen jedes rechtliche Herz empören, daß sich Opitz sogar dazu hergab, auf den Wunsch oder Befehl des Burggrafen das berüchtigte „Manuale" des Jesuiten Mar-

tin Becanus zu übersetzen und dadurch den eigenen Glauben auf die unverantwortlichste Weise nicht bloß zu verläugnen, sondern auch den „Seligmacher" in seinem Bekehrungseifer zu unterstützen. Denn in diesem Buch*) wird nicht nur die Vortrefflichkeit der alleinseligmachenden Kirche aus der Bibel, den Kirchenvätern und allen möglichen katholischen Theologen mit der bekannten jesuitischen Spitzfindigkeit dargethan, der Verfasser entladet auch seinen heiligen Zorn über die Ketzerei, die er als Teufels- und Höllenwerk darstellt. Die Uebersetzung erschien zwar ohne des Uebersetzers Namen, daß sie aber von Niemandem anders als von Opitz herrührt, wird durch ein Schreiben Dohnas an den Kaiser bewiesen, in welchem er die Kaiserliche Majestät bittet, seinem Secretair wegen des verdeutschten Becanus „ein paar hundert Reichsthaler" zur Belohnung anweisen zu lassen.**)

Es widerstrebt, über einen Mann, der in seinem Privatleben einen ehrenwerthen Charakter bewies, und der eine so bedeutsame Stellung in der Geschichte der vaterländischen Literatur einnimmt, ein verdammendes Urtheil zu

---

*) Es erschien unter dem Titel: „Becanus redivivus", d. i. deß Wohl-Ehrwürdigen Hochgelehrten, Herrn Martini Becani der Societät JEsu Theologen S. Handtbuch Aller dieser Zeit in der Religion Streitsachen. Jetzo der gantzen Christenheit zum besten, namentlich aber zu Bekehrung der Irrenten, in die teutsche Sprach gebracht, Mit Kay. May. Privilegio, auch Bewilligung der Oberen der Societät Jesu. Frankf. 1631. — Auffallend ist es, daß Hoffmann, der doch, so viel wir wissen, auf diese Uebersetzung zuerst aufmerksam gemacht hat, dieselbe in seiner schon erwähnten Bibliographie der Opitzischen Schriften nicht anführt.

**) Das Original-Concept dieses Schreibens, welches bei Hoffmann „Polit. Gedichte aus der deutschen Vorzeit" (Lp 1843) S. 224 f. abgedruckt ist, liegt im Provinzial-Archiv zu Breslau.

fallen, das dem unpartelischen Beobachter freilich beinahe abgezwungen wird; wir möchten daher das allerdings unverzeihliche Benehmen des Dichters mehr einer von brennendem Ehrgeiz gestachelten Schwäche, als wirklich unlauteren und verdammenswürdigen Absichten zuschreiben.

Auch sein dichterischer Charakter wird uns nicht in dem Glanz erscheinen, in welchem er über ein Jahrhundert lang strahlte, doch wird eine nähere Prüfung uns auch überzeugen, daß er lange nicht so tief herabgesetzt werden darf, als es von manchen Seiten geschehen ist. Denn so viel wird Niemand läugnen, daß er Alles geleistet hat, was unter den Verhältnissen, in welchen er lebte, nur geleistet werden konnte, und daß die Irrthümer, in welche er verfiel, ihm von der Zeit und den Umständen aufgedrungen waren, ja, daß er sogar ohne diese Irrthümer das Gute nicht hätte erreichen können, das ihm stets zum Ruhm gereichen wird.

Den nächsten und bedeutsamsten Einfluß auf die Entwickelung seines dichterischen und überhaupt seines schriftstellerischen Charakters hatte die gelehrte Bildung, die er mit großem Erfolge auf den Schulen seines Vaterlandes begann, und später auf den Hochschulen, die er besuchte, so wie auch in seinen reiferen Jahren mit nie erkaltendem Eifer fortsetzte. Er besaß gründliche Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen, in der Geschichte und den Alterthümern, in der Rechts- und Staatswissenschaft, und er hatte sich diese Kenntnisse so ganz angeeignet, daß er seine Gelehrsamkeit auch da zeigte, wo sie am wenigsten gut angebracht war, wie denn seine Dichtungen häufig von gelehrten Anspielungen strotzen, auf die er sich nicht wenig einbildet, so daß er sie noch durch oft breite gelehrte Anmerkungen recht hervorhebt. Diesen Pedantismus hatte er

freilich mit seiner ganzen Zeit gemein, und es darf wohl nicht bezweifelt werden, daß er einen großen Theil der Anerkennung, die er bei den Gelehrten fand, eben diesem Pedantismus zu verdanken hatte. Denn viele derselben erfreute nicht so wohl der schöne Gedanke, den sie in dem Dichter fanden, als daß er diesen Gedanken einem Griechen oder Römer, oder auch einem Neueren entlehnt hatte, und diese Entlehnung in einem gelehrten Citate nachwies. Doch hatte Opitz durch seine Studien nicht bloß eine ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit erworben, er hatte auch seinen Geschmack ausgebildet und denselben durch vielfache Reisen und feine Verbindungen mit vornehmen und welterfahrenen Männern verfeinert, so daß er den aus seiner gelehrten Bildung hervorgegangenen Pedantismus milderte und bis auf einen gewissen Grad besiegte. Er erwarb sich durch diese Reisen und diesen Umgang eine äußere Gewandtheit, die nicht ohne Einfluß auf seine schriftstellerischen Erzeugnisse bleiben konnte, und zugleich eine Kenntniß der Welt und des Lebens, die ihm reichen Stoff für seine Dichtungen darbot.

Die Kenntniß der Literatur der Griechen und Römer einerseits, so wie seine weltmännische Bildung andererseits mußte ihn vor Allem darauf führen, größeres Gewicht auf Regelmäßigkeit und schöne Form zu legen, als es bis zu seinen Zeiten geschehen war, wozu freilich noch kam, daß er einen angeborenen Sinn für das Schöne und ein feines Ohr für Wohlklang und schöne rhythmische Bewegung hatte, wie er denn in vielen Liedern ein sehr glückliches, metrisches Erfindungstalent an den Tag legte. Opitz hatte zwar keine reiche Phantasie; er besaß jene wunderbare Schöpfungskraft nicht, die aus dem unscheinbaren Keim ein neues

Leben hervorzuzaubern vermag,*) er hatte keine genialen Ansichten weder der Kunst noch des Lebens; dagegen besaß er alle diejenigen Eigenschaften, welche ihn befähigten, zum Reformator der tiefgesunkenen Kunst zu werden. Als er auftrat, war nämlich die Sprache und die Poesie in völliger Auflösung; einzelne bedeutende Erscheinungen, wie Melissus Schede, Denaisius und namentlich Weckhrlin hatten aus verschiedenen Gründen wenig oder doch nur vorübergehenden Einfluß gehabt, und so war die Poesie formell immer tiefer gesunken, und bot auch keinen oder

*) Er selbst sagt in der Epistel an seinen Freund Zinkgref, nachdem er diejenigen getadelt, die ihn einen Poeten nennen:

— — — „Ich wolte, daß ichs were!
Weil ich nun nicht seyn kann, was ich zu seyn begehre,
So kränckt mich's, daß ich nicht deß Lobes würdig bin,
Das jemand mir für Spott gedencket anzuziehn."

Um es noch weiter zu begründen, sagt er in den folgenden Versen, was zu einem Dichter gehöre:

„Es ist hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die Sinnen vber Halß und Kopff in Reyme bringen,
Der Wörter Hencker seyn: wer nicht den Himmel fühlt,
Nicht scharff vnd geistig ist, nicht auff die alten ziehlt,
Nicht jhre Schrifften kennt, der Griechen vnd Lateiner,
Als seine Finger selbst, vnd schawt, daß jhm kaum einer
Von jhnen aussen bleibt; wer die gemeine Bahn
Nicht zu verlassen weiß, ist zwar ein guter Mann,
Doch nicht auch ein Poet."

Und es ist gewiß nicht blos Bescheidenheit, sondern Gefühl seiner dichterischen Unzulänglichkeit, wenn er in einem Liede an seinen Freund Nüßler sagt:

„Hola, gebt mir ein Glaß Wein;
Wasser hab ich nicht von nöthen.
Nun, es gilt dir, Bruder mein;
Auff Gesundheit deß Poeten,
Welcher künfftig mich und dich
Weit sol lassen hinter sich."

nur sehr bedeutungslosen Gehalt dar. Es war die größte Unsicherheit und Schwankung in Behandlung des Verses eingetreten; die Sprache war verwildert, und hatte alle Beweglichkeit, alle Schönheit, alle Kraft verloren, so daß auch der genialste Dichter aus diesem „schlechtesten Stoff" nichts Großes hätte ausführen können. Es handelte sich also zunächst darum, diese Verwilderung zu besiegen, die Sprache von allen ihren Auswüchsen zu reinigen, und einen neuen poetischen Styl, eine neue Prosodie und metrische Form zu begründen, wenn die deutsche Poesie nicht gänzlich untergehen sollte. Dazu bedurfte es aber weniger eines schöpferischen Dichtergeistes, als eines klaren Sinnes, der sich dessen bewußt war, was Noth that, eines scharf überlegenden Verstandes und eines gebildeten Geschmacks, eines Mannes endlich, der befähigt war, sich das zu Nutz zu machen, was andere Völker im Gebiete der Poesie geleistet hatten. Ein solcher Mann war Opitz, wir wollen sehen, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln er die nothwendig gewordene Reform durchführte.

Es boten sich drei Wege dar, die dabei eingeschlagen werden konnten. Der eine war, sich an die frühere Poesie und poetische Form anzuschließen und eine den neuen Bedürfnissen angemessene Umgestaltung derselben zu versuchen. Daß Opitz wie wenig Andere geeignet gewesen wäre, diesen Weg einzuschlagen, ergiebt sich schon daraus, daß er mit der alten Sprache und Poesie vertraut war; hatte er doch schon in einer seiner ersten Schriften, dem „Aristarchus", seine Kenntniß der Minnesänger an den Tag gelegt. Aber die alte Kunst war nicht nur schon längst abgestorben, sie war auch vollständig aus dem Bewußtsein des Volkes verschwunden; und es wäre unmöglich gewesen, einen Anknüpfungspunkt zu finden. Der zweite Weg, der sich eben-

falls darbot, war, die Volkspoesie zur Grundlage zu nehmen, und sie künstlerisch zu entfalten. Dieser Weg wäre schon deshalb der beste gewesen, weil die Poesie einen nationalen und volksthümlichen Charakter gewonnen hätte, der sie allein lebensfähig machen kann; aber obgleich die Volkspoesie auch damals in reicher Fülle fortlebte, so war sie doch den gebildeten Kreisen gänzlich unbekannt oder von ihnen verachtet, und so hätte Opitz, wenn er auch mit dem Volksgesang vertraut gewesen wäre, was wohl nicht der Fall war, und wenn er seine Reform auf denselben hätte begründen wollen, gewiß nirgends, weder bei den Vornehmen, noch bei den Gelehrten Anerkennung und Unterstützung gefunden. Es blieb ihm daher nur der dritte Weg übrig, und der war, die gebildeteren Literaturen der anderen Völker sich zum Vorbild zu nehmen, und in deren Geist die nothwendige Reform einzuleiten und durchzuführen. Obgleich das sogenannte goldene Zeitalter der französischen Literatur noch nicht angebrochen war, so war doch diese schon damals in einem lebendigen Entwickelungsgang begriffen und stand, was die künstlerische Ausbildung betrifft, ohne Vergleich am höchsten. So konnte Opitz bei der Wahl nicht zweifeln, die ihm übrigens auch schon deshalb vorgeschrieben war, weil die Vornehmen und Gebildeten schon französische Bildung angenommen hatten, und er daher um so eher Anerkennung und Aufnahme seiner Bestrebungen erwarten durfte, wenn er sich dieser Bildung anschloß. Von eben so großem Einfluß auf ihn war aber der Umstand, daß auch ein stammverwandtes Volk, die Holländer, eine neue Literaturperiode begonnen und sich ebenfalls die Franzosen zum Vorbilde genommen hatten. Und es wäre schon ein Vortheil gewesen, daß er sich nicht unmittelbar an die Franzosen anschloß, sondern sich vor-

zugsweise nach den Holländern bildete, wenn diese ihr fremdes Vorbild nur selbstständiger benutzt hätten. Aber gerade der Punkt, in welchem die Franzosen hätten nachgeahmt werden sollen, blieb von den Holländern, wie von Opitz, unbeachtet. Die Franzosen hatten nämlich auch, wie die Holländer und wie Opitz, bei Umgestaltung ihrer Poesie fremde Vorbilder genommen, die Alten und die Italiener; aber wenn Ronsard, von dem diese Umgestaltung zum großen Theil ausgieng, diese Vorbilder auch in zu hohem Maaße auf sich wirken ließ, so gab er seinen Nachahmungen doch immerhin ein französisches Gepräge, so daß die weitere Entwickelung im nationalen Sinn leicht geschehen konnte. Dies war bei Opitz nicht der Fall; vielmehr bewahrte er in seinen Nachahmungen auch den fremden Geist und Sinn, und er wurde dadurch der Begründer der französirenden Richtung, welche beinahe anderthalb Jahrhundert die deutsche Literatur beherrschte und jede nationale Entwickelung verhinderte. So sehr es aber zu bedauern ist, daß er durch seinen Vorgang die Ausländerei begründete, die nicht bloß auf die Literatur von traurigem Einfluß wurde, sondern auch das Nationalbewußtsein immer mehr schwächte, so war dies, wie schon oben gesagt wurde, eine unabweisbare Nothwendigkeit, der er unter den gegebenen Verhältnissen nicht entgehen konnte.

Seine Wirksamkeit und sein Einfluß war aber nach einer andern Seite höchst bedeutend und verdient auch jetzt noch unsere ungetheilte Anerkennung. Wir wollen versuchen, dies an der näheren Betrachtung seiner Werke nachzuweisen.

Seine erste, die deutsche Sprache und Poesie betreffende Schrift war die in lateinischer Sprache abgefaßte Abhandlung „Aristarchus, sive de contemptu linguae teutonicae“

(Aristarch, oder von der Verachtung der deutschen Sprache). Er schrieb dieselbe wahrscheinlich schon in Beuthen, wo sie auch gedruckt erschien, also in seinem 20. Jahre, oder nur kurze Zeit später. Sie ist deshalb höchst merkwürdig, weil in ihr schon Alles angedeutet liegt, was er später ausführte. Von der lebendigsten Liebe zu seinem Vaterlande und Volke eingegeben, dessen frühere Herrlichkeit in begeisterten Worten geschildert wird, tadelt die kleine Schrift zunächst diejenigen, welche die Muttersprache durch Einmischung fremder Wörter verunstalten. Wir setzen die ganze Stelle hierher, weil sie leider auch in unseren Tagen noch Anwendung findet. „Wir durchwandern fremde Länder unter gefahrvoller und unglaublicher Anstrengung und mit nicht geringen Kosten, und bemühen uns aus allen Kräften, unserm Vaterland und uns nicht ähnlich zu scheinen. Indem wir also mit ungezügelter Begier die fremde Sprache erlernen, vernachlässigen wir die unsrige und bringen sie in Verachtung. Als ob unser Land nicht in den nämlichen Lastern fruchtbar sei, als die fremden, und als ob wir von diesem Volke die Wollust, von jenem die Ausgelassenheit, von einem andern den Prunk und Hochmuth erbitten müßten. Sie können alle auch hier erworben werden, und wenn es nicht möglich wäre, so würde es, glaube ich, nur zum Vortheil des Staats gereichen. Um solchen Preis sollte man neue Sitten und fremde Sprachen keineswegs erkaufen. Ich rathe jedoch nicht, daß man die sehr nützliche Gewohnheit zu reisen aufgeben solle, sondern daß die Würde unseres geliebten Vaterlandes bewahrt werde. Wir sollen mit Eifer dahin streben, gleich wie wir feinere Bildung von den Franzosen und Italienern entlehnen, so auch, ihnen nachahmend, unsere Sprache zu glätten und auszubilden. Freilich liegt es in der Natur der Men-

schen, daß jeder in seinen eigenen Angelegenheiten nachlässiger ist, als in fremden, sei es aus Ueberdruß des Heimischen oder aus Liebe zum Ausländischen, oder endlich aus unersättlicher Wißbegierde. Denn dies ist das Wesen des menschlichen Geistes, daß er in ungebundenem und zügellosem Lauf Alles durchfliegt und im Eifer, Ungewöhnliches kennen zu lernen, häufig sich selbst vergißt. Jeder wünscht vielerlei zu wissen, nicht aber Gründliches, um nur seinem Ehrgeiz und seiner Ruhmsucht zu fröhnen. Wenn irgend Einer mit halboffenem Auge über die Alpen gegangen ist, so glaubt er, es liege seiner Ehre daran, daß Niemandem eine so fürchterliche Einöde unbekannt bleibe. Ueber dieses Alles aber lacht ein weises Gemüth und verachtet es. Valerius Maximus berichtet, daß ein römischer Beamter den Griechen nur in lateinischer Sprache antwortete und sie gezwungen habe, vermittelst eines Dollmetschers zu reden, und zwar nicht nur in der Stadt, sondern auch selbst in Griechenland und Asien. Wir aber schämen uns unsers Vaterlandes und streben darnach, daß wir Nichts weniger zu verstehen scheinen, als die deutsche Sprache. Aus dieser Quelle strömt das Verderben auf Vaterland und Volk. Wir verachten uns selbst und werden deshalb verachtet. So sinkt die bis dahin reinste und von fremdem Schmutz freie Sprache herab und artet in seltsame Redeweisen aus. Wortungeheuer und Krebsschäden greifen im Geheimen um sich, bei welchen ein redlicher Deutscher oft kaum seinen Unwillen, ja oft kaum seinen Ekel zurückhält. Man sollte meinen, diese Sprache werde zur Kloake, in welche der Schmutz aller übrigen in gemischtem Strome zusammenfließe. Es giebt beinahe keine Periode, keine Satzverbindung, die nicht nach Fremdem riecht. Bald entlehnen wir von den Lateinern,

bald von den Franzosen, ja sogar von den Spaniern und Italienern, was zu Hause viel zierlicher wächst. So habe ich Einen gesehen, der sich nicht einmal des Griechischen enthalten konnte. So sagte er, was freilich nicht ohne Gelächter aufgenommen wurde: „Jungfrau, Sie muß auch das τὸ πρέπον (den Anstand) observiren". — Nachdem er hierauf angeführt, wie die Römer ihre Sprache geachtet und er zur Nachahmung derselben ermahnt, preist er die Schönheit und Kraft der deutschen Sprache, und führt als Beweis die Uebersetzung des „Amadis" an, beruft sich auf den Marner, von dem er eine Stelle anführt. Die Italiener hätten ihren Petrarca, Ariost und Tasso, fährt er fort, die Franzosen ihren Marot und Ronsard, die Engländer ihren Sidney und andere Dichter, auch die Niederländer hätten begonnen, in ihrer Muttersprache zu dichten und zwar mit nicht geringem Glück, wie Daniel Heinsius zur Genüge darthue, dessen Dichtungen die lateinische Eleganz nicht nur erreicht, sondern beinahe überboten hätten. Daß man aber auch in deutscher Sprache, wenn nicht mit gleichem Glück, doch in ähnlichen Maßen zu dichten vermöge, könnten seine eigenen deutschen Verse darthun, die er früher seinem Gönner Scultetus vorgelegt, und in welchen er die französischen Alexandriner nachgebildet habe. Besser seien freilich die Verse des trefflichen Ernst Schwabe von der Heide, die er übrigens erst lange nach seinem eigenen Versuche habe kennen lernen. Schließlich stellt er das Gesetz auf, daß die Verse nicht mehr als 13, nicht weniger als 12 Sylben haben dürften, daß die zwölfsylbigen mit der Hebung, die dreizehnsylbigen dagegen mit der Senkung schließen, alle aber nach der sechsten Sylbe eine Cäsur haben müßten. Darauf spricht er von den sogenannten vers communs der Franzosen mit zehn oder eilf Sylben und giebt Beispiele von

Anagrammen, die man auch im Deutschen mit Glück behandeln könne, wie Schwabe von der Heide bewiesen habe. Schließlich beschwört er seine Leser bei dem Vaterlande und den ruhmvollen Ahnen, die Muttersprache mit demselben Muthe zu bewahren, mit welchem jene meist ihre Grenzen vertheidigt hätten.

Und Opitz ließ es nicht bei dieser Ermahnung bewenden; er fuhr fort, in deutscher Sprache zu dichten, und was noch von höherer Bedeutung wurde, die fremden Vorbilder mit Eifer zu studieren und über die Mittel nachzudenken, wie die deutsche Sprache und die deutsche Kunst aus der Barbarei gerissen werden könne, in die sie verfallen war. Von größtem Einflusse war hierbei sein Aufenthalt in den Niederlanden, wo er die holländische Poesie gründlich kennen lernte und mit Daniel Heinsius vertraute Bekanntschaft schloß, dem er ohne Zweifel manche Bemerkung zu verdanken hatte, die er später benutzte. Wie unausgesetzt und eifrig er sich mit den Gesetzen der Kunst beschäftigte, zu welcher Sicherheit er seine Ansichten ausgebildet hatte, ergiebt sich schon daraus, daß er die Schrift, in welcher er dieselben in systematischer Ordnung niederlegte, in fünf Tagen niederschrieb. Er gab sie im Jahre 1624 heraus unter dem Titel: „Martini Opitii Buch von der deutschen Poeterey. In welchem alle jhre eigenschafft vnd zuegehör gründlich erzehlet, vnd mit Exempeln außgeführet wird". Wir müssen den Inhalt der Schrift unsern Lesern ausführlich darlegen, weil sie das Gesetzbuch ist, auf welchem die gesammte deutsche Poesie des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beruht, ja das auch jetzt noch in dem wichtigen Punkte der Versmessung Geltung hat. Ehe wir aber diese Inhaltsübersicht mittheilen, erscheint es nöthig, zu untersuchen, in wie weit Opitz als Begründer der neuen Poesie anzusehen

ist. Es wurde ihm dieses Verdienst schon zu seinen Lebzeiten abgesprochen und zwar, wie schon oben bemerkt, von Tobias Hübner, welcher behauptete, die von Opitz aufgestellten metrischen Gesetze schon viele Jahre vor dem Erscheinen der „Poeterey" in seinen eigenen Dichtungen angewendet zu haben. Da er aber selbst gesteht, daß Opitz diese Gesetze viel schärfer beobachtet habe als er, und sie in jenen von ihm angeführten Dichtungen nur willkürlich und unsicher befolgt sind, da übrigens Opitz Hübners Poesien höchst wahrscheinlich gar nicht kannte, jedenfalls nicht, als er seinen „Aristarch" herausgab, so kann Hübners Behauptung, auch wenn sie ganz richtig wäre, von keiner Bedeutung sein und Opitzens Verdienst in keiner Weise schmälern. Man hat ferner behauptet, daß Fr. von Spee schon vor Opitz das Gesetz der Versmessung gefunden habe. Wenn dies auch richtig sein mag, so ist doch auch sicher, daß Opitz davon Nichts wußte, noch wissen konnte, da Spee's „Trutznachtigall" und deren Vorrede, wie schon früher berichtet wurde, viel später erschien, als die „Poeterey", und Opitz jedenfalls ebenso unabhängig von Spee war, als dieser von jenem. Von größerer Bedeutung scheint die Behauptung, daß Ernst Schwabe von der Heide der ursprüngliche Begründer der neuen Versmessung, und daß Opitz nur dessen Vorgang nachgefolgt sei. Da Schwabe's Gedichte unrettbar verloren zu sein scheinen, so ist freilich das Verhältniß nicht mit Sicherheit zu ermitteln, in welchem Opitz zu seinem Vorgänger steht. Er sagt zwar im „Aristarch" ausdrücklich, wie wir gesehen haben, daß er schon längere Zeit, bevor er Schwabe's Gedichte gesehen, Alexandriner nachgebildet habe, und wir haben kein Recht, die Wahrheit dieser Behauptung zu bezweifeln; doch wollen wir nicht einmal Gewicht auf dieselbe legen, sondern den weiteren Grund

prüfen, auf den man sich vorzugsweise stützt, um Opitzens Verdienst, wenn nicht ganz zu läugnen, doch wenigstens zu schmälern. Hoffmann von Fallersleben führt nämlich in den „Spenden“ (2, 67) eine Stelle aus Wenzel Scherffer's Gedichten an, aus der er den Schluß zieht, daß Opitz in der That seine Ansicht dem älteren Schwabe zu verdanken habe. Diese Stelle lautet also: „Es hat der sinnreiche Opitz ohne Zweifel aus Ernst Schwabens von der Heide im Jahre 1616 ausgegangenem poetischem Büchlein die erste Anleitung bekommen, sich in die deutsche Poesie einzurichten, welche ihm auch alsbald so wohl abgangen, daß er viel Männigliches Zustimmen als ein Urheber der hochdeutschen Dichterei, ja als ein deutscher Maro gepriesen worden.“ Nun geht aber aus diesen Worten keineswegs hervor, daß Scherffer Schwabens „Büchlein“ gekannt habe, was auch beinahe zu bezweifeln ist, da es schon 1624 so selten war, daß Zinkgraf es sich nicht verschaffen konnte. Vielmehr scheint es, daß Scherffer jene Meinung, nur auf den „Aristarchus“ gestützt, ausgesprochen habe, so daß der aus seinen Gedichten angeführten Stelle durchaus keine Beweiskraft zugeschrieben werden kann. Aber wollten wir auch zugeben, daß Opitz nicht blos Schwabe's Büchlein, sondern auch Hübner's Dichtungen und Spee's Vorgang gekannt habe, und er von ihnen wirklich angeregt und auf die Ansichten geleitet worden sei, die er in dem „Aristarchus“ und in der „Poeterey“ ausgeführt hat, so bleibt es doch gewiß, daß jene Männer und ihre Schriften ohne allen Einfluß und ohne jegliche Wirkung blieben und daß sich die neue Prosodie nirgends Bahn gebrochen hätte, wenn sie nicht von Opitz in ausführlicher Weise gelehrt und in seinen Dichtungen praktisch angewendet worden wäre. Und so wird ihm das Verdienst nicht abgestritten werden können, daß er der wirkliche Begründer der neuen deutschen Prosodie geworden ist.

Demungeachtet ist Opitz keineswegs der Erfinder der von ihm verkündigten Lehre; vielmehr hat er dieselbe theils von den Niederländern gelernt, namentlich was die Versmessung betrifft, theils hat er manche andere benutzt, so den Julius Cäsar Scaliger*), Vida**) und Ronsard***), aus denen er sogar Manches wörtlich übertrug. Immerhin hat er sich die Ansichten dieser Vorgänger zu eigen gemacht und, was sein Hauptverdienst bleibt, meist mit Kritik und Einsicht auf die deutsche Sprache und Poesie angewendet.

Viel verständiger als Gottsched, beginnt Opitz seine Schrift mit der Bemerkung, daß man durch gewisse Regeln und Gesetze Niemanden zum Dichter machen könne; diese Regeln und Gesetze seien ja selbst erst späteren Ursprungs als die Poesie. Man habe nämlich bei Betrachtung der besten Dichtungen die Gründe zu erforschen gesucht, auf welchen das Wohlgefallen beruhe, die man an ihnen finde, und diese Gründe als Regeln und Gesetze aufgestellt. Die Poesie sei ursprünglich nichts Anderes gewesen, als eine verborgene Theologie und Unterricht von göttlichen Sachen; so fasse sie auch jetzt noch, wenn sie ihrem Ursprung treu bleibe, alle anderen Künste und Wissenschaften in sich. Die Worte und Sylben nach gewissen Gesetzen zu behandeln und Verse zu schreiben, sei das Allerwenigste, was man in einem Dichter zu suchen habe; ein solcher müsse von sinnreichen Einfällen und Erfindungen sein, ein großes unverzagtes Gemüthe haben, er müsse hohe Sachen erdenken können. Dazu gehörten aber andere Stoffe, als diejenigen, welche von den zahlreichen Reimern behandelt würden. Die

*) Poetices, s. de arte poetica lib. Lgud. 1561.
**) De arte poetica libb. III. Rom. 1527. 4°.
***) Abrégé de l'art poétique.

Stelle, in welcher er von der Gelegenheitsdichterei spricht, ist zu merkwürdig, als daß wir sie nicht ganz mittheilen sollten; es muß auffallen, daß er bei der darin ausgesprochenen Ansicht doch selbst eine große Zahl solcher Gelegenheitsgedichte gemacht hat und daß seine Nachfolger beinahe nur solche vorübergehende Stoffe behandelten, so daß die gesammte deutsche Poesie ganz in Gelegenheitsdichtung verflüchtigte. „Es wird kein Buch", sagt er, „keine Hochzeit, kein Begräbniß ohne uns (Dichter) gemacht; und gleichsam als Niemand könnte allein sterben, gehen unsere Gedichte zugleich mit ihnen unter. Man will uns auf allen Schüsseln und Kannen haben, wir stehen an Wänden und Steinen, und wenn einer ein Haus, ich weiß nicht wie, an sich gebracht hat, so sollen wir es mit unsern Versen wieder redlich machen. Dieser begehret ein Lied auf eines andern Weib, jenem hat von des Nachbars Magd geträumet, einen andern hat die vermeinte Buhlschaft einmal freundlich angelacht, oder, wie dieser Leute Gebrauch ist, vielmehr ausgelacht; ja des närrischen Ansuchens ist kein Ende". Der Dichter, fährt er fort, könne nicht schreiben, wenn er wolle, sondern wenn der Geist ihn dränge, und er reiht daran die Bemerkung, daß die Poesie „im Nachäffen der Natur bestehe, und die Dinge nicht so sehr beschreibe, wie sie seyn, als wie sie etwann seyn könnten oder sein sollten". Denn, fügt er hinzu, die Poesie solle nicht bloß ergötzen, sondern auch unterrichten.

Indem er hierauf zur Besprechung der „deutschen Poeterey" übergeht, schickt er die Bemerkung voraus, daß Deutschland, ob es gleich „unter so einer rauhen und ungeschlachten Luft liege", dennoch nicht weniger als andere Länder „zu der Poesie tüchtige Ingenia" tragen könne. Schon die alten Deutschen hätten, wie Tacitus melde, Alles, was sie im Gedächtniß behalten wollten, in gewisse Reime

und Gedichte gefaßt, was sie, fügt er hinzu, „vielleicht den Frantzosen nachgethan haben". Und später hätten die Deutschen viele Dichter gehabt, deren „Sachen manchen stattlichen Lateinischen Poeten an Erfindung und Zier der Rede beschämen", so den Marner, Reinmar von Zweter, Walther von der Vogelweide u. A. m. Aber, setzt er hinzu, wenn Einer auch noch so gute dichterische Anlagen hätte, so würden ihm doch alle Regeln zu Nichts helfen, wenn er nicht die Griechen und Römer sorgfältig studiert und „von ihnen den rechten Griff erlernt hätte".*)

Was er hierauf von der Erfindung und Anordnung der Dichtungen sagt, wobei er auf die ausführlichere Darstellung bei Scaliger verweist, beschränkt sich auf ganz Aeußerliches. Die Erfindung der Dinge, sagt er, sei nichts Anderes als eine sinnreiche Fassung aller Sachen, die wir uns einbilden; die Anordnung hänge von der besonderen Art der Gedichte ab, als welche er das heroische Gedicht, die Tragödie, die Comödie, die Satyre, das Epigramm, die Hirtenlieder, die Elegien, das Echo oder „Wiederruf", Hymnen, Sylven oder Wälder**) und Lyrica oder Gedichte (d. h. Lieder) bezeichnet. Um einen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie er die verschiedenen Dichtungsarten charakterisiert, wollen wir nur eine Stelle aus diesem Abschnitte mittheilen. „Die Tragödie ist an Maje-

---

*) In ähnlicher Weise spricht er sich in einer Stelle der Epistel „An Zinkgref" aus, die wir schon oben (S. 459 Note) angeführt haben.

**) Unter Sylven versteht er solche Gedichte, „die aus geschwinder Anregung oder Hitze ohne Arbeit von der Hand gemacht werden und gemischten Inhalts sind". Wie aus der weiteren Erklärung ersichtlich ist, begreift er darunter vornehmlich Gelegenheitsgedichte.

ſtät dem Heroiſchen Gedichte gemäß, ohne daß ſie ſelten leidet, daß man geringen Standes Perſonen und ſchlechte Sachen einführe; weil ſie nur von Königlichem Willen, Todſchlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vatermörder, Brande, Blutſchanden, Kriege und Aufruhr, Klagen, Heulen, Seufzen und dergleichen handelt. Von derer Zugehör ſchreibet vornehmlich Ariſtoteles, und etwas weitläufftiger Daniel Heinſius, die man leſen kan".

Weit wichtiger iſt der folgende Abſchnitt, in welchem er „von der Zubereitung und Zier der Worte" handelt. Die Zierlichkeit, ſagt er, erfordere, daß die Worte rein und deutlich ſeien; deshalb ſolle man ſich des Hochdeutſchen befleißen, die mundartlichen Ausdrücke und Formen, die Einmiſchung fremder Wörter vermeiden, und die fremden Namen nach den Geſetzen der deutſchen Sprache biegen. Neue Wörter zu bilden, ſei den Dichtern nicht nur erlaubt, dieſelben geben ſogar den Gedichten, mäßig gebraucht, „eine ſonderliche Anmuthigkeit", wobei er die Alten als Muſter empfiehlt; beſonders ſolle man dieſelben im Gebrauch der ſchmückenden Beiwörter nachahmen. Den Mittelpunkt des Büchleins bildet der Abſchnitt, in welchem er „von den Reimen, ihren Wörtern und Arten der Gedichte" ſpricht. Es ſind ſchon die erſten Bemerkungen über die Reinheit und Mannigfaltigkeit des Reimes wichtig, weil dieſe bis dahin wenig oder gar nicht beachtet wurde; aber noch einflußreicher wurde dasjenige, was er über die Versmeſſung ſagte. Eine gewiſſe „Größe" (Quantität) der Sylben laſſe ſich in der deutſchen Sprache nicht unterſcheiden, wie im Lateiniſchen oder Griechiſchen; dagegen ſei auf den Ton oder Accent Gewicht zu legen; die Abwechſelung der Hebungen und Senkungen entſpreche im Deutſchen dem Wechſel der langen und kurzen Sylben in jenen Sprachen. Doch meint

er, könne man im Deutschen nur zwei Versarten bilden, den Jambus und Trochäus, dagegen lasse sich der Dactilus in unserer Sprache nicht zwingen. Unter den jambischen Versen seien vor Allem die Alexandriner anzuwenden, die um so mehr der deutschen Sprache angemessen seien, als man sich in dieser nicht so gedrängt ausdrücken könne, als im Französischen, weshalb ein Vers von größerm Umfang ihr ganz angemessen sei. „Wir müssen und können sie anstatt der heroischen Verse gar wohl behalten", fügt er hinzu, „in massen denn auch die Niederländer solches zu thun pflegen".

Im Schlußcapitel verlangt er von den Dichtern Uebung und Fleiß und preist als eine gute Art der Uebung die Uebersetzungen aus den griechischen und lateinischen Dichtern, „dardurch die Eigenschafft und Glantz der Wörter, die Menge der Figuren, und das Vermögen, auch dergleichen zu erfinden, zu wege gebracht wird".

So bedeutungslos uns diese Auseinandersetzung erscheinen mag, und so oberflächlich in der That Alles behandelt ist, so übte doch die kleine Schrift einen außerordentlichen Einfluß auf die Poesie, ja auf die ganze Literatur aus, wozu freilich auch Opitzens eigene Dichtungen das Ihrige beitrugen, die wir nun ebenfalls näher betrachten wollen. Was zunächst die Sprache derselben betrifft, so geht schon aus seinen im „Aristarchus" und in der „Poeterey" niedergelegten Bemerkungen hervor, daß er sich mit einem nicht genug zu preisenden Eifer stets redlich bemühte, dieselbe auszubilden, sie in möglichster Reinheit zu schreiben und mit neugeschaffenen Wörtern zu bereichern, unter denen sich viele gute und schöne befinden; *) auch benutzte er die

*) Als solche führt Mundt in der „Kunst der deutschen Prosa" (S. 283) unter andern folgende an: Strafamt, Sturm-

Dialekte mit großem Glück. An Eleganz und Correctheit der Darstellung steht er in seiner Zeit ganz allein da, er übertrifft hierin nicht nur alle seine Vorgänger, sondern selbst auch seine meisten Nachfolger; sein Periodenbau ist leicht und gefällig, auch die Sprache von großer Gewandtheit, die namentlich in seinen Uebersetzungen zur Erscheinung gelangt. Die Reime, auf welche er mehr Gewicht legt, als alle früheren Dichter, sind zwar nicht reich und selten durch Neuheit überraschend; dagegen sind sie leicht und fließend und meistentheils auch rein. Bei allen diesen Vorzügen macht seine Darstellung doch keine großartige Wirkung; es fehlt ihr im Ganzen an Schwung, Wärme und Kraft, und zudem ist sie oft so breit, daß sie sogar zur Mattigkeit herabsinkt, woran freilich der Gebrauch des Alexandriners zum Theil Schuld sein mag. Der Ausdruck im Ganzen ist edel — Manches, was uns heut zu Tage als durchaus unedel erscheint, war es damals nicht — er ist natürlich und angemessen, aber er unterscheidet sich im Wesentlichen nur durch den Reim und die rhythmische Bewegung von der Sprache der Prosa.

Die Stoffe, die Opitz behandelte, waren sehr beschränkt, die Ausführung derselben war es noch mehr, da er seine Dichtungen meist an äußere Verhältnisse, bedeutende und unbedeutende, knüpfte, und er diese selten von einem höheren Standpunkte auffaßte. Er verstand es nicht, das Besondere, welches nur auf den Augenblick und auf einen beschränkten Kreis von Personen wirken kann, zur Allgemeinheit zu

---

wind, Lehngeld, Hauszucht, Nothwehr, Dichtart, Spottrede (Ironie), Wortmeister (Kritiker), Donnerwort; Schalkheit, Weltling, Zärtling, Neidling, Klügling, Fündling u. s. w., unter denen sich gewiß manche befinden, die früheren Ursprungs sind.

erheben, so daß es für alle Zeiten und für alle Leser Bedeutung gewinnt, wie wir es an Goethe bewundern. Auch faßte er seine Stoffe weniger mit der frei gestaltenden Phantasie als mit dem nüchternen Verstande auf, so daß in seinen Dichtungen die Reflexion vorherrscht. Daher sind dieselben meist Gelegenheitspoesien im beschränktesten Sinne des Wortes oder didaktische Gedichte, oder Beides zusammen.

Seine Lehrgedichte, ohne Zweifel das Bedeutendste, was er geschaffen, erhalten dadurch eine poetische Färbung, daß er sie mit interessanten und oft gelungenen Gemälden der sichtbaren Natur oder von menschlichen Charakteren, von Sitten, Leidenschaften, Tugenden, Lastern, Thorheiten u. s. w. durchwebt. Er besaß einen offenen und regen Sinn für die Schönheiten der Natur, die er zwar nicht mit dichterischer Schöpfungskraft, aber doch mit Gefühl und Wahrheit auffaßte. Seine scharfe Beobachtungsgabe tritt aber vornehmlich in den Schilderungen der Welt und des Lebens hervor, die er mit bedeutenden Gedanken über die menschlichen Verhältnisse zu beleben weiß, insbesondere wenn er die Gebrechen und Thorheiten der Welt straft oder über die Noth des Vaterlandes klagt. Freilich verfällt er hierbei oft in einen deklamatorischen Ton, und er ermüdet auch zuweilen durch zu großes Detail, so daß er breit und kraftlos wird; aber immerhin ist die treffliche Gesinnung, die sich in diesen Dichtungen ausspricht, höchst lobenswerth, und sie verdienen deshalb und wegen ihres Gedankenreichthums auch jetzt noch gelesen zu werden. Ja wir wünschten, daß sie der Jugend öfter, als es jetzt geschieht, in die Hand gegeben würden, was ihr gewiß zuträglicher wäre, als das Lesen so mancher neueren Dichter, die wohl die Phantasie zu reizen verstehen, aber auf Herz, Gemüth und Geist keine oder vielleicht nur verderbliche Wirkung ausüben.

Allerdings ist die Sprache seiner Dichtungen veraltet, und sie verletzt auch öfters unsern Geschmack; allein man gewöhnt sich bald an jenes und übersieht mit der Zeit auch dieses. Warum sollten wir heikler sein als die Franzosen und die Engländer, die auch jetzt noch ihren Marot und Corneille, ihren Beaumont, Fletcher und Shakspeare lesen?

Sein erstes grösseres Lehrgedicht*) „Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Kriegs", ist eine seiner frühesten, so auch seiner gelungensten Dichtungen. Es erschienen dieselben zwar erst im Jahre 1633, doch hatte er sie schon, wie wir wissen, 13 Jahre früher während seines Aufenthalts „im Cimbrischen Chersones", wie es in der Dedikation heißt, verfaßt, und sie, wie er selbst berichtet, nur wegen Ungunst der Zeit damals noch nicht herausgegeben. Es ist wohl kein Zweifel, daß er das Gedicht in der Zwischenzeit mannigfach verbessert hat, doch spricht sich in demselben ein so jugendlich kräftiger Sinn aus, daß man wohl zu der Annahme berechtigt ist, es werden sich die Verbesserungen vorzüglich auf Sprache und Form bezogen haben, worin er seit der ersten Abfassung des Gedichts so bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Er habe es, sagt er in der Dedikation, im kältesten Winter und aller Bücher beraubt niedergeschrieben, so daß wohl die Wirkung dieses zweifachen Um-

*) Ein kleineres, „Lob des Feldlebens", hatte er schon auf der Hochschule bearbeitet und dabei Virgils „Georgica" und das demselben zugeschriebene Gedicht „Culex", sowie des Horaz bekanntes: „Beatus ille" benutzt, wie er selbst in der Zuschrift an den Liegnitzischen Rath Teubner bemerkt. Das „Lob des Feldlebens" ließ er erst später drucken, damit man es mit seinem Lehrgedicht „Zlatna", welches den nämlichen Gegenstand behandelt, vergleichen und ermessen könne, welche Fortschritte er in der Poesie gemacht habe.

standes sichtbar sein würde; dies ist aber nicht der Fall, da es nur zu sehr mit Gelehrsamkeit verbrämt ist,*) die nicht selten ermüdet. Dagegen erkennt man an der lebendigen Anschaulichkeit der Schilderungen, daß es mitten unter dem Getümmel der Waffen entstanden ist. Zwar ist die Anlage nichts-weniger als dichterisch, vielmehr hat Opitz seinen Stoff so entwickelt, wie wenn er eine prosaische Abhandlung zu schreiben Willens gewesen wäre; dagegen bietet die Ausführung des Einzelnen manches wirklich Treffliche dar. Im ersten Buch schildert er das Elend, welches der Krieg um sich verbreitet, mit meist lebendigen Farben, deren Wirkung nur allzuhäufig durch den trivialen, ja selbst unedlen Ausdruck gestört wird.**) Mit dem zweiten Buch beginnt die Entwickelung der Trostgründe, welche den Bedrängten erheben und fähig machen können, das Elend mit demüthiger Ergebung in den Willen Gottes zu ertragen. Diese Ergebung besteht aber nicht in weibischer Unthätigkeit; wenn der tugendhafte Mann auch in seiner Tugend und Gottesfurcht das Mittel findet, selbst in Ketten frei zu sein, so soll er doch auch das Seinige thun, um den Feind zu besiegen.

— — — „Stößt Unglück an der Thür,
So bleibt ein faiges Hertz: Ein Mann steht für und für.
Die Freiheit wil gedruckt, gepreßt, bestritten werden,
Wil werden auffgeweckt (wie auch der Schoß der Erden
Nicht ungepflüget trägt), sie fordert Widerstand,
Ihr Schutz, ihr Leben ist der Degen in der Hand.
Sie trinckt nicht Muttermilch: Blut, Blut muß sie ernehren,

*) Er hat insbesondere Boethius, de Consolatione und Lipsius, de Constantia benutzt.

**) „Der Bauersmann gibt Fersengeld" — „die Scheuren sind umgeschmissen" u. dergl. m.

Nicht Heulen, nicht Geschrey, nicht weiche Kinder-Zähren:
Die Faust gehört darzu: Gott steht demselben bey,
Der erstlich jhn ersucht vnd wehrt sich dann auch frey."

Das dritte Buch bewegt sich ungefähr um die nämlichen Ideen; es schließt mit der begeisterten Schilderung des Ruhms, der den unverzagten ritterlichen Helden bei der Nachwelt zu Theil wird. Im vierten Buch endlich tröstet er damit, daß der Tod allem Elend ein Ende mache, und daß in einem künftigen Leben alle Menschen nach ihren Thaten belohnt werden.

Wie wir schon erwähnt, liegt den beiden Lehrgedichten „Zlatna oder von Ruhe des Gemüths", das im Jahre 1623 erschien, und „Vilguet," das er im Jahre 1629 veröffentlichte, der nämliche Stoff zum Grunde, wie dem „Lob des Feldlebens"; aber abgesehen davon, daß sie den Gegenstand in viel größerer Ausführlichkeit behandeln, verhalten sie sich zu jenem wie männliche Arbeiten zu der eines zwar talentvollen, aber noch nicht gereiften Jünglings. Beide Gedichte führen nämlich den Gedanken aus, daß sich das wahre Glück allein in der Abgeschiedenheit des Landlebens, im Umgang mit der Natur und im beschränkten Kreise der Familie finden lasse. Das erste dieser Gedichte benannte Opitz nach dem Bergdorfe Zlatna in Siebenbürgen, wohin er sich öfters begab, um den Unannehmlichkeiten seines Aufenthaltes in Weißenburg zu entfliehen. Zwar hat er auch in diesem Gedicht seine Gelehrsamkeit vielfach hervortreten lassen, aber da er in solchen Stellen vornehmlich die Alterthümer des Landes behandelt, so trägt dies wesentlich zur lebendigen Anschaulichkeit bei, so daß die gelehrte Zugabe vollkommen berechtigt erscheint, was bei anderen Dichtungen keineswegs der Fall ist. Die Beschreibung des Dorfes Zlatna und seiner Umgebung ist lebhaft und male-

risch, die Schilderung der Landleute und ihres einfach natürlichen Lebens ist wahr und treffend; aber sie ist ohne Schwung und ohne poetisches Leben. Sie erinnern an Voß und Schmidt von Werneuchen, dessen nüchterne Auffassung des Landlebens Goethe in den „Musen und Grazien in der Mark" so trefflich verspottet hat. Wie jene, so ist auch Opitz reich an Einzelnheiten; man sieht, daß er Alles aufmerksam beobachtet hat, aber er klebt überall am Aeußerlichen und es gelingt ihm nicht, dieses geistig zu beleben. Wir wollen ein Beispiel seiner Auffassung und Darstellung mittheilen. Nachdem er das Leben der Vornehmen und Höflinge charakterisiert, stellt er ihm das des einfachen Landmanns entgegen, der an seinen Schafen, an seinen Bienen, an seinen Reben sich erfreut, worauf er also fortfährt (V. 383):

— — — „Indessen kommt sein Weib,
Die nicht nach Bisam reucht, vnd ihren schnöden Leib,
Wie falscher Wahr geschieht, vollauf an allen Enden
Hat prächtig außgebutzt; sie trägt in jhren Händen,
Die grob von Arbeit sind, von grünem Majoran
Vnd Rosen einen Krantz, vnd krönet jhren Mann.
Bald setzt sie sich mit jhm bei einem Walde nieder,
An dem ein schönes Quell mit Rauschen hin vnd wieder
Fleußt heller noch als Glas. Der leichten Vögel Schar
Springt auff den Aesten vmb, der grüne Specht, der Star,
So offte reden lernt. Die Nachtigall vor allen
Singt dem, der sie ernehrt vnd jhnen zu gefallen.
Die Lerche schreyt auch Dir, Dir, lieber Gott, allein
Singt alle Welt, Dir, Dir, Dir will ich danckbar seyn.*)

*) In diesen Versen erkennt man schon eine Neigung zu den Wort- und Lautspielereien, welche später ein so wesentliches Element in den Dichtungen der Pegnitzschäfer wurden. Möglicher Weise haben gerade diese zwei Zeilen, in denen Opitz den Gesang der Lerche nachzuahmen strebte, die Pegnitzschäfer zu jenen Auswüchsen verleitet.

Indessen schleicht der Schlaff, der Mittler aller Sachen,
Durch jhre Glieder ein; vnd wann sie dann erwachen,
Daß nun die Sonne fast zu Golde gehen soll,
So führet sie jhn heim, vnd setzt den Tisch bald voll
Mit Speisen, die sein Hoff vnd Landgut selber träget;
Ein Eyer oder drey, die jetzt erst seyn geleget,
Die Henne selbst darzu, ein frisches Haselhun,
Nach dem die Bürger sonst die Finger lecken thun;
Ein Lamb, das heute noch lieff neben seiner Mutter,
Den feißten Rom der Milch vnd Quittengelbe Butter,
Vnd Käse neben bey, wie Holland selbst kaum hat,
Auch Obst, das sonsten ist so thewer in der Statt:
Diß hat er vnd noch mehr; ißt, was er kan verdäwen.
Legt sein jhm selber vor, darff sich mit nichten schewen,
Ob gleich er auff den Tisch die Ellenbogen stützt,
Vnd nit mit steiffer Brust wie eine Jungfraw sitzt.
Dann fasset er den Krug mit allen beyden Händen,
Trinckt seinen Fernewein, biß daß er auß den Lenden
Drauff Athem holen muß." — — —

Das Gedicht „Vilguet", das Opitz auf Begehren des Herzogs Heinrich Wentzel von Münsterberg verfaßte, ist nach einem Kammergut und Maierhof desselben benannt. Von diesem Namen ausgehend, führt der Dichter den Gedanken aus, daß das höchste Gut nicht in Reichthum, vornehmem Stand, Nachruhm, Wollust, Schönheit, überhaupt nicht in dem zu suchen sei, wornach die Menschen vorzüglich streben, sondern in der sittlichen Gesinnung, in Religiosität und Zufriedenheit. Die Schilderungen der einzelnen Leidenschaften, welche die Menschen beherrschen, sind meist sehr gelungen. So ist gleich am Anfange der Einfluß des Goldes auf die Menschen recht glücklich dargestellt. „Da noch kein Gold nicht war, da war die güldne Zeit". Selbst die Götter, sagt er weiter, sind diesem Einfluß unterworfen; während sie früher mit den einfachen Zeichen ihrer Macht

zufrieden waren, überwältigte auch sie die Begierde nach Gold, sobald sie dasselbe hatten kennen lernen.

„Alsbald nimpt Jupiter jhm Gold zu seinem Throne,
Zum Scepter, den er trägt, die Juno jhr zur Krone,
Mercur vmb seinen Stab, der vor nur Höltzern war,
Vnd Pallas vmb den Schildt. Der Gott der Krieges-Schar,
Mars läßt jhm Helm vnd Schwert, der Titan seinen Wagen,
Saturn das Sichelhefft mit Goldte gantz beschlagen.
Ja der Gerechtigkeit, die nie geliebt den Schein,
Muß jhre Wage-Schal jetzt selbst vergüldet seyn.
So ist das arge Goldt ein Gott der Götter worden."

Noch vor dem „Vilguet" erschien das „Lob des Kriegsgottes Martis" (1628), das er dem Burggrafen Dohna dedicirte. Daß er auch in diesem Gedichte seine Gelehrsamkeit zeigt, darf ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden; der Stoff brachte es mit sich, und man muß gestehen, daß er sie gut zu benutzen verstand. Das Lob, das er dem Mars spendet, ist freilich nichts weniger als ernst gemeint, vielmehr wird es oft zum heiteren Spott, der meist gut gedacht, aber etwas breit und steif ausgedrückt ist, wodurch es von seiner Wirkung viel verliert, was aber wiederum zum großen Theil dem Alexandriner zuzuschreiben ist. Manchmal geht der Spott in bittern Sarkasmus über, und diese Stellen gehören zu den besten, wie die folgende (Vers 315 ff.):

„Dann Mars, ein Volck, dem offt durch Krieg Gewalt geschieht,
Was mangelt, daß es nicht dem Esel ähnlich sieht?
Ein Esel, der weiß nie, sein bestes zu erwegen;
Diß Volck denckt auch nicht nach. Ein Esel bleibt von Schlägen
Vnd Worten, wie er ist; man schlägt, man sagt vnd wehrt:
So leßt ein solches Volck die Freyheit vnbegehrt.
Ein Esel siehet Nichts bey auffgereckten Ohren;
Diß Volck ist vnbesorgt, wenn schon an allen Thoren
Der Feind sich blicken leßt. Ein Esel weiß von List
Vnd klugen Grieffen nicht; wenn du bemühet bist,
Zu treffen an dein Ziel mit Kunst vnd weisen Rencken,

So schläfft diß arme volck, vnd weiß nicht nach zu dencken.
Man reit' es, wie man wil. Des guten Esels Schwantz
Sein nicht geringes theil, leßt nicht auf einmal gantz
Die starcken Haare gehn; man muß jetzt eines nemen,
Dann wider, vnd so fort; so pflegst du auch zu zähmen,
Zu beugen Fuß für Fuß der starken Völcker Last.
Biß daß du Haus vnd Haar in deinen Händen hast.
Dann ist es gar zu spat, den Esel auß zu schlagen,
Nach dem die meisten schon das Joch am Halse tragen,
Vnd du das Regiment führst allbereit allein:
Drumb, wer kein Esel ist, der lernt ein Esel seyn,
Thut gerne, was er muß."

Auch die Darstellung des rohen Kriegslebens ist vortrefflich; nur ist bei Schilderung der Gräuel, die sich der Krieger*) erlaubt, der Humor wohl kaum gut angebracht, da man über Solches eher weinen als lachen möchte.**)

Das letzte Lehrgedicht, welches Opitz verfaßte, ist der „Vesuvius", welcher im Jahre 1633 erschien und durch den Ausbruch des Vulkans im Jahre 1632 veranlaßt wurde. Das Gedicht übertrifft alle vorhergehenden durch größere Gedrängtheit der Darstellung und durch die vortreffliche Anordnung des Stoffes, der freilich oft die Grenzen der Poesie verläßt. Nach einer allgemeinen Einleitung, in

*) — — — „man nennet ihn vom Kriegen,
Dieweil er offtmals kriegt, auch außer Schlacht vnd Siegen,
Was andern zugehört."

**) Wenn Gräße, Literaturgesch. 3, II. 201 das „Lob des Kriegsgottes" eine Apologie des Burggrafen von Dohna nennt, so hat er offenbar das Gedicht nicht gelesen; vielmehr könnte es weit eher eine Satyre auf denselben heißen, und wenn irgend Etwas ein günstigeres Licht auf des Dichters Verhältniß zum wilden Burggrafen werfen und uns mit ihm versöhnen kann, so ist es gerade der Umstand, daß er es wagte, demselben dieses Gedicht zu widmen.

welcher der Dichter den Gedanken ausführt, daß es Aufgabe und Pflicht des Menschen sei, in die Wunder der Natur einzudringen, geht er auf die Schilderung des fruchtbaren und glücklichen Campaniens über, zu welcher die nachfolgende lebhafte Beschreibung des letzten Ausbruches des Vesuvs, sowie des grenzenlosen Elends, in welches die bisher so glückliche Bevölkerung dadurch gestürzt wurde, einen vortrefflichen Contrast bildet. Daß Opitz bei diesen Schilderungen griechische und lateinische Dichter benutzte, wird man ihm nicht zum Vorwurf machen wollen; er mußte dieselben studieren, weil er ja die großartige Naturerscheinung nicht aus eigener Anschauung kannte. Auch hat er nur das Thatsächliche entlehnt, dieses aber mit großer Selbstständigkeit dargestellt.. Man urtheile selbst:

„Die Welt liegt vnbesorgt, mit sanffter Ruh vmbgeben,
Als alles Landt vmbher beginnet zu erheben
Sich selbst vnd was es trägt; es giebt der grossen Last
Mit Furcht vnd zittern nach; das arme Volk verblast;
Der Häuser Rücken bebt, die See wird auch erreget,
Biß daß Aurora kompt, noch bleicher, als sie pfleget,
Vnd jhren weißen Zug fast hinter sich läst gehn,
Dieweil sie vmb den Berg sieht eine Wolcken stehn,
Dadurch ihr heller Glantz mit allen seinen Strahlen
Zu dringen nicht vermag, noch weitres weiß zu mahlen
Das gantz betrübte Feldt. Der Nächte Mittag macht
Die Wiesen nie so schwartz, wenn des Gestirnes Pracht
Im dicken Nebel steckt, als dieser dampff sich zeiget,
Die wie ein Fichtenbaum hoch von der Wurtzel steiget,
Und spreitet sich alsdann mehr weit als höher fast,
Mit dicken Aesten auß, dieweil der Aschen Last
Sich in die Breyte gibt. Bald kömpt ein solches Krachen,
Als wann der Jupiter mit Donner in die Sachen
Der schnöden Menschen schlägt, daß aller Grundt der Welt
Erzittert, oder auch im Fall ein kühner Heldt,
Der für die Freyheit steht, vnd seine grosse Thaten
Auff gute Sache pflantzt, mit fewrigen Granaten

Ergrimmet vmb sich wirfft, vnd zwinget eine Statt,
Die noch an Billigkeit der Waffen Zweiffel hat,
Zu glauben, was jhr dient. Die Hitze bricht zusammen
Durch eine rauhe Bahn mit jhren wilden Flammen,
Wirfft schrecklicher Gestalt deß Berges Glieder auß,
Vnd jaget mit Geschrey biß an deß Himmels Hauß
Den stinckenden Morast, von dessen schwartzen Sande,
Der Pech vnd Schwefel hält, kein Orth im gantzen Lande
Sich frey vnd sicher weiß. Es springet auch ein Fluß
Deß Fewers auß der Klufft, dem alles weichen muß,
Indem er seinen Lauff in sieben Ströme theylet
Vnd dem Gestade zu mit heissem Rauschen eylet,
Daß Thal vnd Hügel brennt; der Acker wird verheert,
Das Vieh, so weyden wil, von Flammen selbst verzehrt,
Die Gräser Hew gemacht, die Schatten-reichen Wälder
Vom Grunde fortgeführt; vnd die Phlegreer Felder
Sind nichts als lauter Glut; das alte Herculan,
Das lustige Castell, genandt Octavian,
Viel Felder voller Frucht vnd Dörffer stehn in Brande;
Die Wasser fürchten sich vnd fliehen von dem Lande."

Nachdem er hierauf die verschiedenen Meinungen von den Ursachen der vulkanischen Ausbrüche geprüft, wobei er reiche naturhistorische Kenntnisse an den Tag legt, bekennt er sich nichtsdestoweniger zu der allgemein verbreiteten Ansicht, daß Erdbeben, Kometen und andere seltene oder verderbliche Naturerscheinungen von Gott als Propheten geschickt seien, um uns seinen Zorn zu verkündigen, und fragt, was der letzte Ausbruch des Vesuvs wohl zu bedeuten habe? Diese Frage, sagt er, sei leicht zu beantworten, da gerade jetzt Deutschland vom grausamsten Krieg heimgesucht werde, den er in wenigen, aber starken Zügen schildert, worauf er mit einem Gebet an Christus, der Gott und Mensch ist, um Verleihung des Friedens und der Freiheit schließt.

Wie die besprochenen Lehrgedichte in der That Gelegen-

heitsgedichte sind, so sind es auch die meisten anderen Dichtungen, die wir noch zu besprechen haben, so namentlich die Episteln, von denen viele sich durch tüchtige Gesinnung auszeichnen, oft aber zu gelehrt sind. In den meisten herrscht munterer Humor, in einigen eine ernste Stimmung, besonders wenn er auf die Leiden des Vaterlands zu sprechen kommt. Zu den besten Episteln gehört namentlich eines seiner letzten Gedichte „An den König von Polen", das voll starker, reifer und männlicher Gedanken ist. Die eigentlichen Gelegenheitsgedichte, deren er eine ziemlich große Anzahl verfaßte und die zwei Bücher seiner „Poetischen Wälder" bilden, sind unter den Ueberschriften „Hochzeits- und Leichengedichte" zusammengefaßt. „So ein unerschöpflicher Stoff die Liebe ist", sagt Hoffmann von Fallersleben,*) der unsern Dichter freilich stets mit der größten Strenge beurtheilt, „so wußte ihm Opitz bei seinen Hochzeitsgedichten nie Etwas abzugewinnen, was seines späteren Namens würdig gewesen wäre, oder ihn in dieser Hinsicht von seinen nachahmenden Gelegenheitsdichtern rühmlich unterschieden hätte; gewöhnlich Einwebung von Personalien, mythologischen Beziehungen, Spielerei mit Vor- und Zunamen, wobei denn auch Zweideutigkeiten, die sich leicht darboten, nicht verschmäht werden". Freilich war es eine schwere Aufgabe, nicht nur das nämliche Verhältniß immer wieder zu besingen, sondern auch in die Gedichte bestimmte persönliche Beziehungen einzuflechten; aber weil dies in der That eine Herabwürdigung der Poesie ist, so ist Opitz zu tadeln, daß er der Mode nachgab, gegen welche er früher mit so viel Recht geeifert hatte. Uebrigens finden sich in den Hochzeitsgedichten doch einzelne, die sich heiter bewegen und manchen guten Ge-

*) Weimar. Jahrbuch 3, 133.

danken enthalten. Andere sind ernster gestimmt, und es machen vorzüglich die einen tieferen Eindruck, in denen er zugleich des Kriegs und des zerrütteten Vaterlands gedenkt. Das beste ist ohne Zweifel dasjenige, welches eine Bearbeitung des bekannten Gedichts von Catull ist*) und von Hoffmann (a. a. O. S. 136 f.) aus dem Einzeldrucke mitgetheilt wurde, da es, wie wahrscheinlich noch andere, nicht in den Gesammtausgaben der Opitzischen Dichtungen aufgenommen ist.

Auch der Leichengedichte sind für seinen Ruhm zu viele, und darunter nicht wenige, in denen er kalt und ohne persönliche Theilnahme erscheint, was bei den Liedern auf verstorbene Fürsten und andere vornehme Personen meist der Fall ist. Wenn er aber von wirklicher Theilnahme durchdrungen ist, spricht sich in den Gedichten ein wahres und tiefes Gefühl aus, das uns auch jetzt noch ergreift; und meist zeichnen sich diese durch schöne Sprache und Wohlklang aus. Auch dann ist er glücklich, wenn er mit Rücksicht auf das Elend, in welchem das Vaterland schmachtet, den Gestorbenen Glück wünscht, diesem Jammer entrückt zu sein. So ruft er der verstorbenen Herzogin von Münsterberg zu:

„Du darffst nun nicht mehr fragen,
Was vmb den schönen Rhein
Sich etwann zugetragen,
Der jetzt muß dienstbar seyn,
Ob deinem Vatterlande
Was newes ist bestimpt,
Ob an der Mosel Strande
Ein frembdes Fewer glimmt.

*) Bürgers Nachahmung desselben in der „Nachtfeier der Venus“ ist bekannt.

Du darffst nicht weiter sehen,
Wie auff diß arme Land
So wilde Stürme wehen,
Vnd dräwen Mord vnd Brand."

Seine übrigen lyrischen Gedichte, die er als „Oden oder Gesänge" bezeichnet, sind an Werth sehr ungleich. Freilich spricht sich in vielleicht keinem einzigen ein tief poetischer Sinn aus, auch erscheint er nirgends als ein originaler Dichter, aber viele sind doch sinnig und zart, während andere sich kaum über die Mittelmäßigkeit erheben. Viele dieser Gedichte sind Nachahmungen oder selbst Uebersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen, Französischen, Holländischen, Italienischen und selbst aus dem Spanischen. Am meisten Leben und poetische Kraft haben diejenigen, welche aus seinen früheren Jahren stammen, während die späteren diese an Gewandtheit und Wohllaut der Sprache, so wie an rhythmischer Schönheit weit übertroffen. Mehrere seiner Lieder sind in neuerer Zeit durch die Mustersammlungen wieder allgemeiner bekannt geworden, und außer diesen verdienten auch noch einige andere von Neuem gedruckt zu werden. Zu den besseren gehören die schon erwähnte „Galathea", mit welcher Opitz das Buch der „Oden oder Gesänge" eröffnet, ferner das Liebeslied: „Wol dem, der weit von hohen Dingen", das heitere Trinklied „Ich empfinde fast ein Grawen, Daß ich, Plato, für vnd für, Bin gesessen über dir", das kräftige Vaterlandslied „Auff, auff, wer Teutsche Freyheit liebet!"

Durch seine „Geistliche Lieder", zu welchen wir auch seine Nachbildungen der Psalmen und des hohen Lieds, so wie seine poetische Bearbeitung der Sonn- und Festtagsepisteln rechnen, hat Opitz vortheilhaft auf die regelmäßigere Gestaltung des Kirchenlieds gewirkt. Viele sind voll andäch-

tigen Schwungs, wie z. B. das schöne Morgenlied: „O Liecht, geboren auß dem Liechte". — Opitz dichtete eine Reihe von Sonetten,*) worin ihm schon Schwabe von der Heyde und Weckhrlin vorangegangen waren, denen er aber in der Behandlung der Form weit überlegen war. Nur ist zu bedauern, daß er sich auch hier des Alexandriners bediente, dessen Erbsünde es ist, Alles monoton zu machen. Die meisten sind übrigens Nachahmungen aus dem Französischen, Italienischen und Holländischen, nur wenige sind von seiner eigenen Erfindung und diese haben meist nur wenig poetischen Gehalt. Eines heben wir jedoch hervor, welches nicht nur das beste unter allen, sondern überhaupt eines seiner gelungensten Gedichte ist, indem es ein wahres Gefühl in kräftigen und poetischen Zügen darstellt. Wir stehen nicht an, es den „geharnischten Sonetten" Rückerts an die Seite zu stellen, weshalb wir es auch ganz mittheilen und zwar um so mehr, als es Hoffmann von Fallersleben in seinen „Politischen Gedichten aus der deutschen Vorzeit" auffallender Weise übergangen hat.

„In mitten Weh vnd Angst, in solchen schweren zügen,
Dergleichen nie gehört, in einer solchen Zeit,
Da Trew vnd Glauben stirbt, da Zwietracht, Grimm vnd Neidt
Voll blutiger Begier gehäufft zu Felde liegen,

Da vnverfänglich ist, Gericht vnd Recht zu biegen,
Da Laster Tugend sind, wie bin ich doch so weit
In Thorheit eingesenckt? Der Liebsten Freundlichkeit,
Ihr blüendes Gesicht, ihr angenehmes Kriegen,

Ihr Wesen, Thun vnd Art, das ist es, was ich mir
Bloß eingebildet hab', vnd rühme für vnd für.
Diß Leid, diß Jammer sehn, vnd dennoch nichts als lieben?

---

*) Auch in der Sestine versuchte er sich; eine solche, die er „Sechstina" nennt, findet sich in der „Hercynia".

> Die Klüger sind als ich, schleust man in Clausen ein.
> Ihr Musen, laßt mich gehn: es muß doch endlich sein;
> Was anders oder ja gar nichts nicht mehr geschrieben!"

Auch im Epigramm ist Opitz glücklich. Zwar sind bei weitem die meisten Uebersetzungen oder Nachbildungen aus griechischen und älteren oder neueren lateinischen Dichtern, doch auch diese beweisen, daß ihm das Präcise oder Sententiöse gelang. Seine Uebertragung der Distichen des Cato war sehr beliebt, so daß bis zum Jahre 1746 nicht weniger als zwölf besondere Ausgaben derselben erschienen.

Obgleich Opitz keine eigenen Dramen dichtete, sondern nur Uebersetzungen lieferte, so wurde er durch diese doch der Begründer des neuen deutschen Theaters, indem er durch sie zuerst die Richtung bezeichnete, welche das Drama seitdem befolgte. Durch die Uebersetzung der „Trojanerinnen" des Seneca und der „Antigone" des Sophokles begründete er die Nachbildung des antiken Theaters, und durch die Bearbeitung der „Dafne", die er wahrscheinlich dem Italiener Ottavio Rinuccini nachbildete, begann er die Reihe der Schäferspiele und der Opern, die später das deutsche Theater beinahe ausschließlich beherrschten. Von geringerem Einfluß war das Schauspiel „Judith", das er „an Erfindung und Worten einen großen Theil aus dem Italienischen entlehnte". Er hat seine Vorbilder im Ganzen richtig verstanden, selbst im einzelnen Ausdruck, und die Chöre, namentlich in der „Antigone", sind ein nicht unglücklicher Versuch, die verschiedenen Stimmungen des Gemüths auch durch den Rhythmus auszudrücken. Auch die „Dafne" bewegt sich leicht in den freiesten Sylbenmaßen. Doch gilt dieses Urtheil, wie natürlich auch die vorhergehenden über seine andern Dichtungen, nur in so fern, als wir uns in die damalige Zeit und ihren Bildungszustand versetzen und

namentlich nicht außer Acht lassen, daß Opitz eine in jeder Beziehung steife und rauhe Sprache vorfand, die in ihrer Unbeholfenheit kaum die einfachsten Gedanken und Empfindungen klar darzustellen vermochte. Seine Uebersetzungen dieser Dramen trugen aber wesentlich zur Ausbildung der deutschen Sprache bei, und es ist leicht wahrzunehmen, daß seine eigene Darstellung durch diese Uebungen an Gewandtheit und an Kraft des poetischen Ausdruckes bedeutend gewann.

Opitz begründete aber nicht bloß eine neue poetische Darstellung, es wurde auch die Sprache selbst durch ihn bedeutend gefördert und es zeigen seine prosaischen Schriften ebenfalls ein unverkennbares Fortschreiten in der Behandlung der Sprache. Der Styl seiner späteren Werke ist klar, fließend, wohllautend und er übertrifft in diesen Beziehungen alle seine Zeitgenossen. Von seinen prosaischen Werken ist außer der schon besprochenen „Poeterei" vor Allem die „Schäferey von der Nymphe Hercynie" zu erwähnen, durch welche er die Gattung begründete, die später von den Pegnitzern mit so großer Vorliebe behandelt wurden. Er nahm sich in derselben die Arcadia des Sannazar und insbesondere die des Sidney, welche er auch ins Deutsche übertrug, zum Vorbild. Den Inhalt der Dichtung giebt Opitz in der Zuschrift an den Freiherrn Ulrich von Schafgotsch, zu dessen Verherrlichung das Gedicht geschrieben ist, folgendermaßen an: „Es befinden sich bey anbrechender Morgenröthe drey gelehrte Poeten (Buchner, Nüßler und Venator) nebenst mir, um die lustigen Berge, Wälter und Wiesen so Ew. Gnaden gehörig sind, reden unter Gestalt der Hirten von Tugendt, Raysen vnd dergleichen so lange, biß sie vnter dem Riesengefilde und Flintzberge an der lustigen Bach deß Zackens auff die werthe Nimfe Hercinie treffen, welche jhnen in den Hölen und klüfften der Erde die vrsprünge

der Flüsse hiesiger Gegend, ihre und ihrer Schwestern Gemächer vnd lustige Grotten höfflig zeiget, für allen Dingen aber Ew. Gn. vnd derselben hochrühmlichen Vorfahren thaten vnd Gedächtniß entwirfft vnd für Augen stellt. Hierauff sie nach Entvrlaubung sich selbiger orten weiter vmbsehen, vnd nächst anderem verlauffe, auch Betrachtung deß warmen Brunnens, welche Ew. Gn. newlicher Zeit durch ihren artlichen baw noch angenemer gemacht hat, mit dem Tage vnd Abschiede der Sonnen ihre Vnterredung beschließen." Gebauer sagt im „Deutschen Dichtersaal" (2, S. L.) von dieser Dichtung, die spanische Poesie zeige sich darin zum ersten Mal in ihrem Einflusse auf einen Deutschen; der holländische Geschmack stürze vor ihr in Nichts zusammen; der Dichter fühle sich fessellos, von einem wärmern Lebenshauch umweht und durchdrungen, so daß er glaube, als er die Geburt der glücklichen Stunde kälter betrachte, sich bei dem Leser entschuldigen zu müssen, daß er so warm und berauscht gewesen. Was er vom Einfluß der spanischen Poesie sagt, ist freilich nicht so wörtlich zu nehmen, da diese nur sehr mittelbar war; aber auch die Charakteristik der Dichtung ist nicht richtig. Denn wenn auch einzelne Schönheiten, namentlich in den Schilderungen der Natur nicht abzustreiten sind, so ist doch nicht nur die Erfindung schwach, sondern auch die Ausführung im Ganzen ärmlich. Obgleich die Darstellung in der „Hercinie" der Prosa der Zeitgenossen gegenüber große Vorzüge darbietet, so wird sie doch von der Sprache in seiner Uebersetzung der „Argenis" von Barclai weit übertroffen, die für ihre Zeit ein Muster von Uebersetzung genannt werden kann.

Wir dürfen die Uebersicht seiner Werke nicht schließen, ohne noch hinzuzufügen, daß er sich durch die Herausgabe des „Lobgesangs auf den heiligen Anno" um die ältere deutsche

Literatur verdient gemacht hat, die er, wie wir schon gesehen haben, schon in früher Jugend studierte. Seine Ausgabe des Gedichts ist auch jetzt noch von hohem Werth, weil die Handschrift, die er benutzte, verloren gegangen ist und eine andere nicht existirt.

Aus der bisherigen Darstellung ergiebt sich, daß Opitz zwar kein genialer, phantasiereicher Dichter war, aber daß er Gedankenreichthum und ein großes Talent der Darstellung und namentlich viel Sinn für schöne rhythmische Form besaß. Obgleich seine Dichtungen manches Gute und Schöne enthalten, so sind sie doch weniger durch ihren poetischen Gehalt als durch ihre Form einflußreich geworden. Opitz ist durch dieselben, wie durch sein Buch „von der deutschen Poeterey" der Begründer der neueren Prosodie geworden, die in ihren wesentlichen Zügen noch jetzt allgemeine Geltung hat. Nicht weniger bedeutend ist sein Einfluß auf die Sprache gewesen, die durch ihn an Reinheit, Korrektheit und selbst an Eleganz gewann. Er wirkte ferner segensreich durch seine Bemühung, das Nationalbewußtsein zu kräftigen, wie er denn selbst von begeisterter Vaterlandsliebe durchdrungen war. Ein weiteres Verdienst liegt darin, daß er manches Treffliche aus dem Alterthum und von den neueren Völkern in die deutsche Literatur verpflanzte, und dadurch zur Bildung eines edleren Geschmackes wesentlich beitrug. Freilich begründete er dadurch die Nachahmung des Fremden, welches die deutsche Sprache und Poesie so lang eines höheren Aufschwungs unfähig machte; aber einerseits gab es, wie wir schon erörtert haben, keinen andern Weg, um die in Rohheit versunkene Sprache und Poesie emporzuheben und andererseits lag dieser Erfolg seiner Bemühung nicht in seiner Absicht, wie sich schon aus seinem ängstlichen Purismus erweisen läßt. „Es war ihm

darum zu thun", wie Kahlert ganz richtig sagt, „Bildung zu verbreiten, Roheit und Stumpfsinn auszurotten, und eine wahre Civilisation in Deutschland, wo sie sehr selten geworden war, einzuführen. Er hoffte, es würde sich eine selbstständige deutsche Poesie entwickeln, was freilich erst später und nach mancherlei Schwankungen aller Art geschah". Daß dies wirklich seine Absicht war, spricht er an mehreren Stellen seiner Dichtungen aus. So sagt er im ersten Buche der „Trostgedichte":

— — — „Ich will die Pierinnen,
Die nie nach Teutscher Art noch haben reden können,
Sampt jhrem Helicon mit dieser meiner Hand
Versetzen bis hieher in vnser Vaterland.
Es wird in künfftig noch die Bahn, so ich gebrochen,
Der, so geschickter ist, nach mir zu bessern suchen."

In dem Gedichte an den Burggrafen von Dohna heißt es:

— — — „Frantzösisch stebt Dir an,
Als, wie das deutsche mir, dem ich die erste Bahn
Zur Poesie gezeigt, so nicht bald ein wird gehen."

In demselben Sinne ruft er in den „Gedancken bey Nacht, als er nicht einschlaffen kundte":

„Durch mich wird jetzt das thun in Deutschlandt auffgebracht,
Das künfftig trotzen kan der schönsten Sprachen pracht."

Daß er eine neue Bahn gebrochen, erkannten seine Zeitgenossen mit wenigen Ausnahmen völlig an*); die Lobgedichte, die seinen Ruhm besangen, könnten einen Band ausfüllen. Die bedeutendsten Männer der Zeit erkannten ihn als ihren Meister und unterordneten sich ihm, ohne je die geringste Mißgunst zu zeigen, so der ältere Weckhrlin, der sein Verdienst in einem Sonette besang, so Zinkgref,

*) Schupp und Lauremberg.

Römpler, Buchner, Tscherning, Titz, Dach, Rist, Alberti, Dietrich von dem Werder, Lundt und außer noch vielen Anderen selbst Fleming, der ihn den Herzog deutscher Saiten nennt und überzeugt ist, daß sein Ruhm bis in die entferntesten Länder dringen würde. Auch nach seinem Tode bis auf Lessing herab blieb er fortwährend im höchsten Ansehen, und man darf nicht vergessen, um seinen Einfluß in seinem ganzen Umfang zu erkennen, daß Haller sich nach ihm bildete, und daß Gottsched und Bodmer bei ihrer Reform der deutschen Poesie sich vorzüglich auf ihn beriefen. Schließlich theilen wir noch mit, wie Hamann über ihn urtheilte. Unter dem 30. October 1759 schrieb er an seinen Bruder: „Ich las jüngst Opitzens Buch von der Poeterey, das er in fünf Tagen geschrieben. Das ist leicht möglich bei einem Manne, der seiner Materie Meister ist. Ich habe auch dabey das Genüge und Ruhe empfunden, welche man schöpft uns dem geheimen Gespräch und Gemeinschaft der großen Seelen, die seit hundert, ja tausend Jahren mit uns reden, wie er (Opitz) sich selbst ausdrückt" (Hamanns Werke I, 503).

Opitzens gesammelte Gedichte erschienen zuerst, von Zinkgref herausgegeben, unter dem Titel: „Poemata und Aristarchus" Straßburg 1624. Die von ihm selbst besorgten Ausgaben sind: „Acht Bücher deutscher Poematum". Breslau 1625; „Deutscher Poematum. Erster und Anderer Theil". Ebend. 1629. „Deutscher Poematum Erster und Anderer Theil". Ebend. 1637. „Geistliche Poemata. Ebend. 1638. Nach seinem Tode erschienen sie in wiederholten Ausgaben, von denen jedoch keine ganz vollständig ist.



Johann Valentin Andreä.

Wenn auch Andreä nicht zu den hervorragendsten Erscheinungen in der Geschichte unserer Literatur gehört, so hat er doch auf die geistige Bildung überhaupt einen so großen Einfluß ausgeübt, daß wir glauben, seine Wirksamkeit in ausführlicher Weise darstellen zu müssen.

Johann Valentin Andreä wurde am 17. August 1586 zu Herrenberg im Würtembergischen geboren, wo sein Vater Pfarrer war.*) Er war als Kind sehr schwächlich und beinahe nie ganz gesund, so daß er erst im dritten Jahre stehen lernte. Auch in spätern Jahren fühlte er fortwährend die Folgen dieser Schwächlichkeit. Dagegen war er schon als Kind munteren und lebendigen Geistes und faßte Alles mit der größten Leichtigkeit auf. Sein Vater unterrichtete ihn zuerst selbst; als er aber im Jahre 1591 Abt in Königsbronn geworden war, schickte er den regsamen Knaben in die dortige Schule. Da dessen Kränklichkeit jedoch sorgsamere Behandlung erforderte, nahm sein Vater zwei junge Aerzte in sein Haus, denen er auch den Unterricht des Knaben anvertraute. Von diesen scheint

*) Sein Großvater war der Tübingische Kanzler Jakob Andreä, der durch seine Thätigkeit bei Abfassung der Concordienformel berühmt geworden ist.

vorzüglich der Eine, Johann Hartig, die Liebe seines Zöglings erworben und den größten Einfluß auf dessen geistige Entwickelung ausgeübt zu haben. Diese war so rasch, daß er schon vor seinem zwölften Jahre die Werke Frischlins, des Erasmus und Livius; sowie die Cosmographie Münsters eifrig und mit Verständniß las. Und auch schon damals entwickelte sich in ihm, durch einige Bekannte seines Vaters angeleitet, die Vorliebe für mechanische Arbeiten und für die Mathematik, die er bis in sein Alter bewahrte.

Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1601 (er war damals 15 Jahre alt) zog seine Mutter mit ihren Kindern nach Tübingen. Auf dem Wege sprang er unvorsichtig aus dem Wagen, ehe dieser angehalten hatte, und kam mit beiden Beinen in das Rad; glücklicher Weise lag gerade ein großer Stein auf dem Wege, wodurch der Wagen aufgehalten wurde; aber doch wurden ihm die Beine etwas verdreht, und er behielt die Spuren davon bis an seinen Tod. Er hatte sich auf der Schule so viele und so gründliche Kenntnisse erworben, daß er schon jetzt die Universität seines neuen Wohnorts besuchen konnte, die damals in einem sehr blühenden Zustande war. Andreä setzte zunächst seine humanistischen Studien fort, und studierte mit Vorliebe die Werke des Cicero, Livius, Cäsar und Sallust, so wie unter den Neuern die des Erasmus und seines berühmten Landsmannes Frischlin. Von dem größten Einfluß auf seine geistige Bildung waren die Schriften des berühmten Lipsius, durch welche er in die tiefere Kenntniß des Alterthums eingeführt und mit dem Ernst der stoischen Philosophie bekannt gemacht wurde. Jetzt erst begann er die lateinischen Klassiker mit kritischem Blick zu studieren; aber zugleich lernte er noch alte und fremde Sprachen: Hebräisch, Griechisch, weil er sich der Theologie widmen wollte, Fran-



Joh. Valentin Andreae.



zösisch, Italienisch und Spanisch, weil er die Absicht hatte, größere Reisen zu machen, um die fremden Nationen und Länder aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Mit nicht weniger Eifer studierte er die Geschichte, in welcher er sich gründliche und umfassende Kenntnisse erwarb. Vor Allem zogen ihn jedoch die Dichter an, unter welchen er den Plautus allen andern vorzog; und die fortgesetzte Beschäftigung mit demselben, sowie die Bekanntschaft mit den dramatischen Werken der Engländer veranlaßten ihn schon in seinem 16. Jahre zu dramatischen Versuchen; die zwei Lustspiele Esther und Hyacinth, die er damals verfaßte, sind jedoch verloren gegangen, so wie eine Anzahl deutscher Gedichte, von denen sich, wie es scheint, nur Eines: „An die Liebe", erhalten hat. Ob er gleich neben diesen Beschäftigungen noch Privatunterricht ertheilte, wozu ihn namentlich der Umstand bewog, daß seine Mutter sich mit ihren Kindern nur kümmerlich durchbringen konnte, so fand er doch noch Zeit, sich mit Mathematik zu beschäftigen.

Sein Fleiß und sein freundliches Wesen zog ihm die Liebe und Achtung seiner Lehrer zu, unter welchen sich der berühmte Jurist Christoph Besold und der gelehrte Philolog und Historiker Joh. Lindanus dadurch um ihn verdient machten, daß sie ihm ihre reichen Bibliotheken zur Benutzung öffneten und ihn zugleich mit Rath und Belehrung unterstützten. Von Lindanus veranlaßt, übersetzte er mehrere lateinische Werke ins Deutsche, von denen sich jedoch nur die Uebersetzung der „Wunder Roms" von Lipsius erhalten hat, die im Jahre 1619 gedruckt erschien.

Solche angestrengte Beschäftigung konnte nicht ohne schlimmen Einfluß auf seinen ohnehin schwächlichen Körper bleiben; zur Schlaflosigkeit gesellte sich zunehmende Schwäche

der Augen und selbst des Gedächtnisses. Seine Kränklichkeit war übrigens noch dadurch vermehrt worden, daß er sich von einigen Bekannten zu Ausschweifungen hatte verleiten lassen, über welche er bald darauf so große Reue empfand, daß er sich entschloß, eine größere Reise zu unternehmen, sowohl um sich jener Gesellschaft und ihrem verderblichen Umgang zu entziehen, als auch um durch sie seine angegriffene Gesundheit zu stärken. Es war dies ein kühnes Unternehmen, da ihm seine Mutter nur eine alte Münze, zwölf Kreuzer an Werth, auf den Weg mitgeben konnte; allein er fand überall, wo er hinkam, Leute, die ihn gastfreundschaftlich beherbergten und ihm auch wohl noch Reisegeld mitgaben. Zuerst besuchte er Straßburg, und bereiste das Badensche, kehrte auf kurze Zeit nach Tübingen zurück, wo unterdessen Lindanus gestorben war, der ihn hatte begleiten wollen, und ging dann nach Heidelberg, Frankfurt, Mainz und Speyer. Auf dieser Reise lernte er den österreichischen Baron von Catanier kennen, der ihm die Leitung seiner Söhne übertrug, welche die Schule zu Lauingen besuchen sollten. Seine Lage wäre sehr angenehm gewesen, da die Reise sehr günstig auf seine Gesundheit gewirkt hatte und er außer freier Kost noch den für die damalige Zeit sehr bedeutenden Gehalt von hundert Philippsthalern erhielt, wenn nicht der Zustand der Schule seine Stellung in betrübender Weise erschwert hätte. Dieselbe war nämlich von ihrer frühern Blüthe tief herabgesunken, und es war weder für den Unterricht, noch für die sittliche Leitung der Zöglinge gehörig gesorgt, vielmehr übten einige Lehrer den nachtheiligsten Einfluß auf dieselben aus. Da er nach einiger Zeit einsah, daß er auf die ihm anvertrauten Jünglinge nicht so wirken konnte, wie er wünschte, faßte er den Entschluß, in die Heimath zurückzukehren, aber sein Gesuch

um ein geistliches Amt wurde abgewiesen, ja ihm sogar angedeutet, daß er sich keine Hoffnung machen dürfe, je eines zu erhalten. So traurig daher die Aussichten auf die Zukunft waren, so lehnte er doch die Einladung des Freiherrn von Catanier ab, mit dessen Söhnen zu ihm nach Laubach in Krain zu kommen, sondern er gieng wieder nach Tübingen, wo er bald darauf den Unterricht zweier Edlen von Truchseß übernahm, wofür er jedoch nur freie Kost erhielt. Er setzte jetzt das Studium der Theologie fort, und suchte im Umgang mit alten und neuen Freunden seine Erfahrungen und Kenntnisse zu bereichern. Seine Mußestunden benutzte er zu schriftstellerischen Arbeiten, unter welchen der verloren gegangene Roman „Theodosius" nach seinem eigenen Urtheil seine beste Jugendarbeit war; er hatte darin seinen Lieblingsgedanken, die Verbesserung der Erziehung, entwickelt.

Als im Jahre 1610 eine ansteckende Krankheit, welche in der Umgegend große Verheerungen angerichtet hatte, auch nach Tübingen drang, und die Universität deshalb die Stadt verließ, ergriff er diese Gelegenheit, eine schon längst beabsichtigte Reise auszuführen. Er gieng über Ulm und Constanz nach Schaffhausen und von da tiefer in die Schweiz. Den Winter verlebte er in Lausanne, von wo er sich im Frühling 1611 nach Genf begab. Der Aufenthalt in dieser Stadt war von dem größten Einfluß auf seine ganze Gesinnung und seine spätere Thätigkeit. „Während ich zu Genf war", sagt er in seiner Lebensbeschreibung,*) „bemerkte ich etwas sehr Wichtiges, das ich nie vergessen, und wornach ich mich mein ganzes Leben sehnen werde.

*) J. V. Andreae vita ab ipso ex autographo n. pr. edita a F. H. Rheinwald. Berol. 1846.

Denn außer der vollkommenen Form und Regierung eines freien Staates hat die Stadt eine besondere Zierde und eine Zuchtanstalt an dem Sittengerichte, welches alle Sitten der Bürger und auch die kleinsten Ausschweifungen wöchentlich untersucht, zuerst durch die Aufseher in den Stadtvierteln, dann durch die Aeltesten, endlich durch den Senat selbst, je nachdem die Größe des Vergehens oder des Verbrechers Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit es fordern. — — Hätte mich nicht die Verschiedenheit der Religion zurückgehalten,*) die Harmonie der Sitten würde mich auf ewig hier gefesselt haben, und ich strebte seitdem mit aller Anstrengung, etwas Aehnliches in unsern Kirchen einzuführen".

Von Genf reiste er über Lyon nach Paris, von wo er nach einiger Zeit durch die Schweiz wieder nach Tübingen zurückkehrte. Gegen Erwarten fand er daselbst sogleich eine Anstellung als Hauslehrer bei einem Herrn von Gemmingen, dessen Sohn er zuerst im väterlichen Hause zu Reppenau bei Wimpfen unterrichtete und dann auf die Hochschule nach Tübingen begleitete. Er wohnte daselbst mit seinem Zöglinge bei Matthias Hafenreffer, Professor der Theologie, der den jungen Mann wie einen Sohn liebte und den günstigsten Einfluß auf dessen Gemüth und weitere Bildung gewann. Doch dauerte dieses glückliche Verhältniß nicht lang; die Eltern seines Zöglings starben schnell nach einander und da dessen Vormünder glaubten, die Ausgaben für seine Erziehung einschränken zu müssen, so gab Andreä seine Entlassung und führte seinen längst gehegten Wunsch aus, Italien zu bereisen. Er ging über Ulm,

*) Die Genfer sind bekanntlich Calvinisten, während sich Andreä zur lutherischen Kirche bekannte.

Linz und Wien durch Kärnthen nach Venedig, wo er glücklich anlangte, ob er gleich unterwegs öfters von Räubern beunruhigt worden war. Am längsten hielt er sich zu Padua und Verona auf; in Rom blieb er dagegen nur wenige Tage, weil er bei der übermäßigen Hitze krank zu werden fürchtete. Er kehrte über Tyrol in die Heimat zurück, verweilte einige Zeit in Augsburg, Lauingen und Heidenheim, wo sich der Graf Philipp von Oettingen vergeblich bemühte, ihn für den Katholicismus zu gewinnen. Als ihm kurze Zeit darauf der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg ein weltliches Amt anbot, lehnte er es ab, weil er auf seiner italienischen Reise das Gelübde gethan hatte, sich ungetheilt seiner Kirche zu widmen; dagegen bat er, daß ihm eine Zeit lang der Aufenthalt in Tübingen auf fürstliche Kosten gestattet werden möchte, um die Lücken in seinen theologischen Kenntnissen auszufüllen. Das Consistorium genehmigte die Bitte, und nach wohlbestandener Prüfung erhielt er einen Freitisch im theologischen Stift mit der Aussicht auf baldige Anstellung. Zwar hatte er Anfangs mit Mangel zu kämpfen, doch bot sich ihm nach einiger Zeit eine reichliche Einnahmsquelle, auf welche er am allerwenigsten gerechnet hatte. Als er nämlich mit seinen väterlichen Freunden Besold und Hölzel ins Griesbacher Bad gegangen war, erregte er durch seine Gewandtheit im Voltigieren, das er in Padua erlernt hatte, die Aufmerksamkeit einiger in Tübingen studierenden jungen Edelleute, die ihn ersuchten, ihnen, wenn sie wieder in Tübingen sein würden, förmlichen Unterricht darin zu ertheilen. Sie belohnten seine Mühe so reichlich, daß er nunmehr sorgenlos leben konnte. Er widmete sich jetzt mit dem angestrengtesten Fleiß dem Studium der Theologie, las mit Vorliebe Luthers Schriften, sowie die der Kirchenväter, namentlich die

der Heiligen Augustinus und Hieronymus. Als Erholung diente ihm der Unterricht in der Mechanik, den er bei einem geschickten Uhrmacher nahm.

Es waren seit seiner Rückkehr nach Tübingen schon wieder zwei und ein halbes Jahr verflossen, ohne daß er noch Aussicht auf eine feste Anstellung erhalten hätte, und er war daher schon entschlossen, in die Niederlande zum Prinzen Moritz von Oranien zu gehen, als er endlich zum Diakonus in Vaihingen ernannt wurde. Er war damals 28 Jahre alt. Bald nach Antritt seiner Stelle verheirathete er sich, und er bereitete sich durch seine gut getroffene Wahl ein glückliches häusliches Leben; auch kam er durch seine Frau mit Erasmus Gröninger in nahe Verwandtschaft, der sich auch seitdem stets seiner mit väterlichem Wohlwollen annahm. Dagegen war seine Stellung durch die unter den Bürgern des Städtchens herrschende Verdorbenheit und Zwietracht mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden, die ihm das Leben verbitterten, so daß, wie er sagt, der sechsjährige Aufenthalt in Vaihingen ihn vor der Zeit alt und sein Haar grau machte. Und wie früher in Lauingen, so suchte er auch jetzt seinen Trost in schriftstellerischen Arbeiten, denen er alle seine Zeit widmete, die nicht durch seine Berufsgeschäfte in Anspruch genommen war. Von mehr als 40 Werken, die er herausgegeben hat, sind bei Weitem die meisten und bedeutendsten in Vaihingen geschrieben worden.

Ohne Vergleich das merkwürdigste ist die „Fama Fraternitatis R. C. oder Brüderschaft des Hochlöblichen Ordens des R. C. an die Häupter, Stände und Gelehrten Europae, nebst der vorausgehenden allgemeinen und General-Reformation der ganzen weiten Welt“ (Cassel 1614). Dieser Schrift folgte im Jahre 1615 die Confessio Fraternitatis R. C.,

der auch eine deutsche Uebersetzung beigefügt war.*) Um die Bedeutsamkeit, die Absicht und die Wirkung dieser Schriften zu verstehen, ist es nöthig, daß man sich an die damaligen Zustände in Deutschland erinnere. Die Halbheit, mit welcher die Reformation durchgeführt worden war, brachte bald die verderblichsten Wirkungen hervor, welche sich vornehmlich darin zu erkennen gaben, daß sich die Theologen von Neuem in scholastische Spitzfindigkeiten verloren und ihre wissenschaftliche wie ihre praktische Thätigkeit in unfruchtbare Polemik ausartete. Die Folge davon war, daß sich alle diejenigen von ihnen abwandten, welche in der Religion Befriedigung des Herzens und Gemüths suchten. In Folge davon und in Opposition zu den geist- und gemüthlosen Theologen bildete sich nach und nach eine philosophische Partei, welche durch die Verschmelzung neuplatonischer und cabbalistischer Systeme die innersten Geheimnisse der Natur entdecken wollte, und aus welcher am Ende die Schule der Theosophen hervorgieng, die mit Verachtung alle menschliche Weisheit, alle höhere Erkenntniß aus einem dem Menschen inwohnenden göttlichen Lichte ableitete. Diese schwärmerische Mystik führte zu mancherlei Abwegen; es war die Zeit, in der man sich mit Magie, Alchymie, dem Stein der Weisen und der Goldmacherkunst beschäftigte.

In dieser seltsam bewegten Zeit erschienen die obenerwähnten Schriften, deren Verfasser sich nicht nannte und auch unbekannt blieb, die aber ohne Zweifel unserm Andreä zuzuschreiben sind. Sie erregten das größte Aufsehen, brachten aber die entgegengesetzte Wirkung von dem hervor, was er beabsichtigt hatte. Denn sie waren offenbar Satyren

---

*) Es ist die Confessio übrigens nichts Anderes als eine wörtliche Uebersetzung aus Boccaldni's Ragguagli di Parnasso.

gegen die herrschende mystische Richtung; man erkannte aber diese Tendenz nicht nur nicht, sondern nahm Alles für baaren Ernst und es legten diese Schriften hierdurch den Grund zu einer neuen Art von unsinniger Schwärmerei, die lange Zeit Alles in Bewegung setzte. Die „Fama“ forderte nämlich alle Gelehrten Europas auf, sich an die von Fr. C. R. gestiftete Brüderschaft anzuschließen, und mit ihr gemeinschaftlich an einer allgemeinen Verbesserung der Welt zu arbeiten. Hierauf wird von diesem Stifter erzählt, daß er, der, im Jahre 1388 geboren, zuerst Mönch gewesen sei, dann aber das Kloster verlassen und sich in seinen Wanderungen durch Europa, Asien und Afrika die wunderbarsten Kenntnisse erworben, nach seiner Rückkehr eine Brüderschaft gestiftet habe, welche sich zur Aufgabe gestellt, die Welt zu reformieren. Diese bestehe noch, aber erst in neuester Zeit hätte sie durch glücklichen Zufall die eigentlichen Geheimnisse des Stifters erfahren. Ueber diese verbreitet sich sodann der Verfasser in mysteriöser Weise. Die Brüderschaft, heißt es, beruhe auf der tiefen Erkenntniß Christi, durch welche sie auch über die Naturkräfte gebiete; aber wenn sie auch Gold machen könne, und „noch andere etlich tausend bessere stücklein habe“, so lege sie doch keinen Werth darauf, und erkläre Alle für Betrüger, die sich für Goldmacher ausgäben. Die Brüderschaft gehe einzig und allein darauf, die Menschen zu einem wahrhaft gottseligen Leben anzuleiten, durch welches allein man sich zum Herrn der Natur machen und ihrer verborgenen Schätze theilhaftig werden könne.

Weit entfernt, den wahren Sinn dieser Schriften zu verstehen, blieb man an der Aeußerung haften, daß man durch die Brüderschaft und in ihr die Geheimnisse der Natur erforschen könne, und viele wundersüchtige Gemüther verlangten in öffentlichen Schriften Aufnahme in die Gesell-

schaft. Aber obgleich dieselben keine Antwort erhielten, und aufgeklärtere Geister schon bald das Bestehen des Ordens bezweifelten, die „Fama“ für ein bloßes Gedicht erklärten, durch welches die Welt entweder verspottet oder bethört werden sollte; obgleich eine Reihe von Schriften unter dem Namen des Irenaeus Agnostus, Sekretär der Rosenkreuzergesellschaft, ans Licht traten, welche unter dem Scheine die Brüderschaft zu vertheidigen, offenbar die Absicht hatten, sie zu verspotten; so erhielt sich der Glaube an dieselbe fortwährend, ja er verbreitete sich immermehr, und er wurde namentlich dadurch bestärkt, daß die Theologen den Orden für ketzerisch erklärten und die weltliche Macht zur Vertilgung desselben aufforderten. Freilich mögen manche Betrüger die Gelegenheit ergriffen und wirklich geheime Gesellschaften gegründet haben, denen sie den Namen der Rosenkreuzer gaben.

Diese Wirkung hatte Andreä freilich nicht vorausgesehen, und weil sie so ganz seiner Absicht widersprach, so ist es erklärlich, warum er sich niemals als Verfasser jener Schriften bekannte. Daß aber er und kein Anderer es war, erhellt namentlich aus einer andern Schrift, von der er selbst gesteht, daß er sie verfaßt habe. Es ist dies die „Chymische Hochzeit Christianii Rosenkreuz“, die zwar erst im Jahre 1616 erschien, aber schon viel früher verfaßt worden war. Er sagt von ihr, es sei dieselbe ein Spiel mit den Abenteuerlichkeiten seiner Zeit gewesen und sie habe die Thorheit der Neugierigen darstellen sollen. Die „Chymische Hochzeit“ ist ein Roman voll feiner satyrischer Züge, aber auch voll der seltsamsten Phantasien, die mit Andreäs späteren Schriften in genauestem Zusammenhange stehen. Sie ist auch das erste Buch, in welchem der Name Rosenkreuz vorkommt, und schon dies möchte hinreichender Be-

weis sein, daß er die „Fama“ verfaßt habe. Uebrigens hat er sich an vielen Orten seiner andern Schriften über dieselbe so bestimmt geäußert, daß die Rosenkreuzerei in der That nicht bestehe, und es hat sein vertrauter Freund Besold die „Fama“ mit so klaren Worten als das Spiel eines muthwilligen Geistes bezeichnet, daß über die Urheberschaft derselben kein Zweifel mehr obwalten kann.

Wir werden über seine übrigen Schriften um so weniger ausführlich berichten, als sie in lateinischer Sprache abgefaßt waren; es wird hinlänglich sein, ihren Zweck kurz anzugeben. Im Drama „Turbo“ (Straßb. 1616), das, wie schon von Lütcke bemerkt worden ist,*) in seiner Tendenz eine gewisse Aehnlichkeit mit Göthe's Faust verräth, verspottete er das gelehrte Treiben seiner Zeit auf höchst glückliche und geistreiche Weise. „Die Hauptperson“, sagt Lütcke, „ist ein geistig reich ausgestatteter junger Mann, der die Schulbildung nach der starren Form seiner Zeit durchgemacht hat und sich mit begieriger Hast von einem Falde der Wissenschaft auf das andere wirft, um Befriedigung seines regen Wissenstriebes zu finden; aber vergebens, er geräth immer mehr in Zweifel; auch das bürgerliche Leben vermag nicht, ihn zu beruhigen, vielmehr geräth er auf die ärgsten Abwege, und geht für die menschliche Gesellschaft eigentlich unter; da wird er auf die Betrachtung seines eigenen Innern und Gottes geleitet, und hierdurch findet er erst seine Ruhe wieder. Eine Art Wagner steht auch diesem Turbo in der Person eines ehemaligen Mitschülers von höchst beschränkten Fähigkeiten, der Harlekin, zur Seite“.

Dem „Turbo“ folgten mehrere Schriften, welche ausschließlich gegen den Hang zu geheimen Künsten und Wissen-

---

*) Jahrb. der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache 6, 72.

schaften gerichtet waren, welche nicht wenig dazu beitrugen, daß die von ihm angeregte Rosenkreuzerei nach und nach verstummte. Nicht weniger eiferte er gegen das gelehrte Treiben seiner Zeit, dessen Unfruchtbarkeit für das Herz und das Leben er tief fühlte. Dies that er namentlich in einer Reihe von hundert Gesprächen, die er unter dem Titel „Menippus“ herausgab. Daß diese ihm sehr viele Feinde zugezogen, unter welchen sich die Tübinger Universität befand, welche das Buch verbot, ist leicht begreiflich, da er die Irrthümer derselben schonungslos bekämpfte. So sagt er einmal, daß die Universitäten größtentheils Uebungsschulen des Wahns, der Eitelkeit, der Verschwendung, der Wollust, der Ketzereien, der Heuchelei, des Schmeichelns, der Geschwätzigkeit, des Schwindels seien, und es gehöre ein Herkules dazu, diese unflätigen Augiasställe zu reinigen. Nicht weniger trefflich sind seine Bemerkungen über die Erziehung und den Unterricht der Jugend, welche noch jetzt in vielen Stücken beherzigt zu werden verdienten.*)

Andreä war eine zu freimüthige und muthige Natur, als daß er das Verderben nicht auch gerügt hätte, welches von den Fürsten und Höfen ausgieng. Er tadelt die Schwelgerei derselben und ihre heimtückische Politik, die wenig auf die ihnen untergebenen Völker Rücksicht nähmen, Alles auf sich und ihre Dynastie bezögen, mit furchtloser Kühnheit in den strengsten Ausdrücken oder auch mit bitterem Spott. Wir wollen zum Beweis nur folgendes kleines Gespräch mittheilen. „A. Sage mir, weil ich dich für einen der besten Höflinge halte, was hast du für eine

---

*) Es ist bekannt, daß der treffliche Comenius (1592—1671), der Verbesserer des Schulwesens und des Unterrichts, viele Ideen aus Andreä's Schriften schöpfte.

Religion? B. Die meines Fürsten. A. Was für ein Gesetz? B. Den Willen des Fürsten. A. Was für Sitten? B. Solche, die nach den fürstlichen gebildet sind. A. Welches ist dein höchster Wunsch? B. Die Gnade des Fürsten. A. Wie richtest du dein Leben ein? B. Nach der Willkür des Fürsten. A. Womit nährst du dich? B. Mit der Nahrung, die mir der Fürst giebt. A. Welches ist das Ziel deiner Anstrengungen? B. Das Vergnügen des Fürsten. A. Welchen Tod wünschest du? B. Einen solchen, der den Fürsten ehrt. A. Wie aber, wenn der Fürst böse ist? B. Du Thor! mein Fürst ist der beste, der frömmste, der gnädigste, der tapferste, der klügste, der vollkommenste, ja er ist uns vom Himmel geschenkt. A. Aber wer weiß es denn nicht, wie ihr kleinen Könige herrscht, euch bereichert, Heiliges und Prophanes zusammenwerft und vermischt, das Vaterland in Schulden stürzt, die Religion auflöset, die Gerechtigkeit zerreißt, die Wissenschaften besudelt, die Ehebetten befleckt, und das Alles — unter dem unschuldigsten Fürsten"! Von seinem tiefen Scharfblick zeugt, daß er einer der ersten war, der den trefflichen Machiavell richtig auffaßte, und weit entfernt zu glauben, daß der große Staatsmann die schändliche Politik, die in Folge traurigen Mißverständnisses, mit seinem Namen bezeichnet wurde, lehren wollte, zeigte er, daß er dieselbe vielmehr habe brandmarken wollen.

Obgleich der „Menippus", wie gesagt, großen Unwillen erregte, ließ sich Andreä dadurch nicht abschrecken; er gab bald darauf noch mehrere Schriften heraus, die eben so furchtlos und eben so einschneidend waren, oder seine Ansichten in ernster und würdiger Weise entwickelten. Unter diesen ist besonders die lateinisch geschriebene „Beschreibung eines christlichen Staats" (1619), die er seinem Freunde Johannes Arnd widmete und in welcher er das

Musterbild eines solchen nicht nur mit großen allgemeinen Zügen, sondern tief in das Einzelne eingehend entwirft. In hundert Capiteln schildert er darin die auf einer Insel gelegene christliche Stadt, wohin den auf dem Schiffe der Phantasie Segelnden und Schiffbruch Leidenden die Wellen getragen hatten. Er beschreibt seine Aufnahme unter ihren Bürgern, die Gestalt und Lage, sowie den Ursprung ihrer Stadt. Die Gebräuche beruhen auf der Idee der Association. Die Wohnungen, Arbeiten und Genüsse sind gemeinsam; die Erziehung und Bildung ist ausschließlich dem Staate übertragen, dessen Verfassung eine christliche Grundlage hat. Daß es dabei nicht an scharfen Ausfällen gegen seine Zeit und ihre Gebrechen, namentlich gegen die in unfruchtbarer Polemik befangene Geistlichkeit fehlt, darf bei der satyrischen Natur Andreä's nicht auffallen. Denselben Zweck verfolgte er in der ebenfalls in lateinischer Sprache abgefaßten „Christlichen Mythologie, oder Bilder der Tugenden und Laster des menschlichen Lebens" (1619), in welcher er eine große Reihe von Apologen, Parabeln und Allegorien vereinigte, die zwar ohne eigentlich künstlerischen Werth sind, weil er die künstlerische Behandlung vollständig der belehrenden und moralischen Absicht unterordnete, in denen aber ein tief poetisches Gemüth nicht zu verkennen ist. Von seinen deutschen Dichtungen, die auch zum größern Theil in die Zeit fallen, über welche wir bis jetzt berichtet haben, werden wir weiter unten sprechen.

Die Verhältnisse in Vaihingen hatten sich unterdessen immer unfreundlicher gestaltet, so daß Andreä sich ernstlich um Versetzung bemühte. Auch wurde er im Jahre 1620 zum Superintendenten in Calw ernannt. Doch ehe er diese Stelle antrat, reiste er im Auftrage der Regierung nach Böhmen und Oesterreich, um für die bedrängten

Lutheraner dieser Länder zu wirken; er erhielt zwar die besten Zusicherungen, doch wurden sie bald vergessen, als Ferdinand II. Böhmen unterworfen hatte. In Calw suchte er zunächst durch Verbesserung des Unterrichts auf die Jugend zu wirken; dann erwarb er sich die Liebe der Bürger und die Anerkennung seines gemeinnützigen Strebens durch die Gründung des sogenannten Färbergestifts, einer Stiftung, deren Zinsen für arme Studierende, zu Legaten für Schulen, Schulmeister und Prediger, zur Errichtung einer Bibliothek, zur Unterhaltung der Wittwen und Waisen, zur Unterstützung verarmter Handwerker, und zur Pflege der Kranken verwendet werden sollten, einer Stiftung, die nicht nur in der Noth des dreißigjährigen Kriegs viele Tausende vom Untergang rettete, sondern bis auf den heutigen Tag ein reicher Segen für sein Vaterland geblieben ist. Als der Krieg auch Würtemberg heimsuchte, und in Folge desselben die Noth auf das Höchste stieg, entwickelte Andreä eine so große und so erfolgreiche Thätigkeit, daß Calw eine der wenigen Ortschaften war, die nicht gänzlich verarmten. Er selbst fand in diesen schwierigen Zeiten Erholung und neue Kraft in dem regen Briefwechsel, den er mit seinen zahlreichen Freunden unterhielt, welche er auch so oft besuchte, als es die Verhältnisse erlaubten. Auf einer dieser Reisen (1628) machte er mit dem Pastor Saubert in Nürnberg, einem seiner vertrautesten Freunde, und dem dortigen Patrizier Conrad Baier den Entwurf zu einer christlichen Verbindung, den er noch in demselben Jahre in einer kleinen Schrift veröffentlichte. Der Gedanke fand Beifall, viele treffliche Männer traten dem Bunde bei, der im Stillen viel Gutes wirkte, und in den Drangsalen jener Zeit für Viele eine Quelle des Trostes und der Unterstützung wurde.

Die Siege Gustav Adolfs, welche auch Würtemberg von den mit aller Grausamkeit hausenden kaiserlichen Schaaren befreiten, begeisterten Andreä zu mehreren kleinen Schriften, in denen er die Wohlthaten pries, die Deutschland dem nordischen Helden zu verdanken hatte. Noch begeisterter ist die treffliche Lobrede auf den König, die er abfaßte, als die traurige Kunde von dessen Tod bis zu ihm gedrungen war. Während dieser Zeit betrafen ihn mancherlei Unglücksfälle; er verlor in einem Jahre zwölf nahe Anverwandte, darunter zwei Kinder und seine alte Mutter, die bei ihm lebte. Als nach Vertreibung der Kaiserlichen die von den Katholiken besetzten Klöster wieder geräumt wurden, verfuhren die mit der Vertheilung der Klostergüter beauftragten Beamten so willkürlich und wohl auch so eigennützig, daß Andreä darob laute Klage erhob, die ihm jedoch nur Verfolgungen zuzog, in deren Folge er in eine schwere Krankheit fiel. Zudem war durch das Beispiel des rohen Kriegsvolks auch in Calw das sittliche Leben so gelockert worden, daß er nur mit der größten Anstrengung und den größten Kämpfen die alte Zucht wieder einführen konnte. Kaum hatte er Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, als noch traurigere Verhältnisse eintraten. Nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen (1634) stürzten sich die Kaiserlichen über das wehrlose Land — Herzog Eberhard war nach Straßburg geflüchtet, wo er in Ausschweifungen aller Art sein unglückliches Volk vergaß — und hausten 7 Jahre lang darin mit der wildesten Grausamkeit, so daß bei ihrem Abzug von einer halben Million Menschen nur noch 48,000 übrig geblieben waren. Noch sechs Jahre nach dem Westphälischen Frieden lagen, nach Spittler, 40,000 Morgen Weinberge und 270,000 Morgen Acker- und Wiesenland wüste und über 36,000 Gebäude in Asche. Ins-

besonders wurde Calw fürchterlich heimgesucht. Es wurde nämlich vom bayerischen General Johann von Werth überfallen, geplündert und in Brand gesteckt. Wachen sollten die Flucht der nicht gemordeten Einwohner verhindern; doch gelang es den Meisten zu entfliehen. Hunderte, unter denen sich auch Andreä befand, irrten viele Tage in den Wäldern umher, stets von den mordgierigen Soldaten verfolgt, die den Auftrag erhalten hatten, alle Geflüchteten zu tödten. Als sich endlich die Wuth der Barbaren gelegt hatte, und die Flüchtlinge wieder zurückkehren konnten, fand Andreä sein Haus bis auf den Grund niedergebrannt. Er hatte beinahe sein ganzes Vermögen verloren, darunter seine kostbare Bibliothek mit vielen seltenen Handschriften und seine nicht unbedeutende Kunstsammlung, in welcher sich eine Maria von Albrecht Dürer und die Bekehrung Pauli von Holbein befand. Aber auch jetzt entfaltete er eine bewundernswürdige Thätigkeit, durch welche es ihm, der selbst an dem Nothwendigsten Mangel hatte und zudem sowohl von der Einquartierung als von mehreren Nichtswürdigen aus der Gemeinde gequält wurde, doch gelang, die Kranken und Armen zu unterstützen, die zahlreichen Waisen unterzubringen und die Ordnung wieder herzustellen. Doch wirkte diese übergroße Anstrengung, so wie der beständige Anblick des Elends, das ihn umgab, und dem er doch auch bei der angestrengtesten Thätigkeit nicht ganz abhelfen konnte, niederdrückend auf seinen bis dahin immer heiteren Geist. Vorzüglich aber schmerzte ihn der Verrath seines vertrauten Freundes Besold, der sich nach der Schlacht bei Nördlingen öffentlich zur katholischen Kirche bekannte, nachdem er schon vor mehreren Jahren heimlich zu derselben übergetreten war, und der nunmehr die Protestanten mit größter Rücksichtslosigkeit verfolgte.

Die Pest, die in Folge des namenlosen Elends ausgebrochen war und zu Calw in wenigen Monaten über 700 Menschen hingerafft hatte, nahm endlich ab; auch drangen die Schweden wieder vor, so daß die Kaiserlichen abziehen mußten; allein schon im Jahre 1638 wurde die unglückliche Stadt von den Schaaren des kaiserlichen Generals Götz wieder geplündert, wobei Andreä nochmals einen Theil seines Vermögens verlor. Auch jetzt gelang es ihm, dem Elend und der Noth abzuhelfen, und es war vorzüglich seinen verständigen und zugleich kräftig durchgeführten Maßregeln zu verdanken, daß sich Calw unter allen würtembergischen Städten am schnellsten wieder erholte. Seine Mitbürger erkannten aber auch seine großen Verdienste und bewiesen ihm so große Liebe und Achtung, daß er sich entschloß, sie niemals zu verlassen und daher glänzende Anträge ablehnte, die man ihm von Nürnberg aus machte. Doch mußte er Ende des Jahres 1638 von Calw scheiden. Als nämlich Herzog Eberhard die Verwaltung des Landes wieder übernahm, und er auch die Angelegenheiten der Kirche zu ordnen wünschte, berief er zu diesem Zwecke Andreä zu sich, welchem er den Antrag machte, entweder die Hofpredigerstelle oder eine theologische Professur in Tübingen nebst der Stiftsprädikatur zu übernehmen. Er schlug zwar Beides ab, und er war auch schon wieder nach Calw zurückgekehrt, als seine Freunde ihm vorstellten, daß er der Kirche und dem Vaterlande schuldig sei, einen größeren und einflußreicheren Wirkungskreis zu übernehmen. Er entschied sich für die Hofpredigerstelle, mit welcher Sitz und Stimme im Consistorium verbunden war. Diese Stellung war übrigens nichts weniger als angenehm; er hatte manche Schwierigkeiten zu besiegen, namentlich den bösen Willen der Umgebungen des Herzogs, der ihm zwar alles Vertrauen

schenkte, aber zu schwach war, um ihn gegen seine Gegner zu unterstützen; doch brachte er bei seiner Festigkeit manches Gute zu Stande. Er stellte das theologische Stift zu Tübingen wieder her, das seit der Schlacht bei Nördlingen eingegangen war, und legte hierdurch eine Pflanzschule für junge Theologen an, die um so nöthiger war, als es im Lande an Geistlichen fehlte. Das Gymnasium zu Stuttgart erhielt durch ihn eingreifende Verbesserung und tüchtige Lehrer. Schwieriger wurde seine Stellung, als der vergnügungssüchtige Herzog einen seiner Räthe, Ferdinand Geizikofler zum Viceregenten ernannte und ihm beinahe unumschränkte Gewalt einräumte. Andreä gerieth mit dem neuen Regenten bald in Zwiespalt und so auch mit dem Consistorium, dessen Mitglieder unter dem Schutze Geizikoflers ohne Scheu die geistlichen Stellen verkauften, so daß seine Wirksamkeit immer mehr gelähmt wurde. Auch hatte er viel von den Anfeindungen der theologischen Facultät zu erdulden, die seine geistreichere Auffassung der Wissenschaft, seine Bekämpfung des dürren Scholasticismus und der unfruchtbaren Polemik feindselig stimmte; ja es wurden von dieser Seite sogar Zweifel gegen seine Rechtgläubigkeit erhoben, und man beschuldigte ihn, Mitglied geheimer Gesellschaften, insbesondere der Rosenkreuzer zu sein. Diejenigen, welche er sich durch die Einführung strenger kirchlicher Zucht zu Feinden gemacht hatte, verbreiteten andere Verläumdungen, so daß nur ein kräftiger Geist, wie er, den fortgesetzten Stürmen widerstehen konnte. Doch sah er, daß seine Wirksamkeit immer mehr gelähmt wurde, weshalb er sich nach und nach von allen praktischen Geschäften zurückzog, und sich beinahe ausschließlich dem Predigtamte widmete. Als jedoch seine heftigsten Gegner in Tübingen, Osiander und Thumm gestorben waren, ge-

stalteten sich die Verhältnisse günstiger für ihn, und er hatte sogar die Genugthuung, daß ihm die Universität Tübingen in Gegenwart des Hofs und der Regierung den Doktorhut feierlich überreichte (1641).

Nichtsdestoweniger fühlte er es tief, daß er seine schönsten Pläne gar nicht oder nur halb durchführen könne; der Gedanke daran drückte ihn fortwährend. Dazu kam, daß seine besten Freunde vor ihm ins Grab sanken und er sich immer mehr verwaist sah. Auch nahmen seine Kräfte immer mehr ab; er mußte wegen anhaltender Kränklichkeit beinahe allen Umgang meiden. Alles Dies wirkte so mächtig auf ihn, daß er in tiefe Schwermuth verfiel. Er gab seine Entlassung ein, weil er sich nicht mehr kräftig genug fühlte, seine Amtsgeschäfte zu besorgen; doch nahm sie der Herzog nicht an, sondern gab ihm die Ermächtigung, seine Aemter nur insoweit zu besorgen, als es seine Gesundheit erlaubte. Zwar wurde ihm dadurch große Erleichterung zu Theil; allein ob er gleich auch nunmehr sorgenfrei leben konnte, so nahm doch seine Schwermuth von Tag zu Tag zu. Das Einzige, was ihn derselben auf eine Zeitlang entreißen konnte, war die hingebende Freundschaft des Herzogs August von Braunschweig-Lüneburg, der ihm nebst seiner ganzen Familie mit warmer Innigkeit zugethan war und sein trübes Alter durch herzliche Theilnahme und durch unzählige Beweise von Hochachtung und Verehrung zu erheitern suchte.

Bei solchem Gemüthszustande konnte ihn der Abschluß des Friedens wenig erfreuen; übrigens erkannte er auch, daß dieser, wenn er auch dem unheilvollen Krieg ein Ende machte, doch viele Keime künftigen Uebels in sich trage, daß er der Sache der Reformation in der That mehr schade als nütze, und was ihn wohl am bittersten schmerzte, daß Deutschland durch den-

selben das vollständigste Zeugniß seiner Ohnmacht und Herabwürdigung gegeben habe.

Um dieselbe Zeit wurde er in die Fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen des Mürben aufgenommen, aber diese Ehrenbezeugung konnte ihn um so weniger erfreuen, als er eine Abneigung gegen den pedantischen Kleinigkeitsgeist hatte, der sich in derselben immer mehr geltend machte. Dagegen war er noch literarisch thätig. Er schrieb im Jahre 1647 das Leben seines Freundes Saubert, und gab den schon im Jahre 1629 verfaßten „Theophilus" heraus (1649), in welchen er seine Ansichten über Religion, Kirche und Erziehung mit großer rhetorischer Kraft niedergelegt hatte.

Bald darauf erhielt er auf sein wiederholtes dringendes Ansuchen die Entlassung von seinen Stellen (1650), doch übertrug man ihm die Abtei Bebenhausen, und nicht lange nachher, trotz seines Widerstrebens, die Generalsuperintendentur, so daß er die gehoffte Ruhe doch nicht fand. Auch fehlte es in seiner neuen Stellung nicht an traurigen Erfahrungen, die ihn so angriffen, daß seine Schwermuth immer mehr zunahm und ihm alle Lebenslust raubte. Herzog August bot Alles auf, ihm seine Lage erträglicher zu machen, er schenkte ihm ein Reitpferd, damit er durch heftige Bewegung seinen Körper stärke, er schickte ihm seinen eigenen Leibarzt, und lud ihn endlich auch zu sich ein, damit er noch des Glückes genießen könne, ihn persönlich kennen zu lernen, zu welchem Zwecke er ihm sogar eine Sänfte schickte. Aber als der edle Greis sich eben bereitete, der Einladung zu folgen, die ihn neu belebt zu haben schien, wurde er von heftiger Krankheit befallen, die ihn lange an das Bett fesselte. Als er sich etwas erholt hatte, besuchte er noch einmal sein geliebtes Calw, wo er

aber die Eintracht und sittliche Gesinnung nicht mehr fand, die er dort gegründet hatte, so daß ihn dieser Besuch nur mit neuem Schmerz erfüllte. Im Jahre 1654 wurde er als Abt nach Adelberg versetzt und zugleich zum Mitglied des engern Landschaftsausschusses erwählt, in welcher Eigenschaft er im März nach Stuttgart reiste, wo seine Krankheit ihn wieder mit aller Heftigkeit befiel, welcher er auch am 27. Juni nach schweren Leiden erlag.

„So war das Leben und der Tod des Mannes", sagt sein Biograph Hoßbach*), „der während einer der traurigsten Perioden unserer Geschichte, in der Dürre des wissenschaftlichen und kirchlichen, in dem Unglück des öffentlichen Lebens, der Träger und Bewahrer des noch vorhandenen Geistes und der immer rüstige Beweger aller erschlafften Kräfte wurde, der seiner Zeit vorleuchtete als eine seltene und wohlthätige Erscheinung, in der Alles vereinigt war, was ein menschliches und christliches Leben ziert, und der, von seinen Zeitgenossen verkannt oder vergessen, vor vielen Anderen es werth ist, aus dem Dunkel der Vergangenheit wieder hervorgezogen zu werden".

Wenn es bei irgend einen Schriftsteller zu bedauern ist, daß er sich in seinen Werken einer fremden Sprache bediente, so ist es gewiß bei Andreä, denn es ist gewiß nicht zu bezweifeln, daß dieselben von weit größerer Wirkung gewesen sein würden, wenn er sie in deutscher Sprache geschrieben hätte. Freilich hätte er nicht auf Anerkennung Seitens der Gelehrten hoffen dürfen, wenn er sich der verachteten Muttersprache bedient hätte; allein desto lebendigeren Eindruck hatte er auf das größere Publikum gemacht, und wenn

*) Johann Valentin Andreä und sein Zeitalter. (Berl. 1819) S. 238.

er dieses für sich gewonnen hätte, würden auch die Gelehrten gezwungen worden sein, auf seine Stimme zu hören. Es ist vielleicht dies der einzige Vorwurf, der dem trefflichen Manne mit Recht gemacht werden kann, daß er sich von der zu seiner Zeit herrschenden Unsitte hinreißen ließ, was um so auffallender erscheint, als er aus der Geschichte der Reformation wissen konnte, daß sie vornehmlich durch den Gebrauch der Muttersprache gefördert worden war. Hätte er immer Deutsch geschrieben, so würde auch ohne Zweifel seine Sprache mit der Zeit ungemein gewonnen haben, weil er bei seiner gründlichen Bildung und seinem feinen Geschmack nothwendig auch immer entschiedener nach schöner Darstellung gestrebt hätte. Wenn wir seine lateinischen Gespräche überblicken, und in denselben, abgesehen von ihrem vortrefflichen Inhalt, die kräftige Kürze bewundern, mit welcher er seine Gedanken ausdrückt, so dürfen wir annehmen, daß, wenn er sie in der Muttersprache abgefaßt hätte, er nicht weniger nach dieser Kraft und Präcision des Ausdrucks gestrebt und er die tief gesunkene Prosa mit neuem Leben beseelt haben würde.

Aber leider schrieb er Alles, worauf er Gewicht legte, Alles, was er gefeilt haben wollte, in lateinischer Sprache; „fürs Deutsche bleiben", wie Herder ganz schön bemerkt*), „nur die Haus- und Herzensgeschäfte übrig; das Meiste, was er in der deutschen Sprache dichtete, ist für Weib, Kinder, Volk, Freunde". Es waren nur gelegentliche Herzensergießungen, bei denen er sich ganz gehen ließ, ohne auch nur die mindeste Rücksicht auf die Schönheit der Darstellung

*) Brief über J. V. Andreäs deutsche Gedichte (Deutsches Museum 1780, II, 417 ff., mit Aenderungen wiederholt in den sämmtlichen Werken 20, 219 ff.)

zu nehmen. Sagt er es doch selbst in einem kleinen Gedicht „An den Grübler“:

„Ohn kunst, ohn müh, ohn fleiß ich dicht,
Drumb nit nach deinem kopf mich richt.
Biß du witzst, schmitzst, Spitzst, Schnitzst im Sinn,
Hab ich angsetzt, und fahr dahin.
Biß du zuckst, buckst, schmuckst, truckst im Kopff
Ist mir schon außgelehrt der Topff:
Biß du flickst, spickst, zwickst, strickst im Hirn,
Ist mir schon abgehaspt der Zwirn.
Gfelts dir nu nit, wie ich im thu,
Machs besser, nimb ein Jahr darzu.“

Wüßte man nicht, daß dieses Epigramm schon im Jahre 1619 gedruckt wurde, so würde man sich leicht der Vermuthung hingeben, es sei dasselbe gegen Opitz und dessen Neuerungen gerichtet. Allein es ist nicht nur mehrere Jahre eher verfaßt, als Opitz bekannt wurde und dann wissen wir auf das Bestimmteste, daß Andreä Opitzens Verdienste hoch schätzte und sich in seinen späteren Dichtungen sogar nach ihm zu bilden suchte. Die früheren stammen aus seiner Jugendzeit. Als erster dichterischer Versuch in deutscher Sprache werden die „Christlichen Gemäl“ (Tüb. 1612) genannt, aber sie scheinen Niemandem bekannt zu sein; ihnen folgte ein Gedicht „Vom Besten und Edelsten Beruff des Wahren Diensts Gottes Wider der Welt Urtheil“ (Straßb. 1615), in welchem sich seine tief fromme Gesinnung in kräftiger Weise ausspricht. Von weit größerer Bedeutung ist die „Geistliche Kurtzweil“ (Straßb. 1619), welche er der Gattin seines Freundes Besold widmete. Es ist dies eine Sammlung von größeren und kleineren Dichtungen, die zwar mannigfaltigen Inhalts sind, die aber beinahe sämmtlich eine religiöse Tendenz haben. Unter den größeren Stücken ist der „Christenspiegel“ zu nennen, den

er auf den Tod einer Freundin dichtete, und der nicht nur ein tiefes Gemüth, sondern auch einen wahrhaft poetischen Geist offenbart, dem nur eine gebildetere Sprache und eine schönere Form mangelt, um ganz zu gefallen. Zwar ist die Sprache nicht ohne eigenthümlichen Reiz; sie ist voll naiver Kraft und lebensvoller Ausdrücke; aber oft hart und unbeholfen, überhaupt nicht mit künstlerischer Sorgfalt behandelt. Ein zweites größeres Gedicht ist „Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes", in welchem er eine Fülle von Humor und heiterer Laune entfaltet, die zu der ernsten Absicht in schönem Gegensatz steht, diese aber um so lebendiger zur Erscheinung gelangen läßt. Von wahrhaft dichterischem Talente zeugt aber insbesondere der glückliche Uebergang von der schalkhaften und beinahe muthwilligen Darstellung zur Entwickelung der ernsthaftesten Gedanken, die er einem alten würdigen Landgeistlichen in den Mund legt. Ueberhaupt hat Andreä darin, wie Herder richtig bemerkt, beinahe alle Erfahrungen seines Lebens, den ganzen Schatz seines Herzens, über das, was dieses Standes Leid und Freude, Schimpf und Ehre ist, ausgeschüttet und zwar mit einer Innigkeit und einer Ueberzeugungskraft, die uns unwiderstehlich fesselt. Außer diesen beiden größeren Dichtungen enthält die „Geistliche Kurzweil" noch eine Reihe von geistlichen Liedern voll zarten und frommen Gefühls, eine Anzahl trefflicher Sprüche, mehrere aus dem Italienischen des Thomas Campanella übersetzte Sonette und einige Gedichte vermischten Inhalts.

Es scheint, daß Andreä in späteren Jahren selbst zur Ueberzeugung kam, daß ein Reformator, wie er jedenfalls einer sein wollte und in der That auch war, bleibenden Erfolg nur dann haben könne, wenn er sich an das Volk wende. Daher kam er im Jahre 1626 auf einen Gedanken

zurück, den er schon im Jahre 1619 in einer lateinischen Schrift dargestellt hatte. Er gab nämlich ein deutsches Gedicht heraus, welches sich an die oben erwähnte „Beschreibung eines christlichen Staats" (S. o. S. 508) anschließt und die Kämpfe schildert, welche derselbe zu bestehen habe. Die „Christenburg. Das ist: Ein schön geistlich Gedicht" (Freyburgk 1626) führt uns auf eine Insel im großen Weltmeer, auf welche sich bei der täglich zunehmenden Verwilderung alle Guten und Frommen geflüchtet haben. Die daselbst herrschende Königin heißt Ecclesia. Zuerst wohnte sie nur in ärmlichen Hirtenhütten, später in einem prachtvollen Tempel, bis ihr endlich ihr Bräutigam (Christus) eine neue Stadt baute, wozu er die besten Baumeister, Petrus, Paulus u. a. m. anstellte. Sie erhielt den Namen Christenburg und war nicht nur mit allem Nöthigen versehen, sondern auch auf das Beste befestigt. Aber mit der Zeit wurden die Bürger in ihrer Wachsamkeit nachlässig; Gewalt und List vereinigten sich, der Stadt Abbruch zu thun, die nach und nach ganz zu zerfallen drohte. Da beschloß der Baumeister ein neues Castell zu errichten, das er (wahrscheinlich mit Beziehung auf Luther) Lautterreck nannte. Aber auch bei diesem wiederholte sich die frühere Erfahrung; die ihm gesetzten Wächter thaten ihre Schuldigkeit nicht, so daß es ebenfalls in Verfall gerieth. Da hielt der Antichrist die Zeit und Gelegenheit für günstig, dieses zu erobern. Er übertrug darin seinen Vasallen Tyrannus, Hypocrita und Sophista die Belagerung; aber so bedrohlich die Anstalten des Feindes waren, so hielt sich die Besatzung für so sicher, daß sie den Angriff kaum beachtete. Die Leitung der Vertheidigung wurde ungeschickten Führern, dem Securus, Stupidus und ähnlichen übertragen, die dann auch in der Schlacht eine vollständige Niederlage er-

litten. Und als der Antichrist mit neuen Truppen die Stadt berannte, befiel die Belagerten eine solche Muthlosigkeit, daß man schon davon sprach, dem Feind die Thore zu öffnen, als ein alter Mann, Reformator genannt, die Belagerten wieder ermuthigte, indem er ihnen die nahe Hülfe Gottes verkündigte. Nur einer, Namens Witzbold, trat dem Greise entgegen und suchte dessen Rede lächerlich zu machen; allein der Greis entgegnete ihm mit so klugen und kräftigen Worten, daß er Alle für den Kampf begeisterte. Was er vorausgesagt hatte, trifft ein: Gott kommt den Bedrängten selbst zu Hülfe, indem er die ganze Gegend in einen dichten Nebel einhüllt, daß die Feinde dadurch in die ärgste Verwirrung gerathen, und unter sich selbst ein furchtbares Blutbad anrichten. Die Belagerten wissen aber Nichts davon und sind immer noch von Angst erfüllt. Um Gott zu versöhnen, wird ein allgemeines Fasten verordnet. Bald darauf verliert sich der Nebel und die Christenbürger sehen, was sich unterdessen zugetragen. Sie fallen von Dank erfüllt auf die Knie und singen ein Danklied, womit das Ganze schließt.

Das Gedicht leidet allerdings an mehrfachen Mängeln, namentlich ist die Allegorie nicht immer geschickt durchgeführt, so daß sie hier und da sogar unverständlich wird. Dagegen ist das Einzelne oft durchaus gelungen und insbesondere sind die Schilderungen von großer Lebendigkeit und Kraft.

Die „Christenburg" war noch in der alten Form gedichtet, das heißt, in Reimpaaren mit abgezählten Sylben. Aber schon im nächsten Jahre erschien eine poetische Arbeit, „Der Glaubenstriumph" nach dem Französischen des Bartas, in welchem Andreä die von Opitz aufgestellten Gesetze befolgte, wie denn auch die Verse viel wohlklingender und

regelmäßiger sind, als die bisherigen. Dagegen ist das Ganze von weit geringerem poetischen Werth, wie denn seine dichterische Kraft zusehends abnahm, wovon sowohl „Die Augspurgische Confession auff das einfältigste in ein Kinderspiel gebracht“ (Straßb. 1631) als auch das „Klaglied auf den Untergang Calws“ (1635) zeugen.

Johann Lauremberg.

Die niedersächsische Mundart, in welcher am Ende des 15. Jahrhunderts der vortreffliche „Reineke Vos" gedichtet worden war, hörte auch nach der Reformation nicht auf, als Schriftsprache gebraucht zu werden, obgleich der Einfluß des Hochdeutschen sich nicht verkennen läßt, und derselbe allmählig an Bedeutung und Umfang zunimmt. Am reichsten ist die niedersächsische Literatur noch im Zeitalter der Reformation. Außer den Kirchenliedern von Decius, Freder und der beiden Boye, erschienen mehrere dramatische Stücke in niederdeutscher Sprache, unter welchen die Parabel „Vom verlorn son" von Burkhard Waldis schon früher ausführlicher behandelt worden ist. Besonders wichtig sind die niederdeutschen Chroniken aus jener Zeit, von denen sich die der Dithmarschen von Köster, genannt Neocorus, an die bessern hochdeutschen Geschichtswerke würdig anreiht. Der zunehmende Einfluß des Hochdeutschen zeigt sich aber schon darin in sehr bedeutsamer Weise, daß Thomas Kantzow seine „Pommersche Chronik" auch in hochdeutscher Sprache bearbeitete. Im 17. Jahrhundert tritt der Gebrauch der niederdeutschen Sprache schon sehr entschieden zurück. In prosaischer Darstellung findet sich durchaus nichts Hervorragendes; die bedeutendsten niedersächsischen Dichter, Schwieger, Zesen, Rist, Lund u. A. m. schrieben ausschließlich

hochdeutsch und selbst von Dach kennen wir nur ein einziges niederdeutsches Gedicht, das treffliche „Anke von Tharaw". Dagegen begegnen wir einem Dichter, der nicht bloß in dieser Zeit, sondern auch überhaupt, wenn wir den „Reineke Vos" ausnehmen, das Bedeutendste in niedersächsischer Mundart hervorgebracht hat.

Johann, oder wie er sich selbst nannte, Hans Wilmsen (d. h. Wilhelms Sohn) Lauremberg wurde am 26. Febr. 1590 zu Rostock geboren, wo sein Vater, ein ausgezeichneter und weitberühmter Arzt, Professor der Medizin und der Mathematik war. Er besuchte die Stadtschule seiner Vaterstadt, in welcher er einen gründlichen Unterricht erhielt. Ob er gleich schon im April 1605 als Student immatrikulirt wurde, so besuchte er doch die Vorlesungen der Hochschule erst mit dem Jahre 1608; die frühe Einzeichnung in die Universitätsmatrikel hatte wohl ihren Grund darin, daß ihm sein Vater, der damals Rektor war, irgend einen damit verbundenen Vortheil sichern wollte, weshalb er auch zwei noch jüngere Söhne in die Matrikel eintrug. Auf unsern Dichter hatte während seiner Universitätszeit und vielleicht schon während seiner letzten Schuljahre, wie es scheint, ganz vorzüglich sein Schwager, der Professor Eilhard Lubinus, anregenden Einfluß, der, selbst ein ausgezeichneter Philolog, den Jüngling für ein eindringlicheres Studium der alten Sprachen gewann. Noch als Student ließ er (1610) außer lateinischen Gelegenheitsgedichten ein ebenfalls in lateinischer Sprache geschriebenes Trauerspiel „Pompejus Magnus" drucken. So geringen poetischen Werth dieser Versuch im Ganzen auch hat, so hat er doch einzelne gute Stellen, in welchen dichterisches Talent nicht zu verkennen ist; auch zeugt er von gründlichem Studium der griechischen Tragiker und von großer Gewandtheit im Gebrauch der lateinischen

Sprache*) Es ist begreiflich, daß damals diese Gewandtheit bei der Beurtheilung vorzüglich maßgebend war; Lauremberg erhielt manches Belobungsschreiben und er wurde sogar bald nach Erscheinen des Trauerspiels am 8. November 1610 zum Magister der Philosophie promovirt. Bald darauf scheint er auch andere Universitäten besucht zu haben, doch sind hierüber keine näheren Berichte vorhanden. Nach dem Tode seines Vaters (1612) reiste er nach Holland, dem Vaterlande seiner Mutter, besuchte deren Verwandte in Utrecht und die großen Philologen in Leyden. Von dort begab er sich nach England und Anfang des Jahres 1613 nach Frankreich, das er nach verschiedenen Richtungen bereist zu haben scheint. Am längsten hielt er sich in Paris auf, wo er Medizin studierte; eine Zeit lang verweilte er, wie es scheint, in Rheims; wenigstens erwarb er sich dort (1616) die Würde eines Doctors der Medizin. Vorher war er nach Italien gegangen, wo er ein Jahr lang blieb. In Florenz wurden ihm ungewöhnliche Ehrenbezeugungen zu Theil, was ihn zu seinem Gedicht „Tuscia, sive Medicaeorum encomium" veranlaßte; in Rom studierte er vorzüglich das Alterthum an den zahlreichen Denkmälern.

Nachdem er also beinahe fünf Jahre lang die bedeutendsten Länder Europas durchreist und sich mannichfache und gründliche Kenntnisse erworben hatte, kehrte er Ende 1617 in die Heimat zurück; doch muß er nicht unmittelbar nach Rostock gegangen sein, vielmehr scheint er sich längere Zeit auf der Reise durch Deutschland aufgehalten zu haben, da er erst gegen die Mitte des Jahres 1618 wieder in seiner

*) Lappenberg hat in der vortrefflichen Ausgabe der „Scherzgedichte von Johann Lauremberg" (Stuttg. 1861) diese Jugenddichtung ausführlicher besprochen und auch zwei Stellen mitgetheilt.

Vaterstadt eintraf, ob er gleich schon am 20. Februar des Jahres auf den Vorschlag des Professoren-Collegiums zum Professor der Dichtkunst an der Rostocker Universität ernannt worden war.*) Er trat sein Amt am 5. September an, bei welcher Gelegenheit er ein lateinisches Gedicht „Tempe Thessalica“ und zugleich ein griechisches Gedicht auf die Hochzeit seines ältern Bruders Peter drucken ließ, welcher als Professor der Mathematik und Physik angestellt war. „Es ist dieses griechische Gedicht“ (*Κύπρις πλεῦσα* s. Venus navigans), sagt Lappenberg (a. a. O. S. 163), „von einigem Interesse, weil in der Schilderung der Fahrt der Venus nach Rostock, wo die Göttin dem ganz den Wissenschaften zugewandten Liebling Apollos, um ihn der Liebe zugänglich zu machen, die Braut zuführt, die Reiseeindrücke des Dichters in der Beschreibung der baumlosen Kreideküsten Albions, der französischen Städte Bordeaux und La Rochelle, der dortigen Salzgewinnung aus dem Meere u. A. hervortreten. Die gegebenen Situationen sind mit dem ganzen Aufwande von mytholegischer Gelehrsamkeit, in welchem sich jene Zeit gefiel, ausgemalt. Der poetische Werth ist nicht groß; am wenigsten ist das Gedicht in antikem Geiste geschrieben, doch zeigt es immer eine bedeutende Kenntniß der griechischen Sprache.“**) Im Jahre 1620 wurde er zum Dekan der philosophischen Fakultät und zugleich zum Rektor ernannt. Drei Jahre später wurde er vom König Christian IV. an die von demselben gestiftete Universität Soroe in Seeland als Professor der Mathematik berufen und es scheinen ihn mehrere Gründe zur Annahme

---

*) Er war schon fünf Jahre vorher als solcher vorgeschlagen worden, doch hatte der Herzog die Stelle schon vorher vergeben.

**) Lappenberg gibt als Probe desselben das Lob Hamburgs.

dieses Rufs bewogen zu haben. Gewiß hatte der Gedanke, an einer Universität im Auslande zu wirken, an der vorzüglich deutsch gelehrt werden sollte, großen Reiz für ihn; nicht weniger mag ihn die Ruhe, deren sich Dänemark während des traurigen Kriegs in Deutschland erfreute, bewogen haben, sein geliebtes Rostock zu verlassen.

Wie geachtet Lauremberg in Soroe war, erhellt schon daraus, daß ihm die Auszeichnung zu Theil wurde, dem Prinzen, nachmaligen König Friedrich, Unterricht in den mathematischen Wissenschaften zu ertheilen. Später erhielt er den Auftrag, die einzelnen Provinzen des Reichs zu bereisen, zu vermessen und von jeder eine Landkarte zu entwerfen. Obgleich Lauremberg zu diesem Geschäft ganz geeignet war, wie seine früher entworfene Karte von Meklenburg zur Genüge beweist, so scheint er doch die ihm aufgetragene Arbeit nicht weiter als bis zur Vermessung gebracht zu haben.

Bei alledem scheint er sich in Soroe nicht ganz glücklich gefühlt zu haben; er muß lange Zeit kränklich und auch durch häusliche Sorgen gedrückt gewesen sein. Zwar erhöhte König Friedrich III., als er den Thron bestiegen, den Gehalt seines alten Lehrers; doch besserten sich seine ökonomischen Verhältnisse dadurch nur sehr wenig, da die Soroer Akademie in Folge des Krieges mit Schweden (1643—1645) viele von ihren Einkünften verloren hatte, und so mußte er zu wiederholten Malen den König um Besserung seiner Lage bitten, ohne daß es von bedeutendem Erfolg gewesen wäre, was freilich dadurch entschuldigt wird, daß im Jahre 1657 ein neuer Krieg mit Schweden ausbrach, der sehr nachtheilig für Dänemark ausfiel. Zwei Tage nach geschlossenem Frieden starb Lauremberg am 28. Februar 1658.

Lauremberg war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller und seine gelehrten Schriften, welche philologischen oder mathematischen Inhalts und ohne Ausnahme in lateinischer Sprache abgefaßt sind, wurden zu ihrer Zeit hochgeachtet und verdienen zum Theil jetzt noch Beachtung. Von seinen lateinischen Dichtungen ist schon eine erwähnt; über eine andere müssen wir noch kurz berichten, da sie mit seinen niederdeutschen Gedichten im Zusammenhange steht. Es ist die „Satyra“, welche im Jahre 1630 erschien und wiederholt abgedruckt wurde. Sie kommt, wie Lappenberg richtig bemerkt, dem Persius an Ernst und schlagendem Witze gleich, ist aber in leichtem Humor unübertroffen. Es sind darin schon mancherlei Gedanken ausgesprochen, die in seinen niederdeutschen Dichtungen wiederkehren und dort noch ausführlicher entwickelt werden, so namentlich die am Anfange und am Ende ausgeführten Klagen über das Unwesen der Gelegenheitsdichterei und über den verderblichen Einfluß Frankreichs. Manche Züge des Gedichts sind freilich von einer bis zur Unanständigkeit gehenden Keckheit, aber theils mochte ihn der Gebrauch der fremden, doch nur Männern und Gelehrten zugänglichen Sprache, dann auch der Vorgang der lateinischen Satyriker, die er im Einzelnen öfters nachahmt, zu dieser Keckheit des Ausdrucks verleiten, theils lag es überhaupt in seiner Natur, die Dinge bei ihrem eigentlichsten Namen zu nennen. Wir müssen freilich bedauern, daß Lauremberg dieses schöne Gedicht nicht in deutscher Sprache schrieb; aber wir können mit Lappenberg nicht übereinstimmen, wenn er beklagt, daß der Dichter sich in seinen übrigen Dichtungen nicht der hochdeutschen Sprache bedient habe, wir möchten vielmehr beklagen, daß die Dialekte nicht in umfassenderer Weise zu poetischen Darstellungen gebraucht worden sind. Sie haben alle besondere Eigenthümlichkeiten, die sie zur

Behandlung einzelner poetischer Gattungen und Stoffe vorzüglich geeignet machen, ja noch geeigneter als das Hochdeutsche, das, so sehr es im Ganzen die Mundarten an Umfang und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks übertrifft, diesen in der Darstellung des Komischen und Gemüthlichen unbedenklich nachsteht. Wir sind weit entfernt zu wünschen, daß die Mundarten vollständig zur Schriftsprache erhoben werden möchten; würde ja doch dadurch das einzige Band zerrissen, welches die deutschen Völker zusammenhält; aber wir glauben, daß dieses Band enger geknüpft würde, wenn wir eine Reihe von bedeutenden Dichtungswerken in den verschiedenen Mundarten besäßen, weil man mehr oder weniger gezwungen wäre, sich mit diesen Mundarten bekannt zu machen und man eben dadurch den Stämmen, welche sie sprechen, näher gebracht würde. Schon haben in dieser Beziehung die Dichtungen Hebels, Kobells und Groths viel geleistet, und doch ist erst eine kurze Zeit seit Erscheinen derselben verflossen. Es ist daher die Erneuerung Laurembergs schon von diesem Gesichtspunkte sehr verdankenswerth; nur wäre zu wünschen, daß die treffliche Ausgabe einem größeren Kreise zugänglich gemacht würde.

Lauremberg hat zwar Einiges in hochdeutscher Sprache gedichtet, aber er behandelt dieselbe mit sehr wenig Geschick; so gewandt und reich er in seinen niederdeutschen Dichtungen erscheint, so unbeholfen und dürftig ist er in seinen hochdeutschen, weshalb wir sie auch nur vorübergehend erwähnen. Es sind drei Dramen, die ihm, wie es scheint, durch seine Stellung abgepreßt wurden, da er sie bei Gelegenheit fürstlicher Feierlichkeiten verfaßte. Die beiden ersten „Wie Aquilo, der Regent Mitternächtiger Länder, die Edle Prinzessin Orithyam heimführet“ und „Wie die Harpyjä von zweyen Septentrionalischen Helden verjaget, und König

Phineus entlediget wird" (Copenh. 1635), wurden zur Verherrlichung der Hochzeit des Königs Christian V. von Dänemark mit Magdalene Sibylla, Prinzessin von Sachsen, gedichtet, und das dritte „Musikalisch Schauspiel, darinn vorgestellet worden die Geschichte Arions" (Copenh. 1655) erschien, als dem Kronprinzen Christian gehuldigt wurde. „Er unterscheidet sich in diesen Stücken", sagt Lappenberg von den zwei ersten Komödien, „kaum von den Dichtern seiner Zeit, denen er sich in seinen späteren Scherzgedichten, sowie in der älteren „Satyra" mit Entschiedenheit gegenüberstellte. Sie behandeln die bekannten griechischen Mythen in dramatischer Form, jedoch mit modernen Gedanken. Das zweite Stück hat eine allgemeinere Beziehung auf den Zustand der nordischen Reiche in jener Zeit. Das erste soll eine bildliche Darstellung der Hochzeit selbst sein. Alles hat einen ungemein schwülstigen und pedantischen Charakter und erinnert an die von Shakespeare in „Love's labour lost" verspotteten mythologischen Aufführungen, welche sich an den deutschen und nordischen Höfen länger erhalten mochten". Einiges Interesse gewährt das zweite Stück dadurch, daß sich darin ein „Jägerlied" von Opitz und ein anderes wahrscheinlich von Fleming gedichtetes Lied eingefügt finden, welche freilich von geringem poetischen Werth sind; jedoch ist die Mittheilung derselben durch Lappenberg immerhin verdankenswerth.*) Das „Musikalische Schauspiel Arion" ist beinahe noch werthloser, als die zwei Komödien.

---

*) Lappenberg hat auch ein französisches Sonett abdrucken lassen, welches Lauremberg seiner Vorrede beigefügt hatte. Dasselbe ist übrigens noch viel bedeutungsloser und als die oben erwähnten Gedichte und wirkt bei der pedantischen und unbeholfenen Sprache beinahe komisch.

Die Geschichte der deutschen Literatur würde daher Laurembergs Namen kaum erwähnen, wenn er sich nicht durch andere Poesien einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Dichtern gewonnen hätte. Fünf Jahre vor seinem Tode, oder als er schon 63 Jahre alt war, ließ er „Veer Schertz Gedichte. In Nedderdüdisch gereimet dörch Hans Willmsen, L. Rost“ erscheinen, welche zu den vortrefflichsten Dichtungen der Art gehören und den besten Satyren aller Zeiten und Völker an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Wenn wir in diesem Urtheil von der Ansicht anderer verdienter Geschichtschreiber der deutschen Literatur vollständig abweichen,*) so liegt hierin eine Aufforderung, die unsrige zu begründen. Um dem Dichter gerecht zu werden, haben wir vor Allem die Zeit und die Verhältnisse in Betracht zu ziehen, in denen er lebte. Die „Schertzgedichte“ erschienen zuerst im Jahre 1652 (in Kopenhagen oder in Soroe), d. h. kurze Zeit nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, der Deutschland den letzten Schein der Größe und Macht geraubt und es nicht bloß nach Außen vollständig zum Spielball fremder Mächte gemacht, sondern auch in seiner innern Entwickelung vollständig gelähmt hatte. Das Volk hatte jedes Nationalbewußtsein verloren, so daß es nur das Fremde für groß und schön hielt und daher dasselbe mit pedantischer Genauigkeit nachzuahmen suchte. Fremde Sitten und Anschauungen hatten schon damals bei den Vornehmen und Gebildeten das vollkommenste Uebergewicht und selbst die fremde Sprache hatte die heimatliche verunstaltet, ja in den höheren Klassen vollständig verdrängt. Nur in den untern Ständen hatte sich noch einiges Nationalgefühl erhalten, aber diese waren von den höheren ver-

---

*) Namentlich von Cholwius.

achtet und bedrückt, so daß sich in ihnen ein kräftigeres Leben nicht entwickeln konnte. Zwar hatte seit Opitz die deutsche Poesie einen neuen Aufschwung gewonnen, aber auch dieser beruhte überwiegend auf Nachahmung des Fremden und war daher der Wiederbelebung des Nationalbewußtseins eher hinderlich als förderlich.

Unter solchen Verhältnissen lebte Lauremberg, als er seine Satyren dichtete und es ist begreiflich, daß sie nicht ohne drückenden Einfluß auf ihn und sein Talent bleiben konnten. Zwar war auch die Zeit, in der die römischen Satyriker Persius und Juvenalis lebten, eben keine glückliche und sie hatten nicht wenig über die Sittenverwilderung ihrer Mitbürger zu klagen; aber bei alledem hatten sie doch das Bewußtsein, dem ersten Volk der Erde anzugehören und sie konnten mit Stolz auf die Vergangenheit zurückblicken, die noch nicht sehr ferne lag, während Lauremberg in der Vergangenheit des deutschen Volkes eben so wenig Tröstliches fand, als in der Gegenwart. Wie die politischen Verhältnisse, so waren auch die bürgerlichen und häuslichen beschränkt, mit Einem Worte: Alles war traurig, kleinlich und erbärmlich. Solche Zustände reizen weniger zum Zorn als zum Spott, und so war der Charakter schon bestimmt, den die Satyre damals annehmen konnte. Daß sie Lauremberg in diesem Sinne vortrefflich behandelt hat, wird sich aus der nähern Betrachtung seiner „Vier Scherzgedichte" ergeben.

Er hat denselben ein kurzes Gedicht von sieben Strophen vorausgeschickt; wie der Titel „Inholt" schon zu erkennen giebt, spricht er darin die Tendenz seiner Satyren aus. Man will immer Neues, sagt er, und verachtet das Alte; diese Thorheit holt man aus Frankreich und bezahlt sie mit schwerem Geld. Er dagegen will beim Alten bleiben

und auch sein Styl soll sich nicht höher schwingen, als der seines Vaters war. Und in der That sein Styl ist wie der seiner Vorfahren: einfach, gemüthlich, naiv, aber auch derb und oft selbst unanständig, wenn man ihn nach unsern jetzigen Begriffen beurtheilt. Er hat mit Einem Worte den Volkston äußerst glücklich getroffen, welchem er sogar seine gelehrten Kenntnisse, mit denen er übrigens nicht prahlt, und seine vielseitige Bildung vortrefflich anzupassen weiß.

Das „Erste Scherzgedichte“, welches „Vonn itzigen Wandel und Maneren der Menschen“ handelt, bespricht zuerst in humoristischer Weise die Lehre des Pythagoras von der Seelenwanderung. Wenn diese Opinion noch jetzt angenommen wäre, fährt der Dichter dann fort, so würde ich oft in Zweifel sein, in welchen andern Leib ich wünschte, daß mein Geist nach dem Tod einfahren möchte. Ein Vogel oder ein Büffel, ein Esel oder ein Schweinigel möchte ich nicht gern werden; doch sollte ich durchaus ein vierfüßiges Thier werden, so möchte ich am liebsten in den Leib eines Schooßhündchens fahren, da ein solches es doch besser hat, als mancher arme Mensch. Ich würde genug bekommen, ja in allem Ueberfluß, auf einem weichen Pfühl ruhen, ja selbst in der Jungfern Schooß. Wenn sich ein armer Mensch auf faulem Stroh strecken muß, könnte ich tüchtig schnarchen; sie würde mich zudecken und zwischen ihren Beinen auf ihrem Bauch mir sanfte Ruhe gönnen, wie es jetzt der Brauch ist. Aber, fährt er fort, das ist auch Nichts; ein Mensch geht doch über Alles und es ist nur schwierig, sich das Richtige zu wählen. Ich möchte weder ein großer Herr, noch ein Bettler sein; am besten ist der Mittelstand. Doch auch hier ist die Wahl schwer. Die Kaufmannschaft führt zum Uebermuth und durch diesen

zur Armuth. Ein Zöllner zu werden, wäre so übel nicht, nur nicht einer von denen, von welchen es in der Schrift heißt, daß sie arme Sünder gewesen. Ist nun ein Zöllner arm? Das sei fern; noch viel minder, daß man gedenken sollte, er wäre ein armer Sünder. „Ein Armer ist nicht reich, ein Sünder hat kein' Ehr', Drum ist ein Zöllner jetzt kein armer Sünder mehr.“ Ein Schreiber sei er jetzt schon, heißt es weiter, denn er habe in vierzig Jahren viele Bogen vollgeschrieben; nur das habe er nie lernen können, mit einer silbernen Feder das goldene A-B-C zu schreiben, so daß man den Seinigen viele Tausende auf Zins thun und schöne Häuser bauen könne. Am sichersten sei freilich der Stand eines Handwerkers, der habe einen goldenen Boden; aber das gefalle ihm nicht, daß die Handwerker sich gegenseitig ausschimpften und lächerlich machten. Der Schuster nenne den Müller einen Dieb; der Müller werfe dem Schuster vor, daß er stinke, das Beckerweib schimpfe den Schneider einen Ziegenbock, dieser werfe hinwiederum dem Becken vor, daß er in den Teig manches Ekelhafte knete und so fort. Doch wenn ihm auferlegt würde, ein Handwerk zu wählen, so möchte er am liebsten ein Schneider in Paris werden, aber einer von den großen und reichen, „die auf der Nadelspitze so hoch geklommen sind, daß sie Reichthum und Ehre erworben haben und Fremden für viele tausend Kronen borgen können — wie sie sie wieder bekommen, dafür lasse ich sie sorgen“. — Das wäre eine Lust, fährt er fort, wenn ein Cavalier zu mir käme, mich mit Reverenzen und Complimenten als einen großen Herrn anspräche und um Rath bäte, weil er wüßte, daß die Tracht in allen Ländern von mir abhänge! Kann wohl Etwas närrischer sein, fügt er hinzu, als daß Alles, adeliche Tracht, Höflichkeit, Manieren und zierliche Rede mit Gefahr, großer Mühe und schwerem

Geld aus Frankreich herübergeholt werde? Man reist nach Paris, als ob man dort Kunst, Wissenschaft und Verstand mit Essen und Getränk einnehmen könnte. Nun ist aber die Seelenwanderung ein dummer heidnischer Glaube, und mein Wunsch ist daher vergeblich. Auch was man von Verjüngung erzählt, ist nicht wahrhaft; nur die Bettler verstehen diese Kunst, denn Alte werden oft wieder jung und Lahme werden gerade. Aber wenn ich mich doch verjüngen könnte, so möchte ich gern die Länder wieder sehen, welche ich in meiner Jugend besucht habe. Wenn mich Jemand so verjüngen könnte, den würde ich gut belohnen, denn ich habe zum gemeinen Besten eine ewig währende Mode ausgedacht, die so lange währen kann, bis der menschliche Leib eine andere Gestalt bekommt, und sie müßte bei harter Strafe von Allen gehalten werden. Doch was hälfe alle Strafe, schließt er, wenn es sich um Mode handelt? Die Weiber würden doch auch trotz des strengsten Verbots und der härtesten Strafen der Mode folgen.

Dieser Schluß bildet einen passenden Uebergang zum zweiten Scherzgedicht „Von almodischer Kleidertracht". Wenn ich betrachtete, beginnt er, wie sich die Leute abquälen, auf dem Theater dieser Welt Komödie zu spielen, so war ich oft im Zweifel, ob ich darüber lachen oder weinen sollte. Endlich aber bedachte ich, daß es Thorheit sei, über die Dummheit Anderer zu weinen, die mich zudem nur noch verspotten würden. Es ist daher besser, mit lachendem Mund und scherzend seines Herzens Grund zu offenbaren. Ich kann von den Modethorheiten keine andere Ursache finden, als daß Niemand mit seinem Stand zufrieden ist. Der Unterschied der Stände ist von Gott begründet*) und

*) Diese Ansicht war damals allgemein und war schon früher öfters dichterisch behandelt worden, z. B. von Hans Sachs in den „Kindern Evä" und von andern Dramatikern mehr.

es ist daher auch billig, daß man sie an den Kleidern unterscheide. Aber nun wollen es die untern Stände den höhern nachthun, besonders ist dies bei den Frauen der Fall. Die adeligen Jungfrauen haben seit einiger Zeit angefangen, sich als Nonnen zu kleiden und die Bürgerstöchter gehen nun als verlaufene Beguinen. Als die Adelichen mit bloßen Brüsten, bloßem Hals und halbnacktem Rücken giengen, kamen jene mit Verletzung aller Zucht und Schamhaftigkeit halbnackt. Als diese Mode erst aufkam, da blieben die Leute stehen, als wenn sie eines Quacksalbers Affen sähen. Die unzüchtige Tracht entstand aber auf folgende Weise. Früher, wenn eine Jungfer nicht gut versehen war, kaufte sie sich eine falsche Brust. Nun geschah es aber einmal, daß Einer, die sich zu tief bückte, der falsche Stellvertreter herabfiel, worüber großes Gelächter entstand. Von nun an glaubte man von jeder, sie habe einen gekauften Busen. Um diesem Argwohn zu entgehen, ließen ihn die Frauen von nun an ganz unbedeckt. Wenn es nur dabei bleibt. Aber es hat sich vor Kurzem eine Geschichte ereignet, die wohl noch weiter führen könnte. Es hat nämlich ein junger, glattmäuliger Bengel Frauentracht angezogen und sich als Kammermädchen verdingt und sich dabei so geschickt benommen, daß Niemand Verdacht bekam, ob er gleich die Jungfer an- und auszog und sie ins Bad begleitete. Manchmal klagte die Jungfer, sie habe in der Nacht das Alpdrücken gehabt, was oft geschehe, seit die neue Magd in ihrer Kammer schlafe. Mit Einem Worte, die Jungfer wurde endlich schwanger. Das Schlimmste aber war, daß man nun Alle, die Frauenkleider trugen, für verkleidete Männer hielt. Gegen diesen Verdacht hilft am Ende Nichts, als daß die Frauen alle unbekleidet bleiben. Und in der That, die Mode ist wie der schlimmste Krebs; wenn der erst um

sich zu fressen beginnt, so verzehrt er nach und nach Alles zusammen. So verfährt auch der Modekrebs; er hat der Männer Bart schon beinahe ganz weggefressen; es sind nur noch zwei kleine Knebelchen unter der Nase geblieben, an welchen man nur noch erkennen kann, daß es ein Mann ist. Nicht anders geht es den Frauenkleidern. Die Hauben sind kleiner, die Röcke kürzer geworden und die Aermel sind bis an den Ellenbogen aufgefressen, und wenn es so fortgeht, wird bald Nichts mehr übrig bleiben und man wird es wohl so weit bringen, als die Indianer, die da einhergehen, wie sie der liebe Gott geschaffen hat. An solchem Unfug sind aber die Eltern Schuld, die ihre Töchter immer neu aufputzen und ihnen alle Monate neue Kleider anschaffen. Uebrigens ist es damit noch nicht genug. Damit man die Vornehmen unterscheiden könne, muß auch in den Kleidern Etwas sein, daher werden sie parfümirt. Diese Mode ist übrigens nicht aus Ueppigkeit entstanden, es hat sie Noth erfunden. Ein Pariser Cavalier nämlich hatte sich durch sein Schandleben so zu Grunde gerichtet, daß er wie ein Bock stank, wozu noch kam, daß er immer die Hosen verunreinigte, so daß es Niemand in seiner Nähe aushalten konnte. Da fand er Rath bei einem Marktschreier, der ihn, und seine Kleider mit allerlei wohlriechenden Salben beschmierte, so daß man den bösen Gestank nicht mehr roch. Nun wurde er allgemein nachgeahmt, und so weiß man nicht mehr, wer mit der bösen Seuche geplagt ist. Demselben Cavalier hat man noch eine andere Mode zu verdanken, er hat nämlich auch die Perrücken aufgebracht. Da sein Haar in Folge der Krankheit ausgefallen war, sah er zufällig, daß ein Dieb mit schönem langen Haar gehängt wurde; sogleich kaufte er dasselbe dem Henker um einige Dukaten ab und ließ sich daraus eine schöne Perrücke machen. Man sehe, ruft der

Dichter aus, was die Noth nicht lehrt und was die Hoffart nicht thut! So wird für eine sonderliche Zier angesehen, was zur Verdeckung der Schande erfunden worden ist. Aber man ist damit noch nicht zufrieden, sondern man bestreut die Perrücke jetzt noch mit einem besondern grauen Pulver. Als ich die Jungfern zuerst so bestäubt sah, so hielt ich es für Asche und freute mich, daß die vornehmen Jungfern so häuslich seien und selber kochten. Dann dachte ich aber wieder, ich hätte mich doch wohl getäuscht und dieß werde eine arme Sünderin sein, die für ihre Missethat Buße thue und sich deshalb das Haupt mit Asche bestreut habe. Erst später erfuhr ich, wie sich die Sache eigentlich verhalte. Nun könne man aber sehen, wozu die Hoffart führe, denn dieses Pulver sei in der That nichts Anderes, als der Abgang von verschiedenen fremden Thieren, den man noch dazu um theures Geld bezahle. Man könnte Solches im Lande wohlfeiler haben. Wenn es auch etwas schlechter röche, so komme Alles am Ende doch nur auf die Einbildung an; denn viele Leute äßen ja sogar stinkenden faulen Käs, in welchem die Würmer herumsprängen und Andere hätten ihre Freude am Tabak. Ein Gleichniß, das er bei dieser Gelegenheit gebraucht, giebt ihm Anlaß, sich über die Poeten seiner Zeit lustig zu machen. Ich habe so viele Gleichnisse gelesen, sagt er, daß sie mir im Bauche rumpeln und mir die größten Leibschmerzen verursachen, bis sie mir vorn oder hinten entwischen. — Was hilft aber Alles, was ich sage, ruft er dann aus; helfen ja die Kleiderordnungen und Verbote der Obrigkeit Nichts. Doch will ich, fährt er fort, nicht weiter von Kleidern reden, sondern sie dem Schneider überlassen; dieser möge lange Wämmser mit hundert Bändern machen, daß es wie ein Storchennest aussieht und den Frauen Schanzkörbe anziehen.

Nachdem der Dichter hierauf noch mancherlei unsinnige Moden geschildert, kommt er auf seinen ersten Satz zurück, daß man jetzt die Stände nicht mehr unterscheiden könne. So sei er vor Kurzem in Kopenhagen dreien Frauen begegnet, die er wegen ihres reichen Anzugs für vornehme Frauen gehalten und deshalb mit der größten Ehrfurcht begrüßt habe, während es die Weiber eines Metzgers, eines Stadtknechts und eines Kannengießers gewesen seien. Mich dünkt, fährt er fort, der Sammet habe viel Aehnlichkeit mit den Seelen des Pythagoras und ihrer Wanderung; denn sobald er aus dem Laden komme, nehme er seine Wohnung an verschiedenen Orten: ein Theil quartiere sich bei adeligen Damen, ein anderer bei Bürgersfrauen, ja selbst bei Mägden ein. Doch habe ich gar zu viel von Kleidern geschrieben, schließt er, und es thut mir sehr leid; aber um meine Sünde wieder gut zu machen, will ich den Schneidern, die ich sehr verehre, eine Mode mittheilen, die ich in Frankreich vor vielen Jahren gesehen habe; die sollte man wieder einführen, weil sie den Schneidern den größten Vortheil bringe. Die Schilderung der Reifröcke und der Schleppkleider, mit welcher das Gedicht schließt, ist voll muthwilliger Schalkheit und Witz.

Im dritten Scherzgedicht „Vom almodischer Sprake vnd Titeln" geißelt Lauremberg die Erbsünde der Deutschen, die Nachahmungssucht des Fremden, mit Beziehung auf die Sprache, welche durch die Einmischung ausländischer Wörter, Formen und Satzbildungen oft und namentlich zu seiner Zeit bis zur widrigsten Häßlichkeit verunstaltet wurde. Wie sehr dem Dichter die Reinheit der Muttersprache am Herzen lag, zeigt sich schon darin, daß er selbst die Nachäffung fremder Moden, die er in der zweiten Satyre so witzig verspottet hatte, gegen die Verunstaltung der Sprache ver-

zeihlich findet. Die Nachahmung der Moden bringe doch manchen Leuten Vortheil und Gewinn, sagt er, und dann, wenn die Kleidung noch so albern sei, so könne man doch immer noch einen Mann von einer Frau unterscheiden; selbst der einfältigste Bauer würde eine Hose, sei sie noch so seltsam, nicht für einen Besenstiel ansehen. Wenn man aber die „vermengte" Sprache höre, sei es rein unmöglich zu verstehen, was eigentlich gemeint sei. Reist Einer in fremde Länder und muß er die fremde Sprache sprechen, so wird er sie freilich nach der seinigen modeln; allein da treibt ihn die Noth dazu, er kann sie eben nicht besser. Was soll man aber dazu sagen, wenn Einer im Vaterlande französische Brocken in seine Muttersprache mischt, stolz darauf ist und sich deshalb für außerordentlich gescheit hält? Die deutsche Sprache, fährt er fort, hat vollständigen Schiffbruch gelitten; die französische hat ihr die Nase abgeschnitten und ihr eine fremde angeflickt, die zu den deutschen Ohren nicht mehr paßt. Bei den alten Deutschen war es anders, die nannten Alles bei dem rechten Namen, das Rechte gerade und das Krumme schief; aber jetzt heißt eine Hure Courtisanne und ein Diener Page. Wer raubte und stahl, hieß ein Dieb und wurde aufgehängt; jetzt nennt man Rauben und Stehlen ein künstliches Anpacken und die Flucht eine Retirade. Wenn damals Einer zu Jungfrauen gesagt hätte: „Gott grüß' euch, schöne Damen"! so hätten sie ihm alsobald den Rücken zugekehrt und vielleicht hätte Eine gesagt: „Was meinst du, grauer Esel? Weißt du, Bärenhäuter, wie ich heiße? Mein Name ist Annemieken oder Grete. Ich bin keine Dame, du leichtfertiger Fink; deine Mutter, die Hure, mag eine solche gewesen sein; ich aber bin ein ehrliches Mädchen und verbitte mir daher einen solchen Ekelnamen". Jetzt ist der

größte Lump ein Monsieur: Fuhrleute, Stallknechte, Küchenjungen, Scheerenschleifer, Alle wollen Monsieur heißen. Um den Unsinn recht anschaulich zu machen, erzählt der Dichter ein lustiges Geschichtchen. Es war einmal ein hübscher junger Kerl aus Westphalen nach Paris gereist, denn er hatte gehört, daß man in Frankreich allein Weisheit und Verstand finden könne. Nachdem er achtzehn Wochen dort zugebracht, kehrte er in die Heimat zurück, wo er wegen seiner Weisheit angestaunt und bald auf einem Schloß als Vogt und Schreiber angestellt wurde und sich nicht wenig dünkte. Einst rief er den Koch und sprach zu ihm folgendermaßen:

„Escoute, cuisinier, von meinen cameraden
Hab' ich zwei oder drei zum déjeûner geladen;
Mach mir ein gut potage mit alle appartenance,
Wie man es à la cour dressiren pflegt en France,
A la nouvelle mode; du solt incontinent
Für dieses dein travail haben ein gut présent.
Ik will à la pareille dein Freund sein en effet;
Mach mir die Suppe nur so, wie ik hab geret."

Der Koch rannte nach der Küche und that Alles, was er fand, in einen großen Hafen: Kraut, Erbsen, Grütze, warmes Bier, und damit es besser schmecke, warf er noch eine Hand voll Pfeffer und anderthalb Loth Zucker hinein. Das Alles kochte er zusammen zu einem dicken Brei und trug es zu Mittag auf; aber es wollte der Gesellschaft freilich nicht schmecken und der Vogt ließ voll Zorn den Koch herbeiholen, der sich auf folgende Weise rechtfertigte: Ich habe, sagte er, die Suppe zugerichtet, wie Ihr befohlen habt. Ihr habt mir nämlich gesagt, ich solle die Suppe auf die Weise kochen, wie Ihr gesprochen habt. Nun war das, was Ihr gesagt habt, aus allen möglichen Sprachen zusammengekratzt, und so besteht die Suppe auch aus vielen

Stücken, von denen jedes an sich ganz gut ist, aber durch die Vermischung schlecht wird.

Ich will, fährt der Dichter fort, noch eine ähnliche Posse erzählen. Einst ließ sich ein reicher Bürgerssohn einen Mantel von schwarzem Tuch mit einem rothen Sammetkragen, Aufschlägen von violettem Atlas und geblümter Spitzeneinfassung machen. Die Leute glaubten, es sei jetzt Mode, solche Mäntel zu tragen; nur Einer, der so eben aus Frankreich zurückgekommen war, sagte zu ihm:

— „Monsieur von Coquemarre,
Wo hab gi juw habit chamarrert so bizarre
Von aller sort velours, als Flora de déesse
In ein plaisant parterre changeret ere tresse;
De damen und signörs al in extase sin,
Wen se coestderern juw genereux maintien."

Jener aber antwortete: Wer ist von uns Beiden wohl der größte Thor? An Eurem deutschen Rock sind zehn französische Lappen, während mein Mantel nicht mehr als vier Farben hat. „Auswendig bin ich ein Geck, Ihr seid ein Geck von Innen; mir sitzt der Narr im Kleid, Euch sitzt er in den Sinnen".

Diese Verunstaltung der Sprache, fährt er fort, hat ihren Grund zunächst in Heuchelei und Ehrgeiz, und es ist die Ruhmbegierde so hoch gestiegen, daß Niemand mehr mit der Ehre zufrieden ist, die ihm gebührt. Deutschland ist jetzt von zwei großen Plagen betroffen, von Ueberschwemmungen und Titelsucht. Alles will jetzt mit den Titeln oben hinaus: der Edelmann will so tituliert werden, wie es früher der Graf war; Gelehrte und Laien kratzen ihren Hoffartsgrind mit Titeln. Der Hofmeister heißt jetzt Präceptor, der Schreiber Secretair, der Zimmerknecht Baumeister, der Wirthshausgeiger Musikant, der Abtrittsfeger

ist ein Renovierer. Selbst die Geistlichen, die doch Demuth lehren und üben sollten, sind von der Titelsucht erfaßt, es habe diese Krankheit überhaupt so sehr überhand genommen, daß sie sich kaum mehr heilen lasse, weshalb er lieber schweigen wolle.

Wir haben gesehen, daß der Dichter die zweite Satyre an die erste, die dritte an die zweite anschließt; ebenso lehnt er die vierte an die dritte an, so daß die vier Scherzgedichte in der That als ein Ganzes erscheinen, in welchem ein Hauptgedanke, die Nachahmung des Fremden, nach vier verschiedenen Seiten hin entwickelt wird. Denn auch das vierte Scherzgedicht „Von altmodischer Poesie und Rimen" hat im Grund den nämlichen Zweck, wie die ersten drei, durch Verspottung des Angelernten, Widernatürlichen zur Natürlichkeit und insbesondere zum Nationalen zurückzuführen. Jeder hört sich gern rühmen, so beginnt die vierte Satyre, und davon kommt die Titelsucht. Ich möchte wohl gern wissen, welche Leute es gewesen, die eine solche Thorheit aufgebracht haben. Ich habe einmal von einem alten Bauern gehört, es gäbe Creaturen, die ihres Gleichen nicht hätten, den Fuchsschwanz zu streichen, man nenne sie Poeten und von diesen seien die hohen Titel und die Reden mit krummen Zungen gekommen. So sagte der Bauer. Bald darauf kam ein Mann mit einem zerrissenen Wamms, dem ein Stück vom Hemd aus den Hosen hieng und dessen Schuhe von den Zehen durchbissen waren. Das war ein Poet. Als Ursache seiner Armuth gab er an, daß er weder prahlen noch aufschneiden könne; denn das alte Sprichwort: „Große Wörter füllen nicht den Sack" gelte Nichts mehr, vielmehr fülle jetzt Aufschneiderei und Rodomontade den Beutel am besten. Die neumodischen Poeten könnten besser mit den Worten umgehen und verdienten sich reichliche Geschenke. Ich habe neulich auch mein Glück probieren wollen, fuhr

er fort, und ein Gedicht drucken lassen, das gewiß vortrefflich ist; das habe ich in eine berühmte Stadt getragen, um es etlichen Herren zu offerieren, von denen ich ein anständiges Geschenk hoffte. Einige haben sich allerdings gut gehalten und mir Etwas gegeben, meine heiße Leber zu kühlen; Andere dagegen haben mir Nichts geschenkt, dagegen mich desto mehr gescholten. Unter Anderem bin ich in ein Haus gekommen, das ich für den Palast einer Excellenz hielt, es gehörte aber einem Kornhändler. Die eine Magd hielt mich für einen Quacksalber, die andere für einen Schweineschneider, der Hausherr für einen Krämer. Als ich mich für einen Poeten zu erkennen gegeben, sah mich dieser lange an und sagte endlich, ich sei an den Unrechten gekommen, denn er habe weder Hochzeit noch Taufe. Uebrigens wolle jetzt Jeder Verse machen; junge Bengel, die noch kaum lesen könnten, wollten Poeten sein, bei jeder Gelegenheit würden Gedichte fabrizirt; es könne Niemand geboren werden, heirathen oder sterben, ohne daß gecarmt und gereimt würde. Ja selbst Mädchen legten poetische Windeier, und es wäre doch besser, sie säßen bei dem Spinnrad oder Nähtisch. Viele Poeten seien Tagediebe, die mit ihren Carmen von Haus zu Haus liefen und die Leute um ihr Geld prellten, mit welchem sie sich dann die Kehle salbten und wenn sie Alles vertrunken hätten, die Bettelei von Neuem anfingen. So wurde ich von dem Herrn und dann auch noch von den Mägden verhöhnt, schloß der Poet seine Rede; um aber nicht mehr solchem Spott ausgesetzt zu werden, will ich wieder in mein Vaterland reisen und ein Schulmeister oder Küster werden.

Darauf entfernte er sich, fährt der Dichter fort, aber seine Worte machten großen Eindruck auf mich, denn auch

ich bin an derselben Seuche krank gelegen. Ich habe auch Verse geschrieben, aber sie haben mir wenig Gewinn gebracht, weil sie schlecht und recht geschrieben waren; hätte ich gedonnert und in hochtrabenden Worten gesprochen, hätten sie mir mehr eingetragen, aber so galten meine Verse Nichts, weil man sie ohne Commentar verstehen kann. Ich könnte freilich eben so gut „hochtraben", als Andere, wenn ich wollte, so daß mich Niemand verstehen würde. Hierauf führt Lauremberg mehrere hochtrabende Stellen aus irgend einem damaligen Dichter an, an denen er in höchst ergötzlicher Weise zeigt, wie leicht dieselben mißverstanden werden könnten. Solche hochfahrende Rede, fährt er fort, bringt den neumodischen Poeten einen ewigen Namen; denn jetzt ist es lächerlich, so zu schreiben, daß es Jedermann verstehen kann; „man muß seine Feder hoch in die Luft schwingen Und mit poetischem Styl durch die Wolken dringen". Ich aber bleibe doch bei dem Alten, bei meiner simplen Weise. Ich weiß zwar gar wohl, da sind viele hohe Dichtergötter, die sich selbst rühmen und die Andern verspotten, unter denen ich wie eine Eule unter den Krähen bin; aber ihr Spott kann mir weder schaden noch nutzen. Neulich kamen zwei, solche Parnassische Dichter zu mir, „der Reime Aristarchen",*) die hundertneunundneunzig schöne Verse dichteten und hersagten, ehe die Katze zwei Junge werfen konnte. Diese tadelten mich, daß meine Verse nicht nach der neuen Manier gebildet seien und bald zu viel, bald zu wenig Sylben hätten; der eine sei breit, der andere

*) Bekanntlich war Aristarch ein berühmter griechischer Kritiker; doch mag Lauremberg in dieser Stelle auf die Schrift „Aristarchus" von Opitz (S. o. S. 462) anspielen.

schmal, der eine schief und krumm, der andere gerade und eben, der eine groß wie die St. Nikolauskirche, der andere klein wie eine Beckers-Bude, in denen man jetzt Brod-diminutive verkaufe. Ich habe, antwortete ich ihnen, noch in keinem Gesetzbuch gelesen, wie lang ein deutscher Vers sein muß; es ist noch kein Decret ausgegangen, wie schmal, wie dick und breit sie sein müßten; es sind darüber noch keine königlichen Mandate veröffentlicht worden und ich kenne den Herrn nicht, durch dessen Befehl wir an die Sylbenzahl gebunden sein sollten, wie der Hund an die Kette. Zwar hat mir ein Freund gesagt, er habe beim Buchbinder den achtundzwanzigsten Theil des zwölften Bandes eines Grundrisses der deutschen Prosodie gesehen, doch ist die wahre Reimkunst noch nicht gedruckt. Ich bin überhaupt der Ansicht, es sei ziemlich gleichgültig, ob ein Vers länger oder kürzer ist. Wenn er den Kritikern nicht gefällt, so brauchen sie ja nur vom langen Etwas abzuschneiden und dem kurzen zuzusetzen, so ist leicht abgeholfen. Der andere Poet, ein Hochdeutscher, tadelte mich, daß ich mich in meinen Versen nicht der hochdeutschen Sprache bediene. Jedem gefällt seine Muttersprache am besten, erwiderte ich diesem. Uebrigens ziehe ich das Niederdeutsche schon deshalb dem Hochdeutschen vor, weil jenes beständig und fest bleibt, während dieses sich alle fünfzig Jahre verändert; zudem ist das Niederdeutsche in allen Ländern gleich, während das Hochdeutsche überall verschieden ist. „Wenn man reist in Euren Ländern, So höret man die Sprachen sich verändern; In der Pfalz, in Schwaben, der Schweiz und Thüringen Gar unterschiedlich sie ihre Aussprache bringen. Der Eine räuspert aus der Gurgelstraße, Als käme es aus einem hohlen Fasse; Der Andre seine Worte hermurmelt und knüllet (zusammendrückt), Als hätte er das Maul mit

heißem Brei gefüllet. *)" Wenn auch die niederdeutsche Sprache nicht so gebräuchlich ist, als die hochdeutsche und nur wenige Bücher in derselben geschrieben werden, so verhält es sich mit ihr wie mit dem hochzeitlichen Kleide, das man auch nicht alle Tage anzieht. Uebrigens ist nicht nur die Bibel früher in niederdeutscher Sprache übersetzt worden, als in hochdeutscher; in weltlicher Weisheit ist kein Buch, das mehr Ruhm und Lob verdient, als der Reineke Vos, ein schlichtes Buch, in welchem Verständigkeit als ein theurer Schatz verborgen liegt, wie Feuer unter der Asche. Man hat sich zwar abgemartert, das Buch in hochdeutsche Sprache zu bringen, aber es ist nicht gelungen, weil den Hochdeutschen die Eigenthümlichkeit unserer Mundart unbekannt ist. Bei uns kann Jedermann hochdeutsch, während sich bei Euch unter Hunderten kaum Einer findet, der unsere Sprache versteht, noch viel weniger sprechen kann. Deswegen predigt man bei uns hochdeutsch, damit Ihr in der Kirche nicht als Matzen dasteht. Ihr behauptet, Eure Sprache sei schöner und zierlicher, als die unsrige; das ist

---

*) Im Renner von Hugo von Trimberg (V. 22218) heißt es ähnlich:

Swâben ir wörter spaltent,
Die Franken ein teil sie valtent,
Die Beire sie zezerrent, (aus einander zerren)
Die Düringe sie ûf sperrent,
Die Sahsen sie bezuckent, (schnell aussprechen)
Die Rînliute sie verdruckent,
Die Weterouwer sie würgent,
Die Misenaer sie wol schürgent, (stoßen)
Êgerlant sie swenket, (schleudert)
Osterrîch sie schrenket, (breit macht)
Stairlant sie baz lenket, (biegt)
Kernte ein teil sie senket.

bloß Einbildung, denn Rückenau meinte auch, ihre Affenkinder seien schöner als die Venus, und es wird der Streit, welche Sprache schöner sei, wohl immer ungeschlichtet bleiben. — Mit dieser Rede beschlossen wir unsere Unterhaltung; die beiden Herren empfahlen sich; ich weiß aber nicht, was sie von mir dachten.

Den vier Scherzgedichten hat Lauremberg einen Epilog (Beschlut tom Leser) folgen lassen, in welchem er sich gegen den möglichen Vorwurf rechtfertigt, daß er seine Zeit besser hätte anwenden können, als solche „Faxen" zu schreiben. Man könne nicht immer ernste Dinge treiben, sagt er, auch habe schon oft ein heiteres Büchlein mehr genutzt, als mancher dicke Foliant. *)

Wir haben schon im Vorübergehen darauf aufmerksam gemacht, daß die vier „Scherzgedichte" einen und denselben Hauptgedanken durchführen: sie alle verspotten oder vielmehr geißeln die Nachäffung des Fremden, und zwar nach den hervorstechendsten Seiten. Die erste behandelt die Nachahmung fremder Sitten und Manieren, die zweite die Nachahmung ausländischer Trachten und die dritte die Verunstaltung der Sprache durch Einmischen fremder Wörter und Redensarten. Die vierte, welche von der neumodischen Poesie handelt, scheint allerdings jenen Hauptgedanken zu verlassen; aber wenn wir uns erinnern, daß die neue Poesie vorzugsweise auf Nachahmung beruhte, so ist die Bekämpfung derselben in der That auch zugleich eine Bekämpfung des Ausländischen. Darin stimmt Lauremberg mit den hervor-

*) Einige den späteren Ausgaben der Satyren Laurembergs beigefügte Gedichte, die ihm bis jetzt unbedenklich zugeschrieben wurden, sind, wie Lappenberg in seiner trefflichen Ausgabe nachgewiesen hat, nicht von ihm, sondern sind ursprünglich Hochzeitsgedichte und rühren von verschiedenen Verfassern her.

ragendsten Schriftstellern seiner Zeit überein, welche sämmtlich, freilich ohne allen Erfolg, gegen diese Erbsünde des deutschen Volkes ankämpften; aber er unterscheidet sich darin wesentlich von den meisten seiner Zeitgenossen, daß er, tiefer blickend als sie, zugleich auf das rein Volksthümliche zurückgehen wollte, weil er mit Recht überzeugt war, daß nur auf diesem Wege das Nationalbewußtsein gekräftigt werden könne. Man würde ihm daher sehr Unrecht thun, wenn man ihm seine Abneigung gegen die hochdeutsche Sprache und die hochdeutsche Poesie zum Vorwurf machen wollte. Er war nämlich der Ueberzeugung, und er hatte darin allerdings gar nicht Unrecht, daß die neuere Dichtung die Ausländerei befördere und sie sich von dem ächten deutschen Geist und Sinn entferne.

So tritt uns Lauremberg, von welcher Seite wir ihn auch betrachten, als eine ächt volksthümliche Natur entgegen. Von begeisterter Liebe zu seinem Volk erfüllt, dessen treffliche Seiten er kannte und ehrte, schmerzte es ihn tief, daß es sich selbst aufgab, um sich den Franzosen in geistiger und sittlicher, wie in politischer Beziehung zu unterwerfen. Wie einst Juvenal hielt er seinen Landsleuten ein Bild ihrer Verkehrtheiten dar, indem er deren lächerliche Seiten hervorkehrte, um desto größeren Eindruck hervorzubringen, weil er wohl wußte, daß der Spott oft größeren Eindruck macht, als der strengste Ernst. Freilich wurde er nicht durch den Erfolg belohnt: die Krankheit war zu stark eingerissen, das Volk hatte, namentlich in seinen höheren Ständen, das Nationalbewußtsein in viel zu hohem Grade verloren, als daß es auf die Stimme des treuen Warners hätte hören können.

Werfen wir noch einen Blick auf den dichterischen Charakter Laurembergs, wie er sich in den „Scherzgedichten“

offenbart, so müssen wir allerdings gestehen, daß er sich im Allgemeinen in einem engen Gedankenkreis bewegt, was freilich zum Theil durch den beschränkten Stoff bedingt war, den er behandelte. Dagegen müssen wir auch anerkennen, daß er überall einen reichen Humor entfaltet und daß er diesen selbst in den strengsten Stellen bewahrt. Was Göthe in der ersten Epistel sagt, daß wer gefallen wolle, Geschichtchen erzählen müsse, hat er mit richtigem Gefühl beachtet. Ueberall weiß er seine Gedanken durch glücklich erfundene oder glücklich nacherzählte Geschichten zu veranschaulichen, die nicht wenig dazu beitragen, seinen Satyren Leben und Interesse zu verleihen. Wie seine ganze Natur, so ist auch seine Darstellung volksthümlich; wenn auch der Gelehrte unverkennbar ist, so bleibt dieser doch stets im Hintergrund, oder wenn er sich zeigt, so erscheint er doch stets im volksthümlichen Gewand.

Friedrich von Logau.

Friedrich von Logau, aus einem altadeligen Geschlechte Schlesiens, wurde im Jahre 1604 zu Naß-Brockut in Schlesien geboren. Von seinen Eltern, seiner Erziehung und seiner frühern Jugend ist bis jetzt Nichts bekannt geworden, und es ist zweifelhaft, ob sich hierüber noch irgend etwas Näheres ermitteln läßt, da selbst Hoffmann von Fallersleben und Kahlert in ihren Forschungen über schlesische Dichter Nichts gefunden zu haben scheinen. Von 1614 bis 1625 besuchte er das Gymnasium zu Brieg, wo er sich das ungetheilte Lob seiner Lehrer erwarb. Vermuthlich während dieser Zeit war er Edelknabe bei der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg. Nach vollendeten Schuljahren bezog er ohne Zweifel irgend eine Universität, wahrscheinlich Frankfurt a. d. O., auf der er die Rechte studiert haben mag. Ebenso darf man vermuthen, daß er nach der Sitte der Zeit größere Reisen gemacht habe, und vielleicht that er auch Kriegsdienste. Doch sind dies nur Vermuthungen, die sich aus gelegentlichen und wenig entscheidenden Aeußerungen des Dichters schöpfen lassen. Sicher ist es, daß er nach 1639 Rath des Herzogs Ludwig von Brieg wurde und daß er, als dieser 1653 durch den Tod seines Oheims Herzog von Liegnitz wurde, ihm als Kanzleirath in die gleichnamige Hauptstadt des Herzogthums folgte. Logau war zweimal

verheirathet. Seine erste Frau, die ihm zu früh durch den Tod entrissen wurde, muß, nach den Gedichten zu urtheilen, in denen er ihren Verlust beweinte, von vortrefflichem Charakter gewesen sein und ihn wahrhaft beglückt haben. Nicht weniger glücklich war seine zweite Ehe, die, wie die erste, mit Kindern gesegnet war. Von seinen Söhnen ist Balthasar Friedrich von Logau bekannt geworden, der ein Freund Lohensteins, Hoffmanns-Waldaus und des jüngeren Gryphius war und als ein gelehrter Mann und eifriger Beschützer der Poesie gerühmt wird. Noch während Logau in Brieg wohnte, wurde er im Jahre 1648 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, als welches er den Namen „der Verkleinernde" und das Milzkraut als Sinnbild erhielt, beides mit Beziehung auf seine dichterische Thätigkeit. Er starb zu Liegnitz am 25. Juli 1655 (nach Andern 1656).

So wenig wir von seinen Lebensverhältnissen wissen, so können wir doch seinen Charakter einigermaßen aus seinen Dichtungen beurtheilen, in denen er sich ohne allen Rückhalt ausspricht. Wenn er auch durch seine Stellung an den Hof gebunden war, so scheint ihm das Hofleben doch nicht behagt zu haben, zum Theil wohl, weil er den Aufenthalt auf dem Lande vorzog, vorzüglich aber, weil das Treiben in den Hofzirkeln seiner offenen und redlichen Natur zuwider war.*) Es mußte ihn dieses Treiben um so mehr mit Schmerz erfüllen, als er seinem Fürsten wirklich mit hingebender Liebe zugethan war und er sich nicht

---

*) „Gehab dich wohl, o Stadt! die du mit deinen Zinnen
Hast meinen Leib gehabt, nicht aber meine Sinnen,
Gehab dich wohl! mein Leib ist nun vom Kerker los,
Ich darff nun nicht seyn mehr, wo mich zu seyn verdroß".
An mein Vaterlich Gut, so ich drey Jahr nicht gesehen.

verbergen konnte, daß die Höflinge mit ihrem Einfluß nur zu oft das Gute verdarben, das von den im Dienste des Herzogs ergrauten Staatsmännern begonnen worden. War auch seine praktische Thätigkeit zunächst dem kleinen Lande zugewendet, in welchem er lebte, so hatte ihn dies doch keineswegs für das Gesammtvaterland gleichgültig gemacht, vielmehr ist ihm eine große Anzahl seiner Sinngedichte gewidmet. Bald spricht er mit stolzem Selbstgefühl von den Vorzügen desselben, noch öfter aber klagt er über die traurigen Zeitverhältnisse, über die Herabwürdigung des deutschen Volkes, das sich selbst den Fremden zur Beute anbot und sich durch Nachahmung ausländischer Moden, durch Verunstaltung seiner schönen Muttersprache der bisherigen Selbstständigkeit unwürdig zeigte. Wir gehen übrigens auf diese Seite seiner Dichtung nicht ein, da Logau hierin nur dasselbe ausspricht, was außer ihm alle bedeutenden Männer der Zeit, freilich ohne Erfolg, beklagten; es genügt, es angedeutet zu haben. Eben so wenig kann es unsere Aufgabe sein, alle die Beziehungen auch nur zu berühren, welche er in seinen zahlreichen Gedichten behandelte; da dieselben stets Ergüsse des Augenblicks waren und er in ihnen die mannigfaltigsten Verhältnisse des innern und äußern Lebens berührt, würde uns eine nähere Betrachtung des Einzelnen allzuweit führen. Doch wird es, um seinen Charakter als Mensch und als Dichter zu zeichnen, nöthig sein, Einiges aus der großen Masse hervorzuheben.

Logau war eine tief religiöse Natur; sein Gottvertrauen, seine fromme Gesinnung und sein unerschütterlicher Glaube an die Offenbarung bildet den Stoff vieler Sinngedichte. Aber so wenig er Bedenken trug, diese Gesinnung mit kindlich naiver Offenheit auszusprechen, eben so wenig scheute er sich, die falschen Richtungen zu geißeln, die unter dem

Scheine der Religion dieselbe in ihren wesentlichsten Fundamenten untergruben. So sagt er eiumal:

„Luthrisch, päbstisch und calvinisch; diese Glauben alle drey
Sind vorhanden; doch ist Zweifel, wo das Christenthum dann sey?"

Und noch entschiedener heißt ein längeres Spruchgedicht, dem er die Ueberschrift „Heuchler" gegeben:

„Kirchen-gehen, Predigt-hören,
Singen, beten, andre lehren,
Seufftzen und gen Himmel schauen,
Nichts als nur vom Gott-vertrauen
Und vom glauben und vom lieben
Und von andrem Guts-verüben
Reden führen; ich wil meinen,
Die es thun, Gott! sind die deinen.

O noch lange nicht! im Rücken
Schmutzen und von fornen schmücken,
Seinen Nechsten hassen, neiden,
Dessen Bestes stets vermeiden,
Dessen Nachtheil emsig stifften,
Zungen-Honig, Herzens-Gifften,
Jenes außen, dieses innen,
Lieblich, tückisch führen künnen;
Meinstu, daß dem Christen-Leben
Beydes ähnlich sey und eben?

Gott hat neben sich gesetzet
Auch den Nechsten; wird verletzet
Durch den Dienst, der ihn gleich liebet,
Und den Nechsten übergibet;
Halbe Christen sind zu nennen,
Die da Gott und Nechsten trennen."

Logaus Moral ist ernst, würdig und selbst streng; aber wie in religiöser Hinsicht, so ist er auch hierin kein Kopfhänger; er erlaubt sich ohne Bedenken manchen heiteren Scherz, dem nur häufig eine leichte Darstellung abgeht,

um vollständig zu wirken. Ein Epigramm, in welchem er von diesen Scherzen spricht, erinnert zu sehr an Göthe, als daß wir es nicht hierhersetzen sollten.

„Sind in meinem Buche Possen,
Die Dich, Leser, wo verdrossen?
Ey, vergönne mir zu schreiben,
Was Du Dir vergönnst zu treiben!“ *)

In der ersten Sammlung, welche Logau von seinen Gedichten veranstaltete,**) nannte er diese nicht Sinngedichte, wie in der spätern vermehrten Ausgabe,***) sondern Reimsprüche, und es ist diese Bezeichnung allerdings passender, denn nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil enthält Epigramme, während die weitaus größte Anzahl aus eigentlichen Sprüchen, Gnomen und Aehnlichem besteht. Auch sind diese ohne Vergleich besser, als die eigentlichen Epigramme, obgleich auch diesen Witz und Humor nicht abzusprechen ist. Von den Sprüchen sind manche in Gehalt und Form so vollendet, daß man sie den Göthe'schen an die Seite setzen könnte; oder wer würde Bedenken tragen, den folgenden z. B. für das Eigenthum Göthe's zu halten, wenn der Verfasser nicht bekannt wäre?

Vermessenheit.

„Zum Werke von dem Wort
Ist oft ein weiter Ort.“

Freilich sind nur wenige in Form und Sprache so gelungen, wie dieser; denn im Ganzen legt Logau wenig

---

*) Im Faust heißt es: „Man darf vor keuschen Ohren nicht nennen, Was keusche Herzen nicht entbehren können“.

**) „Erstes Hundert Teutscher Reimen-Sprüche Salomons von Golaw“. Bresl. 1636 (enthält 200).

***) „Salomons von Golaw Deutscher Sinn-Gedichte Drey Tausend“. Bresl. v. J. (1654).

Werth auf äußere Vollendung, und es zeigen seine meisten Gedichte Spuren von Nachlässigkeit. Seine Sprache ist oft unbeholfen, rauh und durch unnöthige Provinzialismen verunstaltet; dagegen ist sie von großem Reichthum, und er ist äußerst glücklich in der Wahl des Ausdrucks, weshalb ihm auch die Darstellung der mannigfaltigsten Verhältnisse und Gemüthsstimmungen gelingt.

Paul Fleming.

So bedeutend und einflußreich auch die erste schlesische Schule auf die Entwickelung der deutschen Literatur und insbesondere auf die der Poesie war, da ja selbst die größten Erscheinungen der spätern Jahrhunderte auf ihr fußen, so war ihr Einfluß doch vorwiegend formeller Natur; der poetische Werth ihrer Dichtungen ist dagegen im Ganzen nur gering anzuschlagen. Um so mehr finden wir uns gefesselt, wenn wir einem Dichter begegnen, der, mit ächtem poetischen Talente begabt, demselben auch dann noch Ausdruck gab, wenn er, von der Sitte der Zeit gezwungen, die Dichtkunst zur Dienerin der Mode und des Herkommens machte. Daß ihm dies gelang, das hatte er freilich zum Theil den Verhältnissen zu danken, in denen sich sein Talent frei und von allem äußern Einfluß ungestört entwickeln konnte, und man dürfte vielleicht vermuthen, daß er die Schranken, in welche die Zeit das Talent bannte, nicht oder wenigstens nicht in dem Maße durchbrochen hätte, als es der Fall war, wenn er nicht von einem für seine poetische Entwickelung günstigen Geschick auf längere Zeit in weit entlegene Länder geführt worden wäre, in denen er nicht bloß großen Reichthum an neuen Anschauungen gewann, sondern auch dem unmittelbaren Einfluß der herrschenden Schule entzogen wurde. So hängt die poetische Entwickelung des Dichters mit seinen Lebensverhältnissen

genau zusammen, und es wird daher unsere Aufgabe sein, in der folgenden Darstellung diese Entwickelung nachzuweisen. Freilich fehlen uns, um zur vollständigen Sicherheit zu gelangen, mehrere nothwendige Quellen; namentlich ist die Geschichte seines Lebens bis zum Eintritt in die männlichen Jahre nicht in wünschenswerthem Umfange bekannt; dann ist eine große Anzahl von Gedichten (über 160), die er gerade in der schönsten Zeit seiner Entwickelung verfaßt hatte, verloren gegangen, und endlich läßt sich nur bei etwa einem Drittel der uns aufbewahrten die Zeit ihrer Entstehung mit mehr oder weniger Sicherheit feststellen. Aber so sehr wir auch dieß Alles bedauern müssen, weil dadurch mancher Punkt im Leben und in der Entwickelung des Dichters unaufgeklärt bleiben muß, so läßt sich doch aus den uns zugänglichen Thatsachen und Quellen ein Bild entwerfen, das sich der vollständigen Wahrheit nähern mag.

Paul Fleming*) wurde am 5. October zu Hartenstein im sächsischen Voigtlande, einem zur Herrschaft Schön-

---

*) Bis jetzt wurde der Name meist Flemming geschrieben, was wohl dadurch veranlaßt wurde, daß er sich auf dem Titel der Gedichte in der zweiten und den folgenden Ausgaben so geschrieben fand. In neuerer Zeit mag auch dazu veranlaßt haben, diese Form anzunehmen, daß sie auch im Hartensteiner Kirchenbuch vorkommt, aus welchem ein unsern Dichter betreffender Auszug im „Allg. Anzeiger der Deutschen" (1828 S. 469) und nach diesem in den „Blättern für literar. Unterhaltung" (1850 S. 504) mitgetheilt wurde. Dennoch scheint die Schreibung „Fleming" die richtige zu sein. Denn auf dem Titel der von ihm selbst herausgegebenen „Psalmen" und des „Klaggedichts", sowie auf dem Titel der ersten Ausgabe der Gedichte, welche von des Dichters Schwiegervater besorgt wurde, ist dessen Name also geschrieben; die nämliche Form kommt nicht bloß in der ersten, sondern

burg gehörenden Städtchen, geboren. Sein Vater, Abraham Fleming, welcher daselbst zuerst als Lehrer und später als Prediger angestellt war, hierauf, wenige Jahre nach der Geburt des Sohnes, nach Wechselburg versetzt wurde,*) muß, wie wir aus des Dichters eigenen Aeußerungen erfahren, angesehen und wohlhabend gewesen sein.**) Seine Mutter verlor er schon früh, doch wurde sie ihm in der zweiten Frau seines Vaters in einer Weise ersetzt, wie es bei einer Stiefmutter selten der Fall ist. Dieselbe wußte sich die Liebe des Knaben in solchem Grade zu erwerben, daß er stets mit den dankbarsten Gefühlen an sie dachte und diese in seinen Gedichten zu wiederholten Malen aussprach. Während er in denselben des Vaters, der Mutter und der Schwestern gedenkt, thut er niemals von einem

auch in allen folgenden Ausgaben sowohl in den Titeln der einzelnen Abschnitte, als in einer nicht geringen Zahl von Gedichten vor und endlich schreibt ihn Olearius in seiner Persianischen Reisebeschreibung nie anders. Auffallend ist allerdings, daß das Taufregister die Form „Flemming" hat; allein wenn sich der Vater auch also schrieb, so ist aus den oben erwähnten anderweitigen Ueberlieferungen der Schluß zu ziehen, daß der Sohn fortwährend und zwar schon als Student die andere Form gebrauchte.

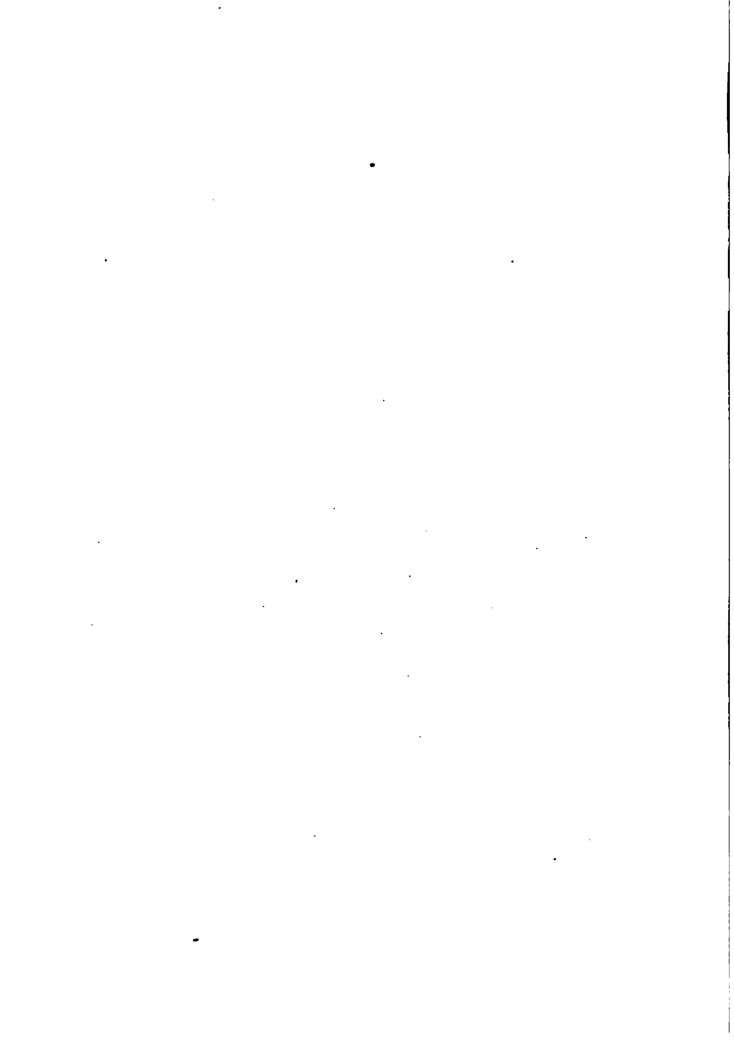
*) In den „Blättern für literar. Unterhaltung" (a. a. O.) wird dem oben erwähnten Auszug aus dem Kirchenbuch die Bemerkung beigefügt, daß Flemings Vater von Hartenstein zuerst nach Topffeifersdorf und erst später nach Wechselburg versetzt wurde. Ob sich diese Bemerkung schon im „Allgem. Anzeiger" findet, wissen wir nicht, da uns derselbe nicht zu Gebote steht; auch ist uns unbekannt, worauf sich diese Behauptung stützt.

**) In der Grabschrift, die er wenige Tage vor seinem Tode dichtete (Ged. d. S. 670), sagt er:

„Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Deß Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frey, meine; kunte mich aus meinen Mitteln nehren".



Paul Flemming.



Bruder Erwähnung, so daß er wohl der einzige Sohn gewesen sein wird. Die Kindheit des Dichters verfloß in den lieblichen, von der Mulde bespülten Gegenden heiter und glücklich; das Andenken an sein geliebtes Hartenstein verließ ihn auch in weiter Ferne nicht. So beginnt die „Elegie an sein Vaterland", welche er im Tscherkessenland dichtete, mit den tiefgefühlten Versen:

„Ach, daß ich mich einmahl doch wieder soll' erfrischen
An deiner reichen Lust, du edler Mulden-Fluß.
Da du so sanfte gehst in bergichten Gepüschen,
Da, da mein Hartenstein mir boht den ersten Kuß.
Wie jung, wie klein ich auch ward jener Zeit genommen
Aus deiner süßen Schoß, so fällt mirs doch noch ein,
Wie offt ich lustig hab in deiner Fluth geschwommen;
Mir träumet offte noch, als solt' ich umm dich seyn!"

Den ersten Unterricht erhielt er wahrscheinlich von seinem Vater, der ihn später, als er zum Knaben herangewachsen war, auf die Fürstenschule in Meißen schickte. Dort beschäftigte ihn vorzüglich das Studium der alten Sprachen, die er sich bei der strengen Methode jener Zeit in solchem Grade aneignete, daß er schon damals lateinische Poesien verfaßte. Doch auch die deutsche Dichtkunst zog ihn an, die durch Opitz eine so erfolgreiche Umgestaltung gewonnen hatte, und es scheint, daß er sich schon damals in deutschen Dichtungen versuchte. Das Gedicht „Zur Wechselburg", in welchem er das Wiedersehen der lieblichen Heimat besingt, scheint aus jener Zeit zu stammen. Es ist dasselbe zwar noch von äußerster Unbeholfenheit in der Sprache und von großer Roheit in der Form, auch ist der Gedankenkreis, in welchem sich das Gedicht bewegt, noch sehr beschränkt; allein es läßt sich nicht verkennen, daß es der Ausdruck einer lebhaften Empfindung ist, wie sie sich nur in einem dichterisch erregten Gemüth entwickeln konnte.

Als er seine Vorbereitungsstudien vollendet hatte, bezog er (1628) die Universität Leipzig, wo er sich, wie es scheint, der Theologie widmen sollte, die er jedoch bald mit dem Studium der Medizin vertauschte. Doch so fleißig und gründlich er diese Wissenschaft studierte, so wurde er doch darüber der Dichtkunst nicht untreu,*) denn obgleich gewiß viele Gedichte aus der Zeit seines Leipziger Aufenthalts verloren gegangen, vielleicht von ihm selbst vernichtet worden sind, so sind uns doch noch so viele aus diesen Jahren überliefert worden, daß wir aus ihnen die Stoffe kennen lernen können, die den Jüngling damals vorzugsweise beschäftigten. Schon im Jahre 1631 trat er mit einer Sammlung religiöser Dichtungen hervor: „Davids, des hebräischen Königs und Propheten, Bußpsalme, und Manasse, des Königs Juda, Gebet, als er zu Babel gefangen war. Durch Paul Flemingen in deutsche Reime gebracht" (Lpz. 1631 4°) und ein Jahr später erschien: „Paul Flemings Klaggedichte über das unschuldigste Leiden und Tod unsers Erlösers Jesu Christi" (Eb. 1632 4°). Diese Dichtungen sind, so wie einige andere geistliche Gedichte, die aus der nämlichen Zeit stammen, in Alexandrinern abgefaßt, die meist hart sind und sich in großer Unbeholfenheit bewegen; auch ist der einzelne Ausdruck noch häufig matt und gezwungen und der Geschmacklosigkeiten begegnen nicht wenige, so z. B. wenn er im „Klaggedicht" in die Erzählung biblischer Geschichten

*) — — „Ich binn von Jugend her
Der Wissenschaft befreund, die ich nicht ohn gefehr
Und obenhin nur weiß. Apollo hieß mich trincken
Aus seiner Kastalis, sobald ich fühlte sincken
In mich den milden Rausch, der voll an Nüchternheit
Und satt an Hunger macht, der nach der Weisheit schreyt".
(An Grahmann, Gedd. Jena 1652. S. 201.)

mythologische Anschauungen vermischt. So heißt es bei dem Bericht der Gefangennehmung Jesu: (Gedd. S. [illegible]

„Auff Schläffer! Schläffer auf! Jetzt kömmt der Capitain
Auff das Gethsemane. Jetzt läßt man ihn gleich ein?
Du Mörderischer Schelm, in Pluto Grufft erzogen,
Du hast beym Phlegeton Erynnis Brust gesogen,
Die blaue Neides-Milch. Du kömpst bey später Nacht
Jetzt von Avernus her, gerüstet mit der Macht
Der tollen Furien. Was sind die Spieß und Stangen,
Als der Tisiphone Gifft-auffgelauffne Schlangen?
Alecto brennend Pech und Schwefel um sich schwingt,
Wenn man die Fackeln sieht“ u. s. w.

Der Dichter kennt beinahe noch kein andres Mittel, Eindruck hervorzubringen, als Anhäufung von Antithesen, an welchen er allerdings reich ist und die oft glücklich gewählt sind.

So wenig poetischen Werth diese und einige andere ähnliche Dichtungen aus dieser Zeit haben, so lassen sie uns dagegen einen sichern Blick in das Innere des jungen Dichters werfen. Er erscheint in ihnen tief gläubig und fromm. Jedes Wort der Schrift ist ihm ein Heiligthum, das unbedingten Glauben verlangt und dem er auch mit voller Hingebung unbedingten Glauben schenkt. Nicht der leiseste Zweifel steigt in seinem Gemüthe auf; seine religiöse Anschauung ist naive, kindliche und doch begeisterte Liebe, unzerstörbares Vertrauen, das ihn bis an das Ende seines kurzen Lebens begleitete, ihn weder in den vielfachen Gefahren, die er später zu bestehen hatte, noch bei dem herannahenden Tode verließ. Fleming hat sein religiöses Glaubensbekenntniß in einem kurzen Gedichte (Gedd. S. 31) niedergelegt, das wir hier mittheilen, ob es gleich wahrscheinlich aus späterer Zeit stammt, weil es auf das Entschiedenste bestätigt, daß er auch in spätern Jahren die kind-

liche Glaubensinnigkeit bewahrte, die er als Jüngling so oft aussprach.

Andacht.

„Ich lebe. Doch nicht ich. Derselbe lebt in mir,
Der mir durch seinen Todt das Leben bringt herfür.
Mein Leben war sein Todt, sein Todt war mir mein Leben,
Nur geb' ich wieder Ihm, was er mir hat gegeben.
Er lebt durch meinen Todt. Mir sterb' ich täglich ab.
Der Leib, mein Irdnes Theil, der ist der Seelen Grab:
Er lebt nur auf den Schein. Wer ewig nicht wil sterben,
Der muß hier in der Zeit verwesen und verderben,
Weil er noch sterben kan. Der Todt, der Geistlich heißt,
Der ist alsdenn zu spat, wann uns sein Freund hinreißt,
Der unsern Leib bringt umm. Herr, gieb mir die Genade,
Das dieses Leibes Brauch nicht meiner Seelen schade.
Mein alles und mein Nichts, mein Leben, meinen Todt,
Das hab' ich bey mir selbst. Hilffst du, so hats nicht noth.
Ich wil, ich mag, ich sol, ich kan mir selbst nicht rathen,
Dich wil ichs lassen thun. Ich lasse mich ganz dir:
Ich wil nicht meine sein. Nim mich nur, gieb dich mir!“

So fromm Fleming auch war, so war er dabei doch nichts weniger als finster; vielmehr überließ er sich gern der heiteren Fröhlichkeit, welche der Umgang mit gleichgesinnten Freunden gewährte. Manche derselben waren freilich wohl, wie es in der Jugend nur zu häufig zu geschehen pflegt, nur dem Namen nach Freunde und das Bündniß nur ein ganz äußerliches, wie es der Dichter selbst schildert:

„So leichtlich man iezund die Brüderschafften macht,
So leichtlich läßt man sie auch wieder auß der acht.
Die meisten pflegen wir beym Trunke nur zu schließen,
Die, wie sie worden sind, so wieder auch zerfließen“.*)

---

*) Nach seinem Traume, an seinen vertrautesten Freund. Gedd. S. 108.

Aber er hatte auch manchen wirklichen Freund, von dem er singen konnte:

„Du bist mir ähnlich ganz. Mein wollen ist dein Rath,
Auff nein, als wie auff ja. Dein Wille meine That,
Diß laß mir Freundschafft seyn, die mit dem Freunde lachen,
Und mit demselben auch sich gleich betrübt kann machen.
— — — — — Ich kans mit Wahrheit sagen,
Ein solcher, der bist du. Mich hat zu dir getragen
Die stille Neigung selbst, die die Gemüther kendt,
Und gleiche Regungen in gleiche Seelen sendt". *)

Ein solcher Freund war ihm vor Allen Hartmann Grahmann, der, wie er, die Medizin studierte und der später sein Begleiter auf der Reise nach Persien war. Solche waren Gloger, dessen frühen Tod er in einem tiefgefühlten Gedicht beweinte, da er in ihm einen Freund und Mitstrebenden verlor, Michels, bei dessen Promotion er ein Gedicht schrieb, in welchem er, gleichsam ahnend, die Vortheile großer Reisen besang; ein solcher war Tycho von Jessen, ein Däne, der, selbst dichtend, die Kunst seines Freundes zu schätzen wußte, ein solcher endlich war Christanius, an den er ein treffliches Trostgedicht richtete, als er in kurzer Zeit Vater, Mutter und Schwester verlor. (Gedd. S. 324.) Mit diesen Freunden, die zum Theil Einfluß auf seine poetische Entwickelung hatten, indem sie ihn nicht selten zur Production anregten, oder ihn wieder ermuthigten, wenn er an seinem Talente zweifelte oder böswillige Urtheile ihn lähmten, **) genoß er auch die Ver-

*) Gedd. S. 107.

**) An dir hab' ich gehabt, ach! ach gehabt! den Zeugen
Von meiner Poesie, wie sehr sie umzubeugen
Der hagre Neid erkühnt; wie schlimm er auf sie sieht,
Durch dich verlacht' ich ihn; du hubst mir das Gemüht
Ja mehr zum ewig seyn!"
(Auf Glogers Ableben, Gedd. S. 144.)

gnügungen, welche das Universitätsleben darbot, und er war bei allem Ernst der Gesinnung stets gern dabei, wo es fröhlich zuging. Ja er forderte selbst seine Freunde auf, das Leben zu genießen. In einem Gedichte auf den Geburtstag eines seiner besten Freunde (Gedd. S. 415) ruft er diesem zu:

„Sind wir itzt nicht in dem Mayen,
In der besten Jahres-zeit,
Da man alles sich sieht freuen,
Was sich reget weit und breit,
Da die stolze Welt sich putzt
Und im jungen Schmucke stutzt?

Du nur willst dich nicht bequämen
Zu der süßen Liebligkeit,
Und die Freude mitte nehmen,
So sich giebet diese Zeit?
Du nur thust nicht, kleine Welt,
Was der großen so gefällt?"

Was nützt der Ruhm nach dem Tode? fragt er weiter; der wahre Weise soll sich auch des Lebens freuen. Was er darunter versteht, sagt er in einer der folgenden Strophen:

„Was für Freuden mir behagen,
Sind von schnöden Lüsten weit,
Worzu mich die Sinnen tragen,
Ist vergönnte Fröhligkeit,
Was ist erbar, was gerühmt,
Was bedachte Weisen ziehmt".

Er wolle, fährt er fort, den Freund in das Rosenthal (den bekannten schönen Wald bei Leipzig) führen,*) und

*) Varnhagen, Biogr. Denkm. 4, 11, hat das Gedicht mißverstanden; denn Fleming beschreibt nicht einen wirklichen Spaziergang, sondern er berichtet nur, wie aus späteren Strophen unverkennbar ist, was die Wanderer auf einem solchen sehen würden.

wenn er müde sei, sich mit ihm in den Schatten einer Linde setzen, wo er ihm von dem verstorbenen Freunde erzählen würde, dessen Verlust ihn noch jetzt mit dem tiefsten Schmerz erfülle. Unter dem Eindruck dieser Erinnerung wollten sie dann einen Bund für das Leben schließen, der dauerhafter sein würde, als wenn es beim Glase geschähe. Hierauf, heißt es weiter, würden sie mit einander auch gesellige Vergnügungen aufsuchen, nach Gohlis, Schönfeld, Pfaffendorf ziehen, die ihnen Freuden aller Art bieten würden, welche er zum Theil in derben Zügen schildert; dort würden sie auch andere Freunde finden, mit denen sie sich bis zum Anbruch des neuen Tages ergötzen wollten.

Dieses Gedicht bietet zwar noch mancherlei Mängel; die Situation ist nicht scharf genug aufgefaßt, woher es kommt, daß sie leicht mißverstanden werden kann; das Ganze ist viel zu gedehnt und endlich ist der Ausdruck noch sehr häufig unbeholfen und selbst roh. Doch ist ein bedeutender Fortschritt nicht zu verkennen; die einzelnen Schilderungen sind voll sinnlicher Anschaulichkeit und die Empfindungen sind kräftig und wahr. Wie schön ist z. B. die Strophe, in welcher er von dem verstorbenen Freunde spricht:

„Was ich sinne, was ich dencke,
Das ist Dafnis für und für;
Wo ich mein Gesicht hin lencke,
Schwebt sein Geist noch stets vor mir.
Wach ich, schlaf ich, was ich thu,
So dunckt mich, er sieht mir zu".

Noch entschiedener zeigt sich der Fortschritt des Dichters in einem andern Liede (aus dem Jahre 1632) „An einen guten Freund", (S. 435) den er auffordert, den Schlägen des Schicksals Muth und heitern Sinn entgegenzusetzen. Dieses Gedicht, das schon deswegen Beachtung verdient, weil sich der Dichter zu mäßigen und zu beschränken weiß,

so daß der Hauptgedanke, ohne von Nebenideen zurückgedrängt oder gar erdrückt zu werden, klar und kräftig hervortritt, würde ganz untadelhaft sein, wenn nicht die zwei letzten Zeilen Ausdrücke enthielten, welche uns roh und gemein erscheinen, die aber freilich zu jener Zeit das Gefühl nicht verletzten. Wir theilen es, weil es kurz ist, vollständig mit.

„Laß der Zeit nur ihren Willen,
Und vergönn' ihr ihren Lauf,
Sie wird sich selbst müssen stillen,
Wenn wir nichts nicht geben drauf.
Meistes Elend wird verschmerzet,
Wenn mans nicht zu sehr beherzet.

Ist es heute trübes Wetter,
Morgen wird es heiter seyn;
Stimmen doch die großen Götter
Stets an Lust nicht überein.
Und wer weiß, wie lang er bleibet,
Der uns itzo so vertreibet.

Ob die Sonne gehet nieder,
Und den Erdkreiß traurig macht,
Doch so kömmt sie fröhlich wieder
Nach der überstandnen Nacht.
Herrschen itzund Frost und Winde,
Balde wird es seyn gelinde.

Unterdessen sey der deine,
Brich nicht ab der ersten Kost;
Labe dich mit altem Weine,
Und versuch den jungen Most.
Laß uns einen Rausch noch kauffen,
Ehe denn wir müssen lauffen".

Neben der Freundschaft erfüllte auch die Liebe das Herz des jungen Dichters, der durch sie zu manchen Gesängen begeistert wurde. Die erste Neigung scheint er einem Mäd-

chen gewidmet zu haben, das er unter dem Namen Rubelle besingt. Ihr widmete er eine Reihe lateinischer Gedichte: „Rubella, s. Suaviorum liber“ (Lps. 1631 4°), das wir nicht kennen und das überhaupt von der größten Seltenheit zu sein scheint. Von seinen deutschen Gedichten trägt keines ihren Namen, aber wahrscheinlich besingt er sie unter einem andern, denn es ist nicht anzunehmen, daß er wirklich so viele Geliebten gehabt habe, als Mädchennamen in seinen Gedichten vorkommen, es lassen sich deren wenigstens vierzig aufzählen und wenn man die Ueberschriften der verlorenen Gedichte dabei beachtet, über neunzig. Dagegen erwähnt er jene erste Geliebte öfters und zwar in einer Weise, die uns an der Innigkeit seiner Liebe nicht zweifeln läßt. *) Das schöne Verhältniß wurde, wie er in der unten angeführten Stelle berichtet, durch den Tod gelöst; die Geliebte starb an der Pest. Eine zweite, die er Rosille nennt und die vermuthlich dieselbe ist, die in einem schönen Sonett (Gedd. S. 649) Salvie heißt, **) wurde ihm ebenfalls durch den Tod entrissen; von einer dritten, er nennt sie Basile, mußte er sich trennen. ***) Ihr widmete er folgendes Sonett

*) „Rubelle, die ich pflag, mehr als mich selbst zu lieben,
Rubelle, von Gestalt und Sitten hoch-benahmt,
Dieselbe hatte mir die Pest auch auffgerieben,
Doch hat sich ihre Frucht inn mir sehr reich besaamt“.
(Elegie an s. Vaterland. Gedd. S. 99.)

**) Verzeihe dieses mir, du seelige Rubelle,
Daß ich mir Salvien erwehl' an' deine Stelle!
Ich seh ihr Antlitz an, Ihr Haupt, Ihr güldnes Haar,
Ihr reden, ihren Gang, wie wol ihr alles liesse:
An Salvien war gantz, was an Rubellen war,
Ach, daß doch Salvie nur auch Rubelle hiesse.

***) „Rubelle, die ist todt; Rosille lebt nicht mehr;
Die schöne Basile, die muß ich nun verlassen“. (Gedd. 613.)

(Gedd. S. 655), das schon von seiner Meisterschaft in der Behandlung dieser schönen Form zeugt.

An einen gewissen Baum.

Ich will zu deiner Hut ein' eigne Dryas stellen,
Daß kein gehörnter Hirsch, kein Behr, kein wildes Schwein
Zu stoßen sich erkühn an dein bemostes Bein,
Und daß kein feindlichs Beil dich etwa möge fällen.

So steht Silenus hier mit zweyen Mitgesellen;
Der Boden giebt dir Safft, der Himmel Sonnenschein,
Und dein gekraustes Haar soll stets durchsprungen seyn
Von aller Vögel Art, der lieblichen, der hellen.

Ich muß nun weit von dir, nun weit von der dahin,
Mit der ich unter dir offt froh gewesen bin,
Der schönen Basilen, die mir mein Hertze quählet,

Von dem dein stummer Mund viel weiß, und dennoch schweigt,
Darauff dein grüner Arm mit allen Fingern zeigt,
Und ein bewegter Zweig dem andern es erzählet.

Ohne Zweifel knüpfte er in Leipzig und später an andern Orten manches Liebesverhältniß an, von denen die meisten jedoch nur vorübergehend waren. Ein Sonett, (S. 662) das ohne Zweifel aus späterer Zeit stammt, theilen wir schon hier mit, weil es seine Unbeständigkeit, der jedoch, wie wir sehen werden, in der Folge eine tiefere und ernstere Neigung ein Ziel setzte, in geistreicher Weise entschuldigt.

An Filotate.

Ihr viel verweisen mir, Ich lieb' Ihr gar zu viel;
Ich selbst auch pflegs an mir offt ingeheim zu schalten.
Was aber kan ich thun? Wer schützt sich vor Gewalten,
Die stärker sind, als Er? Ich bin ein eintzigs Ziel,

An dem ein Jederman zum Ritter werden will.
Soll ich der Leute Gunst mit Liebe nicht vergelten?
Wer offt gehasset wird, der liebet selbst gar selten;
Wer lust zu karten hat, der liebet auch das Spiel.

Ist iemand Freundschafft gram, der hasse mich umm lieben!
Ich lieb Ihr noch so viel, als hier stehn angeschrieben:
Mein Lob wächst mit der Zahl. Du aber, schönster Brand,

Der tausend Sachen Glut, sey diß für andern allen
Geheim gesagt: Du bist Filotate genant,
Und heißest, was du bist. Mehr darff mir nicht entfallen.

Ein so reiches und tiefes Gemüth, wie Fleming, mußte die traurige Lage, in welcher sich das Vaterland befand, das Elend, das alle Schichten des Volkes niederbeugte, mit dem innigsten Schmerz erfüllen: eine Reihe von Gedichten, die er während seines Aufenthaltes in Leipzig verfaßte, geben davon Zeugniß, so wie von seiner Vaterlandsliebe, die sich nicht bloß auf seine engere Heimat Sachsen bezog, sondern das ganze Deutschland mit gleicher Innigkeit umfaßte; sie zeugen endlich auch von seiner treuen Anhänglichkeit an den Protestantismus, der durch die kaiserlichen Heere gerade damals so mächtig bedroht wurde. Das älteste von den Gedichten, in welchen er die politischen Verhältnisse berührt, schrieb er in das Stammbuch seines Freundes Christanius neben der Abbildung der Stadt Stralsund, deren muthige Vertheidigung gegen Wallensteins Angriffe er jubelnd preist. (Gedd. S. 56.)

Wenn sich auch das „Schreiben vertriebener Frau Germanien an ihre Söhne" (Gedd. S. 112—121) in der Darstellung unbeholfen bewegt, und es in ihm auch an Uebertreibungen und mancherlei Geschmacklosigkeiten nicht fehlt, so fesselt es doch durch die vaterländische Gesinnung, die sich darin ausspricht. Germania klagt ihren Söhnen, den Fürsten und Ständen des Reichs, das tiefe Elend, in dem sie sich jetzt befindet. Vertrieben, auch des Nothwendigsten beraubt, krank und abgeschwächt, gereicht ihr die Erinnerung an die Zeiten, wo sie die erste Stelle unter den europäi-

schen Staaten einnahm, an die Schlachten, die sie gegen die welterobernden Römer gewann, nur zum tiefsten Schmerz, da sie sehen muß, wie ihr freies Volk von fremden Herrschern unterdrückt, wie eine Provinz nach der andern verwüstet wird. Die Erde reiche nicht hin, die Todten aufzunehmen, fährt sie fort, die in der Schlacht getödtet oder von den herumstreifenden Rotten gemordet oder von der Pest und dem Hunger hinweggerafft wurden. Das Schmerzlichste sei ihr aber, daß ihre eigenen Kinder sich zerfleischen, denn dieß verkündige gewissen Untergang. Deshalb sei sie auch in die tiefste Verachtung gefallen und erblicke nirgend Hülfe. Einigkeit allein mache stark, wie man an den Niederlanden sehen könne, die sie den Deutschen als Muster aufstellt.

„O Meine, seht doch an die starken Niederländer,
Ihr obwohl kleines Land beschämt die gantze Welt;
Sie führen Thaten aus durch ihrer Bündniß Bänder,
Die über hoffen sind. Der Spanier, der fällt,
Muß lassen Schiff und Schätz" u. s. w.

Er gab seinem Schmerze über die Herabwürdigung, in die Deutschland verfallen war, in noch mehreren Gedichten Ausdruck, am kräftigsten in dem Sonett, in welchem er „die Enderung und Furchtsamkeit itziger Deutschen" beklagt, (Gedd. S. 158) das bei seiner inneren und äußeren Vortrefflichkeit wohl in spätere Jahre zu setzen ist, wo sein Talent zur höchsten Ausbildung gelangt war.

Itzt fällt man ins Konfect, in unsre vollen Schalen,
Wie man uns längst gedräut. Wo ist nun unser Muth?
Der außgestählte Sinn? Das kriegerische Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unserm eiteln prahlen.

Kein Pusch, kein Schützen-Rock, kein buntes Fahnenmahlen
Schreckt den Krabaten ab. Das ansehn ist sehr gut,
Das ansehn mein' ich nur, das nichts zum schlagen thut.
Wir feigsten Krieger, wir, die Föbus kan bestrahlen,

Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht umm sich leiden kan?
Des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne,

Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir starcken auff den Schein, so ists umm uns gethan,
Vns Nahmens-deutsche nur. Ich sags auch mir zum Hohne.

So sehr sein vaterländisch gesinntes Herz getrauert haben wird, daß fremde Heere Deutschlands Boden betraten, so mußte er, der überzeugungsvolle Anhänger des Protestantismus, doch es für ein Glück ansehen, daß der große Gustav Adolf von Schweden der bedrängten Reformation seine Waffen und sein Talent lieh. Er sprach dies schon im Jahre 1631 aus, als die Königin von Schweden nach Leipzig kam (Gedd. S. 432.). Es mag auffallen, daß Gustav Adolfs Sieg auf dem Breitenfeld bei Leipzig (7. September 1631), durch welchen das nördliche Deutschland von den kaiserlichen Heeren befreit und dem Protestantismus erhalten wurde, unsern Dichter nicht zu irgend einem Gesange begeisterte; dagegen hat er der Schlacht bei Lützen (16. November 1632), in welcher Gustav Adolf den Heldentod starb, ein Gedicht gewidmet, in welchem der Schmerz über des Königs Verlust von dem Jubel über den Sieg übertönt wird, weshalb er ihm auch den Titel „Dancklied" gab (Gedd. S. 293.). Manche Strophen desselben sind von wahrer Begeisterung eingegeben; wir führen nur Eine an:

„Elbe, Fürstin unsrer Flüsse,
Mach dich auff die feuchten Füße,
Eile, lauffe Nacht und Tag!
Meld' es mit beredten Wellen,
Daß die Ufer wieder-schöllen,
Wie der Feind für dir erschrack".

Fleming scheint geglaubt zu haben, daß Wallenstein ebenfalls gefallen war; ein Gerücht, das leicht durch Pappenheims

Tod hatte veranlaßt werden können. Indem er nämlich die Bürger Leipzigs anredet, sagt er:

„Seyd nun froh, ihr frommen Bürger,
Er ist todt, der wilde Würger,
Er ist todt und ihr seyd frey.
Ihr und wir und alle sagen,
Daß sich Gott für uns geschlagen,
Daß die Ehre seine sey“.

Dies würde beweisen, daß das „Dancklied“ unmittelbar nach der Schlacht gedichtet worden ist, da die Unrichtigkeit des Gerüchts doch bald darauf bekannt worden sein mußte; auch die letzte Strophe scheint dafür zu bürgen, da er darin die Ueberzeugung ausspricht, daß die vollständige Vernichtung des Feindes nahe sei, was er schon kurze Zeit nach der Schlacht nicht mehr hätte glauben können.

„Ist schon unser Heyland blieben,
Gott hat einen schon verschrieben,
Der ihn rechen kan und soll,
Ihn, uns und alle Frommen.
Kömmt Er? Ja! Er ist schon kommen:
Gläubige, gehabt euch wol!“

Diese Ueberzeugung hatte er schon wenige Monate nachher nicht mehr. „Die Neue-Jahrs-Ode 1633“ (Gedd. S. 290), in welcher er die zweimalige Verwüstung seiner Heimat beklagt, läßt uns vielmehr erkennen, daß er das einzige Heil nur noch von friedlicher Ausgleichung hoffte, die freilich noch weit entfernt war. Vielmehr zog sich der Krieg immer mehr in die Länge und wurde von Tag zu Tag mit größerer Erbitterung geführt; die Heere waren immer mehr darauf angewiesen, sich auf Kosten der Feinde zu unterhalten, weshalb jede Partei Alles aufbot, irgend ein feindliches Land zu besetzen, in welchem sie auf das Schonungsloseste hauste, die Städte plünderte, die Dörfer verbrannte, die wehrlosen Einwohner mordete. Es war schon längst

die Zeit eingetreten, wo der Krieg aufgehört hatte, Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zweckes zu sein; er war selbst zum Zweck geworden, wenigstens für die Soldaten und ihre Anführer, die daher jeden Augenblick bereit waren, ihre Partei mit der feindlichen zu vertauschen, sobald sie ihren Vortheil dabei fanden. So läßt Fleming in dem „Loob eines Soldaten zu Fuße" (Gedd. S. 111) einen solchen sagen:

— — „Wir retten Land und Leute,
Und machen sie auch arm, nach dem das Glükke fällt.
Die Herren sind uns gleich: Wir stehen feil umm Geld!"

Dieses Gedicht und das „Loob eines Soldaten zu Rosse" (S. 109), welche Fleming wahrscheinlich im Jahre 1632 oder 1633 dichtete, gehören unstreitig zu seinen besten. Auf der unmittelbarsten Anschauung fußend, bieten sie zahlreiche Züge dar, die eben so wahr aufgefaßt, als kräftig dargestellt sind. So stellen z. B. folgende Verse aus dem letztgenannten Gedichte den Charakter der Soldateska auf das Vortrefflichste dar:

— — — „Ich hab' es wohl erfahren:
Dem Kriege zieh' ich nach nun bey so vielen Jahren.
Ich weiß des Krieges Brauch. Ich gebe kein Quartier,
Und kähm ein General und König selbst mir für.
Ich achte dessen nicht, daß er von höhern Stamme,
Als ich, geboren ist. Diß eben macht die Flamme,
Daß ich mehr siegen will, indem er größer ist
An Ahnen, nicht an Muth. Ein tapfrer Geist erkiest
Ihm stets ein höhers aus, mit dem er möge ringen.
Der Ruhm, der wächst mit ihm, daß er aus hohen Dingen
Vorsinn entsprossen ist. Kein Adel dient vor mich.
Dieß Schwert, das adelt mich. Mein Ritter-Sitz binn Ich.
Mein Leib ist mein Pallast" u. s. w.

Unter solchen Verhältnissen war für Fleming keine Aussicht vorhanden, im Vaterlande irgend eine ruhige Stätte zu finden, in welcher er seinen Beruf hätte ausüben können,

am wenigsten in Sachsen, das schon zweimal der Schauplatz des Krieges geworden und von Freund und Feind fürchterlich verwüstet worden war. Wahrscheinlich war auch sein Vater schwer geschädigt worden und die zum dritten Male drohende Kriegsfurie ließ für jeden Besitzenden das Schlimmste erwarten. Zudem hatten seine Freunde zum Theil schon Leipzig verlassen, einige waren während ihrer Studienjahre gestorben, und so reifte in Fleming der Entschluß, in der Fremde die Ruhe und Sicherheit zu suchen, die ihm das Vaterland nicht gewähren konnte. In einem Gedichte aus dem Jahre 1638 spricht er es selbst aus, was ihn bewogen habe, die Heimat zu verlassen. (Gedd. S. 201.)

— — — „Als aber gleich der Krieg,
Erbarm es Gott, der Krieg, mit welchem wir uns Teutschen
Von so viel Jahren her nun gantz zu tode peitschen,
Mein Meissen drittens traf, so gab ich mich der Flucht,
Die niemand schelten kann, und ich mir offt gesucht.
— — — — — — —
Mein bleiben war nicht mehr. Zudem war diß mein Raht,
Was gilt bey uns ein Mann, der nicht gereiset hat?"

Freilich kostete ihm dieser Entschluß manchen Kampf: so traurig auch das Leben im Vaterlande war, so handelte es sich doch darum, die Heimat, Eltern, Geschwister, Freunde, wohl auch eine Geliebte zu verlassen, mit Einem Worte, Alles, was seinem Herzen lieb und theuer war. Diesen innern Kampf schildert er in dem schon erwähnten Gedichte „Nach seinem Traume" (Gedd. S. 105), das ohne Zweifel an seinen Freund Grahmann gerichtet ist:

„Muß ich den langen Tag gleich Nichts nicht thun als klagen,
Und mich vom Morgen an biß an den Abend schlagen
Mit der und jener Angst, die mir auch manche Nacht
Durch Kummer, Furcht und Pein dem Tage gleiche macht
Inn wachender Begier; so pfleget doch zuweilen
Die Sorgen meiner Quaal der Schlaaff zu übereilen,

Wie selten diß auch kömmt, und kehrt mir meinen Schmertz
Inn ein gewolltest Spiel und lächerlichen Schertz,
Als wie mirs heute gieng. Du weist, umm was ich traure,
Was, auff die Tränen auch, ich offt bey dir betaure:
Du weist es neben mit. Heut' ist der vierdte Tag,
Daß ich für Leide nicht für Leute gehen mag.
Ich zwinge mich inn mir, und kann mich doch nicht beugen,
Wie sehr ich wider mich mich führe selbst zum Zeugen.
Es ist kein ander Raath. Ich muß mich geeben drein,
Mann fragt nicht, ob ich wil. Es muß vertragen seyn.
Diß weiß ich mehr als wohl, und gleichwohl führ ich klagen,
Als ob ich mich der Noht des Glükkes könt entschlagen;
Umsonst ist's, was ich thu! Und thu ich noch so sehr,
Denn mein Verhängniß wils. Was darff ich wollen mehr?"

Nachdem er seinen innern Kampf noch weiter ausgemalt, fährt er fort:

„Was nutzet uns diß thun als nur zu unserm Schaden?
Indeß dreht Klotho hart an unserm schwachen Faden,
An dem diß Leben hängt. Die Jugend, die wird alt;
Die Schönheit schwindet hinn; Wir werden ungestalt,
Wir sind an Mangel reich, vergessen, das wir wissen.
Wer wil wol dermahleinst uns alte Jungen küssen?
Uns kluge Thoren ehrn? Freund, auff und laß uns gehn!
Auff! es ist hohe Zeit dem Uebel zu entstehn!
Versichre dich an Mir! Und woltestu gleich ziehen
Nach beyden Indien, inn Nord und Osten fliehen.
Durch Stürme, Hitz und Frost, durch raues Land und Meer,
Ich ziehe mit dir hinn, und komme mit dir her.
Wir fangen hie doch nichts, denn Wind mit vollen Händen:
Laß sehn, ob sich dann so wil unser Glükke wenden.
Sol uns gerahten seyn, so muß ein ander Land,
Ein ander Stand forthin uns füllen unser Hand."

Grahmann war wohl auch die Veranlassung, daß Fleming die Heimat verließ. Es hatte nämlich um diese Zeit der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein beschlossen, eine Gesandtschaft nach Moskau an seinen Schwager, den Zaar Michael Feodorowitsch, zu schicken, die zunächst den Zweck

hatte, den russischen Herrscher um freien Durchpaß für eine spätere Gesandtschaft nach Persien zu bitten. Grahmann sollte dieselbe als Arzt begleiten und wahrscheinlich auf dessen Empfehlung erhielt Fleming, der schon 1631 Magister geworden war, *) bei der Gesandtschaft die Stelle eines Hofjunkers und Truchsessen. Der Abschied von seinen Eltern und Geschwistern war schmerzlich; seine Stiefmutter, die stets wahre Mutterliebe für ihn gefühlt hatte, ließ ihn nur ungern scheiden. „Ich sehe noch die Angst", ruft er in dem Sonett auf ihrem Tod aus, den er in Persien erfuhr (Gedd. S. 666):

„Ich sehe noch die Angst deß fürchtenden Gerichtes,
Als, Mutter, ich vor Euch mit halber Freude trat,
Und ümm zu reisen aus, gewollten Urlaub bat,
Den ich Euch fast zwung ab. — — —

Verzeiht mirs; Seelige, hab' ich Euch da betrübt,
Und etwas fremdes mehr, als Euren Wunsch geliebt,
Was Gott beschlossen hat, ist mir und Euch geschehen."

Auch seine Freunde wollten ihn nicht scheiden lassen; daher ruft er in dem schon erwähnten Trostliede an Christenius aus (Gedd. S. 329):

„Mutter, Deutschland, und auch ihr,
Vater, Mutter, Schwester, Freunde,
Mein, erlaubet dieß doch mir,
Das ihr mehr wünscht eurem Feinde,
Daß ich ferner Länder Zier,
Unserm Meißen setze für."

Es ist nicht ohne Interesse zu gewahren, daß damals das Bewußtsein seiner Dichterkraft in ihm erwachte. In

*) Auch muß er schon in Leipzig zum kaiserlichen Dichter gekrönt worden sein, da ein Gedicht seines Freundes Christenius vom 25. Januar 1632, in welchem er ihm zum Namenstag Glück wünscht, ihn als solchen bezeichnet. (Gedd. S. 250.)

dem ebenerwähnten Gedicht an Christenius sagte er in den folgenden Strophen:

„Ist mir Gott und Glücke gut,
Daß ich mit gelehrten Küssen,
Wie mein Opitz täglich thut,
Euch hinwieder soll begrüßen;
Dann soll meiner Verse Lust
Auch bei Fremden sein bewußt.

Meine Poesie steht hier
Und verpflichtet sich bey treuen,
Dermahl eins soll ihre Zier
Nur zu eurer Lust gedeyen.
Euer ist's, was sie begehrt
Und in fremder Welt erfährt."

Im Sommer 1633 reiste er nach Gottorf, der Residenz des Herzogs, wo die Vorbereitungen zur großen Reise getroffen wurden, welche später der treffliche Olearius, der der Gesandtschaft als Rath und Secretair beigegeben war, in würdiger Weise beschrieb.*) Während seines Aufenthalts in Gottorf, vielleicht aber auch schon in Leipzig oder in Wechselburg, als er von den Seinigen Abschied nahm, dichtete er das schöne Lied „In allen meinen Thaten" (Gedd. S. 287), das in viele Gesangbücher aufgenommen wurde. Ob der Herzog von Holstein, der die für sein Land, seine Kräfte und seine Zeit jedenfalls großartige Sendung unternahm, wirklich höhere Absichten hatte, als den persischen Handel nach Holstein zu ziehen, was jedenfalls der offen ausgesprochene Zweck war, wissen wir nicht. Fleming scheint aber der Meinung gewesen zu sein, daß es sich dabei auch darum handle, mit Hülfe Persiens die Türken aus Europa zu vertreiben. Wenigstens spricht er diese Ansicht

*) Maskowitische und Persianische Reisebeschreibung. Schleswig 1647. Fol. Mit Kupfern u. ö.

offen genug in einer Ode „An die Holsteinischen Abgesandten" aus, die er ohne Zweifel noch in Gottorf dichtete (Gedd. S. 478) und in einer zweiten, die er nach der Abreise von Hamburg verfaßte. Selbst noch in dem Glückwunschschreiben an den Herzog Friedrich, das er auf der Rückreise in Astrachan dichtete (Gedd. S. 196) und wahrscheinlich vor ausschickte, deutet er darauf hin, da er es bei seiner Stellung nicht ausdrücklich sagen konnte. Wir machen auf dieses Gedicht aber auch deswegen aufmerksam, weil es eine vortreffliche Charakteristik des edlen Fürsten enthält, dessen Land von dem Krieg noch unberührt geblieben war, und der so großartige Pläne fassen und deren Ausführung unter den größten Opfern wenigstens anbahnen konnte, während die andern deutschen Staaten unter dem gränzenlosesten Elend schmachteten.

Die Gesandtschaft, an deren Spitze der gewaltthätige Brüggemann und der milde Kruse standen, verließ Gottorf am 22. October 1633, gieng zunächst nach Hamburg, von da nach Lübeck und Travemünde, wo sie sich am 9. November einschifften. Am 13. erreichte sie Riga, wo sie fünf Wochen auf Frost und Schlittenbahn warten mußte, weil die morastige Gegend in dieser Jahreszeit eine andere Reiseart unmöglich machte. Nach einer beschwerlichen Fahrt gelangte man am 23. December nach Dorpat und am 3. Januar 1634 nach Narwa, wo man genöthigt war, eine schwedische Gesandtschaft zu erwarten, die sich an die holsteinische anschließen wollte. Da sich die Ankunft derselben lange verzögerte, so wurde ein Theil der Begleitung unter Leitung Flemings mit dem schweren Gepäck nach dem berühmten Groß-Naugart (Nowgorod-Weliki) vorausgeschickt, wo er an Heinrich Nienborg, dem deutschen Oberdolmetscher des Zars einen ebenso gemüthreichen als gebil-

deten Freund gewann, der ihm seinen längeren Aufenthalt in der merkwürdigen Handelsstadt mit wahrer Hingebung angenehm zu machen suchte. Derselbe war mit den neuen Erscheinungen im Gebiete der deutschen Dichtkunst wohlbekannt, und wie Fleming schon in Riga in einem Sonett (Gedd. S. 569) seine Freude ausgesprochen hatte, daß die deutsche Poesie dort Anerkennung gefunden, so jubelte er in einem leider nur unvollständig erhaltenen Gedichte „An Nienborg" (S. 74), daß sie auch am „Wolchaw" bekannt sei. In einem andern Gedichte „In grooß Naugart der Reußen (S. 70)" überblickt er seine gegenwärtige Lage und sucht sich vor sich selbst zu rechtfertigen, daß er das Vaterland verlassen habe. Dieses, das immer noch von den Kriegsfurien heimgesucht werde, könne ihm nichts bieten. „Kannst du nicht an der Elbe", ruft er sich zu,

„Und Mulde sicher sein, so such ein andre statt,
Die mit geringer Lust auch wenger Sorgen hatt.
Die Welt ist grooß genung. Stürmt Eol diese Seiten,
So laß dein kluges Schiff ihm nicht entgegenstreiten.
Fleuch dort nauß, tobt er hier. Ein Weiser dient der Zeit,
Nimmt sein Verhängniß auff, wie es die Hand ihm beut,
— — — Du auch, machs, wie sichs fügt,
Und hülle dich in dich, biß daß sich Sturm und Regen,
Nach dem sich Föbus zeigt, hinwieder werden leegen.
Des alten Vaters Noht, der frommen Mutter Leid,
Der lieben Schwestern Angst, so vieler Freunde Neid,
Setz Itzt ein weenig aus. Thu, was der Himmel heißet,
Nimm der Bequemheit wahr, eh sie sich dir entreißet,
Zeuch inn die Mitternacht, inn das entleegne Land,
Das mancher tadelt mehr, als das ihm ist bekandt.
Thu was dir noch vergünnt der Frühling deiner Jahre.
Laß saagen, was man wil. Erfahre du das wahre:
Dem traut man, was man sieht. Und hoffe diß darbey,
Daß inn der Barbarey auch was zu finden sey.

Das nicht barbarisch ist. Wolan, ich bin vergnüget;
Es hat mich nicht gereut, daß ich mich her verfüget."

Die bisherige Reise, fährt er fort, sei ja glücklich zurückgelegt worden, und das Land, in welchem er sich jetzt befinde, ernähre ein friedliches Volk, das mit Wenigem zufrieden sei. Die Schilderung, die er hierauf von dem Leben und den Sitten dieses Volkes giebt, ist mit Liebe ausgeführt und gewährt eine Fülle glücklicher Züge.

So sehr er sich in Groß-Naugart gefiel, so sehr sehnte er sich doch nach seinen zurückgebliebenen Freunden, deren Ankunft sich immer noch verzögerte, wie ein Sonett „An den Gesandten" (S. 563) und eine Ode „An Grahmann" (S. 405) „den besten seiner besten Freunde" bezeugen. Endlich trafen die Gesandten ein und die Reise wurde am 31. Juli fortgesetzt. Am 14. August hielt die Gesandtschaft ihren feierlichen Einzug in Moskau, wo sie bis zum 24. December verblieb. Es scheint nicht, daß Fleming während des dortigen Aufenthalts irgend poetisch thätig gewesen sei; einige Gedichte, die er jedenfalls in Moskau verfaßte, sind wohl bei seinem spätern Aufenthalt in dieser Stadt entstanden. Wahrscheinlich war er durch seine Stellung so sehr in Anspruch genommen, daß er weder Zeit noch die rechte Stimmung zu dichterischer Thätigkeit finden konnte. Als der nächste Zweck der Gesandtschaft erreicht war, das heißt, als sie vom Zar die Erlaubniß erhalten hatte, unter dem Schutze des Herrschers durch Rußland nach Persien zu ziehen, trat sie die Rückkehr in die Heimat an, theils um den Herzog von den bisherigen Resultaten zu unterrichten, theils um die nöthigen Vorbereitungen zur größern Reise nach Persien zu treffen. Sie verließ Moskau am 24. December, gelangte am 5. Januar 1635 nach Narwa und am 10. nach Reval, wo sie einen großen Theil des Gefolges

und darunter auch unsern Dichter zurückließ. Dort erwarb er sich durch sein Talent und seinen liebenswürdigen Charakter bald Bekannte und Freunde, unter welchen sich vorzüglich die Professoren Rainer Brockmann und Timotheus Polus nah an ihn anschlossen.

Da diese eben so gelehrt als fein gebildet waren und sich zudem in deutschen Dichtungen versucht hatten, konnten sie das Talent Flemings in seinem ganzen Umfang würdigen. Auch die jungen Frauenzimmer bezeugten dem Dichter ihre Achtung *), und trugen nicht wenig dazu bei, ihm den Aufenthalt in Reval angenehm zu machen, so wie sie ihn auch zu manchem Gedichte begeisterten. Wahrscheinlich irrte seine Neigung eine Zeit lang von der Einen zur Andern, bis ihn endlich Anna Niehusen, „Herrn Heinrich Niehusen, Aeltermanns und fürnehmen Kaufmanns Tochter" fesselte, die aber seine Neigung nicht erwiederte. Viele Gedichte, namentlich Sonette, beziehen sich auf dieselbe, die er unter mancherlei Namen verherrlichte, aus denen man zum Theil leicht entnehmen kann, daß er sie dabei im Sinne hatte. Wenn er z. B. eines seiner verlornen Sonette an „Lithokardie" (Steinherz) richtet, so ist es leicht einzusehen, daß er darunter keine andre meint, als diejenige, über deren Härte er sich in einem andern uns erhaltenen Sonette beklagt, das zu seinen schönsten und tiefgefühltesten gehört (Gedd. S. 636).

An den Steinbruch zu Reval.

Du Zaum des frohen Belths, dem deine starke Brust
Sich männlich setzet vor, daß sich die Wellen brechen,
Und in sich ummgewand sich an sich müssen rechen,
Und kehrn den schwachen Zorn in leichten Sand und Wust,

*) Drei derselben übersandten ihm ein kleines Gedicht (S. 260 und einen Kranz (S. 654).

Der du dem Lande Schutz, der Stadt Zier geben must.
Der Stadt, so jenseit ist so reich an süssen Bächen,
Hier an gesalzner See, an Höhen und an Flechen,
Darinnen Harris wohnt, die Seele meiner Lust:

Ich gienge zu dir ein, du Lustberg der Sirenen,
Mich meiner Liebes-Angst ein wenig zu entwöhnen,
So giebst du mir an dir mehr anlaß noch darzu.

Du bist zwar harte wol, doch kan dich Eisen zwingen:
So lange müh' ich mich; Ihr ist nichts abzudringen;
Ihr festes Hertze muß noch härter sein als du.

Eben so sicher ist es, daß die Dulkamera, der ein andres Sonett gewidmet ist (S. 646), keine andre ist, als die geliebte Anna; auch ist sie wohl die Charitinne, deren „harten Sinn" er in einem leicht dahinfließenden Liede umzustimmen sucht (S. 501), sowie die stolze Zynthia, von deren Fesseln sich befreit zu haben, er sich Glück wünscht, während doch der Schmerz über Nichterwiederung seiner Liebe aus jedem Worte spricht (S. 496), oder die Askulane, der er unversehens einen Kuß raubte (S. 659). Auch mögen ihr viele Gedichte, namentlich Sonette gewidmet sein, in denen keine Namen erwähnt werden.

Aber Fleming besang in Reval nicht bloß seine Liebe; sein Talent hatte sich schon so mächtig entfaltet, daß seine Lieder seitdem in reichster Fülle strömten. Zwar lassen sich außer einer Anzahl von Gelegenheitsgedichten keine als bestimmt in Reval entstanden nachweisen; doch ist mit Gewißheit anzunehmen, daß er noch manche von den erhaltenen wie von den verlornen dort verfaßt habe. Die Gelegenheitsgedichte an Freunde, auf Leichenbegängnisse und Hochzeiten, an die Gesandten, deren Rückkehr auch von ihm mit Sehnsucht erwartet wurde, sind zwar meist von keinem besondern dichterischen Werth, wogegen sie formell die frühern weit übertreffen; aber es finden sich doch auch

einige, die zu seinen gelungensten Erzeugnissen gehören, so die seelenvolle Ode „Auf Timothei Poli Töchterleins Ihr Absterben" (S. 325) und das Hochzeitslied: die „Lieffländische Schneegräfin" (S. 163), die er kurz vor seiner Abreise von Reval dichtete. Es ist dieses Gedicht nicht blos an Erfindung, Anlage und Ausführung vortrefflich, es zeichnet sich auch durch den muthwilligsten und lebendigsten Humor aus, der sonst bei Fleming nicht hervortritt. Die Schilderung des Trinkgelags kann dem Trunckengespräch von Fischart füglich an die Seite gesetzt werden.

Endlich kamen die Gesandten in Reval ein. Sie hatten eine unglückliche Fahrt gehabt: ihr Schiff war in Folge eines heftigen Sturms am 9. November 1635 vor der bei Reval gelegenen Insel Hoheland gestrandet. Doch waren alle Personen und die meisten Güter gerettet worden. Fleming feierte die Rettung der Gesandten in einem Wechselgesang der Syrenen und Satyrn (S. 457). Da die Beglaubigungsschreiben bei dem Schiffbruch verloren gegangen waren, mußten sich die Gesandten neue aus Holstein kommen lassen, was sie nöthigte, noch ein Vierteljahr in Reval zu verbleiben, wo Fleming namentlich im Umgange mit Kruse, Olearius und Grahmann noch glückliche Tage verlebte.

Am 2. März 1636 konnte endlich die Reise fortgesetzt werden und sie wurde verhältnißmäßig so schnell zurückgelegt, daß man schon am 29. in Moskau feierlich einziehen konnte. Während des dreimonatlichen Aufenthalts in der Hauptstadt Rußlands erneuerte Fleming seine alten Bekanntschaften und schloß neue. Geburtstage seiner Freunde und andere Gelegenheiten gaben ihm auch hier Veranlassung zu mancherlei Gedichten; sie zeugen beinahe alle von heiterer Gemüthsstimmung. Wie angenehm ihm überhaupt der Aufenthalt gewesen sein muß, spricht sich lebendig aus in dem

schönen Sonett „An die große Stadt Moskaw, als er schied“ (Gebd. S. 581):

Prinzessin deines Reichs, die Hollstein Mume nennt,
Du wahre Freundin, du, durch welche Gunst wir wagen,
Was Fürsten ward versagt, und Köngen abgeschlagen,
Den Weg nach Aufgang zu. Wir haben nun erkennt,

Wie sehr dein freundlichs Herz in unsrer Liebe brennt.
Die Treue wollen wir mit uns nach Osten tragen,
Und bey der Wiederkunft in unsern Landen sagen:
Das Bündnüß ist gemacht, das keine Zeit zertrennt.

Des frommen Himmels Gunst, die müsse dich erfreuen,
Und alles, was du thust, nach Wunsche dir gedeihen,
Kein Mars und kein Vulcan dir überlästig seyn.

Nim itzo diß Sonet! Komm ich mit Glücke wieder,
So wil ich deinen Preiß erhöhn durch stärckre Lieder,
Daß deiner Wollgen Schall auch hören soll mein Rhein!

Am 16. Juni verließen die Reisenden Moskau, schifften sich bei dem Kloster Simana auf der Moskwa ein, die Fleming in einem Sonett begrüßte (S. 589). Am 2. Juli gelangten sie an den Ausfluß der Moskwa in die Occa, auf welcher der Dichter seinen Namenstag beging. Das Sonett, das er zur Feier desselben dichtete (S. 575), gehört zu seinen bessern.

So komme du denn her, du schöne der Najaden,
Weil meine Basile, des Himmels schönstes Kind,
Mich itzt nicht binden kann, ümm daß wir ferne sind;
Komm, Ocke, Zier der Lust mit deinen Oceaden

Und Hamadryaden, die oftmahls mit dir baden,
Komm binde mich für sie! Der kühle Westen-Wind
Bricht Blumen durch den Thal, da manche Nymfe rinnt,
Und schwimmet auf uns zu, mit Farben schwer beladen.

Ließ Rosen, Müntze, Klee, Borrag und Quendel auß,
Mach für mein Haupt und Hand mir einen Krantz und Strauß,
Und hauch' ein Lüftlein drein, das nach der Liebe rieche.

Ihr andern gehet aus, führt ein belaubtes Zelt
Von jungen ästen auf. So ist es wol bestellt:
So will ich frölich seyn, biß Föbus sich verbleiche.

Am 11. Juli gelangte man nach Nisen oder Nisenowogrod (Nisen-Naugart) und zur Wolga, wo ein vorausgeschickter Holsteinischer Schiffsbaumeister zur weiteren Fahrt der Gesandtschaft ein Schiff gebaut hatte. Am 30. Juli verließ man Nisen, und gelangte am 5. August zur Insel Spassalbalke, auf welcher Fleming den Namenstag der Braut des Gesandten Kruse durch eine Ode feierte (S. 454). Dieser hatte sich nämlich während seines Aufenthalts in Reval mit einer der dortigen liebenswürdigen Jungfrauen verlobt.

Noch boten sich auf der weitern Fahrt manche Veranlassungen zu poetischen Ergüssen dar; so beklagte er in einem Sonett (S. 665) den Tod Tobias Hübners, den er durch nachgesandte Briefe erfahren hatte; in drei andern besang er Berge, die wegen ihrer Gestaltung oder der sie berührenden Sagen die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zogen (S. 583 u. 586), oder das Schiff, das sie ihrem Ziele zuführte, (S. 579. 592); in andern schilderte er die Stürme, die die Reisenden zu bestehen hatten (S. 585) oder er rief den Beistand der Nymphen der Wolga um eine glückliche Fahrt an (S. 577). „Mit frischquellendem Gesang", sagt Varnhagen, „ergreift er jedes Begegniß, feiert er die festlichen Tage der Gefährten, begrüßt er die neuen Ströme, Berge und Städte, die sich dem Anblick darbieten. Der Dichter erscheint hier wirklich in einer höhern Sendung; wie ein guter Geist waltet er unter den Genossen, die rohe Gegenwart in edleres Dasein erhebend, inmitten der Gefahren und Drangsale den guten Muth anfrischend, jedes werthe Verhältniß in freundlicher Sitte pflegend und den Kreis des Zusammenlebens durch jede schöne Erinnerung

und Hoffnung erweiternd. Der Aufenthalt in Astrachan „der Königlichen Stadt", rief eine Reihe von Gedichten hervor, in denen sich die Freude an der schönen und fruchtbaren Landschaft ausspricht, die den Reisenden so manche köstliche, in ihrer nördlichen Heimat unbekannte Früchte darbot. („An Imhof" S. 90. „An die Trauben" S. 589. „An die Pfirsiche" S. 590.)

So glücklich im Ganzen, mancherlei Unannehmlichkeiten und vorübergehende Gefahren abgerechnet, die Reise bis jetzt verlaufen war, so herrschte dagegen schon seit längerer Zeit unter den Reisenden große Unbehaglichkeit, die durch das willkürliche und herrschsüchtige Benehmen des Gesandten Brüggemann hervorgerufen worden war. Obgleich der zweite Gesandte Kruse ihm völlig gleichgestellt war, so maßte sich jener doch eine Oberherrschaft über denselben an, und er verfolgte und quälte oft auf gemeine Weise diejenigen, die sich an diesen anschlossen, während er die Andern, die sich zu ihm hielten, bei jeder Gelegenheit bevorzugte. Um so näher schlossen sich Kruse und seine Freunde an einander an, und besonders entspann sich zwischen Fleming und Olearius ein inniges Verhältniß, das sich immer fester knüpfte, je offener Brüggemann ihnen seine Abneigung fühlen ließ. Fleming wartete nicht erst auf eine Gelegenheit, um dem Freunde seine Liebe und Achtung zu bezeugen; er gab in einem schönen Gedichte, das er vor Astrachan niederschrieb (S. 93), seinen Gefühlen begeisterten Ausdruck. Wenn er darin den Freund als die Seele des ganzen Unternehmens schildert, so hat er sich weder durch seine Vorliebe noch durch die poetische Begeisterung zu Uebertreibung hinreißen lassen; er hat darin nur die Meinung aller Besseren im Gefolge der Gesandten ausgesprochen. Ob er gleich in diesem Gedicht seinen Schmerz über das in Deutschland

herrschende Elend ausspricht, das auch den Freund bewogen habe, das Vaterland zu verlassen,

„Das liebe Vaterland, das kaum noch ist zu kennen,
Von Wehmuth ungestalt, von Wehmuth aller Noth,
In der es ohne todt nun ist so lange todt,
Sein eigen Schwerdt und Graab",

so nahm der Unmuth gegen das herrschsüchtige und oft sogar wilde Benehmen Brüggemanns in solchem Maße zu, daß sich Fleming sogar Vorwürfe machte, das Vaterland verlassen zu haben (S. 579).

An Deutschland.

Ja Mutter, es ist war. Ich habe diese Zeit,
Die Jugend mehr als faul und übel angewendet.
Ich hab' es nicht gethan, wie ich mich dir verpfändet:
So lange bin ich aus, und dencke noch so weit.

Ach Mutter, zürne nicht! es ist mir mehr als leid,
Der Vorwitz, dieser Muth, hat mich zu sehr verblendet,
Nun hab ich allzuweit von dir, Trost, abgeländet,
Und kan es anders nicht, wie hoch es mich auch reut.

Ich bin ein schwaches Both ans große Schiff gehangen,
Muß folgen, wie und wenn und wo man denckt hinaus;
Ich will gleich, oder nicht: es wird nichts anders draus.

Indessen meyne nicht, O du mein schweer Verlangen,
Ich dencke nicht auf dich, und was mir frommen bringt:
Der wohnet überall, der nach der Tugend ringt.

Doch überwand er diesen Anflug von Verzweiflung bald, indem er ihr mit jugendlichem Muth entgegentrat (S. 576).

An Sich.

Sey dennoch unverzagt! Gieb dennoch unverlohren!
Weich keinem Glücke nicht! Steh höher als der Neid!
Vergnüge dich an dir; und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wieder dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkohren.
Nimm dein Verhängniß auf! Laß alles unbereut,
Thu, was gethan muß seyn, und eh man dirs gebeut.
Was du noch hoffen kanst, das wird noch stets gebohren.
Was klagt, was tobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an:
Diß alles ist in dir; laß deinen eiteln Wahn,
Und eh' du förder gehst, so geh in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist, und sich beherrschen kan,
Dem ist die weite Welt und alles unterthan.

Da die Freunde sich während ihres Aufenthalts in Astrachan freier bewegen konnten als auf dem Schiffe, und sie namentlich die Nähe Brüggemanns meiden konnten, so genossen sie dort manchen fröhlichen Tag; auch nahm Fleming bei der Abreise, welche am 10. October stattfand, von der gastfreundlichen Stadt in einem hübschen Gedicht Abschied (S. 100). Die weitere Fahrt auf der Wolga war mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden, so daß man neun Tage bis zum Caspischen Meere brauchte. Nicht glücklicher war Anfangs die Fahrt auf dem Caspischen Meere selbst; zu den Stürmen gesellte sich noch die Furcht vor den räuberischen Kosaken, die an dem deutschen Schiff eine leichte Beute zu haben vermeinten. Doch schlug ein Anschlag derselben fehl, da sie aus Irrthum an ein russisches geriethen. Am 1. November gelangte man nach Terki, wo man sich einige Ruhe gönnte, die Fleming wieder zu einigen Gedichten veranlaßte. Die dort gedichtete Elegie „An das Vaterlandt“ (S. 98), welche wir schon früher erwähnt haben, würde noch weit größern Eindruck machen, wenn sie in einer andern Form gedichtet wäre, als in den eintönigen Alexandrinern, da sie voll Frische und Bewegung ist. Wir ersehen aus derselben, daß er gegen die Reize der schönen Circassierinnen nicht unempfindlich blieb.

„Zwar es verstattet mir das Kaspische Gestade,
Daß ich ümm seinen Strand mag ungehindert gehn;
Auch bittet mich zur zeit zu Ihrem schönen Bade,
Auff Urlaub des Hyrkans manch' Asische Siren.
Ich binn den Nymphen lieb, den weichen Zirkassinnen,
Dieweil ich ihnen fremd' und nicht zu heßlich binn;
Und ob einander wir schon nicht verstehen können,
So kan ihr Auge doch mich günstig nach sich ziehn."

Daß er im Sinnengenuß sein besseres Sein nicht verlor, geht aus den zwei folgenden Versen deutlich hervor:

„Was aber soll ich so und auff der Flucht nur lieben?
Kupido wird durch nichts als Stätigkeit vergnügt."

Am 10. November fuhr man von Terki wieder ab. Der Anfangs günstige Wind schlug am 12. um; es erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß das Schiff in die größte Gefahr gerieth. Zwar gelang es, einem Theil der Reisenden auf ein paar Booten sich ans Land bringen zu lassen; ehe diese aber wieder kommen konnten, wuchs der Sturm so fürchterlich, daß die Zurückgebliebenen alle Hoffnung auf Rettung verloren. Olearius und Fleming, die ebenfalls auf dem Schiff waren, banden sich leere Brandweinfäßchen an den Hals, und setzten sich auf das Verdeck, in der Hoffnung, todt oder lebend ans Land getrieben zu werden. Endlich entschloß sich die Mannschaft, das Schiff stranden zu lassen und es gelang auf diese Weise, das Leben Aller und den größten Theil des Gepäcks zu retten. Die Schiffbrüchigen fanden in dem Dorf Niesabath *) gastfreundliche Aufnahme, und der Aufenthalt würde bei der äußerst reizenden Lage des Orts sehr angenehm gewesen sein, wenn nicht Brüggemann

*) Fleming nennt es Nisoway, S. Gedd. S. 102 und Niesoway S. 593, aber auch Niesalet (wahrscheinlich Druckfehler statt Niesabat S. 204).

durch sein gewaltthätiges Benehmen, selbst gegen die zuvorkommenden Perser, oft Anlaß zu bittern Unnanehmlichkeiten gegeben hätte. Die Freunde Olearius, Fleming, Grahmann und Andere suchten Trost und Erheiterung im Freien. „Wie groß anfänglich unsre Freude war", berichtet Olearius in seiner Reisebeschreibung (Schlesw. 1663 S. 415), daß wir das längst gewünschete Perserland nach so vielen außgestandenen Müheseligkeiten einmal erreichet hatten, so scharff wurde sie uns auch versalzen durch große Wiederwärdigkeit und nicht schlechte verbitterung der Gemühter, so wegen einer prinzipal Persohn Eigensinnigkeit fast unter alle des Comitats alsbald im antritt des Landes entstunden und eine lange Zeit dauerte: darvon lieber zu schweigen, als mit mehren zu gedencken. Als derwegen unser etliche, die miteinander aus Meißen und Sachsen gezogen, und stets vertraulich zusammengehalten, den ersten Christmonat, umb einander uns selbst zu trösten, ins Feld spazierten, wurden wir nicht allein von dem schönen gleich als Sommer Wetter, sondern auch lieblichen grünen Gepusche, so mit Weinstöcken und Granatbäumen zierlich vermischet, genötiget, uns auff einem lustigen Holm, welchen ein mit einem anmutigen Gereusch krum-fließender Bach gleich zu einer Pan-Insul machete, zu setzen, und durch das andencken unser in Deutschland hinterlassenen guten Freunde uns zu ergetzen. Worzu denn unser lieber Freund Herr Hartmann Gramann durch seinen hinterhaltenen Vorrath an Schincken, drögen (gedörrten) Ochsen-Zungen, Alacanten, Spanischen und Brandwein gute Mittel an die Hand gab. Diesen Ort, weil er nicht weit vom Dorffe, besuchten wir hernach zum offtern, und funden unter andern Kräutern und Blumen, so in ungewönlicher größe stunden, die Himmelschlüssel und Narcissen mancherley art sehr häufig." — Die Freunde stifteten

bei einer solchen Zusammenkunft einen Orden der Vertraulichkeit, den unser Dichter in einem leider verlornen Sonette besang, wie er schon die erste Zusammenkunft in einem ebenfalls verlornen Sonette verherrlicht hatte. Nach einem Aufenthalt von vier Wochen verließ die Gesandtschaft am 22. Dezember das liebliche Niesabath und gelangte nach einem beschwerlichen und durch Brüggemann oft gestörten Zuge am 30. Dezember nach Schamachie, wo sie vom Khan auf das Glänzendste empfangen wurde. Man mußte 3 Monate dort verweilen, bis weitere Befehle aus Ispahan eingetroffen waren; allein der Khan bot so sehr Alles auf, seinen Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen, daß die Zeit ihnen unter den mannigfaltigsten Vergnügungen schnell vergieng. Mehr als von den Jagden und Gastereien mochten Manche in den Reizen der Perserinnen Befriedigung finden, und auch Fleming scheint denselben nicht haben widerstehen zu können, wie man aus dem verlornen Sonett „Auf die Freudefrau zu Schmachie" vermuthen darf. Doch blieb der übermäßige Genuß des starken Weins und der ungewohnten Südfrüchte nicht ohne nachtheilige Folgen; es brachen gefährliche Krankheiten unter dem Gefolge aus, welche jedoch durch Grahmanns sorgfältige Bemühungen glücklich besiegt wurden.

Am 28. März 1637 konnte endlich die Abreise Statt finden. Nach einem beschwerlichen Zuge erreichte man am 10. April die Stadt Ardebil, „das unser Freyberg fast mir übertreffen will" wo die Gesandtschaft mit fast noch größerer Pracht empfangen wurde als in Schamachie.

Glänzende Feste und Vergnügungen aller Art, die der dortige Khan seinen Gästen bereitete, erheiterten den zweimonatlichen Aufenthalt; doch wurde derselbe auch durch schwere Krankheiten getrübt, von denen mehrere Personen

des Gefolgs, darunter Grahman am gefährlichsten, befallen wurden. Als sich die Kranken so weit erholt hatten, daß sie die Mühseligkeiten der Reise ertragen konnten, brach man von Ardebil auf (12. Juni). Der Zug über das Taurusgebirge war mit den größten Beschwerden verbunden; namentlich hatte man viel von der heftigen Kälte zu leiden, wie später von der übermäßigen Hitze, als man in die Ebene herabgestiegen war. Deshalb reiste man meist des Nachts, um die Hitze zu vermeiden. Endlich erreichte man am 3. August das Ziel der Reise, das prachtvolle Ispahan, wo die Gesandtschaft unter Zudrang zahllosen Volks mit orientalischer Pracht empfangen wurde. Bald darauf geriethen einige Holsteiner mit dem Gefolge des damals anwesenden Indischen Gesandten in Streit, der einige Tage darauf in blutigen Kampf überging, in welchem die Deutschen 5 Todte und 15 Verwundete hatten und endlich der Uebermacht weichen mußten. Fleming dankte seine Rettung nur der Flucht in eine armenische Kirche.

Leider sind die meisten Gedichte, in welchen Fleming die Hauptstadt des Persischen Reichs, ihre vorzüglichsten Merkwürdigkeiten und das Leben des Volks, sowie den Aufenthalt der Gesandtschaft und seine besondern Erlebnisse besang, verloren gegangen, so daß wir von den drei Monaten, die er dort verlebte, Nichts weiter wissen, als was Olearius in seiner Reisebeschreibung berichtet, worin sich jedoch Nichts vorfindet, was unsern Dichter persönlich berührt. Das einzige Gedicht, welches er nachweislich während seines Aufenthalts in Ispahan dichtete, hatte folgende Veranlassung: Ein Schweizerischer Uhrmacher Namens Stadeler, der seit 5 Jahren in den Diensten des Schachs war, aber mit der Holsteinischen Gesandtschaft in sein Vaterland zurückkehren wollte, hatte einen Dieb, der bei ihm

hatte einbrechen wollen, getödtet, weshalb dessen Verwandte um Bestrafung des Schweizers anhielten, weil er als Ungläubiger einen Rechtgläubigen umgebracht hatte. Da Stadeler seine Religion nicht verläugnen wollte, wurde er jenen Verwandten ausgeliefert, die ihn auf dem Richtplatze niedersäbelten. Fleming dichtete folgendes Sonett auf dessen Märtyrertod (S. 688):

Dein tapffrer Christenmuth, du werther Schweitzer, du,
Ist ewig lobenswerth: denn da du kuntest leben,
Hast du dich willig hin in deinen Todt gegeben,
Was deinen Leib bringt ümb, das ist ein kurtzes nu.

Die Seele flog darvon; Ihr kam kein Säbel zu,
Nun siehst du ümm dich her die Serafinnen schweben,
Schaust auff diß große Nichts, ümm welches wir so streben,
Lachst deine Mörder aus und jauchtzest in der Ruh.

Hier ist dein Märtrer Krantz, du redlicher, du treuer,
Den nim mit in dein Grab. Wir wollen deinen Preiß
Durch die erlößte Welt bey allen machen teuer.

Sein Vaterland soll seyn der Erden weiter Kreiß.
Wer so, wie du verdirbt, der bleibet unverdorben,
Lebt, wenn er nicht mehr lebt und bleibet ungestorben.

Kurz vor der Abreise von Ispahan erklärte Mandelsloh, daß er sich trennen und noch tiefer in den Orient reisen würde. Brüggemann wollte es nicht gestatten; allein jener legte eine schriftliche Erlaubniß des Herzogs von Holstein vor, so daß er gegen jede Willkür sicher gestellt war *). Aber auch andere, welche die Gewaltthätigkeit Brüggemanns fürchteten, trennten sich von der Gesellschaft, und flüchteten in die Freistätte, aus welcher sie selbst der Wille des despotischen Schach nicht hätte reißen dürfen. So sehr daher Brüggemann auch darüber ergrimmte, so mußte er sich

*) Mandelsloh hat ebenfalls seine Reise beschrieben „Orientalische Reisebeschreibung" (Schlesw. 1660 Fol.).

doch in das Unabänderliche fügen. Selbst Fleming hegte die Absicht, auf einem andern Weg heimzureisen, vielleicht sich an Mandelsloh anzuschließen, hauptsächlich wohl, weil er nicht gern denselben Weg zum zweiten Male machen wollte. Er sagt es ausdrücklich in einem Gedicht an Grahmann (S. 208):

„Ich war gesonnen zwar, den Tiger zu beschauen,
Und was Seleukus hier, dort Ctesiphon erbauen,
Bagdad, ich meyne dich; zu sehn den schönen Frat,
Was er vor alters weist von jener großen Stadt.
Mir lag Arabien und Syrien im Sinne;
Haleppo nahm mich ein: Ich war schon wie darinne.
Mich deucht, ich liesse schon von Scanderien aus:
Die See ümm Zypern her und Kandien ward krauß;
Der Wind, der trug mich wol vor Gräzien vorüber.
Bald war ich ümm den Po, bald an der heilgen Tyber.
Bald, strenger Rah' ümm dich. Mir war das minste drüm,
Das ich soll hinter mich und so mich kehren ümm.
Mein Anschlag aber fiel, wie weißlich ich ihn faste.
Wie fleißig ich auff ihn zu Nacht und Tage paste,
So must ich andre sehn glückseelger seyn als mich:
Der andern Schluß gieng vor, der meine hinter sich."

Was für Umstände ihn an der Ausführung seines Planes hinderten, hat er nicht einmal angedeutet. Er trat also am 21. December mit der Gesandtschaft die Rückreise an, welche übrigens bis ans Caspische Meer zum Theil durch andre Gegenden führte. Der Zug über das wilde Gebirge und durch rauhe, kaum zugängliche Pässe war äußerst beschwerlich; desto größer war die Ueberraschung, als die Reisenden auf der andern Seite des Berges in ein paradiesisches Thal gelangten, das Olearius mit wahrer Begeisterung beschreibt (S. 697 ff.). Auch Fleming widmete ihm zwei schöne Sonette „Auf den lustigen Flecken Rubar (S. 191), in welchem er sein Bedauern ausdrückt, nicht länger in

diesem „Lustthale der Natur“ verweilen zu dürfen. Man brach nämlich schon am folgenden Tage wieder auf; doch führte der Weg auch weiterhin durch fruchtbare und reizende Gegenden, bis man endlich am 1. Februar das Caspische Meer erreichte. Man setzte aber die Reise auf dem Lande fort, und zwar unter mancherlei Beschwerden und Gefahren; namentlich mußte man stets auf Ueberfälle der räuberischen Kosacken gefaßt sein. In Schamachie, wo man am 20. Februar eintraf, rastete man fünf Wochen unter Vergnügungen aller Art. Diese Erholung war den Reisenden um so nöthiger, als sie neuen Beschwerden und Gefahren entgegengingen, welche durch die von Tag zu Tag zunehmende Wildheit Brüggemanns gar sehr vermehrt wurden. Die Lage wurde namentlich sehr bedenklich, als sie Darbent verließen (13. April). In dem schon öfters erwähnten Gedichte an Grahmann schildert sie Fleming mit scharfen Zügen (S. 209):

— — — — Biß hieher ließ sichs trauen;
Von hier aus hub uns an, zwar nicht umsonst zu grauen.
Wir ruckten wachsam fort. Der Völcker neue Tracht,
Ja selbst das neue Land, das machte sich verdacht
Wie der Kommücken Grimm, die Frechheit der Usminen,
Der Pomacken Trutz und üppiges erkühnen,
Der Tagastaner List und strenge Dieberey
Uns offte blaß gemacht, das dencke du hierbey.
Wie lags sichs vor Tarku, da hier Hirkanus brauste,
Hier des Prometheus Berg mit offten Donnern sauste!
Da schwur der Kneder uns, der Tartar da den Todt,
Vor, üm und hinter uns war nichts als eine Noht,
Von innen Quaal und Angst, von außen Furcht und Zagen,
Da hörte man von Nichts als Blut und Raube sagen:
Es muste sein gewacht. Was der verhasset Orth
Mit Pferden nicht versieht, das muß zu Fuße fort.“

Wie leicht zu begreifen, fühlte man sich glücklich, als man wieder den russischen Boden betrat, wo zwar noch

keine Christen wohnten, aber doch Christliche Herrschaft war, wie es in dem nämlichen Gedicht heißt. Doch wenn die Reisenden jetzt auch vor feindlichen Angriffen sicher waren, so war die weitere Reise bis nach Astrachan doch noch mit den größten Beschwerden verbunden.

„Das Sandfeld, das die Flucht des schnellen Tartarn kennet,
Und von der Sonnen Gluht oft liechter lohe brennet,
War itzt nun noch vor uns: Der Reise strenger Theil,
Da nichts als Staub und Saltz, und Saltz ümsonst steht feil.
Zu mangeln zwar gewohnt, nicht aber gar zu darben,
Muste ich mitte fort. Auch selbst die Tartarn starben,
Deß Landes eignes Volck. Die dritte Nacht brach an:
Ich hatte weder Mahl, noch Schlaf, noch nichts gethan.
Die Erde war mein Pfül, mein überzug der Himmel,
Der Trunk zerschmeltztes Saltz, das Essen fauler Schimmel.
Wie nah' hatt' uns doch da nicht gänzlich ümmgebracht
Bey Tage Hitz und Durst, die Mücken bey der Nacht.
Verzeih mirs, Evian, dem sich der Himmel neiget,
Ich habe mich noch nie so tieff vor dir gebeuget,
Als vor der Wolgen zwar, als ich ihr Ufer sah,
Und einen langen Zug thät aus der Hand der Rah,
Aus ihrer süssen Hand. Ich schweere bey den Schalen,
Daraus ihr Götter trinckt auff euren besten Mahlen.
Der schlechte trübe Trunk durchgienge mir das Blut
Mehr als dem Diespitern sein bester Nectar thut."

Am 14. Juni traf der Zug in Astrachan ein, wo man bis zum 7. September verweilte. Der Aufenthalt wurde zwar durch Brüggemann oft und sehr verbittert; doch fing man an, ihm entschiedener entgegenzutreten, je mehr man sich dem Vaterlande näherte. Was Fleming insbesondere betrifft, so suchte er auch hier in der Poesie Trost und Muth. In Astrachan verfaßte er das Gedicht an Grahmann, in welchem er die Reise, wenn auch nur in grossen, doch meist in kräftigen und anschaulichen Zügen beschreibt (S. 200). Aus dieser Zeit stammt ferner das schon erwähnte

Gedicht auf den Herzog von Holstein, den er mit Rücksicht auf die Persische Gesandtschaft in würdiger Weise verherrlichte. Daß aber die Zerwürfnisse in der Reisegesellschaft auch auf ihn einen lähmenden Einfluß ausübten, ersehen wir aus einem Sonett, das er auf den Namenstag eines Bekannten schrieb. Er habe alle neun Musen gebeten, heißt es darin, ihm einen „saubern Vers" einzugeben,

„Gleich wie ich vor der Zeit wohl eh zu tichten pflag,
Als ich frey aller Noth an meiner Mulden lag,
Und mir kein übermuth die kühnen Sinnen schwächte."

In Astrachan erhielt er die freilich damals noch verfrühte Nachricht, daß Opitz gestorben sei. Er sprach seinen Schmerz über diesen Verlust in mehreren Sonetten aus, die von der tiefen Verehrung zeugen, welche er gegen den Begründer der neuen deutschen Poesie hatte. Rührend ist es, wie er in einem dieser Sonette (S. 188) zugleich auf das tiefe Elend deutet, in welchem das Vaterland schmachtete:

„Germania ist todt, die Herrliche, die Freye,
Ein Grab verdecket sie und ihre gantze Treue.
Die Mutter, die ist hin; hier liegt nun auch ihr Sohn."

Wie begeistert er übrigens für Opitz war, bezeugen noch viele Gedichte, da er beinahe jede Gelegenheit ergriff, seine Verehrung gegen den „Herzog deutscher Geister" an den Tag zu legen; so z. B. in dem schon angeführten Gedicht an Nienborg (S. 75). Gern, sagt er ihm, wird er in Rußland bleiben, worauf er fortfährt:

— — — Die ewigen Gepüscher,
Die wären meine Lust, die Ströme sollten frischer,
Die Bächer sänffter gehn, indem ich stimmet ann
Ein Lied, das jeder ehrt, und kaum der dritte kann,
Das mich mein Opitz lehrt, der Preis der ersten Sänger,
Die redlich Deutsch verstehen. Die Oder floße strenger;

Der wilde Mann schoß hin. Was war er als nicht zahm,
Der ungelährte Rhein! Als nun mein Opitz kahm,
Und ließ den schönen Thoon erst ümm den Boober schallen,
So, sagt man, hab es ihm so über-wohl gefallen,
Daß er sein schilficht Häupt hat dreimal hooch empört,
Und dreymal laut gejauchtzt. Die nahe Reiße hört
Und schry es weiter aus. Der alte Neckar laachte,
Die Nieder-deutsche Maas' entsetzte sich und daachte:
Was ist diß für ein Lied, das höher wird geführt
Als meine Künstler thun? Drümm ist er auch geziehrt,
Als keiner noch vor ihm. Der Tajo kan ihn nennen,
Die Seine loobet ihn; die Themse wird ihn kennen.
So seh' ich selbsten itzt, daß euer Volgov auch
Er ist nicht unbekanndt. Das ist der Tugend brauch:
Sie dringt durch alle Welt. Nun gläub' ich, daß dem Tiger
Er unbewust nicht sey, inngleichen auch dem Niger,
Und wo Maragnan braust."

Am 7. September brach die Gesandtschaft zu Schiff von Astrachan auf und gelangte am 4. November nach der Stadt Telus (Fleming nennt sie Deutuscha). Es war Brüggemanns Namenstag, der, wie bisher immer, mit Abfeurung der Geschütze und anderer Festlichkeiten gefeiert wurde. Obgleich Fleming nicht in der Gunst des Gesandten stand und er seinerseits auch keine Ursache hatte, mit ihm zufrieden zu sein, so hielt er es doch für seine Pflicht, den Tag durch ein Gedicht zu feiern (Gedd. S. 215). Doch ließ er sich nicht so weit herab, daß er dem Gesandten geschmeichelt hätte; vielmehr ergriff er die Gelegenheit, ihn wegen seines bisherigen Benehmens in zwar feiner, aber sehr verständlicher Weise zu tadeln, und ihn zugleich zur Aenderung desselben aufzufordern,

„Blut, das regt und legt sich bald,
Welches wohnt in edeln Adern.
Schlechtes Volk hat lust zu hadern,
Pöfel mißbraucht der gewalt.

Fürsten nur und großen Sinnen
Kömmt es zu, verzeihn zu können."

Und wie schon Varnhagen (a. a. O. S. 169) aufmerksam machte, bringt er mit geistreicher Wendung statt der Gesundheit des Gesandten, die ihm doch nicht von Herzen gegangen wäre und zudem nicht zum ganzen Inhalt des Liedes gepaßt hätte, die des Herzogs von Holstein aus, in die selbst Brüggemann einstimmen mußte, wenn er auch darüber unzufrieden sein mochte, daß ihm die jedenfalls erwartete Ehre nicht zu Theil wurde. Aehnliche Gedanken führt er in einer auf denselben Tag in Alexandrinern gedichteten „Glückwünschung"; ja er spricht sich darin noch offener aus (S. 226):

— — — „Sich rächen steht gemeine,
Verzeihen Königlich. Ein wohlgearthet Bluht
Führt schnelle Regungen in seinem Edlen Muht,
Wird bald erhitzt und kalt. Zwar Zorn steht niemand besser
Als großen Leuten an, doch macht sie Sanfftmuth größer.
So blitzt und donnert Zeys nicht durch das gantze Jahr,
Reitzt ihn gleich täglich auff der Menschen schnöde Schaar.
Er weiß, ein freyes Volck will freye Zungen haben,
Das Ernst zwar frommer macht, doch treuer stete Gaben.
Wer wohl zu herrschen weiß, drückt oft ein Auge zu,
Und spricht zum Ohre viel: thu nicht, als hörtest du!"

Um solche Lehren und Mahnungen geben zu können, bediente er sich der geistreichsten Wendung. Er beginnt nämlich mit einer vortrefflichen Darstellung von der Würde und Macht der Dichtkunst, in welcher wir manche Gedanken wiederfinden, die später von Schiller auf so unnachahmliche Weise ausgesprochen wurden. Alles ist vergänglich und ist dem Tode verfallen; der Dichter allein vermag Unsterblichkeit zu geben.

„Wo wär Ulyssens Witz, Eneas kluge Stärke?
Wo du selbst, Jupiter, und deine große Wercke,

> Die Rom rühmt und Athen? Ich wolte sagen fast,
> Daß du den Himmel bloß nur uns zu dancken hast,
> Und deinen Obersitz. Durch uns scheint Titan heller,
> Steht fester Erd' und See, und laufft der Himmel schneller.
> Wir halten die Natur, der strengen Zeit Strom auff,
> Und wenden mit der Hand der Elemente lauff."

Und gleichsam drohend fährt er fort (S. 221):

> Sonst allem liegt uns an. Hat jemand uns zu Freunden,
> So lebt, so stirbt er wohl, so siegt er seinen Feinden,
> Noch zweymal tapffer an. Wir machen große klein,
> Und schwache Fäuste starck, nachdem es uns kommt ein,
> Und man es mit uns macht. Wir stoßen zu der Höllen
> Und heben Himmel an: wir bauen und wir fällen."

Doch halfen diese Lehren und Mahnungen wenig; die Reise wurde unter fortwährenden Gewaltthätigkeiten Brüggemanns fortgesetzt, der selbst in Moskau, wo man am 2. Januar 1639 feierlich einzog, noch nicht zur Besinnung kam, ja sogar noch in Reval, wohin man am 13. April gelangte, durch sein bösartiges Benehmen den trefflichen Olearius zwang, heimlich nach Gottorff abzureisen. Weil er nun einsah, daß er zur strengen Rechenschaft würde gezogen werden, verzögerte er die Rückkehr so lange, als es ihm möglich war *). So blieb man noch drei Monate in Reval, was übrigens einem großen Theil des Gesandtschaftspersonals nur höchst erwünscht war. Denn während des frühern Aufenthalts hatten die Meisten freundschaftliche Verbindungen angeknüpft, Andere waren in noch innigere Verhältnisse getreten, so der Gesandte Kruse, Grahmann und Arpenbeck, die sich damals schon verlobt hatten und jetzt heiratheten. Auch Fleming gelang es endlich, die Neigung der Geliebten zu erwerben, mit wel-

*) Er wurde in Folge der über ihn verhängten Untersuchung zum Tode verurtheilt und am 5. Mai 1640 durch das Schwert hingerichtet.

cher er sich am 8. Juli verlobte. Sie war die jüngste von drei Schwestern, von denen die zwei ältesten sich während der Reise nach Persien mit Niklas von Hövel und Salomon Matthias verheirathet hatten. Fleming hatte aus der weiten Fremde Hochzeitsgedichte eingeschickt (S. 386 und 388). Es ist wohl kein Zweifel, daß die vier Sonette (S. 656 ff.), von denen das erste „Dreyen Schwestern", die folgenden jeder einzeln derselben, nämlich der „Keuschen", „Der Schönen" und „Der Frommen" gewidmet sind, sich auf diese drei Schwestern beziehen; aber wenn Varnhagen meint, daß sie bei dem letzten Aufenthalte Flemings in Reval gedichtet sind, so irrt er gewiß. Denn da Fleming von ihnen als Jungfrauen spricht, sie aber bei seinem zweiten Aufenthalte schon verheirathet waren, müssen die Sonette nothwendig früher schon abgefaßt worden sein. Dagegen ist es eben so unzweifelhaft, daß er im Vollgefühl seines Glücks manches Gedicht auf die endlich erworbene Geliebte verfaßt haben wird. Allein da er dieselbe nie näher bezeichnet, vielmehr, wie schon bemerkt wurde, ihr mancherlei Namen gibt, oder auch dieß nicht einmal thut, sondern „von ihr" in allgemeinster Weise spricht, so ist es, wenn nicht außer den Drucken seiner Gedichte, noch andere bis jetzt unbekannte Quellen sich vorfinden, durchaus unmöglich, auch nur annähernd zu bestimmen, welche Gesänge sich auf seine Braut beziehen. Doch möchten wir glauben, daß wenigstens folgendes Sonett (S. 628) aus dieser Zeit stamme, nicht nur weil es das Liebesglück mit der tiefsten Innigkeit darstellt, sondern auch und vorzüglich, weil es eines seiner vollendetsten ist.

Es bildet Ihm ein, als sehe Er Sie vor sich.

Willkommen, süßer Gast, du Balsam meiner Wunden,
Wo kommst du itzund her? Mein Schatz ümmfange mich!

Was hälst du mich doch auff? warümb versteckst du dich?
Wo bist du? komm doch her! ey, komm doch her von Stunden!

Ach, wie zu rechter Zeit hast du dich hergefunden!
Wie? ist sie wieder weg? was teuscht sie mich und sich?
Dort ist Sie! Aber was? wie ist mir? schlummre ich?
Sie war es aber doch! wie? Ist sie denn verschwunden?

Ach, melde doch ein Wort! Hier bin ich; wo bist Du?
So! nein! Ich höre nichts! Wie geht es hier denn zu?
Sie stunde ja vor mir! Ich bin ja nicht verrücket.

Ach nein! itzt find' ich mich. Sie war es leibhafft nicht.
Es war ihr Wiederschein in meiner Augen liecht,
In welche sich ihr Bild, das schöne, hat gedrücket.

Am 11. Juli, drei Tage nach Flemings Verlobung, verließ die Gesandtschaft das gastfreundliche Reval, und gelangte nach glücklicher Fahrt am 23. nach Travemünde, von wo sie zu Lande nach Gottorf reiste, wo sie am 1. August ankam. Fleming hielt sich nicht lange dort auf; es drängte ihn, sich eine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu gründen, um sich mit der geliebten Braut auf immer verbinden zu können. Sobald er daher die nöthigsten Angelegenheiten besorgt hatte und er aus seinen bisherigen Dienstverhältnissen entlassen worden war, eilte er nach Hamburg, wo er seinen künftigen Wohnsitz aufschlagen wollte. Da sein Schwager Johann Brandt dort Bürgermeister war, so durfte er um so eher hoffen, in der großen und reichen Handelsstadt zu seinem Ziele zu gelangen. Die neuen Beziehungen, in die er trat, die manichfaltigen Geschäfte, welche die Gründung seines Wohnsitzes nothwendig veranlassen mußten, die Vorbereitungen jeglicher Art, die er zu treffen hatte, nahmen seine Zeit so sehr in Anspruch, daß er von poetischer Produktion wohl ganz absehen mußte. Außer einem Sonett an seinen Freund „Gottfried Finkelthaus“ (S. 597), der selbst auch als Dichter bekannt ist,

scheint er während seines Aufenthalts in Hamburg nichts gedichtet zu haben. Uebrigens verließ er es schon nach kurzer Zeit wieder. Er reiste nach Leiden, wo er als Doctor der Medizin promovierte, da die Erwerbung dieser Würde unerläßlich war, um in Hamburg als Arzt praktiziren zu dürfen. Dahin kehrte er im Frühjahr 1640 zurück. Aber statt des lang ersehnten Glücks, mit der Geliebten vereinigt zu werden und eine ehrenvolle Stellung im Leben zu erringen, erwartete ihn dort der Tod. Bald nach seiner Ankunft ward er von einer so heftigen Krankheit befallen, daß er selbst sein nahes Ende fühlte und am 28. März seine eigene Grabschrift dichtete.

„Ich war an Kunst und Gut, an Stande groß und reich,
Deß Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frey, Mein; kunte mich aus meinen Mitteln nehren.
Mein Schall floh überweit: kein Landsmann sang mir gleich;

Von Reisen hochgepreist; für keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Biß daß die letzte Glut diß alles wird verstören.
Diß, deutsche Klarien, diß gantze danck ich Euch.

Verzeiht mirs, bin ichs werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde!
Ich sag' Euch gute Nacht und trete willig ab:
Sonst alles ist gethan biß an das schwartze Grab.

Was frey dem Tode steht, das thu er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Othem auffzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

Vier Tage, nachdem er dieß schöne Abschiedslied gedichtet, in welchem sich das Selbstbewußtsein des Dichters, so wie die fromme Ergebung in das Unvermeidliche so rührend ausspricht, hörte er auf zu leben. Er starb am 2. April 1640, im noch nicht vollendeten ein und dreißigsten Jahre.

Wenn Varnhagen behauptet (a. a. O. S. 179), daß sich kein Bild von Fleming erhalten habe, so irrt er: in Ham-

burg befindet sich ein Bild von ihm in Oel, nach welchem vermuthlich diejenigen gefertigt sind, welche sich in einigen Ausgaben der Gedichte vorfinden. Nach einigen Stellen derselben in welchen er von sich selber spricht, war er klein von Gestalt, aber von angenehmem Aeußern. Auch seinen Charakter schildert er, und wenn wir diese Schilderung mit seinen Dichtungen vergleichen, so gelangen wir bald zur vollsten Ueberzeugung, daß sie auf der treuesten Selbstbeobachtung beruht. In dem schon angeführten Gedicht „An Herrn Olearien", das er vor Astrachan im J. 1636 schrieb, heißt es (Gedd. S. 97 f.):

„Ich fürchte meinen Gott und ehre meinen Herren,
Der mir negst ihm gebeut; gewöhnt, mich nicht zu sperren!
Was er mir auch befiehlt; auff seinen Dienst bereit,
Auch ehe was zu thun, als er mirs noch gebeut.
Ich bin von Jugend an in Sanfftmuth aufferzogen,
Von mir ist niemand noch belogen, noch betrogen.
Viel Wesens mach ich nicht. Läßt man mir meinen Glimpf
So müste mirs seyn leid, zu bringen einen Schimpf
Auff diesen oder den. Ich aber wil nur schweigen,
Und mich auff allen Fall mir ähnlich stets erzeigen,
Ich kehre mich nicht dran, was jener von mir zeugt,
Der mündlich mich hat lieb, und hertzlich doch betreugt,
Ein Freund gestellter Feind. Mein redliches verhalten
Wird zeugen, wer ich bin bey jungen und bey alten.
Mein sinn ist ohne Falsch, in stiller Einfalt klug,
Kan dem auch nicht seyn gram, zu dem er wohl hat fug."

Wir hoffen, in der obigen Darstellung die allmähliche Entwickelung Flemings zur Anschauung gebracht und zugleich sein eigenthümliches Talent charakterisirt zu haben; doch müssen wir noch einige Bemerkungen hinzufügen, um das Einzelne zu einem Gesammtbild zusammenzufassen.

Wie wir schon in den einleitenden Bemerkungen angedeutet haben, sind in Flemings dichterischer Entwickelung

zwei Perioden zu unterscheiden. In der ersten tragen seine Dichtungen vollkommen das Gepräge der Opitzischen Richtung, und sie verlieren zugleich an Frische und Natürlichkeit durch den Einfluß der gelehrten Bildung, von der er sich nicht zu befreien weiß. So sehr er aber auch seinem Vorbild nachstrebt, so erreicht er diesen doch in einem wesentlichen Punkte nicht, in der äußern Formvollendung, noch weniger in der Korrektheit und Eleganz der Sprache. Seine Darstellung ist unbeholfen und im Ausdruck wie in der Satzbildung oft undeutsch, man gewahrt bald, daß er der lateinischen Sprache mehr Meister war, als der deutschen, die er oft nach jener modelte. Diesen Mangel überwand er auch später nicht, was sehr leicht zu begreifen ist, da er während seiner Reisen keine Gelegenheit hatte, viele gute deutsche Bücher zu lesen und er außer den Dichtungen seines vergötterten Opitz wohl wenige deutsche Schriften bei sich gehabt haben wird, wenigstens nicht solche, an denen er sich hätte heranbilden können, daher wir selbst in seinen besten Dichtungen Ausdrücken und Wendungen begegnen, die alles Sprachgefühl verletzen, und eben so wohl die Gesetze der Wortbildung und selbst der Wortbiegung als die der Wortstellung und Satzverbindung verletzen. Daher kommt es auch, daß er von seinen Zeitgenossen im Ganzen wenig geschätzt wurde, denen die Schönheit und Korrektheit der äußern Form als das Wesentlichste galt. Müssen auch wir beklagen, daß seine Sprache nicht zur Vollendung gelangte, weil selbst der tiefste Gehalt verlieren muß, wenn er nicht von der schönen Form gehoben wird; so kann uns dies doch nicht gegen seine übrigen hohen Vorzüge ungerecht machen. Schon dadurch ragt er hoch über alle seine Zeitgenossen hervor, daß aus seinen Dichtungen die reinste Naturwahrheit her-

vorglänzt. Da sind keine gemachten, aus andern Büchern entlehnten Empfindungen, es ist vielmehr Alles aus dem tiefsten Herzen gequollen, aus der ungetrübtesten Beobachtung der Welt und der Lebensverhältnisse hervorgegangen, die er kannte, wie kein anderer Dichter der Zeit. Mit einer reichen und lebhaften Phantasie begabt, faßte er alle Erscheinungen der innern und äußern Welt mit freiem Geiste auf und gestaltete sie zu selbstständigen lebensvollen Dichtungen, die an Reichthum der Gedanken, wie an poetischer Kraft des Ausdruckes nicht nur Alles weit übertreffen, was die Zeit hervorbrachte, sondern zum Theil selbst den gelungensten Schöpfungen aller Zeiten und Völker an die Seite gestellt werden dürften, wenn nicht der oben berührte Mangel ihren innern Werth herabdrückte. Am größten ist er in seinen Sonetten, die er mit solcher Meisterschaft behandelt, daß Varnhagen sogar geneigt ist, ihn mit dem größten Sonettendichter Italiens zu vergleichen. Und in der That, so viele er auch gedichtet hat, so überraschen doch die meisten durch Neuheit, Fülle und poetische Kraft der Gedanken, die er mit solcher Kunst in die enge Form zu bannen verstand, daß sie in aller Klarheit und Vollständigkeit zur Erscheinung gelangen. Unter seinen Liedern und Gesängen, die er Oden nennt, sind viele durchaus vortrefflich, und in ihnen erkennen wir namentlich den großen Umfang seines Talents, das die ernstesten wie die heitersten Verhältnisse dichterisch belebte. Zu bedauern ist, daß er nach der Sitte der Zeit seine größern Dichtungen in Alexandrinern schrieb, deren Unzweckmäßigkeit gerade bei Fleming recht ersichtlich wird, da sie ihn oft zur Breite und Monotonie verleiteten, die doch so gar nicht in seinem Wesen lagen.

Flemings Gedichte wurden im Jahre 1642 von Heinrich Niehusen, mit dessen Tochter Anna der Dichter verlobt

war, zu Lübeck herausgegeben: „Paul Flemings Teütsche Poemata“. Der Dichter hatte schon deren Herausgabe vorbereitet, wie wir aus den Widmungen ersehen, die er für die einzelnen Abtheilungen bestimmt hatte; und in sofern ist die Ausgabe Niehusens, dem die Handschriften Flemings zur Verfügung standen, als authentisch zu betrachten. Doch ist zu vermuthen, daß wenn Fleming die Ausgabe selbst hätte besorgen können, er manche unreife Dichtung ausgeschlossen, manche andere in verbesserter Gestalt mitgetheilt und wohl eine Anzahl der jetzt, wie es scheint, unrettbar verlornen Gedichte hinzugefügt hätte.

Andreas Gryphius.

Durch Opitz war die Form der neuern Poesie festgestellt worden; aber da es ihm, wie wir gesehen, an dichterischer Schöpferkraft fehlte, so war es nothwendig, daß die neue Form auch von einem tiefern poetischen Geiste belebt würde, wenn sie nicht schon in der nächsten Zeit und vielleicht auf immer ganz verknöchern sollte. Glücklicher Weise erstanden schon bei Opitzens Leben zwei jüngere Männer, welche, die neue Form zu Grunde legend und zum Theil entwickelnd und fortbildend, ihr auch einen wahrhaft poetischen Gehalt gaben. Es waren dieß Paul Fleming, von dem wir eben berichtet haben und Andreas Gryphius, der, ein würdiger Nebenbuhler Flemings in der Lyrik, zudem noch das neuere Drama begründete.

Andreas Gryphius *) wurde am 11. October 1616 (im Todesjahre Shakspeares) zu Großglogau geboren, wo sein Vater Archidiakonus war. Diesen, der sich den immer stärker hervortretenden Anforderungen der Katholiken muthig widersetzte **), verlor er schon im dritten Jahr und

---

*) Seine Vorfahren hießen Greif; erst sein Großvater latinisirte den Namen.

**) „Der Christum frey bekandt, und seine Stimm erhoben.
Gleich einer Feldposaun, den rufft er aus der Welt“.
(Tumulus Pauli Gryphii. Gedd. Breßl. u. Leipz. 1698 2, 305).

zwar, wie er berichtet, durch Gift, das ihm ein falscher Freund gegeben *). Doch fand er an seinem ältern Bruder Paul Gryphius, der sich dem geistlichen Stand gewidmet hatte, einen väterlichen Berather und Führer, welchem er bis zu dessen frühem Tod mit kindlicher Liebe zugethan war. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt, wo er auch blieb, als seine Mutter ein Jahr nach des Gatten Tod (1622) sich zum zweitenmal mit dem Magister Eder, Pfarrer in Driebitz, verheirathete. Als seine Mutter, die auch in ihrer zweiten Ehe des Sohnes ganze Liebe bewahrt hatte, im Jahre 1628 starb, ließ ihn sein Stiefvater nach Driebitz kommen, der ihn nun selbst unterrichtete, bis die Fortschritte des Knaben ihn veranlaßten, ihn wieder einer öffentlichen Schule anzuvertrauen. Er schickte ihn im Oct. 1631 nach Görlitz, wo er jedoch nur kurze Zeit blieb, da ihn die Kriegsunruhen von dort vertrieben. Es erwarteten ihn noch schwerere Prüfungen. Nach einem kurzen Aufenthalte bei seinem Bruder, der damals Pfarrer in Rückersdorf war, bezog er die Schule zu Glogau, in welcher jedoch bald darauf in Folge eines großen Brandes der Unterricht längere Zeit unterbrochen wurde. Zwar las er während des Sommers den Livius und Plutarch für sich; doch fühlte er selbst, wie wenig dieß genüge; auf sein dringendes Ansuchen brachte ihn sein Stiefvater nach Fraustadt, wo er das Studium der alten Sprachen fortsetzte, das Hebräische nebst dem Chaldäischen lernte und im Uni-

*) — — — Eh mich daß vierdte Jahr,
Der vierdte Winter fand, lag dieser auf der Bahr,
Dem ich mich schuldig bin, und diß mein müdes Leben;
Er fiel durch Gift, das ihm ein falscher Freund gegeben,
Der offt vor seinem Muth und hohen Geist erblaßte.
(In einer tödtlichen Krankheit. Ebend. 2,45.)

gang mit Polen und Schweden sich auch praktische Kenntniß der in diesen Ländern gesprochenen Sprachen erwarb. *) Im October 1634 bezog er das akademische Gymnasium zu Danzig, wo er sich einen Theil seines Unterhaltes durch Unterricht verdiente. Dort ließ er 1634 sein erstes Trauerspiel „Der Kindesmörder Herodes“, das er schon im Jahre 1631 verfaßt hatte, und 1636 den „Erneuten Parnaß“, wahrscheinlich eine Sammlung vermischter Gedichte, drucken. Nach einem kurzen Aufenthalt bei seinem Stiefvater im Frühling 1636 trat er im August desselben Jahres als Erzieher in das Haus des Pfalzgrafen Georg von Schönborn, in dessen Umgang er sich eine bei Gelehrten damals seltene Weltbildung erwarb, so wie er durch die Benutzung der Bibliothek und der Kunstsammlungen desselben seine Kenntnisse und seinen Gesichtskreis erweiterte. Schönborn, der die Tüchtigkeit des jungen Mannes erkannte, und namentlich sein Dichtertalent ehrte, krönte ihn in seiner Eigenschaft als Pfalzgraf zum kaiserlichen Poeten. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm auch der Adel für sich und seine Nachkommen ertheilt; doch machte er davon nie Gebrauch.

Gryphius konnte sich nicht lange des Glückes freuen, das er im Hause des edlen Schönborn genoß; die Gräuel des Kriegs, die auf Schlesien lasteten, die grausamen Verfolgungen der Protestanten, die Unterdrückung aller Freiheiten der Städte mußten das für sein Vaterland und seine Religion glühende Herz des Dichters mit dem bittersten Schmerz erfüllen, den er in manchen tiefgefühlten Gedichten ausspricht. Dazu kam, daß er sich durch seine poetische Schilderung des Brandes von Freystad (1637),

*) Nach und nach erlernte Gryphius eilf Sprachen, die er zum Theil mit Gewandtheit sprach und schrieb.

wie es scheint, persönliche Verfolgungen zuzog, die ihm das Leben verbitterten. Da nun bald nachher auch Schönborn starb, und sein Bruder von seiner Pfarrstelle in Freystadt vertrieben ward, die unter dem Schutze der kaiserlichen Waffen wieder einem katholischen Geistlichen zugetheilt wurde, entschloß er sich, Schlesien zu verlassen, wo ihm alle Aussicht auf eine ehrenvolle Laufbahn verschlossen war. Er begab sich zuerst nach Danzig, wo er sich die Magisterwürde erwarb (1638) und von da nach Leyden, wo er an der blühenden Universität zugleich lernte und lehrte. Er studirte dort die Geographie, in welcher die Holländer damals die übrigen europäischen Völker weit überstrahlten, die römischen Antiquitäten, Trigonometrie, Astronomie, Physiognomik und Chiromantik und vorzüglich Anatomie, in welchen Wissenschaften er später auch selbst öffentliche Vorträge hielt. Auch war er fortwährend dichterisch thätig und gab im J. 1639 eine Sammlung Sonette, im Jahre 1643 Sonette, Oden und Epigramme heraus. Das Unglück, das ihn bisher verfolgt hatte, verließ ihn aber auch hier nicht. Er verlor, während er in Leyden lebte, seinen Bruder (1640) und eine geliebte Schwester, die sich erst kurz vorher verheirathet hatte, und er selbst verfiel in eine schwere Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte (vergl. die Sonette: „Thränen in schwerer Krankheit" (2, 303 u. 321), „An sich selbst" und „An die Welt" (2, 323).

Mit dem Jahre 1644 begann eine glücklichere Zeit. Ein reicher Pommer, Wilhelm Schlegel, der ihn hatte kennen und schätzen lernen, und der eine größere Reise zu unternehmen beabsichtigte, bewog ihn, sich ihm als Begleiter und Gesellschafter anzuschließen. Mit demselben besuchte er die wichtigsten Städte der Niederlande und Frankreichs. Von Paris reisten sie über Angers nach Marseille, von wo sie

sich nach Italien begaben. Im Anfang des Jahres 1646 gelangten sie nach Florenz, wo Gryphius ein lateinisches Gedicht über die Leiden Jesu (Olivetum libri tres. Flor. 1646) herausgab, das er der Republik Venedig widmete. Von da begaben sich die Reisenden nach Rom, das dem Dichter bei seinen vielseitigen Kenntnissen und seiner eindringlichen Beschäftigung mit dem Alterthum das vielseitigste Interesse darbot (vergl. die Sonette „Als er aus Rom geschieden" und „Ueber die unterirdischen Grüfte der Heiligen Märtyrer zu Rom" 2, 347 f.). Die Rückreise ging über Bologna, Ferrara, Venedig und von da wahrscheinlich durch die Schweiz nach Straßburg, wo sich Schlegel, der in seine Heimat zurückkehrte, von Gryphius trennte, welcher ein Jahr dort verblieb, das zu den glücklichsten und heitersten seines Lebens gehört und für seine poetische Entwickelung von großer Wichtigkeit wurde, weil er sich hier zuerst der Dichtungsform zuwandte, die seinen Ruf begründete. Dort dichtete er nämlich seinen „Leo Arminius". Von Straßburg reiste er über Mainz, Frankfurt, Cöln und Amsterdam nach Stettin, von wo er nach einigem Aufenthalte bei Schlegel, den er zur Vollendung der Trauerspiele „Katharina von Georgien" und „Cardenio und Celinde" benutzte, in die Heimat zurückkehrte (20. November 1647), die er seit neun Jahren nicht gesehen hatte. Nicht sehr lange Zeit nach seiner Rückkehr erhielt er einen dreifachen Ruf an die Universitäten Heidelberg, Upsala und Frankfurt a. d. O.; aber er lehnte diese ehrenvolle Aufforderungen ab: die lange Entfernung von der Heimat hatte ihm dieselbe nur noch theurer gemacht, und er konnte sich um so weniger entschließen, sie zu verlassen, als er sich um dieselbe Zeit verehelichte (Jan. 1649). Bald darauf ernannten ihn die Stände des Fürstenthums Glogau zum Landsyndikus, so daß er da-

durch eine eben so einträgliche als gesicherte Stellung erhielt, welche ihm auch noch Muße zu poetischen und andern schriftstellerischen Arbeiten gewährte. So erfreute er sich in seinem Familienkreise und in seinen Amtsverhältnissen eines ungetrübten Glücks, als ihn der Tod mitten in demselben ereilte. Er starb, von einem Schlagfluß getroffen, am 16. Juli 1664 in der Versammlung der Landes-Aeltesten auf dem Landhause zu Glogau. Kurz vor seinem Tode war er zum Mitgliede der Fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Beinamen „Der Unsterbliche" ernannt worden.

Seine Bedeutsamkeit wurde schon von seinen Zeitgenossen so wie von dem nachfolgenden Geschlechte anerkannt. Zwar finden wir in seinen Gedichten keine poetischen „Zeugnisse", wie sie damals beinahe ohne Ausnahme von den Freunden und Verehrern der Dichter deren Werken vorgedruckt wurden *); dagegen haben sich mehrere Schriftsteller der Zeit in ihren Werken sehr vortheilhaft über ihn ausgesprochen. So sagt der bekannte Quirinus Kuhlmann in seinem „Lehr-Hoff" (Jena 1672 S. 386): „A. Gryphius hat mit seiner Tichterei zu seiner Zeit allen Hochteutschen leichtlich den Vorzug entrissen; und kan man ihn fast nicht unbillich so weit seinem Vorgänger, dem Opitz, als diesen vor andern vorsäzen. Er schreibet in Worten lieblich und unterlässet doch auch nicht, prächtig zu seyn; in Erfindungen ist er tiffsinnig, in Lehrsprüchen (Sentenzen) häufig (d. h. reich), in Himmelsgedanken feurig, und liset man ihn niemals, daß nicht etliche Stachel in dem Gemüte bleiben solten. Er ist desto mehr Lobes und Libeswürdig,

*) Wenigstens nicht in der von seinem Sohne besorgten Ausgabe „Teutsche Gedichte." Breßl. u. Leipz. 1698. 2 Thl. 8°; die frühern Ausgaben stehen uns leider nicht zu Gebot.

je weniger er von den Fremden entlehnet, und der Ausländer aigen ersonnene Arbeit vor die seinige ob bloßer Verhochteutschung ausgegeben hat.“ Der nämliche schließt ein Sonett auf den Dichter folgendermaßen:

„Du bist, mein Schlesien, durch einen Greif genesen;
Ein Greif ist dir ein Schwan, ja mehr als Schwan gewesen.“

Von ihm und Lohenstein sagt Morhof im „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie“ (Lüb. 1718 S. 391): „Sie haben die Trauer-Spiele in Teutscher Sprache zur höchsten Vollkommenheit gebracht, daß wir den Ausländern darinnen nichts nachzugeben haben. Andere Art Gedichte zu geschweigen, darinnen sie gleichfalls sehr glücklich gewesen. Es ist ihnen diese Poeterey so wohl außgeschlagen, weil sie die alten Griechen und Lateiner zum Zweck ihrer Nachahmung gehabt, ohne welchen nichts beständiges und vollenkommenes außgeführt werden kan. Denn wo keine gründliche Gelersambkeit bey einem Tichter ist, so wird nie was gutes und vollenkommenes von seinen Händen kommen.“ Erdmann Neumeister nennt in seinem Specimen dissertationis de poetis germannis (s. l. 1695 S. 42) die Darstellung des Dichters lebendig, erhaben, charakteristisch und rein, und fügt hinzu, daß er keinen Schriftsteller kenne, der die Würde des Styls so vollkommen bewahre als Gryphius. Mühlpfort behauptet geradezu, daß sich Schlesiens Dichterruhm vorzüglich auf Gryphius gründe und Barthold Feind endlich sagt in der Vorrede zu seinen „Deutschen Gedichten“ (Stade, 1708. S. 42), daß man „diesem großen Poeten mit höchstem Rechte den Namen des Unsterblichen gegeben habe“, worauf er hinzufügt: „Wie künstlich er die Gemüths-Regungen erwecken können, davon zeugen sowohl sein Leo Arminius, als die andern Trauer-Spiele, insbesondere aber Papinianus und Stuart, da insonderheit



Andreas Gryphius Philoso-
phus et Poeta.



die Rede des Bassianus Caracalla nach verübtem Brudermord unvergleichlich schön ist."

Diese Urtheile, die von den damals gewöhnlichen Lobhudeleien der den Dichtern näher stehenden Personen weit entfernt sind, haben in den Urtheilen späterer Zeiten im Allgemeinen Bestätigung gefunden, und auch wir müssen sie ihrem Sinne nach vollkommen billigen.

Gryphius fing schon früh an, sich mit Poesie zu beschäftigen. Zwar ist die bis in die jüngste Zeit auch von Gervinus und mir *) festgehaltene Ansicht, daß er schon im eilften Jahre gedichtet und sogar ein Sonett verfaßt habe, das seines Inhaltes wegen nur mit Widerwillen einem Knaben zugeschrieben werden könne, durchaus unrichtig, da die Jahrzahl 1627, welche diesem Sonett („An Paetus") in den Ausgaben beigefügt ist, auf einem Druckfehler beruht, der aber nur aus der Vergleichung mit der ältesten Sammlung seiner Gedichte (Frankf. 1650) entdeckt werden konnte, welche die richtige Jahrzahl 1637 hat. **) Aber er war doch nicht älter als 15 Jahre, als er ein episches Gedicht, den „Kindermörder Herodes" verfaßte, das drei Jahre später (Glogau 1634) gedruckt wurde, und dem bald ein anderes „Des Herodes Ende" (Danzig 1635) folgte. Auch mögen manche Stücke des „Erneuten Parnassus" (Danzig 1636) und der „Deutschen Gedichte" (1636 oder 1637) in den vorhergehenden Jahren verfaßt worden sein.

---

*) Literaturgeschichte Bd. 2 S. 270 welche nach dem Obigen zu verbessern ist.

**) Das Verdienst, die Wahrheit entdeckt zu haben, gebührt Gödeken (Deutsche Dichter 1, 377), dem so manche Entdeckungen und Berichtigungen zu verdanken sind. Uebrigens wird das Sonett wahrscheinlich schon in den „Sonetten, Oden, Epigrammen (Leyden 1643) stehen, und es wäre daher wünschenswerth, daß auch diese verglichen würden.

Wir müssen lebhaft bedauern, daß diese Schriften sämmtlich verloren gegangen oder wenigstens nicht wieder aufgefunden worden sind, da sie ohne Zweifel über die Entwickelung des Dichters ein bedeutsames Licht werfen würden. In Ermangelung derselben müssen wir uns auf die noch vorhandenen Dichtungen beschränken, welche glücklicher Weise so zahlreich sind und aus so verschiedenen Zeiten stammen, und zugleich so vielfache Nachweise über Bildung, Beschäftigung und Stimmung des Dichters geben, daß wir aus ihnen ein ziemlich sicheres Bild seiner Entwickelung erhalten, das durch die Bekanntschaft mit seinem bewegten Leben und seinen Schicksalen vervollständigt werden kann.

Sein Vater und sein Bruder waren nicht blos fromme Geistliche, sie waren auch Märtyrer ihres Glaubens, ihrer unerschütterlichen Anhänglichkeit an den Protestantismus. Dieß mußte auf sein Gemüth den nachhaltigsten Einfluß ausüben. Der fromme Sinn, der hierdurch in ihm geweckt wurde, erhielt durch die zahlreichen und beinahe unausgesetzten Unglücksfälle, die ihn bis in sein männliches Alter verfolgten, fortwährend Nahrung; aber diese entwickelten in ihm auch die trübe, melancholische Stimmung, die ihn bis zu seinen spätern Jahren begleitete und sich beinahe ohne Ausnahme in seinen Dichtungen ausspricht, deren Grundgedanke die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit der menschlichen Dinge, zugleich aber auch das festeste Vertrauen auf Gottes Güte und Barmherzigkeit ist. So beschränkt dieß auch an sich erscheinen mag, so ist dagegen der Reichthum der Gedanken und Anschauungen, so wie die poetische Schöpfungskraft zu bewundern, den er in diesem engen Kreise entwickelte.

Was die formelle Seite seiner Poesie betrifft, so hat er zunächst den Weg betreten, den Opitz mit so großem

Erfolg eingeschlagen hatte; aber wie dieser bildete auch er sich nach den Holländern, deren Werke er im Lande selbst zu studiren die beste Gelegenheit hatte. Neben diesen blieben auch die Franzosen und die Italiener nicht ohne Einfluß auf seine dichterische Entwickelung, so wie ferner die Alten, namentlich Tacitus und Seneca, auf ihn, insbesondere aber auf seinen Styl einwirkten. Bei alle dem bewahrte er jedoch seine Selbstständigkeit in weit höherem Maße als seine übrigen Zeitgenossen, als namentlich Opitz; überall tritt er uns trotz der von Außen empfangenen äußeren Form mit aller Entschiedenheit selbst entgegen.

Gryphius ist vorzüglich durch seine dramatischen Arbeiten berühmt geworden, wie er denn der Schöpfer des neueren deutschen Trauerspiels genannt wird; aber er ist auch als Lyriker von hoher Bedeutung, und wenn dieß bis auf die neueste Zeit weniger anerkannt wurde, so hat es offenbar darin seinen Grund, daß er als Dramatiker eine neue Epoche begründete, während dieß von seiner Lyrik nicht gesagt werden kann. Als Dramatiker steht er in seiner Zeit ganz allein und bahnbrechend da; als Lyriker nimmt er, so groß und bedeutend er auch ist, doch nicht einmal die erste Stelle ein. Denn es ist gewiß ungerecht, wenn man ihn, wie es in neuerer Zeit geschehen, über Fleming stellen will, der ihn an Umfang des lyrischen Talents, an Mannigfaltigkeit der Stoffe und an Schönheit der Form, so wie in der gebildeten Sprache weit übertrifft. Aber man kann einem Fleming nachstehen und dennoch ein bedeutender Dichter sein, wie Gryphius es allerdings ist. Schon darin ist er vor den Meisten seiner Zeitgenossen auszuzeichnen, daß seine lyrischen Dichtungen auf der Wirklichkeit beruhen, sei es, daß sie seine eigensten Empfindungen und Gedanken ausdrücken, sei es, daß sie wahre

Erlebnisse darstellen oder aus solchen hervorgegangen sind. Wie schon aus seinem vorwiegend religiösen Sinn zu schließen ist, sind seine geistlichen Dichtungen am zahlreichsten, sowie sie auch im Ganzen den größten poetischen Werth haben.

Die „Kirchhoffs-Gedancken", welche die Sammlung seiner lyrischen Gedichte eröffnen, ob sie gleich der Zeit nach zu den späteren gehören, führen uns auf das Glücklichste in seinen Gedankenkreis ein. Der Dichter versetzt sich auf einen Kirchhof, der ihm die lehrreichste Schule ist, in welcher der Mensch am eindringlichsten lernen kann, was er ist, was er einst sein wird und wie er seine Wallfahrt auf Erden benutzen soll. Er sieht in Gedanken alle Särge aufspringen, die ihm die entfleischten Gebeine der Todten oder die verwesenden Leichname Derer zeigen, welche einst mächtig, geehrt, reich oder schön waren. Allerdings kann Nichts die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge besser zur Anschauung bringen, als solche Bilder; allein der Dichter hat sie mit einer solchen Wohlgefälligkeit bis in die kleinste Einzelnheit gemalt, daß wir uns ob der Phantasie des Dichters nicht freuen können, sondern eher Widerwillen empfinden. Denke man sich aber diese Auswüchse, die freilich ganz mit dem Charakter und der Stimmung des Dichters zusammenhängen, hinweg, so gewinnt das Gedicht ein ganz anderes Ansehen und wir stehen nicht an, es zu seinen gediegensten, überhaupt zu den schönsten der Zeit zu rechnen. Wir bewundern dann die Kraft der Empfindung und der Sprache, besonders in den Strophen, in welchen er das jüngste Gericht und Gottes Urtheilsspruch über die Menschen schildert. Wie schön ist z. B. nicht folgende Strophe:

„Viel, die man groß und heilig schätzt,
Schätzt Gottes Ausspruch für verlohren;
Viel, die man schmeht, verspeyt, verletzt,
Sind zu dem grossen Reich erkohren.

Starrt ob dem schönen Marmel nicht,
Sein Schmuck und Grabschrift können trügen:
Die Leiche nur weiß Nichts von Lügen,
Nichts von Betrügen diß Gericht!"

Nicht weniger schön ist die letzte Strophe, in welcher er den Hauptgedanken in kurzen, kräftigen Zügen wiederholt.

„Ach, Todten! ach, was lern' ich hier?
Was war ich vor? Was werd' ich werden?
Was? ewig bleibt uns für und für,
Und ich bekümmre mich um Erden?
O lehrt mich, die ihr lieget, stehen,
Daß wenn ich Jahr und Zeiten schließe,
Wenn ich die Welt zum Abschied grüße,
Ich mög' aus Tod in's Leben gehen."

Die 4 Bücher Oden sind zum Theil in Strophenformen gedichtet, welche den Pindarischen nachgeahmt sind und aus Satz, Gegensatz und Zusatz (oder Abgesang, wie es in mehreren heißt) bestehen; andere sind in den gewöhnlichen Strophenformen abgefaßt. Die meisten sind religiösen Inhalts und paraphrasiren zum Theil biblische Sprüche oder Psalmen; andere behandeln das Lieblingsthema des Dichters, die Vergänglichkeit des Menschen und der Welt. Wie schon in den „Kirchhofs-Gedanken" besingt er in der „Letzten Rede eines Gelehrten aus seinem Grabe" (2, 115) die Nichtigkeit des menschlichen Wissens im Verhältniß zu Gott und dem künftigen Leben, wobei er natürlich dessen Bedeutsamkeit für das Erdenleben nicht bestreitet. Unter allen ragt aber die Ode „Vanitas! Vanitatum Vanitas!" (2, 123) durch ihre Vortrefflichkeit hervor und es ist dieselbe überhaupt sowohl ihrem Gehalte, als ihrer Form und Sprache nach sein gelungenstes Gedicht. Das ganze vierte Buch der Oden führt den besonderen Titel: „Thränen über das Leiden Jesu Christi". Die 19 Gedichte, welche dieses vierte Buch bilden, unterscheiden sich von den übrigen lyrischen Poesien beinahe ohne

Ausnahme wesentlich dadurch, daß sie in der einfachsten Form (gepaarte Reime) und in der schlichtesten Sprache abgefaßt sind. Er hat sich darin, wie er in der Vorrede sagt, an die Worte der heiligen Geschichte gebunden und allen poetischen Schmuck vermieden; nicht als ob er glaube, daß dieser überhaupt für religiöse Gesänge nicht passe, sondern weil er in den „Thränen" Nichts als die Andacht gesucht habe. In ganz anderer Weise sind die „Uebersetzeten Lob-Gesänge oder Kirchen-Lieder", in denen er sich mit Erfolg bemüht, die erhabene, oft hochpoetische Sprache derselben wiederzugeben. Während er in ihnen sein Augenmerk mehr auf das kirchliche Bedürfniß richtete, hat er in den „Geistlichen Liedern" vorzugsweise für die Privatandacht gedichtet und daher specielle Verhältnisse behandelt, nicht wie in jenen allgemeine Glaubens- und Heilslehren.

Beinahe den dritten Theil seiner Gedichte nehmen die in fünf Bücher vertheilten Sonette ein, welche sowohl durch die Behandlung der Form und ihren Gehalt als die Beziehungen auf des Dichters inneres und äußeres Leben von Bedeutung sind. Eine große Anzahl derselben sind, wie sich aus seinem Charakter und seiner Richtung voraussetzen läßt, religiösen Inhalts; zwei Bücher sogar ganz ausschließlich, indem das vierte Sonette über die Sonntage und das fünfte über die Festtage enthält. Gryphius hat diese beiden Bücher schon in seinen Jünglingsjahren geschrieben, wie sie denn auch zuerst schon 1639 in besonderem Druck zu Leyden erschienen*). Er selbst sagt in dem 36. Sonette des fünften Buches, er habe sie in seiner ersten Blüthe, unter grimmen Schmerzen geschrieben, als Schwert, Brand und Elend sein

*) Und nicht das dritte und vierte Buch, wie Klopp in seiner sonst durchaus schätzenswerthen Abhandlung „Ueber A. Gryphius" (Lpz. 1851) behauptet.

Geburtsland verwüstete und er von Lästerern verleumbet und verfolgt wurde. Dies scheint auf das Jahr 1637 hinzuweisen (s. o. S. 612), doch da er hinzufügt, daß er diese Sonette mit noch zu zarter Hand als ein Kind gedichtet und daß seine Kindheit nicht gelehrt, doch fromm gewesen, so möchten sie vielleicht schon aus dem Jahre 1631 stammen, in welchem Glogau durch eine Feuersbrunst verheert wurde. Auch die drei andern Bücher der Sonette enthalten viele religiösen und selbst kirchlichen Inhalts, in denen er sein unerschütterliches Vertrauen auf Gottes Güte und Allmacht in mancherlei Wendungen darstellt; eine nicht kleine Zahl besingt seine Lieblingsidee von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des Menschen und seinen weltlichen Bestrebungen. Es genügt, die Ueberschriften derselben anzuführen: „Es ist alles Eitel" (2, 303), „Der Welt Wollust", „Menschliches Elende" (2, 304), „An einen Unschuldigen Leidenden" (2, 316), „Thränen in schwerer Krankheit" (2, 321), „Der Tod" (2, 322), „Das letzte Gerichte" (2, 350) u. a. m. Eine Reihe von Sonetten ist seinen Eltern, Geschwistern, Kindern und Freunden gewidmet; wieder andere, und diese gehören zu den bedeutsamsten, enthalten Rückblicke auf sein eigenes Leben, und es sind dieselben schon deshalb merkwürdig, weil selbst diejenigen, welche er in seinen glücklicheren Jahren dichtete, von einer mehr als trüben Stimmung erfüllt sind. So heißt es in dem 19. Sonett des dritten Buches, nachdem er von der allgemeinen Freude über den langersehnten Frieden berichtet:

„HErr, muß gantzer Länder Kriegen
Auf dein Wort in Ruh verfliegen,
Ach warum denn willst du nicht mein bestritten Hertz erquicken?
Soll in dem Jubeln aller Heyden
Nur einig meine Seele leiden?
Oder wilst du mit Ergetzen auch ein Jubel-Jahr zuschicken?"

Aus diesen und andern ähnlichen Aussprüchen scheint es hervorzugehen, daß er die melancholische Stimmung, welche seine früheren Leiden nothwendig in ihm erweckten, auch später nicht überwinden konnte, als sein Schicksal eine glücklichere Wendung genommen hatte und daß er sich, als die äußeren Verhältnisse ihm keine Veranlassung mehr zu Klagen gaben, er sich selbst mit unnöthigen Einbildungen quälte.

Der Liebe sind nur wenige Sonette gewidmet; sie sind sämmtlich „An Eugenien" gerichtet und athmen reine, tiefe Neigung und sind voll glücklicher Gedanken und wahrer Empfindung. Man möchte aus dem Umstand, daß Sonette an „Eugenien" schon im ersten Buche vorkommen, das er, wie oben bereits erwähnt, im Jahre 1643 zu Leyden veröffentlichte, und andere unzweifelhaft aus dem Jahre 1648 stammen, den Schluß ziehen, daß Gryphius unter diesem Namen zwei verschiedene Personen besungen habe; denn da die letzten Sonette ohne Zweifel der Rosa Deutschländer gewidmet sind, die er bald darauf heirathete, so müßte er mit derselben schon vor seiner Abreise aus der Heimat (1638) einen Liebesbund geschlossen haben, was sich bei den Verhältnissen, in denen er damals lebte, kaum denken läßt, wie sich denn in seinen Gedichten auch nicht die leiseste Andeutung findet, die darauf hinwiese. Auf der andern Seite widerstrebt es dem Gefühl, anzunehmen, daß er seine nachmalige Gattin unter demselben Namen besungen hätte, den er einer früheren Geliebten gegeben, und dann scheint der Ausdruck „Ihr Rose der Jungfrauen" in einem der frühesten Sonette an Eugenien (2, 310) eine Anspielung auf den Namen seiner Gattin zu sein. Dieses Sonett ist übrigens einzig in seiner Art und ich glaube kaum, daß sich noch etwas Aehnliches in irgend einer Literatur findet. Der Dichter läßt sich

nämlich von dem Gedanken an die Nichtigkeit aller Dinge, dem er wie einer finstern dämonischen Macht verfallen war, so weit verleiten, daß er der Geliebten zuruft, auch sie würde, wie die verwelkte Rose in ihrer Hand, der Vernichtung anheimfallen und es würde ihr schöner Leib, der jetzt Bewunderung errege, nach ihrem Tod mit Grauen erfüllen.

Wenn auch viele Sonette sein tiefes Gefühl für die Heimat, den Schmerz über deren Elend aussprechen, so hat er dem Vaterland doch nur wenige Gedichte besonders gewidmet. Eines „Thränen des Vaterlandes. Anno 1636" (2, 312) theilen wir mit, weil es in kurzen aber scharfen Zügen ein anschauliches Bild des unsäglichen Elends gibt, unter welchem Deutschland damals seufzte.

„Wir sind doch nunmehr gantz, ja mehr denn gantz verheeret!
Der frechen Völcker Schaar, die rasende Posaun,
Das vom Blut fette Schwerdt, die donnernde Carthaun
Hat Aller Schweiß und Fleiß und Vorrath aufgezehret.

Die Thürme steh'n in Glut, die Kirch' ist umgekehret,
Das Rathhauß liegt im Grauß, die Starcken sind zerhaun,
Die Jungfern sind geschändt, und wo wir hin nur schaun,
Ist Feuer, Pest und Tod, der Hertz und Geist durchfähret.

Hier durch die Schantz und Stadt rinnt allzeit frisches Blut.
Dreymal sind schon sechs Jahr, als unser Ströme Flut
Von Leichen fast verstopfft, sich langsam fortgedrungen.

Doch schweig ich noch von dem. Was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Pest und Glut und Hungersnoth,
Daß auch der Seelen Schatz so vielen abgezwungen."

An die Sonette schließen sich drei Bücher Epigramme, die sich über die nämlichen Stoffe verbreiten, wie die andern Gedichte. Eine Anzahl derselben war schon in der obenerwähnten Ausgabe der „Sonette" (Leyden 1643) gedruckt worden, darunter wahrscheinlich die religiösen. In eine spätere Zeit fallen diejenigen, welche die sittlichen Zustände

Deutschlands am Ende des dreißigjährigen Krieges oder nach demselben behandeln, die freilich, wie bekannt, geradezu entsetzlich waren, so daß wir uns nicht verwundern, wenn Gryphius in diesen Epigrammen von Blutschande, Giftmischerei, Ehebruch und Prostitution selbst adeliger Frauen spricht. Den Abscheu und Schmerz, den der edle Mann über diese Versunkenheit beinahe des gesammten Volkes fühlte, sprach er auch in anderen Gedichten aus, zunächst in drei Satyren oder „Straffgedichten", in deren erstem er die in den Epigrammen zerstreuten Züge zusammenfaßt und noch manche hinzufügt, während er in dem zweiten die Heuchelei und Falschheit der damaligen Welt schildert. Am gelungensten ist die dritte Satyre: „Capitain Schwermer. An die Schönste und Edelste dieser Welt", in welcher er mit großem Humor die Renommisten und Bramarbas schildert, welche in den letzten Jahren des Kriegs und besonders nach demselben so häufig anzutreffen waren. Zu den Satyren können auch manche Sonette gerechnet werden, so diejenigen, in welchen er die Modethorheiten der Zeit lächerlich macht (z. B. „An Jolinden", 2, 313), oder die Zuchtlosigkeit der Frauen geißelt („An Calliopen", 2, 319, „An Celien", 2, 388).

Es ist aus der bisherigen Darstellung ersichtlich, daß die lyrischen Poesien des Gryphius beinahe ohne Ausnahme Gelegenheitsgedichte im bessern Sinne des Wortes sind, d. h. daß sie auf der Wirklichkeit beruhen und innere oder äußere Erlebnisse des Dichters poetisch behandeln. Doch finden sich auch mehrere gewöhnliche Gelegenheitsgedichte; wie hätte er der Richtung, und wir möchten sogar sagen, dem Zwange der Zeit entgehen können, die man ja mit so vollem Rechte als die Zeit der Gelegenheitsdichterei bezeichnet? So finden sich in der Sammlung seiner Werke sowohl Begräbniß- als Hochzeitsgedichte und von den Sonetten behandelt ebenfalls

eine Anzahl die nämlichen Gegenstände. Obgleich die Begräbnißgedichte seiner trüben Stimmung und religiösen Gesinnung entsprachen und er seine Weltansicht darin nicht ohne Glück ausspricht, so fühlte er doch selbst so sehr, daß sie ihm nur von Außen aufgedrungen waren, daß er sie eben so wenig als die Hochzeitsgedichte in die von ihm selbst veranstalteten Sammlungen seiner lyrischen Poesien aufnahm: sie erscheinen erst in der von seinem Sohne besorgten Ausgabe. Was die Hochzeitsgedichte insbesondere betrifft, so wird es recht klar, daß sie ihm nur abgedrungen waren, da sie sich meist ganz in derselben Weise bewegen, wie die der anderen Dichter; es sind nicht eben geistreiche Witze auf Kosten der Braut oder gewöhnliche Wortspiele, zu denen die Namen der jungen Eheleute Veranlassung gaben.

Gryphius würde, wie sich aus der obigen Darstellung ergibt, schon durch seine lyrischen Gedichte eine hervorragende Stellung unter den Dichtern seiner und der nächstfolgenden Zeit einnehmen, wenn er nicht durch seine dramatischen Werke seine Leistungen im Gebiete der Lyrik so vollständig verdunkelt hätte, daß man diese über jenen ganz vergaß.

Wir müssen bei Betrachtung seiner Dramen die Trauerspiele von den Lustspielen nicht bloß wegen ihrer Form und ihres Inhalts, sondern auch schon deshalb trennen, weil sie zwei Perioden seiner dramatischen Thätigkeit bilden, indem die ersten beinahe ohne Ausnahme vor den letzten gedichtet wurden. Die Trauerspiele entstanden unter dem Eindruck seiner melancholischen Stimmung, die Lustspiele dagegen dichtete er, als das Glück des häuslichen Lebens und die ansehnliche Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft ihn fähig machten, die Welt und das Leben mit einem weniger befangenen Gefühl anzuschauen.

Gryphius wendete sich erst in seinen männlichen Jahren zum Drama, nachdem er sein lyrisches Talent schon zu großer Höhe entwickelt hatte. Es ist zwar nicht unwahrscheinlich, daß er sich schon während seines Aufenthalts in Holland mit dem Gedanken trug, sich auch im Drama zu versuchen, da eben damals Joost van den Vondel, nach welchem er sich zunächst bildete, in seiner höchsten Blüthe stand*); doch hat er das erste Trauerspiel, das er abfaßte, erst nach seiner Rückkehr aus Italien während seines Aufenthalts in Straßburg gedichtet und veröffentlicht. Neben den Holländern waren die Franzosen seine Muster, sowie auch der Römer Seneca. Von diesen seinen Vorbildern lernte er die Kunst der Composition und das Betonen einzelner Situationen; aber er ahmte sie auch in ihren Schwächen nach, in dem nur zu oft übertriebenen und unpassenden Pathos, der nicht selten in hohle Declamation ausartet, in der übermäßigen Anhäufung von Sentenzen und Antithesen, von schmückenden Beiwörtern und Bildern. Wie bei seinen Mustern tritt oft statt der Handlung bloße Erzählung, Schilderung oder Betrachtung ein, so daß das dramatische Leben verloren geht, wofür das Ueberladene und Uebertriebene in Sprache und Darstellung nicht entschädigt. Dieser Mangel ist aber keineswegs bloß den genannten Vorbildern zuzuschreiben, er lag in der ganzen Zeitrichtung, von der er sich nicht zu befreien vermochte. Zu den genannten Einflüssen darf auch der der Engländer hinzugefügt werden; denn wenn er auch Shakspeare nicht gekannt haben sollte (wofür jedoch mancherlei Gründe sprechen), so kannte er ohne Zweifel die „Englischen Comödien",

*) Vielleicht hat er die Uebersetzung der „Gibeoniter" des Vondel (1, 543 ff.) schon während seines Aufenthalts in Holland abgefaßt.

die im Jahre 1620 und 1630 erschienen waren*) und deren Einfluß auf seine Vorgänger Jakob Ayrer und den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig unverkennbar ist. Aber sie wirkten noch mächtiger auf Gryphius ein, weil seine eigene Geistesrichtung ihn für ihre Eigenthümlichkeiten empfänglicher machte. Wie jene Comödien haschte er nach den stärksten Effecten, ja er überbietet sie sogar, indem er das Furchtbare und Erschütternde bis zum Gräßlichen steigert. Dagegen bewahrt ihn die Bekanntschaft mit den Holländern und Franzosen vor der allerdings oft genialen Formlosigkeit der Engländer. Den Seneca nachahmend führte er auch den Chor in das Trauerspiel ein; allein es waren ihm auch hierin die Holländer vorangegangen. Doch sind die Chöre, die er „Reyhen" nannte**), bei ihm wie schon bei Seneca mit der Handlung nicht organisch verbunden; sie enthalten meist Betrachtungen, die mit den Begebenheiten nicht in nothwendigem Zusammenhange stehen, besprechen allgemeine Verhältnisse und sind sogar mit unpassender Gelehrsamkeit überfüllt. Die Personen der Chöre sind meist schlecht und öfters selbst geschmacklos gewählt; in einigen Trauerspielen sind verschiedene Chöre mit großer Willkür neben einander gestellt oder es wechseln dieselben in den einzelnen Aufzügen ab. So werden im ersten Act des „Carolus Stuardus" die Geister der ermordeten englischen Könige, im zweiten die Syrenen, im dritten die englischen Frauen und Jungfrauen, im vierten die Religion, im fünften endlich die Geister der Könige als Chor eingeführt.

Wie durch seine lyrischen Gedichte, so zieht sich der Gedanke an die Nichtigkeit des Menschen auch durch seine

*) Vergl. meine Literaturgeschichte 2, 133 ff.

**) Die Acte heißen bei ihm „Abhandlungen", die Auftritte „Eingänge".

Trauerspiele. Er sagt selbst in der Vorrede zu seinem ersten, dem „Leo Arminius" (1, 1), er habe in diesem wie „in etlich folgenden Trauerspielen die Vergänglichkeit Menschlicher Sachen vorstellen" wollen. So schließt „Cardenio und Celinde" mit den Versen:

„Wer hier recht leben wil und jene Kron ererben,
Die uns das Leben gibt, denck iede Stund ans Sterben."

Diese allgemeine Tendenz seiner Trauerspiele mußte, so wie das Streben nach pathetischer Sprache und Darstellung, auf die Gestaltung des Ganzen den nachtheiligsten Einfluß ausüben; daher ist auch die Charakteristik der einzelnen Personen schwach, und man trifft kaum Eine mit einem ausgeprägten und individuellen Charakter. Seine Tyrannen z. B. sehen sich alle so ganz ähnlich, daß man sie ohne große Mühe aus dem einen Trauerspiel in das andere versetzen könnte. Gryphius' dramatisches Talent zeigt sich vorzüglich in dem Plane seiner Stücke, wogegen er in der Ausführung oft tief herabsinkt, wenn auch manche Situationen als durchaus glücklich bezeichnet werden müssen. Der Dialog ist oft lebendig und rasch, verfällt aber eben so oft auch in hohle Declamation.

Wir haben nach dieser allgemeinen Charakteristik der Trauerspiele des Dichters einen kurzen Ueberblick von ihrem Inhalt zu geben. Für das erste „Leo Arminius oder Fürsten-Mord" hat Gryphius seinen Stoff aus der byzantinischen Geschichte genommen. Michael Balbus, oberster Feldhauptmann des Kaisers Leo Arminius, ein roher und ehrgeiziger Mensch, stiftet eine Verschwörung in der Absicht, den Kaiser vom Throne zu stürzen und sich an dessen Stelle zu setzen. Leo läßt ihn, als er davon unterrichtet wird, mehrmals warnen; da er aber in seinen Umtrieben fortfährt, läßt ihn der Kaiser eines Tages verhaften und verurtheilt ihn zum

Feuertod. Als er schon zum Scheiterhaufen geführt wird, gibt der Kaiser auf dringendes Bitten seiner Gemahlin den Befehl, die Hinrichtung aufzuschieben, weil sie am Weihnachtstage hätte Statt finden sollen. Leo läßt, um sich zu erheitern, Musikanten kommen, unter deren Spiel er einschläft. Da erscheint ihm ein Geist, der ihn vor dem treulosen Michael warnt; darüber entsetzt, entschließt sich Leo, selbst nachzusehen, ob der Verräther hinlänglich verwahrt sei. Er findet ihn „in stolzer Ruh" schlafend, „gantz sicher, sonder Angst," in einem Gefängnisse, dessen Wände mit fürstlicher Pracht geschmückt waren, und überzeugt sich, daß den Wächtern nicht zu trauen sei. Dieß Alles beängstigt ihn immer mehr und er geht mit seinen Getreuen zu Rath, was unter diesen Verhältnissen zu beginnen sei. Unterdessen sinnt Michael auf neue Mittel, seinen Plan auszuführen; er läßt seinen Mitverschwornen drohen, daß er sie angeben würde, wenn sie ihn nicht alsbald befreiten. Diese gelangen durch eine List in die kaiserliche Burg, überfallen Leo und ermorden ihn, worauf sich Michael zum Kaiser ausrufen läßt.

„Catharina von Georgien, Oder Bewehrte Beständigkeit" (1, 89), so heißt das zweite Trauerspiel, beginnt mit einem Prolog der Ewigkeit, welche die Nichtigkeit der weltlichen Dinge, die Herrlichkeit der himmlischen darstellt. Die Königin Catharina, welche nach muthiger Gegenwehr vom Persischen Schach Abas besiegt worden war, hatte sich nach erhaltener Zusicherung freien Geleits in dessen Lager begeben, war aber von demselben gefangen und nach Schiras, der Hauptstadt Persiens, geschickt worden, weil sie die unreine Liebe des Schach zurückwies. Obgleich dort im strengen Gewahrsam gehalten, finden doch Demetrius und Procopius, zwei Abgesandte aus ihrer Heimat, Mittel, zu ihr zu gelangen. Sie bringen ihr die Nachricht, daß der Gesandte

aus Reußen sich um ihre Freiheit bemühe und daß er die beste Hoffnung habe, sie zu erlangen. Und in der That gelingt es ihm, in seiner Abschiedsaudienz den Schach zu bewegen, ihm die Freilassung der Königin zu versprechen. Aber kaum hat der Gesandte den Schach verlassen, als ihn die Zusage reut. Während jener sich beeilt, der Königin die erfreuliche Nachricht zu bringen, entschließt sich Abas, ihr Hand und Krone anzubieten, sie aber zugleich mit dem grimmigsten Tode zu bedrohen, wenn sie seinen Antrag zurückweise. Als sich nun die Königin zur Abreise bereitet, erscheint ein Vertrauter des Schach, der ihr dessen Entschluß verkündigt. Catharina wählt den Tod und sie wird, sobald der Schach ihre Antwort vernommen, von dem Blutrichter abgeholt. Auf des Tyrannen Befehl soll sie mit glühenden Zangen zerfleischt und dann lebendig verbrannt werden. Sie hält die gräßlichen Qualen muthig aus, von denen sie der Tod erlöst, als Schach Abas, den seine Grausamkeit reut, Gegenbefehle schickt. Als er erfährt, daß sie zu spät angekommen seien, bricht er in laute Verwünschungen gegen sich selbst aus, worauf der Geist der gemordeten Königin erscheint, der ihm verkündigt, daß er nach unsäglichem Unglück eines gewaltsamen Todes sterben würde. — Dieses Trauerspiel gibt uns den Beweis, wie Gryphius selbst vor dem Gräßlichsten nicht zurück schaudert. Es war ihm nicht genug, daß er die fürchterlichen Martern, welche die Königin zu erdulden hatte, mit einer Grausen und Ekel erregenden Genauigkeit erzählen ließ, er ließ sie auch noch halbzerfleischt auf der Bühne erscheinen und den Scheiterhaufen besteigen, auf welchem sie endlich nach fürchterlichen Qualen den Geist aufgibt.

Das dritte Trauerspiel „Cardenio und Celinde, oder Unglücklich Verliebt" (1, 181) ist schon dadurch bekannter

geworden, daß zwei neuere Dichter denselben Stoff bearbeitet haben, Achim von Arnim in „Halle und Jerusalem" und Immermann in einem Drama, dem er den nämlichen Titel gegeben, wie Gryphius. Dieser hatte die Begebenheit, welche seinem Trauerspiele zum Grunde liegt, in Italien gehört und hatte sie, als er von Straßburg über Amsterdam in die Heimat reiste, seinen dortigen Freunden erzählt, die davon so sehr ergriffen worden waren, daß sie in ihn drangen, sie ihnen schriftlich mitzutheilen. Bei näherer Ueberlegung zog er jedoch vor, sie dramatisch zu bearbeiten. Die Vorrede, in der uns der Dichter die Entstehung des Cardenio berichtet, ist auch deshalb merkwürdig, weil er darin seine Ansicht von dem Trauerspiel mittheilt. Er ist nämlich, dem Opitz folgend, der Ueberzeugung, daß nur Personen höchsten Ranges, Könige und Fürsten, dem Trauerspiele geziemten; doch habe er die „niedrigen Personen" nicht mit höheren vertauscht, weil er der Historie nicht zu nahe habe treten wollen. Aus demselben Grunde erhob sich „die Art zu reden, nicht viel über die gemeine". Was der Dichter zu entschuldigen für nöthig findet, ist gerade, was wir zu loben hätten, wenn die Einfachheit und Wahrheit der Darstellung wirklich durchgeführt wäre. Daß dieß aber nicht der Fall ist, geht schon aus der folgenden Bemerkung hervor, „daß hin und wider etliche hitzige und stechende Wort mit unterlauffen, welche aber den Personen, so hier entweder nicht klug oder doch verliebet, zu gut zu halten." Wären nur die leidenschaftlichen Stellen in dieser ungewöhnlichen und gehobenen Darstellung gehalten, so wäre der Dichter, wie gesagt, deshalb nur zu loben, allein er verfällt leider auch in das ihm zur Natur gewordene Pathos, wenn er gewöhnliche Zustände und Stimmungen darstellt. — Olympia, dieß ist der kurze Inhalt des Trauer-

spiels, war über die wahren Gesinnungen ihres Geliebten Cardenio von Lysander getäuscht worden und hatte sich in Folge dessen mit diesem vermählt. Cardenio, der es erfahren, entschließt sich, um die Geliebte wieder zu gewinnen, deren Gemahl zu ermorden. Ein andres Mädchen, Celinde, die sich leidenschaftlich in Cardenio verliebt hatte, aber keine Gegenliebe fand, sucht die Zauberin Tyche auf, daß sie ihr durch Zauberkünste Cardenios Neigung verschaffe. Als Cardenio dem Lysander auflauert, erscheint ihm ein Gespenst in der Gestalt Olympias; er folgt ihm und so wird Lysander gerettet. Als das Gespenst in einen Garten gekommen war, bleibt es stehen; Cardenio, der es immer noch für Olympia hält, will es umarmen, aber da verwandelt es sich in ein Todtengerippe. Cardenio entflieht und kommt in seiner Verwirrung auf einen Kirchhof, wo Celinde eben mit Zaubereien beschäftigt ist. Eine Geistererscheinung schreckt auch sie und Beide beschließen, zu Lysander und Olympia zu gehen, um sie ihrer Reue und Besserung zu versichern. — „Wie Catharina", sagt Gryphius in der nur zu gedrängten und beinahe unverständlichen Inhaltsübersicht des Trauerspiels, „den Sieg der heiligen Liebe über den Tod gewiesen*), so zeigen diese den Triumph oder das Sieges-Gepränge des Todes über die irdische Liebe". Noch genauer bezeichnet er seine Absicht in der Vorrede. „Mein Vorsatz ist", heißt es darin (1, 183), „zweyerley Liebe, eine keusche, sittsame und doch inbrünstige in Olympien, eine rasende, tolle und verzweifflende in Celinden abzubilden. Cardenio suchet, was er nicht finden kan und nicht suchen solte; Lysander

*) Tieck ist geneigt (Deutsches Theater, Bd. 2. S. IX.), dieses Trauerspiel für das früheste des Dichters zu halten; hätte er die oben mitgetheilte Stelle gelesen, würde er sich überzeugt haben, daß dieß nicht der Fall ist.

bauet seine Liebe auf einen so unredlichen als gefährlichen Grund, biß seine Fehler von Vernunfft, Tugend und Verstand ersetzet werden. Olympia schwebet in steten Schmertzen (denn sie hatte Lysanders Betrug erfahren und lange mit ihrer Liebe zu Cardenio gekämpft), biß sie bloß nach der Ehre als dem einigen Zweck zielet. Tyche giebet Anschläge zu einer verfluchten Zauberey, und wil Liebe erwecken durch den Stifter des Hasses und den Geist der Zwietracht.“ Die allgemeine Anlage des Trauerspiels ist, wie sich aus dem Bisherigen ergibt, ganz vortrefflich; die mannigfaltigen Verwickelungen sind vollkommen gut erdacht und gewähren das lebendigste Interesse. Aber so echt dramatisch die Anlage ist, so verfehlt ist die Ausführung, indem der Dichter zu ganz äußeren Mitteln, den Geistererscheinungen, griff, um die Entwickelung herbeizuführen. Freilich dient ihm zur Entschuldigung, daß er wie seine ganze Zeit und die Gebildetsten in ihr an Geister und Gespenster glaubte*), daß sie für ihn als wirkliche Wesen vorhanden waren und im Auftrage einer höheren Macht auf die Schicksale der Menschen unmittelbar einwirkten. Aber wenn man dem auch Rechnung tragen will, so bleibt doch noch immer der Vorwurf stehen, daß die Erscheinung der Gespenster nicht motivirt ist, sondern offenbar nur deswegen eintritt, um dem Stück einen Schluß zu geben. — Trotz dieser großen Mängel ist aber „Cardenio und Celinde“ doch ohne Zweifel das beste Trauerspiel des Dichters; es hat am meisten poetische Tiefe, es verfällt am wenigsten in Uebertreibung, das Erschütternde ist nicht bis zum Gräßlichen gesteigert und endlich ist es an einzelnen gelungenen Situationen reicher als die andern. Auch hat es im Gan-

*) Man lese, was er in der Vorrede (S. 184 ff.) von den Geistern sagt.

zen mehr Handlung, als die meisten übrigen, ob es gleich leicht gewesen wäre, ihm noch mehr zu geben, wenn sich der Dichter nicht durch seine Vorbilder hätte verleiten lassen, die Handlung auf eine Zeit von kaum zwölf Stunden zusammendrängen.

Die „Ermordete Majestät oder Carolus Stuardus, König von Groß-Britanien", wurde von Gryphius schon im Jahre 1649 unter dem ersten Eindruck der Nachricht von der Hinrichtung des unglücklichen Königs und zwar in wenigen Tagen gedichtet*). Ob dieses Trauerspiel schon damals gedruckt wurde, scheint ungewiß zu sein; jedenfalls besitzen wir diese erste Bearbeitung nicht, sondern nur eine zweite, wie es scheint, sehr veränderte, welche 1663 im Druck erschien. Es ist dies das schwächste unter allen seinen Stücken, aber, wie schon von Andern bemerkt wurde, schon deswegen verdienstlich, weil Gryphius in demselben die Gegenwart poetisch aufzufassen unternahm, was freilich wieder dadurch sehr getrübt wird, daß er nebst den historischen Personen auch verschiedene Geister und eine Menge allegorischer Figuren, den Krieg, die Ketzerey, die Pest, den Tod, den Hunger, die Zwietracht, die Furcht, den „Eigenmord" auftreten läßt.

Eben so wenig eigentliche Handlung als im „Carolus Stuardus" findet sich in dem Trauerspiel „Großmüthiger Rechts-Gelehrter oder Sterbender Aemilius Paulus Papinianus", das er im Jahre 1659 dichtete. Der darin behandelte Stoff ist so undramatisch, daß selbst ein größerer Dichter als Gryphius ihn nicht beleben könnte; denn der Mittelpunkt des Gedichts besteht darin, daß Papinianus hingerichtet wird, weil er den Kaiser Bassianus wegen des von

*) Poema, quod paucos intra dies vix condito in hypogaeum regis cadavere, sceleris horror expressit. (Dedikation I, 252.)

demselben begangenen Brudermordes nicht rechtfertigen wollte. Wie in andern Stücken, so hat Gryphius auch hier mehrere Chöre eingeführt, was dem Wesen des Chors durchaus widerstrebt. Noch unpassender ist es, daß er die „Rasereyen" (Furien) dem Kaiser im Schlaf erscheinen läßt, so daß sie für ihn als in der That nur ein Traumbild, während sie für den Zuschauer wirkliche Wesen sind und somit der Effect nur für den Zuschauer berechnet ist. Gryphius hat für diesen Chor offenbar den Aeschylus benutzt, aber ihn freilich nur sehr unvollkommen nachgeahmt. Uebrigens gehört diese Stelle doch zu den gelungensten im ganzen Trauerspiel, und wir würden von ihr ganz befriedigt sein, wenn nicht einzelne Ausdrücke den besseren Geschmack gar zu arg verletzten.

Außer diesen Trauerspielen hinterließ Gryphius noch drei andere, welche aber nicht vollendet waren, weshalb sie sein Sohn nicht herausgab. Von diesen („Heinrich der Fromme", „die Gibeaniter" und „Ibrahim") wäre auch wohl nur das erstere von Interesse gewesen, weil es das einzige war, in welchen er einen vaterländischen Stoff behandelte.

Die aus fremden Sprachen übersetzten Stücke*) übergehen wir um so füglicher, als er selbst wenig Gewicht darauf legte**). Auch haben wir noch von seinen Lustspielen ausführlicher zu berichten, in denen er bedeutend glücklicher war, als in seinen Trauerspielen, und die schon dadurch größeres Interesse gewähren, weil sie auf der Wirk=

**) „Beständige Mutter oder die heilige Felicitas, aus dem Lateinischen Nicolai Caussini", „die Sieben Brüder oder die Gibeoniter, aus Vondels Niederländischen in das Hoch=Deutsche übersetzet".

**) S. Vorrede zum „Schwermenden Schaffer" (1, 652).

lichkeit beruhen, und er in ihnen durchaus volksthümlich ist. Da die Charaktere in den Lustspielen viel individueller gehalten sind, als in den Trauerspielen, da die Haltung viel lebendiger und dramatischer, und somit ein Fortschritt des Dichters unverkennbar ist, da endlich die ganze Behandlung eine tiefe und lange Beobachtung des Volkslebens voraussetzt, so darf man wohl annehmen, daß sie später entstanden sind als die Trauerspiele und in die letzten Jahre seines Lebens gehören, in denen er, wie schon erwähnt, die trübe Stimmung überwunden hatte, die ihn früher bedrückte und beschränkte. Eben deshalb war auch sein poetisches Talent weniger gefesselt, es konnte sich freier bewegen; er selbst konnte die Welt und die Lebensverhältnisse ungetrübter anschauen und mit unbefangenem Sinn poetisch gestalten. Sind diese Voraussetzungen richtig, so ist es dann ziemlich gleichgültig, daß wir das Jahr ihrer Entstehung nicht bestimmt angeben können.

Das erste dieser Lustspiele ist wahrscheinlich die „Absurda Comica oder Herr Peter Squentz. Schimpff-Spiel". Es liegt demselben die bekannte Episode im „Sommernachtstraum" von Shakspeare zum Grunde. Die oft wörtliche Uebereinstimmung des deutschen Lustspiels mit dem englischen Stücke scheint darauf hinzuweisen, daß Gryphius den Shakspeare vor Augen gehabt habe; allein dieser Annahme scheint sich der Bericht zu widersetzen, den Gryphius selbst von der Entstehung seines Stückes giebt. In der humoristischen Vorrede zum Peter Squentz (1,716), die er einem Philip-Gregorius Riesentod beilegt, sagt er nämlich, Herr Peter Squentz sei auf deutschen Bühnen oft zur größten Ergötzung der Zuschauer dargestellt worden, so daß sich mancher Unberufene für den Verfasser ausgegeben hätte. Dieser sei aber der „um ganz Deutschland wohlverdienete, und in allerhand Sprachen und

Mathematischen Wissenschaften ausgeübete Mann, Daniel Schwenter, der ihn zum ersten zu Altdorff auf den Schau-Platz geführet, von dannen er je länger je weiter gezogen, biß er seinem liebsten Freunde begegnete, welcher ihn besser ausgerüstet, mit neuen Personen vermehret, und nebens einem seiner Trauerspiele aller Augen und Urtheil vorstellen lassen". Aus dieser Stelle ergiebt sich unzweifelhaft, daß der Stoff zuerst durch Schwenter auf die deutsche Bühne gebracht wurde. Daß dieser, „ein in allerhand Sprachen" bewanderter Mann, Shakspeare gekannt habe, darf nicht bezweifelt werden (er lebte von 1585 bis 1636 und Shakspeare von 1564—1616); und somit liegt es wohl nahe, anzunehmen, daß er den Stoff dem „Sommernachtstraum" verdankte. Inwieweit er den englischen Dichter benutzte oder übersetzte, läßt sich natürlich auch nicht annähernd bestimmen, und eben so wenig, wie viel Gryphius ihm selbst verdankte. Wenn man aber nach der ausdrücklichen Versicherung des Dichters nicht bezweifeln darf, daß er Schwenters Bearbeitung kannte und benutzte, so kann er doch zugleich auch Shakspeare's Sommernachtstraum gekannt und benutzt haben, wenn er es auch nicht sagt. Daß er es aber verschweigt, ob er gleich sonst seine Quellen nach damaliger Sitte der Dichter genau angiebt, kann nicht auffallen, da die Vorrede durchaus humoristisch gehalten ist und er sie zudem seinem „Freunde Riesentod" beilegt. Wenn Gryphius seinen Stoff auch entlehnt und, sei es mittelbar oder unmittelbar, gar Manches aus Shakspeare sogar wörtlich aufgenommen hat, so hat er das Ganze doch auf deutsche Sitten und Verhältnisse bezogen und darin eine erfreuliche Selbstständigkeit beurkundet. Das Stück selbst ist sehr einfach, und doch hat es weit mehr Handlung, als seine Trauerspiele. Auf den Rath des Schreibers und Schulmeisters

Peter Squenz entschließen sich die Bewohner des Dorfes Rumpelskirchen, den König bei seiner Durchreise mit einem Schauspiel zu erfreuen; Squenz hat schon zu diesem Behufe eins gedichtet, Pyramus und Thisbe. Nachdem die Rollen vertheilt worden, entfernen sich sämmtliche Anwesende, um dieselben zu memoriren. Im zweiten Aufzug legt Squenz ein Verzeichniß von Comödien zur Auswahl vor, aus denen aber der König die von Pyramus und Thisbe wählen muß, weil keine andere vorbereitet ist. Sie wird gespielt und ergötzt den König auf das Beste, weil Dichtung und Vortrag gleich elend sind.

Das zweite Lustspiel „Horribilicribrifax, deutsches Scherzspiel"*) ist, so viel bis jetzt bekannt ist, ganz des Dichters Eigenthum und würde bei größerer Mäßigung im Umfange und in der Darstellung des Einzelnen ein durchaus löbliches Stück sein. Der Dichter schildert darin die Verhältnisse und Sittenzustände Deutschlands nach dem dreißigjährigen Krieg, die von der Art sind, daß nur ein reiches Talent sie zur Grundlage eines Lustspiels machen konnte. Es gelang ihm auch nur dadurch, daß er die das bessere Gefühl allzusehr verletzenden Erscheinungen unterordnete und die komischen oder lächerlichen hervorhob. Daher machte er zwei abgedankte Hauptleute, feige Renommisten und nebst ihnen einen pedantischen Schulmeister zum Mittelpunkte des Stückes, welche die tiefe Versunkenheit der Volkskraft und das Eindringen fremder Elemente in das nationale Leben auf das Köstlichste repräsentieren. Diese Charaktere sind vortrefflich aufgefaßt und wären auch vollkommen gut gezeichnet, wenn der Dichter nicht, wie schon erwähnt, Alles ins Uebertriebene gezogen und die einzelnen

*) Die Ueberschrift im Lustspiele selbst heißt der „Weblende Liebhaber".

Züge zu oft wiederholt hätte. Man kann aus der Anlage ersehen, wie bedeutend das Stück hätte werden können, wenn es nicht durch die bis zum Ekel getriebene Ueberladung verunstaltet wäre. Die zwei bramabarsirenden Hauptleute Horribilicribrifax und Daradiridatumdatides *), welche in tiefer Armuth schmachten, suchen ihr Glück durch eine reiche Heirath zu machen. Der zweite bewirbt sich um ein stolzes adeliges Mädchen, die sich für reich ausgiebt und den Liebhaber für reich hält, weshalb sie einen würdigeren zurückweist, so daß beide, als sie ihren Zweck erreichen, eben dadurch bestraft werden. Horribilicribrifax hat seine Augen auf eine edle und reiche Jungfrau gerichtet, um welche sich auch der Schulmeister bewirbt, der eine Kupplerin zu seiner Vertrauten wählt, von ihr aber betrogen wird, so daß er diese selbst am Ende heirathen muß. Um das Bild zu vollenden, führt der Dichter noch eine andere arme, aber keusche Jungfrau auf, deren Mutter, ein niederträchtiges Weib, sie einem reichen Mann Preis geben will, der sie aber zu seiner Gemahlin wählt, als er sieht, daß sie den Tod der Schande vorzieht. Der Dichter weiß in der Ausführung so viele geschickte Verwickelungen herbeizuführen, daß wir stets in Spannung gehalten werden, so sehr uns das Ueberladene der Darstellung widerstrebt.

Diesen Fehler hat er in dem Gesang-Spiel: „Verliebtes Gespenste", in welches das Scherzspiel „Die geliebte Dornrose" eingeschoben ist, vollständig vermieden **). Aber auch

*) Schon die Namen beweisen, daß Gryphius alles Maaß überschritt, und statt komisch zu wirken, bringen dieselben, weil sie kaum zu merken oder nachzusprechen sind, Langeweile hervor.

**) Es finden sich beide Stücke nicht in der von Chr. Gryphius besorgten Ausgabe der Werke seines Vaters (1698). Wir benutzen die Gödeken unbekannte Ausgabe: „Andreae Gryphii

noch in anderer Beziehung erblicken wir darin bedeutende Fortschritte. Obgleich der Stoff des Gesangspiels sehr einfach ist, so ist dieses doch weit reicher an Handlung als seine Trauerspiele, auch entwickelt sich Alles natürlich und rasch, indem sogar die eingewebten Gesänge die Handlung nicht aufhalten, sondern diese vielmehr fördern, weil sie sich aus den Situationen selbst ergeben. Der Stoff des „Verliebten Gespenstes" ist eigentlich derselbe, den Gryphius in „Cardenio und Celinde" bearbeitet hatte, aus dem er manche Motive entnommen hat; doch hat er dieselben hier viel glücklicher benutzt. — Cornelia und ihre Tochter Chloris sind in Sulpicius verliebt; dieser hat seine Neigung der Tochter zugewendet und findet sich durch die Liebe der Mutter unglücklich, welche, um Gegenliebe zu gewinnen, ihm Früchte schickt, in welche sie Liebe erregende Mittel gemischt hatte. Um sie zu täuschen und zu verleiten, seinen Freund Levin zu heirathen, der sie liebt, stellt er sich, als ob er in Folge des Genusses jener Früchte todtkrank geworden sei. Als ihn die Frauen und Levin besuchen, nimmt er die Citronat, die bei den übrigen Früchten war, in die Hand. Diese enthält gerade das Liebesgift; es wirkt; er beginnt irre zu reden und fällt dann in Ohnmacht, so daß ihn Alle für todt halten, selbst sein Diener Fabricius, der gerade gegenwärtig ist, als sich jener aus der Ohnmacht erholt. Beide kommen überein, den Glauben an Sulpicius Tod zu unterhalten, damit dieser die Gesinnung der Mutter und der Tochter erforschen könne. Levins Bedienter, Cassander, wird später hingeschickt, um bei der Leiche zu wachen. Im Zimmer ist nur Fabricius, der ein schwarzes Trauerkleid an-

Verliebtes Gespenste, Gesang-Spil. Die gelibte Dornrose, Schertz-Spill. Beyde aufs neue übersehen und zum dritten mahl gedruckt. Breßlaw, Bey JEsaiä Fellgibeln, Buchhändlern alda. o. J. 8°."

gezogen hatte; Cassander hält ihn, als er ihn in der Dunkelheit erblickt, für Sulpicius Geist, er läuft davon. Da nun auf seinen Bericht Alle glauben, daß Sulpicius wirklich als Geist umgehe, entschließt sich dieser den Umstand zu benützen; er geht in Cornelias Garten, wo er Chloris antrifft, die ihm ihre Liebe in den rührendsten Ausdrücken zu erkennen giebt, als sie aus seinen Reden vernimmt, daß auch sie sterben soll. Die Cornelia, die hierauf kommt, tadelt er, daß sie seiner Liebe zu ihrer Tochter entgegengewesen und giebt ihr zu verstehen, daß sie den Levin heirathen solle. Sie vermuthet Täuschung und geht in Sulpicius Haus, um sich zu überzeugen. Unterdessen hatte man ein Wachsbild auf Sulpicius Bett gelegt; als nun Cornelia mit ihrer Tochter kommt und das Bild erblicken, eilen sie voll Schrecken davon. — Als sie am folgenden Tag hingehen, um die Bestattung zu besorgen, liegt Sulpicius auf dem Bett; er stellt sich, als ob er aus dem Todesschlaf erwache; Cornelia giebt ihre Einwilligung zu seiner Heirath mit ihrer Tochter und giebt die ihrige dem Levin.

Das Stück ist vorzüglich deshalb merkwürdig, weil es offenbar einen ganz andern Charakter hat, als die Trauerspiele des Dichters. Denn obgleich das „Verliebte Gespenste“ nichts weniger als ein Lustspiel ist und Gryphius in vielen Scenen die beste Gelegenheit gehabt hätte, seine hochtrabenden Worte und die ihm so geläufigen Ueberladungen anzubringen, so ist doch die Darstellung durchweg einfach und natürlich. Man findet keine Spur von den „Donnerworten“, die bei seinen Zeitgenossen so große Bewunderung erregten. Ja, es scheint sogar, daß er durch die Geistererscheinung sich selbst habe persiflieren wollen.

Noch weit bedeutender ist das eingeschobene „Schertzspiel: Die gelibte Dornrose“, in welcher der Dichter eine ganz

volksthümliche Seite anschlägt. Er läßt darin nicht bloß Bauern auftreten, er läßt sie auch in ihrer Mundart reden, d. h. in der schlesischen, wie sie in Glogau gesprochen wurde. Es ist dieß wohl das erste Mal, wo ein gelehrter Dichter mit Absicht und Bewußtsein den Dialect dem Hochdeutschen entgegensetzte. Ueberhaupt ist ein Fortschreiten zum Volksthümlichen entschieden bemerkbar; denn wenn auch in den beiden älteren Lustspielen die Hinneigung zu demselben unverkennbar ist, hat sich Gryphius in ihnen, namentlich im Horribilicribrifax, von dem gelehrten Ballast nicht befreien können, von welchem in der „Dornrose“ auch nicht die geringste Spur zu finden ist. Aber nicht bloß hierin beurkundet sich ein Fortschreiten, sondern auch in der künstlerischen Behandlung des Dramas. Die Exposition ist weit aus besser als in seinen Trauerspielen; sie ist durchaus, was sie sein soll, d. h. sie legt die Verhältnisse, welche der eigentlichen Handlung vorangehen, in vollkommen klarer Weise vor und weiß diese zugleich so zu behandeln, daß sie als Theil der eigentlichen Handlung erscheinen. So sind auch die Charaktere mit großer Sicherheit und Wahrheit gezeichnet; sie sind nicht, wie in den Trauerspielen, allgemein gehalten, sondern die Personen tragen sämmtlich das Gepräge der Wirklichkeit und der Individualität. Der Dialog ist mit großer Gewandtheit behandelt; er entwickelt sich rasch und stets natürlich. — Gregor Kornblume, dieß ist der gedrängte Inhalt des Stückes, ist in Dornrose verliebt, und sie mag ihn wohl leiden; aber ihrer Verbindung treten sehr ungünstige Umstände entgegen. Gregors reicher Vetter, Bartel Klotzmann, lebt mit Dornrosens Vater, Jockel Dreyeck, in Streit und würde ihn ohne Zweifel enterben, wenn er des Feindes Tochter heirathen wollte, und eben so wenig würde Jockel seine Einwilligung geben, denn beide denken

nur daran, sich die ärgsten Possen zu spielen, und ihre Knechte und Mägde thun das Ihrige, um das Feuer noch mehr zu schüren. So hat Jockels Knecht dem Lieblinge Bartels, einem eben so klugen als muthigen Hahne, das Bein zerschlagen, und Bartels Magd hat den Hund Jockels mit heißem Wasser verbrüht. Sie begegnen sich unter dem Eindruck dieser Thatsachen und es entspinnt sich ein langer Streit, in welchem sie sich dieß und noch viel Andres vorwerfen, so daß sie immer mehr in Zorn gerathen. Der Streit hätte ohne Zweifel mit blutiger Schlägerei geendigt, wenn nicht Gregor, der dem Wortwechsel aus einem Versteck zugehört hatte, hervorgetreten wäre. Er sucht sie zu versöhnen; er bietet sich sogar an, einen andern Hahn und einen andern Hund herbeizuschaffen; darüber wird Bartel noch zorniger; Gregor, sagt er, sei ein Bettelhund, der Nichts zu verschenken habe, er solle fortgehen, so weit ihn seine Beine trügen; er aber wisse, was er zu thun habe, er gehe zum Schulzen und dem Jockel solle der Hahn noch theuer zu stehen kommen. Als sich Bartel entfernt hatte, versucht Gregor, Dornrosens Vater umzustimmen. Die Knechte und Mägde, sagt er, seien an Allem Schuld, sie machten sich ein Vergnügen daraus, die Beiden gegen einander aufzuhetzen. Da Jockel ruhiger zu sein scheint, sagt Gregor, er habe eine Bitte an ihn, er solle aber zuerst versprechen, sie zu gewähren. Nach einiger Weigerung giebt ihm Jockel die Hand darauf, als aber Gregor seine Einwilligung zur Heirath mit Dornrose verlangt, erklärt er, auf dieses habe er die Hand nicht gegeben. — Um Dornröse bewirbt sich auch Matz Aschewedel, und ob er gleich seit zwei Jahren schon manchen Korb bekommen, so kann er doch nicht ablassen. In der Verzweiflung hat er sich endlich an eine alte Kupplerin, Frau Salome, gewendet, die ihm den Rath gegeben,

dem Mädchen aufzulauern und ihr Gewalt anzuthun, was ihn am sichersten zum Ziele bringen würde. Die Gelegenheit ist ihm günstig, denn eben begegnet ihm Dornrose. Er sucht sie zuerst durch gute Worte zu gewinnen, er rühmt seine Vorzüge und verspricht ihr sogar, Soldat und mit der Zeit Oberst zu werden, wenn ihr das Leben auf dem Lande nicht gefalle. Da aber Nichts verfangen will, ergreift er sie und will ihr Gewalt anthun. Auf ihr Geschrei eilt Gregor herbei und rettet sie. Diesen hatte aber unterdessen sein Vetter sammt seiner Kuh aus dem Hause gejagt. Er entschließt sich, Frau Salome um Rath zu fragen, was er thun solle; diese stellt sich Anfangs taub, hört aber plötzlich recht gut, als er ihr Geld in die Hand drückt. Seiner Verlegenheit, was er mit seiner Kuh anfangen soll, hilft sie dadurch ab, daß sie ihm verspricht, dieselbe zu versorgen. Von Dornrose aber, sagt sie, solle er ablassen, sie habe ihn nur zum Besten; am besten sei es, wenn er sie (Salome) heirathe, denn er sei noch ein junger Laffe und bedürfe ein verständiges Weib, welches das Seinige zu Rathe halte. Sie wolle mit Dornrose reden, doch solle er ihr versprechen, sie zu heirathen, wenn jene ihn nicht haben wolle; Gregor meint aber, es sei auch dann noch um ein Bedenken zu thun. — Unterdessen haben sich sämmtliche Personen entschlossen, ihre Angelegenheiten vor Gericht zu bringen; sie erscheinen vor dem Schulzen Wilhelm von Hohensinnen, der sich aber aus lächerlichem Hochmuth den Titel Arundator beilegt. Bartel klagt wegen seines Hahns, Jockel wegen seines Hundes; der gestrenge Arundator entscheidet, daß er sie Beide bestrafen würde, wenn sie künftighin nicht friedfertig mit einander lebten. Hierauf klagt Matz, daß ihn Gregor geschlagen habe; dieser berichtet, was ihn dazu veranlaßt habe; Matz entschuldigt sich damit, daß

ihn Frau Salome den Rath gegeben, welche zuerst leugnet, sich aber im Fortgang der Untersuchung selbst verräth, so daß der Arundator ihr endlich Stillschweigen gebietet und ihr mit Strafe droht. Nun tritt Gregor vor und verklagt Jockel, daß er ihm trotz seines Versprechens Dornrose nicht zur Frau geben wolle. Da thut Frau Salome Einsprache; Gregor, behauptet sie, habe ihr die Ehe versprochen. Da überzeugt sich der Arundator, daß er streng einschreiten und sein Ansehen gebrauchen müsse. Er verurtheilt zuerst die beiden Streitsüchtigen zu harten Strafen, weil sie durch ihre Zanksucht das ganze Dorf beunruhigten; dann erklärt er, daß Dornrose den Gregor heirathen solle, weil er sie gerettet habe, welche erklärt, daß sie es sich müsse gefallen lassen, weil das Recht und der Richter es ihr zuerkannt hätten. Auf Bitten der beiden jungen Leute erklärt der Arundator, daß er die Strafe der Alten verschieben wolle, sie aber streng ausführen würde, wenn sie sich nicht vertrügen. Sodann verurtheilt er Matz zum Galgen und Frau Salome zur Brandmarkung und Stäupung; da sie aber Besserung versprechen, erläßt er auch diesen die Strafe unter der Bedingung, daß sie einander heirathen. Das Stück schließt damit, daß der Arundator die Brautleute nebst Jockel und Bartel zum Essen einladet. —

Die Personen sprechen, wie schon gesagt, im schlesischen Dialect; nur Dornrose macht eine Ausnahme, die im reinsten Hochdeutsch spricht. Der Dichter hat dieß dadurch sehr gut motivirt, daß er von ihr berichten läßt, sie habe fortgesetzten Umgang mit der Gutsherrschaft*). Es ist aber ein sehr glücklicher Gedanke, daß er Dornrose hochdeutsch

*) Matz Aschewedel sagt einmal: „Saht, fis su a schneppisch Ding, se steckt immer uffm Edelhoffe; se hot gar Städtisch larmen reden“ (3. Ausg. S. 30).

sprechen läßt, weil sie, die doch eigentlich die Hauptperson des Stückes ist, dadurch vor den übrigen Personen hervorgehoben wird. Uebrigens wenn sie auch eine feinere Bildung hat, als die übrigen Bauern, so hat sie mit derselben die ländliche Einfachheit und Naivetät keineswegs verloren, vielmehr erscheint diese nur kräftiger und geläuterter. Auch der Arundator spricht hochdeutsch, oder vielmehr er will hochdeutsch sprechen, verfällt aber dabei immer in den Dialect, was eben so komisch wirkt, als wenn er fremde Wörter gebraucht und diese auf die lächerlichste Weise verdreht. Beides paßt aber vollkommen zu seinem Charakter, da ihn der Dichter durchweg als ungebildet, dabei aber als eitel und voll Einbildung erscheinen läßt.

Die beiden Stücke wurden bei Gelegenheit der Vermählung Georgs III., Herzogs zu Liegnitz und Brieg, mit einer Prinzessin von Bayern aufgeführt, weshalb ihnen eine Scene beigegeben ist, in welcher der Chor der Verliebten aus dem Gesangspiel und der der Bauern aus dem Scherzspiel sich vereinigen, um den Brautgott Hymen anzuflehen, seine „Krafft und seinen Segen" auf das Brautpaar zu schütten, worauf Hymen erscheint und dem Brautpaar das schönste Glück verkündigt. — Ob übrigens diese Stücke wirklich für diese Feier gedichtet worden sind, möchten wir fast bezweifeln, obgleich Gryphius es ausdrücklich versichert. Sie enthalten erstens nicht die geringste Beziehung auf die genannte Feier — denn die eben erwähnte Schlußscene steht ohne allen Zusammenhang mit ihnen und dann sind zwei andere Dramen, welche er bei ähnlichen Gelegenheiten verfaßte, an innerem und äußerem Werth mit jenen nicht zu vergleichen. Das erste „Piastus, Lust- und Gesang-Spiel" (1, 625), welchem die Sage vom Bauern Piast, der zum König von Polen erhoben wurde, zu Grunde liegt, wurde bei Gelegen-

heit der Vermählung des Herzogs Christian von Liegnitz mit einer Prinzessin von Anhalt, und das zweite: „Majuma, Freuden-Spiel" zur Feier der Krönung Ferdinands IV. als römischer König (1653) gedichtet und aufgeführt.

Neben diesen Arbeiten haben wir noch zweier Uebersetzungen zu gedenken. Die erste „Seugamme, oder untreues Haußgesinde, Lust-Spiel" (1, 839), übersetzte er noch in seinen Jünglingsjahren aus dem Italienischen des Hieronymus Razzi, veröffentlichte sie aber erst im Jahre 1662, veranlaßt, wie er in der lateinischen Vorrede sagt, durch die Zügellosigkeit des Gesindes, das weder durch Güte noch durch Furcht in Schranken gehalten werden könne. Die zweite Uebersetzung ist „Der Schwermende Schäffer, Satyrisches Lust-Spiel" (1, 647), welche er im Jahre 1663 nach dem „Berger extravagant" von Corneille abfaßte. Wenn auch Gryphius in der Vorrede (S. 651) sagt, daß er diese Uebersetzung nur auf Befehl „einer Durchlauchtigsten Person" gemacht habe, so scheint doch aus der nämlichen Vorrede hervorzugehen, daß er dabei die Absicht hatte, den Unsinn, der damals besonders von den Dichtern des Blumenordens mit den Schäfergedichten getrieben wurde, zu persifflieren, und es hat daher diese Uebersetzung auch Bedeutung für die Geschichte unserer Literatur.

Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen.

So allgemein bekannt und verbreitet der „Simplicissimus" und einige andere Werke des Schriftstellers, von welchem wir jetzt zu sprechen haben, bis zum ersten Viertel des 18. Jahrhunderts auch waren, wie sich aus den zahlreichen Ausgaben derselben ergiebt, so großen, weitgreifenden Einfluß sie auch ausübten, wie die unzähligen Nachahmungen darthun; so geriethen sie doch seitdem beinahe in gänzliche Vergessenheit, und sie wurden erst in neuerer Zeit wieder beachtet. Es ist dieß leicht zu erklären. Wie wir sehen werden, sind Grimmelhausens Hauptwerke durchaus in volksthümlichem Sinne geschrieben. So lange die Literatur und insbesondere die Dichtkunst ausschließlich in den Händen der Gelehrten war, und sie durch ihren gelehrten Charakter das größere Publikum eher abstieß als anzog, hielt sich dieses an denjenigen Erscheinungen, die ihm näher lagen, während die Gelehrten dieselben vornehm ignorirten. So wurde Grimmelshausen ein Liebling des Volks, und seine Schriften wurden ihm von den speculirenden Buchhändlern immer wieder dargeboten. Als aber seit Gottsched und der Leipziger Schule die Poesie ihren gelehrten Charakter immer mehr abstreifte und daher mehr ins eigentliche Volk drang, als sie seit Klopstock und Lessing eine zwar nicht volksthümliche, aber doch nationale Richtung gewann, welche von dem Volk in der

That mit lebendigerem Sinn aufgefaßt wurde als von den vornehmen und gelehrten Ständen, drängten diese neuen Erscheinungen die alten Lieblinge immer mehr zurück, die zugleich von den Führern der neuen Richtung unbeachtet blieben, weil ihnen beinahe ohne Ausnahme der Sinn für das Volksthümliche gänzlich abgieng. So wird der „Simplicissimus“ weder von Morhof noch von Neumeister erwähnt, und auch spätere Literarhistoriker kennen ihn nicht. Zwar behaupten einige, wenn wir nicht irren, zuerst Wagenseil*) und nach ihm Franz Horn**), Lessing habe das Buch sehr geschätzt und sich sogar mit dem Gedanken getragen, ihn von Neuem bekannt zu machen. Allein so glaubwürdig es scheint, daß Lessing, der Augen und Sinn auch für das Volksthümliche hatte, den trefflichen Roman gekannt und in seinem Werthe gewürdigt haben mag, so ist uns doch keine Stelle in seinen Schriften erinnerlich, in welcher er sich darüber ausgesprochen hätte. Allerdings erschien im Jahre 1756 eine neue, freilich sehr verkürzte Ausgabe des Simplicissimus, und im Jahre 1778 gab Christ. Jak. Wagenseil, der sich durch sein Werk über die „holdselige Kunst der Meister-Singer“ schon um die Geschichte der deutschen Literatur verdient gemacht hatte, einen Auszug des Simplicissimus in Reichards Bibliothek der Romane, und veröffentlichte sogar 1785 eine neue Bearbeitung desselben, welcher im Jahre 1790 eine andere von einem unbekannten Verfasser, 1810 eine dritte von J. G. L. Haken und 1822 eine vierte von Weißer folgten; aber trotzdem blieben Buch und Verfasser von den Literarhistorikern mehr oder weniger un-

---

*) Vorrede zu seiner Bearbeitung des Simplicissimus.
**) Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen (Berl. 1822) Bd. I. S. 287.

beachtet. Der sonst ziemlich umfassende Küttner*), ja selbst Flögel**) kannten ihn nicht; und erst Fr. v. Blankenburg in seinen Zusätzen zu Sulzers Theorie der schönen Künste***) zeigt genauere Kenntniß von dem Verfasser und dessen Schriften †). Ihm folgend gab Koch ††) zahlreiche bibliographische Notizen; aber die Persönlichkeit des Verfassers ist ihm gänzlich unbekannt. Es war über dieselbe nur Falsches im Umlauf, das sich noch lange Jahre lang erhielt, nachdem schon das Richtige auf das Unzweifelhafteste nachgewiesen worden war.

Weil es nämlich in dem der dritten (ächten) Ausgabe des „Simplicissimus" beigefügten „Beschluß" heißt, derselbe sei ein Werk des Samuel Greiffenson von Hirschfeld, der in den früheren Editionen seinen Namen durch Versetzung der Buchstaben in German Schleifheim von Sulsfort geändert habe, so hielt man jenen Namen allgemein für den wahren. Zwar hatte schon Blankenburg (a. a. O.) Bedenken dagegen geäußert, allein seine diesfallsige Bemerkung war, wie es scheint, gänzlich unbeachtet geblieben. Erst den scharfsinnigen Untersuchungen Echtermeyers †††) und Passows *†) gelang es, den wahren Namen **†) zu ent-

*) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. Berl. 1781, II.

**) Gesch. der komischen Literatur. Liegn. u. Lpz. 1784—87, IV.

***) Neue verm. Aufl. Zweyte Aufl. Lpz. 1792—1794, IV. Bd. 4. S. 202.

†) Ob auch schon in der Ausg. von 1786, können wir nicht sagen, da uns diese nicht zu Gebote steht.

††) Compendium d. teutschen Literaturgesch. Berl. 1795—98, II. Bd. 2. S. 255 f.

†††) Hallische Jahrbücher 1838. Nr. 52 ff.

*†) Blätter für litter. Unterhaltung. 1843. S. 1037 ff.

**†) Unter den zahlreichen Beweisen, welche Echtermeyer und Passow anführen, haben wir einen von den schlagendsten vermißt. Auf dem Titel des Ratio Status heißt es nämlich: „Lustig entworfen

decken*) und zugleich nachzuweisen, daß der Verfasser des „Simplicissimus" unzweifelhaft ebenfalls der Verfasser einer großen Anzahl von andern Schriften ist, die unter den verschiedensten Namen erschienen waren. Das Resultat dieser Forschungen ist aber, daß der Verfasser des „Simplicissimus" Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen ist, der unter diesem Namen mehrere Romane herausgab, und daß die verschiedenen Namen, welche er in den andern Schriften gebrauchte**), sämmtlich durch Versetzung der Buchstaben aus seinem eigentlichen Namen gebildet sind.

Auch über das Leben Grimmelshausens ist durch die genannten Untersuchungen einiges Licht gewonnen worden, und es sind in dieser Beziehung namentlich die Bemühungen Passows mit Dank anzuerkennen, der seine Forschungen bis in die Gegenden ausdehnte, in welchen Grimmelshausen lebte. Vieles bleibt freilich jetzt noch unaufgehellt und Manches beruht auf Stellen des „Simplicissimus", die vielleicht mit Unrecht auf dessen Verfasser bezogen worden. Daß

---

von Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, Gelnhusano" und in der Dedikation, welche eben so unterzeichnet ist, heißt es, daß er den Ratio Status „unter den hinterlassenen Papieren des Samuel Greiffen Sohn vom Hirschfeld gefunden habe".

*) Wie Keller (2, 1128) berichtet, hat Hermann Kurz im „Spiegel" (1837, 19) zuerst den wahren Namen genannt. Diese Zeitschrift ist uns leider unzugänglich.

**) German Schleifheim von Sulzfort; Samuel Greifn-Son (Greiffensohn) vom Hirschfeld; Erich Steinfels von Grufensholm; Israel Fromschmidt von Hugenfelß; Philarchus Grossus von Trommenheim; Michael Rechulin von Sehmsdorff; Simom Lengfrisch (wohl Leugfrisch) von Hartenfels. Selbst der Name des Simplicissimus; Melchior Sternfels von Fugsheim ist ein Anagramm von H. J. C. von Grimmelshausen. Auch die Buchstaben A c eee ff g hh ii ll mm nn oo rr sss t uu auf dem Titel des zweiten Theils des „Vogelnests" ergeben den wahren Namen.

dieser aus Gelnhausen in der hessischen Provinz Hanau gebürtig war, scheint nicht bloß daraus hervorzugehen, daß er sich in den Schriften, welche er unter seinen wahren Namen herausgab, als Gelnhusanus bezeichnet, es wird dieß auch durch den Verfasser der Zusätze zum „Simplicissimus" bestätigt*), der ohne Zweifel mit den Lebensumständen Grimmelshausens näher bekannt war, wie sich aus andern Stellen in seinen Zusätzen ergiebt. Endlich spricht auch der Umstand dafür, daß der Verfasser des „Simplicissimus" die Gegend von Gelnhausen so genau kannte, wie es nur bei einem langjährigen Bewohner derselben der Fall sein konnte. Doch scheint allen diesen Beweisen das Zeugniß Grimmelshausens selbst entgegenzustehen, der im „Teutschen Michel" Mainz als seine Geburtsstadt bezeichnet**).

Was die früheren Literarhistoriker von Greiffenson vom Hirschfeld erzählten, das berichten die neueren von Grimmelshausen. Es ist übrigens wenig genug und läßt sich in Folgendem zusammenfassen. Grimmelshausen wuchs ohne wissenschaftliche Erziehung auf, wurde im J. 1635, da er erst 10 Jahr alt war, von den Hessen gefangen und that seitdem Kriegsdienste als Musquetier. Im Jahre 1643 war er ein noch junger Soldat und am Schluß des Kriegs erst 26 Jahr alt. Diese Angaben stützen sich sämmtlich auf Stellen verschiedener Schriften Grimmelshausens, die wir daher unsern Lesern mittheilen müssen. Eine der wichtigsten ist die aus

---

*) „Es scheinet auch, daß der redliche Author absonderlich noch eine Dancliebe zu seinem Vatterland an Gehlhausen habe wollen erweisen und sehen lassen." (Gesammtausg. von 1713, I, 9.)

**) „Den Ruhm dieser Ehr (das feinste Deutsch zu sprechen) hat von langen Zeiten her die Stadt Mayntz gehabt, welches ich ihr als meiner lieben Landsmännin von Hertzen gern gönnen möchte." (Gesammtausg. von 1713, I, 720.)

der Vorrede zum „Pilgram“, worin der Verfasser von sich sagt, daß er seit seinem 10. Jahre Musquetier gewesen und ohne alle wissenschaftliche Erziehung aufgewachsen sei. So berichtet Jördens*) nach einer Ausgabe der Schrift vom Jahre 1697. Allein da diese Ausgabe seitdem Niemanden wieder zu Gesicht gekommen ist und weder Echtermeyer, nach Passow, noch Keller sie kennen, da diese Vorrede in den Gesammtausgaben von 1695 und 1713 fehlt, so könnte Jördens Angabe auf einem Irrthum beruhen, und wir können auf dieselbe so lange kein Gewicht legen, bis wir Sicherheit über die Existenz dieser Vorrede und somit über die Richtigkeit des Citates erhalten**). Eine andere Stelle des „Pilgrams“ bezieht sich auf die Kriegsdienste des Simplicissimus und lautet: „Ohne Ruhm zu melden, ich bin ehemalen auch darbey gewesen, da man einander das weiße in den augen beschaute“ (Buch II. Cap. 10. III. S. 114 der Gesammtausgabe von 1713). Im „Ewigwerenden Calender (1670 S. 46 Spalte 2) heißt es zum 25 Hornung: „Anno 1635 wurde ich in Knabenweiß von den Hessen gefangen und nach Cassel geführt;“ und ebendaselbst (S. 143): „Umb das Jahr 1643, da ich noch ein junger Soldat war.“ Wenn wir nun die Berichte, daß er seit seinem 10. Jahre Musquetier gewesen und daß er im J. 1635 von den Hessen gefangen, von diesen also zum Kriegsdienste angehalten worden sei, auf den Verfasser beziehen, so erzeigt sich die gewöhnliche Annahme, daß er am Ende des 30jährigen Kriegs 26 Jahre alt gewesen, als irrig, da er nach jenen Bestimmungen damals erst 23 Jahr alt gewesen sein kann.

---

*) Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten 2, 428.

**) Ich habe seitdem diese Vorrede gelesen und in meiner Ausgabe des „Simplicissimus“ (Deutsche Bibliothek, 3. Th. Lpz. 1863. S. XXIX) berichtet.

Uebrigens beruhen diese Angaben alle auf der Voraussetzung, daß Grimmelshausen im „Simplicissimus" sich selbst geschildert, sein eigenes Leben erzählt habe. Wir dürfen zwar vermuthen, daß er während des 30 jährigen Krieges wirklich Soldat gewesen und Manches von dem erlebt habe, was er erzählt, weil kaum anzunehmen ist, daß er sonst ein so getreues und lebenswarmes Bild der damaligen Zustände hätte entwerfen können; allein wenn auch nicht bezweifelt werden kann, daß er Kriegsdienste gethan habe, weil es, wie wir sehen werden, anderweitig auf das Bestimmteste bestätigt wird; so ermächtigt uns dieß noch keineswegs, jeden einzelnen von Simplicissimus berichteten Zug auf den Verfasser des Romans zu beziehen. Der Commentator des „Simplicissimus", der, wie schon gesagt, mit den Lebensverhältnissen des Verfassers genau bekannt war, (was auch leicht der Fall sein konnte, da seine Ausgabe der sämmtlichen Schriften Grimmelshausens schon im Jahre 1684, d. h. acht Jahre nach dessen Tod erschien), berichtet ferner, daß Grimmelshausen „an Fürstenhöfen sehr beliebt war; auch in einem Hochfürstl. Bischofflichen ansehnlichen Amt am Schwartzwald bey Straßburg zu Renchen, einer uralten, von Attila dem Hunnischen Tyrannen hie bevor zerstöhrten Stadt, anjetzo aber als ein Marckflecken,*) woselbst noch die Stadt-Rudera zusehen, in Schultzen-Dienst gesessen were.**)" Die in der angeführten Stelle erwähnten Thatsachen werden durch Grimmelshausen selbst beglaubigt. Die Dedication zum „Proximus" ist von „Renchen" datirt; die zur „Ratio Status" zwar von „Rheinnec"; aber es ist

*) Im jetzigen Großherzogthum Baden, Amts Oberkirch; wurde im Jahre 1826 wieder zur Stadt erhoben (S. Meyer, Beiträge zur Geschichte des badischen Civilrechts. Belle-Vue 1844).
**) (Gesammtausg. v. 1713, I, 9.)

dieß um so sicherer als ein Anagramm von „Renchen" zu erkennen, als er sich in derselben Widmung als P. (d. h. Prätor oder Schultheiß) zu Cernhein*) unterzeichnet, was ebenfalls eine Umsetzung von „Renchen" ist, wie auch „Herrinen", im „Galgen-Männlein" (Ausg. v. 1695 u. 1713 S. 650). Eben so wissen wir aus den verschiedenen Dedikationen derjenigen Werke, denen er seinen wahren Namen vorgesetzt hat, daß er mit vornehmen Familien in Verbindung stand: „Dietwald und Amelinde" ist dem Philipp Hannibal von und zu Schauenburg, „Proximus und Lympida" dem Freifräulein Maria Dorothea von Fleckenstein und die „Ratio Status" dem Kraft von Crailsheim zu Neuhaus gewidmet, welche alle zu den angesehensten Adelsgeschlechtern von Schwaben und Franken gehörten.

Dieß ist Alles, was sich aus Grimmelshausens Schriften über sein Leben entnehmen läßt. Einige andere Nachrichten verdanken wir den unverdrossenen Nachforschungen Passows. Zwar konnte ihm von Gelnhausen Nichts berichtet werden, da die dortigen Kirchenbücher nicht über 1720 zurückgehen; dagegen erfuhr er, daß in Renchen eine von Grimmelshausen am 13. October 1667 entworfene „Mühlenordnung" aufbewahrt werde, daß zufolge des dortigen Kirchenbuchs seine Frau Katharina Henninger geheißen, daß dieselbe ihm am 14. April 1669 eine Tochter geboren, daß ihm am 15. Febr. 1675 ein Sohn und daß er selbst am 17. August 1676 gestorben sei. Zufolge dieser Nachrichten wäre Grim-

*) In den Gesammtausgaben von 1695 und 1713 (S. 466) steht zwar „Cernheim", aber dieß ist offenbar ein Druckfehler, wie sich daraus ergiebt, daß er sich in dem schon angeführten Beschluß im „Simplicissimus" von 1671 mit H(ans) I(akob) C(hristoffel) V(on) G(rimmelshausen) P(raetor) zu Cernhein unterzeichnet.

melshausen spätestens 1667 Schultheiß zu Renchen geworden*), auch muß er wohl vor seine dortigen Anstellung geheirathet haben, da seine Trauung, wie es scheint, im Kirchenbuch nicht erwähnt ist. Ferner ergiebt sich, daß er mit Ausnahme des „Fliegenden Wandersmannes", der „Traum-Geschichte" und der „Mondreise", vielleicht auch des „Pilgrams" alle seine Schriften in Renchen verfaßt oder wenigstens herausgegeben hat. Die Notiz, welche der damalige Pfarrer von Renchen über Grimmelshausens Tod in das Kirchenbuch eingetragen, ist noch in anderer Hinsicht von Wichtigkeit. Wir erfahren nämlich aus ihr, daß er wirklich Soldat gewesen, daß er mehrere Söhne hatte, daß diese wegen der Kriegsunruhen vom Vater getrennt und zerstreut an verschiedenen Orten lebten, später aber sämmtlich in Renchen wieder vereinigt waren. Einer derselben war vermuthlich der Christoph von Grimmelshausen, der nach einem im badischen Landesarchiv zu Karlsruhe aufbewahrten Kaufbrief vom Jahre 1711 damals Hauptmann und Postmeister zu Renchen war, und dessen Wappen zwei ausgebreitete Flügel bildeten, zwischen welchen sich oben und unten je drei krumme Nägel befinden.

Wenn die oben nach Jördens angeführte Stelle aus dem „Pilgram" richtig ist, und wenn sie sich wirklich auf Grimmelshausen selbst bezieht, so hat derselbe in seiner Jugend keinen wissenschaftlichen Unterricht genossen. Ist es wirklich der Fall, so hat er jedenfalls später zwar gewiß mit großer Anstrengung reichlich nachgeholt, was er in der Jugend nicht hatte lernen können. Denn aus seinen Schriften ist ersichtlich, daß er mehrere Sprachen kannte und eine große

*) Der damalige Bischof von Straßburg, zu dessen Gebiet Renchen gehörte, war der durch seine Sympathie für Frankreich berüchtigte Franz Egon Fürst von Fürstenberg (1626—1682).

Belesenheit besaß, die sich über die mannigfaltigsten Wissenschaften verbreitete. Vor Allem hatte er die alten Klassiker, die griechischen wohl nur in lateinischen Uebersetzungen, mit Eifer und Erfolg studirt, so daß ihm Stellen aus denselben stets zu Gebote standen. Ferner besaß er umfassende Kenntnisse in der alten und neuen Geschichte, in der Jurisprudenz, in der Mathematik und er war selbst in der Astronomie nicht unerfahren. Es würde den Raum einiger Seiten einnehmen, wenn man alle diejenigen Schriftsteller und Werke nennen wollte, welche er in seinen zahlreichen Schriften anführt und benutzt. Mit der frühern deutschen Literatur scheint er wenig bekannt gewesen zu sein *), dagegen war er mit den bedeutendsten Erscheinungen seiner Zeit vertraut. Vor Allem waren es Schriften mit volksthümlicher Grundlage, die er kannte und erwähnte, was mit seiner eigenen Richtung zusammenhängt, die wir weiter unten besprechen werden. Die ältesten deutschen Schriftsteller, die er erwähnt, sind Luther (im „Michel", Gesammtausg. I, 715) und Hans Sachs (Gesammtausg. v. 1713, I, 592 und Ausg. v. 1671 (D) S. 807). Seine Bekanntschaft mit Fischart geht aus mehreren Andeutungen, namentlich aber aus dem „Simplicissimus" (Buch 3, Kap. 6) hervor, wo die Gesandtschaft der Flöhe bei Jupiter augenscheinlich aus der „Flöhhatz" **) nachgeahmt ist ***). Von seinen Zeitgenossen erwähnt Grimmelshausen den ihm in mancher Beziehung verwandten Schup-

---

*) Doch erhellt aus dem „Dietwald", daß er die alte Heldensage kannte. Im „Simplicissimus" erwähnt er dem „Heldenschatz", worunter er ohne Zweifel das „Heldenbuch" versteht.

**) S. o. S. 340 ff.

***) So hat er höchst wahrscheinlich einzelne Ausdrücke z. B. „Maulhenkolisch" (Gesammtausg. v. 1713, II, 133, II, 249) dem Fischart entlehnt.

pius*); den Moscherosch**), der ihm, wie wir weiter unten sehen werden, in manchen Schriften Vorbild war, und den Epigrammatiker Logau***), welchen er übrigens nur unter dem Namen kennt, den er der ersten Ausgabe seiner Epigramme vorgesetzt hatte, und den er nicht einmal richtig angiebt, da er ihn Samuel statt Salomon von Golau nennt. So kannte er auch Zinkgrefs „Scharfsinnige Spruch"†) und Christian Weise's „Drey größte Ertz-Narren in der gantzen Welt"††). Die Thätigkeit der Schlesier war ihm keineswegs entgangen; aber sie war seiner volksthümlichen Natur und Richtung so ganz entgegen, daß er sie nur erwähnt, um sie zu verspotten. Eine hierher gehörige Stelle aus dem „Pilgram" (2. Buch 1. Cap. Ausg. v. 1695 u. 1713 S. 61) ist zu bezeichnend, als daß wir sie nicht ganz mittheilen sollten. „Jetziger Zeit findet man viel die in ihren Poematis (so!) sich mit

*) „Man kan sich auch beliebt, und ihm die Leut zu Freunden machen, wenn man gleich nach Doctor Schuppen Lehr nicht so offt zum Beutel, hingegen öffter nach dem Hut greifft, also daß es ohnnöthig, Freund umbs Geld zu kauffen, welche erkauffte doch ohne das in der Noth nicht Prob halten" (Rathstübel Plutonis Kap. 2. Nr. 86. Ausg. 1695 und 1713, 3, 133).

**) „Der Taback ist bei etlichen so verhaßt, daß ihm auch Philander von Sittenwald einen eigenen Teuffel in der Hölle zugiebt" (Pilgram Th. 2. Kap. 4. Ausg. v. 1695 u. 1713, 3, 77). — „Mir fiele zu, es möchte vielleicht der Pastetenbecker Patron Vielbein seyn, welchen etwan Philander von Sittenwald zu seiner Zeit in der Hölle gesehen" (Verkehrte Welt 10 Cap. Ausg. v. 1699 und 1713, 3, 235). — S. a. die sogleich im Texte angeführte Stelle.

***) Denn ich regulirte mich nach Samuels von Golau Reumen, wenn er spricht:

Wer lügen will, der leug von ferne!
Wer zeugt dahin, erfähret s gerne."

(Simplicissimus 6. B. 11. Cap. Gesammtausg. v. 1713. S. 591.)

†) Ich kann leider die betreffende Stelle nicht wieder auffinden.

††) Deutscher Michel, Cap. 5, Gesammtausg. v. 1713, I, 793.

Untermengung der alten Poetischen Grillen dermaßen schleppen und versteigen, daß mancher gelehrte und erfahrne Kerl, geschweige ein gemeiner Mann, beinahe nichts daraus versteht, er habe dann sich zuvor auch in dergleichen Thorheiten geübt, und der Alten Poeten schreckliche Einfall- und Wundergedichte gelesen, und ihre Phantastische und närrische Träume im Kopff behalten; und solche Arbeiten machen die Klügste. Hingegen findet sich auch ein groser Hauffen Lappen, die gern Poeten seyn wolten, haben aber weder Mantel noch Degen darzu, und mangelts ihnen auch sonst überall an Krafft und Safft. Dergleichen Märtyrer sammt ihren Dauben beschreibet Philander von Sittenwald in seinen Visionen." Gegen die phantastischen und geschmacklosen Uebertreibungen der zweiten schlesischen Schule ist eine andere Stelle des „Pilgrams" (2. Buch Cap. 3. Ausg. v. 1695 u. 1713, 3, 72) gerichtet, in welcher von den „Buhlern" gehandelt wird: „Solche arme Gecken wissen von nichts anders zu dencken, zu sagen, noch zu schreiben, als der eine von seiner Phillis, der ander von seiner Chloris, der dritte von seiner Galatä, und der vierdte von seiner Amarillis, darauf sie dann allerhand Reumen, Devisen und künstliche, zwar lustige, doch phantastische Possen dichten: Da werden ihre Haar nicht nur der Seiden oder dem Golde, sonder den Stralen der Sonnen, ihre Augen den Sternen, ihre Augenbrauen dem Ebenholtz, ihre Wangen denen aufgehender Rosen, ihre Lefftzen den Corallen, die Zähn den Perlen, die Stirn dem Helffenbein, die Farb der Hand dem Schnee, der Hals einem Alabaster und Brüste zweyen Zuckerballen verglichen. Da werden die anmuthige Geberden, die göttliche Sitten, die holdselige Gestalten und die liebreiche Reden, beydes in Prosen gelobt und mit Reimen besungen; da muß die schöne Helena, die keusche Lucretia und die muthige Cleo-

patra, ja die Venus selbst ihren Göttinnen weichen, und geht alles auf lauter Hyperbolis weit über die Schnur daher."

Wie er in der angeführten Stelle die geschmacklosen Uebertreibungen der späteren Schlesier verspottet — denn wer deren Gedichte nur oberflächlich kennt, wird keinen Augenblick daran zweifeln, daß er sie gemeint hat — so verhöhnt er auch den Philipp von Zesen wegen seines lächerlichen Purismus und seiner seltsamen Orthographie. In dem schon angeführten Capitel des „Pilgram" (a. a. O.) heißt es: „So gibts auch etliche, und zwar nicht wenig, die sich als Sprachhelden unterstehen, ganz Nagelneue Wörter auf die Bahn zu bringen, deren sie sich nicht allein in ihren Schrifften gebrauchen, sondern auch in ihren täglichen Reden vernehmen lassen; und ob sie zwar deswegen offt so kahl damit bestehen, daß sie auch die Waldbauern verlachen und corrigiren, so vermeinen sie jedoch das Vatterland sey ihnen um ihrer närrischen Witz halber hoch verbunden. Andere wollen eine neue Grammatica und Orthographiam der Teutschen Sprach vorschreiben, die so Phantastisch beschaffen, daß die Schülerknaben, wenn sie darmit auffgezogen kämen, bey den Schulmeistern übel anlauffen würden, und dennoch schämen sie sich nicht, sich solcher Thorheit halber zu rühmen." Daß er aber unter diesen Phantasten Niemanden anders als Zesen meint, geht aus einer Stelle des „Teutschen Michel" hervor, in welcher er ihn auf das Kenntlichste zeichnet. Denn nachdem er die Puristen getadelt, „die alle Sachen, die von den Frembden zu uns gelangen, mit neuen teutschen zuvor unerhörten Namen nennen" wollen, fährt er fort: „Wenn ihr ein Fenster darumb, daß es lateinisch klingt, nicht mehr Fenster, sondern einen Tagleuchter benahmet, warum nennet ihr dann nicht auch die Pforten und Thüren anders, deren Namen ebenmäßig von den Lateinern und Griechen her-

stammen"*)? Es ist bekannt, daß das Wort „Tagleuchter" statt Fenster von Zesen gebraucht wurde.

Die Frage, ob sich Grimmelshausen zur katholischen oder protestantischen Religion bekannte, ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt. Franz Horn, der unsers Wissens diesen Punkt zuerst berührte, hält ihn (a. a. O. 1, 285) entschieden für katholisch; er behauptet sogar, Grimmelshausen sei dem Katholizismus mit ganzer Seele und unerschütterlicher Consequenz zugethan gewesen, und er nähme nur zu gern Gelegenheit, das Lutherthum zu befehden. Daß diese Auffassung irrig ist, werden wir aus dem Folgenden ersehen. Passow war der entgegengesetzten Ansicht und hielt ihn für einen Protestanten; er führte zur Begründung seiner Behauptung folgende Gründe an (a. a. O. S. 1046). In seiner Vaterstadt Gelnhausen, sowie in der Gegend, in der er seine späteren Lebensjahre zubrachte, überwiege der Protestantismus; die Familien, deren Gliedern er seine Schriften gewidmet habe, seien alle protestantisch, und seine Werke seien in einem protestantischen Verlagsorte, in Nürnberg, erschienen**). Wenn Simplicissimus, fährt er fort, nach

---

*) Teutscher Michel, 5. Cap., Gesammtausg. v. 1713. I, 695.

**) In den älteren Ausgaben des „Simplicissimus" ist Mömpelgart als Druckort und Johann Fillion als Verleger angegeben. Passow scheint, weil er Nürnberg als einzigen Verlagsort angiebt, jene Namen für fingirt zu halten; doch sagt er es nicht ausdrücklich. Wie Keller berichtet (Serapeum 1856, 175 und Simplic. 4, 911), ist Jacob Grimm entschieden dieser Meinung, welche dadurch unterstützt wird, daß der „Französische Kriegssimplicissimus" die Firma J. J. Fillion in Freyburg trägt, so wie daß im „Vogelnest" von 1673, was von Grimm und Keller unbeachtet geblieben ist, Amsterdam als Druckort und J. Fillion als Verleger angegeben ist. Wenn Keller (a. a. O.) sagt, daß die ältesten Ausgaben des „Simplicissimus" Mömpelgart als Druck

Einsiedeln wallfahrtet, sein Leben als Einsiedler beginnt und beschließt, so bezieht sich dieß offenbar auf den Helden des Romans und nicht auf den Verfasser. Für die katholische Confession des Letztern scheint die Schrift: „Simplicii angeregte Uhrsachen, warumb Er nicht Catholisch werden könne? von Bonamico in einem Gespräch widerlegt" (Ausg. von 1695 u. 1713 S. 669 ff.) zu entscheiden. Doch macht Passow mit Recht darauf aufmerksam, daß Simplicissimus darin zwar schließlich zum Katholizismus bekehrt werde, daß aber die Art, wie es geschehe, für des Verfassers Protestantismus spreche. Es würden nämlich viele Dogmen des Katholizismus, die Verehrung der Maria, die Lehre vom Fegfeuer, der Bilderdienst, die Abendmahlsfeier unter Einer Gestalt, die Heiligenanbetung in starkprotestantischem Sinne mehr entschuldigt als gerechtfertigt, worauf Simplicissimus schließlich erkläre: „Solcher Gestalt mag der katholische Glaube wohl recht sein". Der Kern alles Katholizismus aber, die Suprematie des Pabstes, werde in dem ganzen Gespräche mit keinem Worte berührt.

So sehr aber Passow von dem Protestantismus Grimmelshausens überzeugt war, so nahm er doch seine Behauptung zurück, als es ihm gelang, einen Auszug aus dem

---

ort und Fillion als Verleger bezeichnen, daß die andern ältern Ausgaben Johann Jonathan Felßecker in Nürnberg als Verleger nennen, spätere Ausgaben von 1713 an einen Adam Jonathan Felßecker ebendaselbst, daß noch ein dritter Wolf Eberhard Felßecker als Buchdrucker in Nürnberg genannt wird, unter dessen Bildniß Grimmelshausen ein Epigramm geschrieben habe, daß aber dahingestellt bleiben müsse, in welchem Verhältniß dieser (doch wohl Wolf Eberhard?) zum Verleger des Simplicissimus gestanden, so hat er übersehen, daß eben dieser Wolf Eberhard auf dem Titel des „Simplicissimus" von 1671, im „Joseph" von 1671 und im „Calender" von 1670 genannt wird.

Todtenbuch von Renchen zu erhalten, da in diesem ausdrücklich erwähnt wird, daß dem Grimmelshausen bei seinem Tode das heilige Abendmahl gereicht worden sei. Allein dieß kann sich auch auf einen Protestanten beziehen, und die Nichterwähnung der letzten Oelung kann sogar, wie Keller*) mit Recht bemerkt, gegen den Katholizismus des Sterbenden Verdacht erregen. Größere Beweiskraft scheint die Notiz zu enthalten, daß in Renchen alle Schultheißen als Beamte des Bischofs von Straßburg der katholischen Kirche angehören mußten. So berichtet Passow**). Er hat diese Notiz ohne Zweifel aus Renchen selbst erhalten; allein es darf wohl gefragt werden, ob sie auch wirklich begründet ist, und ob, wenn es im Ganzen in der That so gehalten wurde, niemals eine Ausnahme Statt fand?

In den Schriften Grimmelshausens finden sich allerdings mancherlei Stellen, welche dessen Katholizismus zu beweisen scheinen, z. B. das neunte Capitel im ersten Buch des „Satyrischen Pilgrams. Von den Priestern und derselben Würdigkeiten und Vorzügen" (Ausgg. v. 1695 u. 1713, 3, 45); allein eben so viele und noch mehr lassen ihn als Protestanten erscheinen, so das 13. Capitel im „Rathstübel Plutonis: Vom geistlichen Stand" (Eb. S. 164) und das 13. Capitel der „Verkehrten Welt: Von der höllischen Pein und gewissenlosen Dorff-Pfarrern" (Eb. S. 244 ff.); und Jacob Grimms Behauptung (bei Keller 4, 908) ist gewiß richtig, daß sich Alles, was Grimmelshausen geschrieben, protestantisch ansehe, daß seine Anschauungen in protestantischer Luft geschöpft seien.

Weil man auf die oben erwähnte Notiz Gewicht legte, daß die Renchener Schultheißen katholisch sein mußten, hat

*) Ausg. des Simplicissimus 2, 1130.
**) Blätter für literar. Unterhalt. 1847, S. 1092.

man die verschiedenen Widersprüche, die sich nach der obigen Darstellung ergeben, dadurch zu lösen gesucht, daß man annahm, Grimmelshausen sei als Protestant geboren, er sei aber äußerer Vortheile wegen später zur katholischen Confession übergetreten. Diese Vortheile könnten nach dem, was wir von seinen Lebensverhältnissen wissen, keine andern gewesen sein, als die Anstellung im Gebiete des Bischofs von Straßburg. Dieß müßte doch spätestens im Jahre 1667 geschehen sein; allein damit steht wiederum im Widerspruch, daß sich Simplicissimus im „Ewigwerenden Calender" von 1670 als evangelisch den Katholischen entgegensetzt*), was füglich auf den Verfasser bezogen werden kann, da der Simplicissimus des „Calender" nicht als der Held des Romans, sondern gleichsam als eine Charaktermaske oder stehende Figur anzusehen ist, unter welcher der Verfasser seine eigenen Ansichten darstellt. Ja, es muß sogar jene Aeußerung auf den Verfasser bezogen werden, da vom Simplicissimus schon in der ältesten Ausgabe von 1669 berichtet wird, daß er sich öffentlich zur katholischen Kirche bekannt habe, während der „Calender", in welchem er sich evangelisch nennt, erst ein Jahr später erschien.

Grimmelshausen scheint seine schriftstellerische Thätigkeit erst spät begonnen zu haben, aber er war um desto fruchtbarer, denn er gab nicht weniger als achtundzwanzig Schriften heraus, von denen die meisten zwar ziemlich kurz sind, ja zum Theil nur aus wenigen Seiten bestehen, einige aber einen bedeutenden Umfang haben. Die früheste Schrift,

---

*) Simplicius: „Ich vermeine, ihr Catholische seyt alle über einen laist geschlagen, und also daß man dannenhero so wenig Calendermacher unter euch findet, weder bey uns Evangelischen, welche ihre Talenta dem Nebenmenschen lieber mittheilen" (S. 89).

die ihm beigelegt wird, ist der „Fliegende Wandersmann“, der zuerst 1659 zu Wolfenbüttel erschien, die letzten sind der „Teutsche Michel“ und „Das Galgenmännlein“, welche im Jahre 1673, also ungefähr drei Jahre vor dem Tode des Verfassers, gedruckt wurden. Die ersten Jahre dieses vierzehnjährigen Zeitraums waren jedoch wenig fruchtbar, und außer dem „Traumgesicht zwischen Dir und Mir“, welches schon 1660 erschienen sein soll, scheint er vor 1666 Nichts, wenigstens nichts Bedeutendes herausgegeben zu haben und seine Hauptarbeiten fallen in die Jahre von 1668 bis 1670, so daß er die größte Zahl seiner Schriften und zugleich weit aus die wichtigsten derselben in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren verfaßt hat, was eine außerordentliche Schöpfungskraft voraussetzen läßt, und zwar um so mehr, wenn man erwägt, daß er auch während dieser Zeit ein Amt bekleidete, das immerhin mit mancherlei Geschäften verbunden gewesen sein wird.

Wie schon Passow und Echtermeyer aufmerksam gemacht haben, so zerfallen Grimmelshausens Schriften in drei ihrem Charakter nach sehr verschiedene Klassen. In die erste gehören die Kunstromane*), in die zweite die volksthümlichen Romane und in die dritte endlich die belehrenden Schriften. Wir werden sehen, daß sich diese drei Klassen vollständig von einander unterscheiden, so daß es kaum begreiflich erscheint, daß sie eine und dieselbe Person geschrieben und zudem beinahe neben und mit einander verfaßt hat. Es liegt darin ein weiteres Zeugniß von der großen Schöpfungskraft des Verfassers, von dem Reichthum seines Geistes und von dem seltenen Umfang seines Talents, sowie von seiner Herrschaft über die Sprache, da sich die Schriften

*) Wir bedienen uns dieses Ausdrucks hier der Kürze wegen; wir werden weiter unten das Nähere begründen.

der einzelnen Klassen auch in Styl und Darstellung wesentlich unterscheiden.

Wenn es bei vielen Schriftstellern rathsam erscheint, ihre Werke nach der Zeit ihrer Entstehung zu betrachten, weil sich dadurch ihre allmälige Entwickelung am leichtesten und sichersten erkennen läßt, so würde dieser Weg bei Grimmelshausen zu keinem Ergebniß führen, nicht bloß deshalb, weil, wie schon gesagt, die verschiedenartigsten Schriften beinahe zu gleicher Zeit und neben einander erschienen, sondern auch, weil sich die Aufeinanderfolge seiner Werke auch nicht mit voller Bestimmtheit festsetzen läßt. Es ist daher am gerathensten, bei der Betrachtung derselben die verschiedenen Richtungen zum Grunde zu legen, denen sie angehören.

Zur ersten Klasse gehören diejenigen Werke, welche wir oben als Kunstromane bezeichnet haben. Es sind dieselben ganz im Geiste der damals so sehr beliebten Heldenromane, die in Nachahmung französischer Muster durch Philipp von Zesen in Deutschland eingeführt wurden und in Buchholtz, dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig und Lohenstein ihre bedeutendsten Bearbeiter fanden. Wie die französischen Vorbilder, so sind auch die deutschen Nachahmungen von abschreckender Breite; wie jene bewegen sie sich in einem gesuchten und gespreizten Styl, der zu jener Zeit in Frankreich sogar die Sprache der gesellschaftlichen Unterhaltung beherrschte, und sie wählen mit Vorliebe Stoffe aus der alten oder der orientalischen Geschichte, ohne jedoch den Charakter der geschilderten Zeiten und Völker zu bewahren, da sie vielmehr stets die Gegenwart im Auge behalten und Verhältnisse derselben unter dem fremdartigen Gewande darstellen. In derselben Weise schrieb Grimmelshausen seine drei Kunstromane, den „Keuschen Joseph", welchem er als

Anhang „Josephs getreuen Dieners und Schaffners Musai Lebens-Erzählung" folgen ließ, dann „Dietwalds und Amelinden anmuthige Lieb- und Leids-Beschreibung" und „des Printzen Proximi und seiner ohnvergleichlichen Lympidä Liebs-Geschicht-Erzehlung". Der erstgenannte Roman behandelt die Geschichte Josephs, wobei der Verfasser aber nicht bloß die Bibel, sondern auch den hebräischen Geschichtschreiber Josephus „und andere Hebräer mehr, neben den Mahumetisten, als Türcken, Persern, Arabern und Egyptiern, auch die Griechischen Christen" benutzte, da diese „viel seltzame Sachen von Josephs Leben haben, die sich nicht in der Bibel befinden". Aus denselben hat er Alles, „was heiliger Schrifft nicht zuwiderläufft, zusammengetragen", dagegen „viel Dings, so gar zu fabelhafftig lautet, als unnütze Mährlein ausgelassen". Und so hat Grimmelshausen auch darin einen wesentlichen Charakterzug jener französischen und deutschen Heldenromane bewahrt, welche sich in dem Haschen nach Gelehrsamkeit kund giebt. Obgleich der „Joseph" einen ganz didaktischen Zweck verfolgt, der in vier dem Roman vorangeschickten Reimzeilen ausgesprochen wird*), und obgleich die damals beliebte Kunstform, insbesondere auch die affektierte Sprache durchgeführt erscheint, so hat sich Grimmelshausen auf demselben doch nicht genannt, sondern ihn unter dem Namen Samuel Greifnson von Hirschfeld herausgegeben, der durch den „Simplicissimus" zu großer Berühmtheit gelangte. Eben so wenig hat er den „Joseph" irgend einer vornehmen Persönlichkeit gewidmet, was er bei den zwei anderen Romanen dieser Gattung that, wahrschein-

*) Die Keuschheit krönet den, der sich ihr gantz ergiebet;
Die Keuschheit machet reich den, der sie brünstig liebet;
Die Keuschheit macht bey Gott und Menschen hoch und werth;
Die Keuschheit bringet Glück dort und auch hier auff Erd.

lich weil er zuerst sehen wollte, wie sein erster Versuch bei der vornehmen Welt aufgenommen werden würde. Schon der zweite Kunstroman, den er bald darauf, aber erst nach dem „Simplicissimus“ herausgab, trägt seinen Namen und ist einem Herrn Philipp Hannibal von und zu Schauenburg gewidmet, von dem der Verfasser viele Wohlthaten empfangen hatte. „Dietwald und Amelinde“, der, wie es auf dem Titel heißt, „den Gottseeligen erbaulich, den Curiosen lustig, den Historicis annehmlich, den Betrübten tröstlich, den Verliebten erfreulich, den Politicis nützlich, und der Jugend ohnärgerlich zu lesen“ ist, trägt den Charakter des Kunstromans noch entschiedener, als der „Joseph“, was besonders in den Klagen der Verliebten hervortritt, die lebhaft an Fräulein von Scudery's Romane erinnern. Der Stoff ist aus der fränkisch-burgundischen Geschichte und Sage entnommen, wie er sie aus einer Anzahl Schriftsteller hatte kennen lernen, die er nach der Sitte der Zeit namentlich anführt. Die romanhafte Zuthat besteht darin, daß Dietwald und Amelinde, welche sich ihres Glückes überheben, durch einen Engel in Bettlers Gestalt ermahnt werden, dafür zu büßen, weshalb sie sich entschließen, zehn Jahre lang ins Elend zu gehen. Amelinde hatte zwar ein Säckchen mit Kleinodien ohne Wissen Dietwalds mit sich genommen, durch welche ihr Leben gesichert zu sein schien; als sie dieselben aber dem erfreuten Dietwald zeigte, entriß sie ihr ein Raubvogel, so daß sie nun ohne alle Hülfsmittel waren *). Sie treffen einen Einsiedler, der ihnen den Weg zum Hof zeigen will, als aber Dietwald den Namen Gottes aussprach, verschwand jener, einen argen Gestank hinter sich lassend, so daß die Büßenden einsahen, es sei der Teufel

---

*) Es ist dieser Zug wohl aus der „Magelone“ entlehnt.

gewesen, der sie in ihrem heiligen Entschluß habe wankend machen wollen. Nach manchen Abenteuern gelangten sie bettelnd an das Mittelländische Meer, wo sie sich bei Bauern verdingten. Dort wurde einst Amelinde von Seeräubern geraubt, aus deren Händen sie nach mancherlei Anfechtungen von Griechen befreit wurde, die eine Botschaft des Kaisers zu Constantinopel an den König in Frankreich zu bringen hatten. Diesem überließen sie die schöne Amelinde, die nach einiger Zeit ihren geliebten Dietwald wieder fand. Die Erzählung der Liebesgeschichte wird durch den Bericht der Kriege zwischen Franken, Burgunden und Thüringen unterbrochen, die jedoch mit der Hauptbegebenheit in keinem oder nur sehr oberflächlichem Zusammenhange stehen.

Diese kurze Inhaltsübersicht mag hinreichen, um einen allgemeinen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie Grimmelshausen in seinen Kunstromanen verfährt, wie er in denselben, seinen Vorbildern ähnlich, ganz am Aeußerlichen klebt und nur nach Seltsamem und Abenteuerlichem hascht, wie wenig er darauf ausgeht, das innere Leben der Personen in ihren Handlungen zur Erscheinung gelangen zu lassen. Wir haben daher nicht nöthig, auch den dritten Roman „Proximus und Lympida", welcher sich an ein Stück byzantinischer Geschichte anlehnt, näher zu betrachten, da er sich in Anlage, Ausführung und Sprache in Nichts von „Dietwald und Amelinde" unterscheidet.

Den vollkommensten Gegensatz zu diesen Romanen bilden diejenigen, welche zur zweiten Klasse gehören. Während jene in Anlage und Ausführung, in Sprache und Styl durchaus unnatürlich sind, beruhen diese so ganz auf der Wirklichkeit, daß man ihnen sogar alle Poesie absprechen und in ihnen nur eine rein geschichtliche Darstellung finden wollte. Wir werden uns überzeugen, daß diese Auffassung

unrichtig ist, sie zeigt aber auf das Deutlichste, daß Grimmelshausen in diesen Romanen in der That Gemälde des wirklichen Lebens gegeben, sich nicht wie in jenen in Phantasiegebilden verflüchtigt hat, welche weder in den dargestellten Begebenheiten, noch in den Charakteren auf Wahrheit beruhen. Wir haben diese zweite Gattung Romane den Kunstromanen entgegengesetzt, nicht als ob sie ohne Kunst abgefaßt wären und der Verfasser den Stoff roh und unverarbeitet hingeworfen hätte, sondern nur deßhalb, weil sie von dem wesentlich verschieden sind, was man damals unter Kunst verstand, d. h. weil sie weder den Stoff in entlegenen Zeiten oder Völkern suchen, noch romanhafte oder phantastische Abenteuer häufen, noch in der geschraubten und gesuchten, schon durch ihre Unreinheit abstoßenden Sprache geschrieben sind, worin der Charakter jener Kunstromane liegt. Wir haben sie dagegen volksthümlich genannt, weil sie ihren Stoff aus dem deutschen Volke und der damaligen Zeit nahmen, nur solche Begebenheiten erzählen, welche entweder auf der Wirklichkeit beruhen oder doch im Sinne derselben erfunden, und in einer Sprache abgefaßt sind, die ihren deutschen Charakter niemals verleugnet, immer nach dem einfachsten und natürlichsten Ausdrucke strebt, von aller Ziererei weit entfernt ist und sich endlich in natürlichen und echt deutschen Satzbildungen bewegt. Zwar sind diese Romane keineswegs von der Unart frei, fremde Wörter einzumischen; allein meist ist dieß zu entschuldigen oder vielmehr zu rechtfertigen, weil es meist in den Gesprächen der Personen Statt findet und der Verfasser den Conversationsstyl der Zeit nachbilden wollte.

Die hierher gehörigen Romane sind: „Der abenteurliche Simplicissimus", „Die Courage", „Der Springinsfeld" und „Das Vogelnest", zu welchen noch der „Bernheuter" nebst

der „Gauckeltasche" und „Der stoltze Melcher" zu rechnen sind. Von dem „Simplicissimus"*) erschienen Anfangs nur die fünf ersten Bücher; die zweite Ausgabe**) enthält das sechste Buch, welches vorher schon in zwei Ausgaben einzeln erschienen war***) und allen folgenden Editionen beigegeben ist. Der dritten Ausgabe des Simplicissimus†)

*) Der ganze Titel lautet nach der ersten Ausgabe: „Der abenteurliche Simplicissimus Teutsch. Das ist, die Beschreibung des Lebens eines seltzamen Vaganten, genant Melchior Sternfels von Fuchsheim, wo und welcher Gestalt er nemlich in diese Welt kommen, was er darinn gesehen, gelernet, erfahren und außgestanden, auch warumb er solche wieder freywillig quittirt. Ueberauß lustig und männiglich nützlich zu lesen. An Tag geben von German Schleifheim von Sulsfort. Mompelgart, Gedruckt bey Johann Fillion, Im Jahr MDCLXIX.

**) Auch die zweite Ausgabe (einen Nachdruck von 1669 ungerechnet): „Der Abentheurliche wiederum gantz neu umgegossene und mit seinem ewig wehrenden wunderbarlichen Calender, auch anderen zu seinem Lebens-Lauff gehörigen Neben-Historien, vermehrte und verbesserte Simplicissimus Teutsch u. s. w. Mompelgart, Gedruckt by Johann Fillion, im Jahr 1670. (Ueber die Unrichtigkeit dieser Jahrzahl, statt welcher 1669 anzunehmen ist, vergl. Kellers Ausg. 4, 911).

***) Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi oder der Schluß desselben. Durch German Schleifheim von Sulsfort. Mompelgart, Bey Johann Fillion, 1669. (Eine zweite Ausgabe von demselben Jahr.)

†) Gantz neu eingerichteter allenthalben viel verbesserter Abentheurlicher Simplicius Simplicissimus. Das ist: Außführliche, unerdichtete, und recht memorable Lebens-Beschreibung eines einfältigen, wunderlichen und seltzamen Vaganten u. s. w. Mit einer Vorrede, samt 20 anmuthigen Kupffern und 3 Continuationen u. s. w. Mompelgart, Gedruckt bey Johann Fillion, Nürnberg zu finden bey W. E. Feltzeckern. Ohne Jahr, als welches aber wohl 1671 mit Sicherheit anzunehmen ist, da der besondere Titel des 6. Buchs diese Jahrzahl hat. — Diese neuen, vom Verfasser selbst besorgten Ausgaben enthalten manche Zusätze, über

sind ferner drei Continuationen zugefügt, die in den folgenden Ausgaben nicht wieder erscheinen und die ursprünglich für den „Calender" bestimmt gewesen zu sein scheinen, in denselben aber nicht aufgenommen worden sind. Das sechste Buch wurde früher für unecht gehalten, allein es spricht sowohl der Inhalt als die Sprache dafür, daß es unzweifelhaft von Grimmelshausen selbst herrührt.

Man hat, wie schon berührt, dem „Simplicissimus" jeglichen poetischen Werth absprechen und in ihm eine rein geschichtliche Darstellung finden wollen, in welcher sogar das Leben des Helden nichts weiter als die Biographie des Verfassers sei. Es ist allerdings wahrscheinlich, daß Grimmelshausen, der ohne Zweifel Kriegsdienste gethan, in dem „Simplicissimus" manche Züge aus seinen Erlebnissen aufgenommen hat; es ist aber kein Grund vorhanden, den Roman für eine reine Biographie zu halten, vielmehr hat es allen Anschein, daß viele einzelne Begebenheiten, die von dem Helden erzählt werden, zum Theil erfunden, zum Theil aber aus dem Leben verschiedener Abenteurer, deren es im dreißigjährigen Krieg so viele gab, entnommen sind. In eben solcher frei gestaltender Weise hat der Dichter die historischen Begebenheiten und Zustände behandelt, die er uns vorführt; er

---

deren Werth wir nicht mit Keller übereinstimmen können, der sie für überflüssige Erweiterungen hält, die möglicher Weise vom Buchhändler eingeschoben worden seien (2, 1177). Wir sind dagegen der Ueberzeugung, daß weit aus die meisten Zusätze nothwendig waren, um den Sinn zu vervollständigen, oder daß sie doch dazu beitragen, den Gedanken anschaulicher und lebendiger darzustellen. — Der dritten „Continuation" ist eine Zugabe beigefügt, welche früher als Flugblatt erschienen war unter dem Titel: „Abbildung der wunderbarlichen Werckstatt des weltstreichenden Arzts Simplicissimi" u. s. w. Dasselbe ist neuerlich durch Keller herausgegeben worden. Eine genauere Bezeichnung der Ausgaben in meiner „Deutschen Bibliothek" Bd. 3. Einltg. (Lpz. 1863.)

erzählt sie nicht als Historiker nach ihrem innern und äußern Zusammenhang, sondern immer nur mit Rücksicht auf die Lebensverhältnisse der Helden. Auch schildert er die Kulturzustände des Volks und dessen Beziehungen zum Krieg und zur Soldateska nicht in allgemein gehaltenen Gemälden, vielmehr individualisirt er Alles, indem er seine reichen Erfahrungen auf die Personen seines Romans überträgt. Und eben dadurch werden seine Schilderungen, die in ihrem Detail eben so wahr als reich sind, so ganz vortrefflich. Eben dadurch gelingt ihm die Zeichnung der Charaktere in so ausgezeichneter Weise, und wir müssen in dieser Beziehung vorzüglich auf den Helden des Romans aufmerksam machen, dessen Charakter sich in und mit den Verhältnissen, in welchen er aufwächst, allmälig vor unsern Augen entwickelt. Endlich zeugt die besondere Haltung, welche den ganzen Roman beherrscht, von dem poetischen Talent des Verfassers; wir meinen die humoristische Grundlage, die so ganz im Bewußtsein des Dichters lag, daß er sie auf dem Titel der letzten von ihm besorgten Ausgabe ausdrücklich bezeichnet:

„Es hat mir so wollen behagen,
Mit Lachen die Wahrheit zu sagen".

Dieser kräftige Humor, von welchem die sämmtlichen Kunstdichter der Zeit auch nicht die geringste Ahnung haben, giebt dem „Simplicissimus" eine ganz entschieden volksthümliche Färbung, welche durch die glückliche, ihm vollkommen entsprechende Darstellung noch mehr hervortritt.

Weitere Bemerkungen lassen sich erst anfügen, wenn wir den Roman nach seiner Anlage und Ausführung näher betrachtet haben.

Der Held des Romans verlebt seine ersten Jahre in einem abgelegenen Thale des Spessart, wo seine Eltern Haus und Hof besaßen. Er wächst auf, ohne irgend einen

Unterricht zu erhalten und muß schon als Knabe die Kühe hüten, wobei er sich die Zeit mit seiner Sackpfeife vertreibt. Einst erscheinen plötzlich feindliche Reiter, welche Alles plündern, zerstören und die Bewohner auf das Gräßlichste mißhandeln. Simplicissimus entflieht, kommt zu einem Einsiedler, dessen Erscheinung ihn mit Entsetzen erfüllt, weil er dergleichen noch nie gesehen hatte, so daß er in Ohnmacht fällt. Der Einsiedler erbarmt sich des Knaben, behält ihn bei sich und da dieser nicht einmal seinen Namen weiß, weil man ihn immer nur „Bub" geheißen, nennt er ihn Simplicius. Dort verbringt er mehre glückliche Jahre; der Einsiedler behandelt ihn wie einen Sohn, lehrt ihn lesen und schreiben und entwickelt überhaupt seinen schlummernden Geist; doch war er noch nicht zum Jüngling herangereift, als der Einsiedler starb. Da Simplicius völlig rathlos war, gieng er zu dem Pfarrer eines nicht sehr entfernten Dorfes, den er durch den Einsiedler hatte kennen lernen, um sich mit ihm über seine Zukunft zu besprechen. Aber es war so eben das Dorf von feindlichen Schaaren überfallen worden, welche dort die entsetzlichsten Gräuel verübt hatten. Er flieht in seine Einsiedelei zurück, aber auch diese war unterdessen völlig zerstört worden. Da entschließt er sich, weiter zu wandern. Er gelangt nach einiger Zeit zur Festung Hanau, wo er aufgefangen und als Spion ins Gefängniß geworfen wird. Glücklicher Weise war auch jener Pfarrer dahin gebracht worden und hatte bei dem Gouverneur eine Stelle gefunden, dem er entdeckt hatte, daß der Einsiedler sein Schwager gewesen, daß er nach der Schlacht bei Höchst seine Frau verloren und sich nach langem vergeblichen Suchen entschlossen habe, der Welt zu entsagen. Als der Gouverneur erfährt, daß Simplicius die Einsamkeit seines Schwa-

gers getheilt habe, nimmt er ihn zu sich, macht ihn zu seinem Pagen und läßt ihn unterrichten. Bei seinen glücklichen Anlagen machte der Knabe große Fortschritte, besonders in der Musik. Dagegen konnte er sich in das zügellose Treiben der vornehmen Welt nicht finden, es empörte seinen unverdorbenen Sinn und er nahm kein Bedenken, sich mit ungeschminkten Worten darüber zu äußern. Da er sich zudem bei seinen Geschäften oft ungeschickt benimmt und dem Gouverneur durch seine Wahrheitsliebe wie durch seine Tölpelhaftigkeit manche Verdrießlichkeit bereitet, fällt er bei diesem in Ungnade, der seinen Namen in Simplicissimus verwandelt. Endlich entschließt sich der Gouverneur, ihn zu seinem Narren zu machen; von dem Pfarrer davon unterrichtet, stellt er sich auf dessen Rath, als ob er in Folge der mit ihm vorgenommenen Spuckgeschichten den Verstand verloren habe, und er weiß diese Rolle so gut durchzuführen, daß Niemand das wahre Sachverhältniß bemerkt, nicht bemerkt, daß er eigentlich Alle und selbst den Gouverneur zum Besten hält. — Als er einst vor der Stadt mit andern Knaben spielt, wird er von Kroaten gefangen, die ihn ihrem Obersten schenken. Es gelingt ihm bald darauf zu entfliehen. Er kommt zwar durch herumstreifende Soldaten in Gefahr, doch gelingt es ihm, sie zu verscheuchen und einen mit Goldstücken gefüllten Ranzen von ihnen zu erbeuten. Nun wird er wieder Einsiedler, weiß sich aber die nöthigen Nahrungsmittel nur durch Diebstahl zu erwerben. Als er sich eines Nachts in ein Haus geschlichen hatte, das einer Hexe gehörte und er sich zufällig auf eine verzauberte Bank setzt, wird er mit ihr durch die Luft in eine Hexenversammlung geführt. Als er voll Entsetzens Gott nennt, verschwindet Alles und er befindet sich in der Nähe von Magdeburg. Er wird neuerdings gefangen und da er

immer noch seine Narrenkleidung trägt, muß er nochmals den Narren spielen. Doch hat er das Glück, einem trefflichen Mann zur Aufsicht gegeben zu werden, mit dessen Sohn (er hieß Herzbruder) er Freundschaft schließt. Da er sich durch seine musikalischen Talente und seinen glücklichen Witz viele Freunde gemacht hatte, verbinden sich der Schreiber und der zauberkundige Profoß, die auf ihn eifersüchtig waren, ihn zu verderben. Es gelingt ihnen und er muß sich durch die Flucht retten. Da er sich als Mädchen verkleidet hatte, muß er längere Zeit als solches gelten, was verschiedene Abenteuer herbeiführt, in Folge deren er endlich selbst Soldat wird und zuerst den Schweden, dann den Kaiserlichen dient. Er gewinnt nach und nach Freude am Soldatenleben und zeichnet sich auf den Streifereien durch Kühnheit und Gewandtheit aus, so daß er bald unter dem Namen des „Jägers" berühmt und gefürchtet wurde, besonders da er in einem andern Abenteurer, Springinsfeld mit Namen, einen treuen und gewandten Helfershelfer fand. Die Erzählung seiner mannigfaltigen Abenteuer als Jäger, wo er bald allein, bald als Führer von Streifschaaren den Feinden, aber auch den Bauern, Fuhrleuten und Pfarrern die kühnsten und gewandtesten Streiche spielte, gehört zu den lebendigsten und glücklichsten Theilen des Buches. Sehr merkwürdig ist insbesondere der Abschnitt, in welchem er von seiner Zusammenkunft mit einem Narren erzählt, der sich für den Gott Jupiter hielt, aber abgesehen von dieser fixen Idee die verständigsten Ansichten äußerte, unter Anderm auch die, daß Deutschland nur dann einer bessern Zukunft entgegensehen würde, wenn sich die Städte zu republikanischen Gemeinwesen verbänden und der Tyrannei der Fürsten ein Ende machten. Unter den verschiedenen Abenteuern, die er bestand, erwähnen wir nur eines, welches für die Zukunft

folgenreich wurde. Auf einer Streiferei wurde ihm nämlich durch einen Geist ein Schatz entdeckt, den er auf seines Jupiters Rath einem Kaufmann in Köln anvertraute. Auf der Rückreise wurde er von Schweden gefangen und in die Festung Lippstadt gebracht. Da ihn die Schweden nicht austauschen wollten und er sich dagegen nicht entschließen konnte, Dienste bei ihnen zu nehmen und seinen dem Kaiser geleisteten Eid zu brechen, erhielt er die Erlaubniß, ein Jahr lang als neutral in der Festung zu verbleiben und mit den Bürgern Umgang zu pflegen. Er vertreibt sich die Zeit mit Lectüre; allein die „Ritterbücher" und Liebesschriften, die er liest, erregen seine Phantasie und er knüpft allerlei Liebesverhältnisse an, die damit endigen, daß ihn ein schwedischer Oberst, zu dessen Tochter er sich geschlichen hatte, zwingt, dieselbe zu heirathen. Bald darauf eilt er nach Köln, um sich seinen Schatz zu holen; allein der Kaufmann, dem er ihn anvertraut hatte, hatte Bankerott gemacht, und so sah sich Simplicissimus gezwungen, dort zu verbleiben, um wo möglich noch Etwas zu retten. Dort wurde er mit einigen jungen Edelleuten bekannt, die ihn überredeten, sie nach Paris zu begleiten, wo er manche galante Abenteuer hatte, die ihm viel Geld, aber auch eine schändliche Krankheit eintrugen. Als er nach Deutschland zurückkehrt, wird er auf der Reise von den Kindesblattern befallen und von seinen Reisebegleitern rein ausgeplündert. Von dem Erlös eines Rubins, der ihm geblieben war, kauft er sich allerlei Arzneimittel und er zieht als Charlatan, überall die Bauern prellend, durch Frankreich und über den Rhein unter mancherlei Abenteuern nach Deutschland. Dort trifft er mit seinem Freund Herzbruder zusammen, der, wie er selbst, in das tiefste Elend gerathen war. Sie beschließen mit einander nach Einsiedeln zu wall-

fahrten; Herzbruder schleppt sich mühselig auf den rohen Erbsen, die er in die Schuhe gethan hat, dagegen wandert Simplicissimus munter vorwärts, da er die seinigen aufgekocht hatte. Anfangs ziemlich gleichgültig, geht er nach und nach in sich und bekennt sich zur katholischen Religion. Nachdem sie hierauf wieder Kriegsdienste beim kaiserlichen Heere genommen, wurden sie beide in einem Treffen verwundet, Herzbruder fiel außerdem in Folge erhaltenen Giftes in eine schwere Krankheit, zu deren Heilung er sich nach Grießbach begab, wohin ihn auch Simplicissimus begleitete. Doch drängte es ihn, sein Weib wiederzusehen, weshalb er nach Lippstadt reiste, wo er erfuhr, daß seine Frau nach der Geburt ihres ersten Kindes gestorben sei, daß dieses, ein Sohn, jedoch noch lebe, und außerdem noch sechs Buben, die ihm bald nach seiner Entfernung von eben so viel Bürgerstöchtern geboren worden waren. Unerkannt, denn er hatte sich für einen seiner Freunde ausgegeben, verläßt er Lippstadt und kehrt in den Sauerbrunnen zurück, wo bald darauf Herzbruder stirbt. Er aber verfällt von Neuem in seine Jugendthorheiten, er verheirathet sich zum zweiten Male, aber höchst unglücklich. Da seine Frau ihren früheren schlechten Lebenswandel nicht aufgiebt, treibt er es noch ärger als sie. Zum Glücke stirbt sie bald darauf in Folge übermäßigen Weingenusses. Da endlich geht er in sich, zieht sich auf ein Bauerngut zurück, das er gekauft hatte, wo er sich ganz den Studien hingiebt. Bald darauf führt ihn der Zufall mit seinem alten Vater zusammen, von dem er erfährt, daß er nicht sein, sondern des Einsiedlers Sohn und des Kommandanten zu Hanau Neffe sei, ihm daher der Name Melchior Sternfels von Fuchsheim gebühre. Er nimmt nun seine Pflegeeltern zu sich, die seine Wirthschaft führen, während er sich fortgesetzt mit mathematischen

und militairischen Studien beschäftigt. Ein fremder Oberst, der über seine Kenntnisse erstaunt, überredet ihn, mit ihm nach Liefland zu ziehen, wo er ein großes Glück machen könne. Der Czar von Moskau nimmt ihn in seine Dienste, in welchen er sich vielfältig verdient macht, aber endlich mit Undank belohnt wird. Er kehrt in die Heimath zurück, wo er sich entschließt, sich ganz von der Welt zurückzuziehen und wieder ein Einsiedler zu werden.

So weit reicht das fünfte Buch, mit welchem der Roman ursprünglich schloß. Daß der Verfasser jedoch schon gleich Anfangs die Absicht hatte, eine Fortsetzung zu liefern, ergiebt sich aus dem Schluß des fünften Buches selbst. Denn nachdem Simplicissimus berichtet, daß er sich in eine andere Wildniß begeben und sein Spessarter Leben wieder angefangen habe, fügt er, gewiß nicht ohne Absicht, hinzu: „Ob ich aber wie mein Vatter seelig biß an mein End darinn verharren werde, stehet dahin". Wie es sich aber auch damit verhalten mag, so steht das sechste Buch nicht in organischem Zusammenhang mit den fünf ersten, mit welchen die Geschichte ihren vollständigen Abschluß findet. Der Verfasser hat es offenbar nur noch hinzugefügt, um Gelegenheit zu haben, eine Reihe von Erfahrungen und Anschauungen darzustellen, die er in die ersten Bücher nicht mit hatte aufnehmen können. So wenig diese Fortsetzung vom künstlerischen Standpunkt aus zu loben ist, so werthvoll ist sie dagegen an und für sich, und ist schon deswegen von hohem Interesse, weil sie die älteste Robinsonade enthält*). Wir geben den Inhalt nur in den kürzesten Umrissen. Das Einsiedlerleben behagt dem Simplicissimus nicht lange, er entschloß sich, aus einem „Waldbruder ein

*) Doch ist im „Fliegenden Wandersmann" (vom J. 1659) schon die Andeutung einer solchen.

Waldbruder" zu werden. Durch die Schweiz, wo er allerlei Abenteuer hat, kommt er nach Italien, besucht Loretto und Rom und schifft sich in Genua nach Alexandrien ein, geht von dort nach Cairo, besucht die Pyramiden, wird aber bei denselben von arabischen Räubern gefangen, die ihn als wilden Mann um Geld sehen lassen. Endlich wurde er durch einige Europäer aus dieser schmachvollen Sclaverei befreit und er schiffte sich auf einem portugiesischen Schiffe ein, um nach Europa zurückzukehren. In der Nähe von Madagascar litt er Schiffbruch, er klammerte sich mit dem Schiffszimmermann an ein Bret, auf welchem sie von den Wellen an eine Insel getrieben wurden, wo sie sich eine Hütte bauten. Bald darauf wurde ein abyssinisches Weib an die Küste getrieben, welches der Zimmermann kannte. Dieser, ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, schlug ihr vor, sie zu heirathen, allein sie wollte nur unter der Bedingung einwilligen, daß er den Simplicissimus aus dem Wege schaffe. Er gieng es ein; aber als beim Nachtessen Simplicissimus den Tischsegen betete, verschwand das Weib, einen grausamen Gestank hinter sich lassend. Seitdem lebten sie beide friedlich neben einander; doch begann der Zimmermann so übermäßig Palmwein zu trinken, daß er bald darauf starb. Nun war Simplicissimus alleiniger Herr der Insel; die Einsamkeit wirkte wohlthätig auf sein Gemüth, so daß er sich ganz bekehrte, fromm wurde und zur Buße die Geschichte seines Lebens niederschrieb. — So weit erzählt Simplicissimus; die letzten Kapitel enthalten den Bericht eines holländischen Schiffskapitains, der durch Zufall auf die Insel gekommen und den Simplicissimus dort angetroffen habe, welcher sich jedoch nicht habe überreden lassen, wieder nach Europa zu gehen.

Zwei andere volksthümliche Romane, die „Courasche"*) und der „Springinsfeld"**) stehen in Anlage und Ausführung allerdings weit unter dem „Simplicissimus", doch sind sie keineswegs ohne Bedeutung, weder in Bezug auf ihren Inhalt, noch rücksichtlich der Darstellung, die beinahe von eben so großer Frische und Lebendigkeit ist als ihr Vorgänger, den sie insofern ergänzen, als sie manche Seiten des Lebens während des dreißigjährigen Kriegs und nach demselben mit großer Anschaulichkeit darstellen, die der Verfasser im „Simplicissimus" nicht berücksichtigen konnte. In ähnlicher Weise ist auch der vierte Roman „Das Vogelnest"***) aufzufassen, der uns in die bürgerlichen Sitten und Verhältnisse einführt, wie uns die drei ersten das Kriegs- und Soldatenleben nach seinen mannigfaltigsten Seiten zur Anschauung bringen. Es beruht dies auf der märchenhaften Sage von einem Vogelnest, welches denjeni-

*) Trutz-Simplex: Oder Ausführliche und wunderseltzame Lebensbeschreibung der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche u. s. w. Von der Courasche eigner Person 2c. dem Autori in die Feder dictirt, der sich vor dißmal nennet Philarchus Grossus von Trommenheim, auff Griffsberg 2c. Gedruckt in Utopia bei Felix Stratiot. O. J.

**) Der seltzame Springinsfeld, das ist, Kurtzweilige, lusterweckende und recht lächerliche Lebens-Beschreibung Eines weiland frischen, wolversuchten und tapffern Soldaten, nunmehro aber ausgemergelten, abgelebten, doch dabey recht verschlagnen Landstörtzers und Bettlers, samt seiner wunderlichen Gauckeltasche 2c. Von Philarcho Grosso von Tromerheim. Gedruckt in Paphlagonia bey Felix Stratiot. Anno 1670.

***) Das wunderbarliche Vogelnest der Springinsfeldischen Leyerin, voller Abentheurlichen, doch Lehrreichen Geschichten 2c. durch Michael Regulin von Sehmsdorff. Gedruckt in zu Endlauffendem 1672. Jahr. — Deß Wunderbarlichen Vogelnests zweiter theil. An tag geben von Aceeeffghhiillmmnnoorrssstuu.

gen unsichtbar macht, der es bei sich trägt. Unter den verschiedenen Streichen und Schwänken, welche die zwei nach einander folgenden Besitzer des Vogelnestes spielen, finden sich manche, die älteren Schwänken, wohl auch italienischen, nacherzählt werden, was übrigens auch in andern Schriften Grimmelshausens, und selbst im Simplicissimus der Fall ist.

An diese größeren Romane schließen sich zwei kleinere Erzählungen, welche den nämlichen Charakter des Volksthümlichen darbieten. Die eine „Der erste Bernhäuter, samt Simplicissimi Gaukeltasche. Von Illi terato*) Ignorantio zugenannt Idiota", von der keine Einzelausgabe bekannt ist**), obgleich wohl eine erschienen sein mag, ist eine vortreffliche Novelle voll Humor und ächtem Volkswitz, weshalb sie auch von Ed. von Bülow mit Recht erneuert worden ist***). Größeres Interesse wegen seiner Tendenz bietet „Der stoltze Melcher sampt einer Besprechung von das Frantzoß Krieg mit der Holland" (o. O. u. J., aber wahrscheinlich 1672 gedruckt). Passow bespricht diese Schrift in kurzer, aber vortrefflicher Darstellung†) folgendermaßen: „Ein reicher Bauersohn, den Uebermuth und Verkehrtheit verleitet hat, französische Kriegsdienste gegen Holland zu

*) Es ist wohl Illiterato zu lesen.

**) Emil Weller führt zwar im „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft von Petzold" (1853, S. 209) eine alte Einzelausgabe an, die er in die Jahre zwischen 1670 und 1672 setzt; allein da er nicht angiebt, woher er diese Angabe hat, und weder die Bibliothek nennt, wo sich die Ausgabe befindet, noch eine genaue Abschrift des Titels mittheilt, müssen wir die Richtigkeit der Angabe so lange bezweifeln, bis bessere und überzeugendere Nachweisungen beigebracht sind. Eben so verhält es sich mit seinen übrigen zahlreichen, Grimmelshausens Werke betreffenden Notizen.

***) Novellenbuch 2, 559.

†) Blätter für literar. Unterhaltung 1853, S. 1055.

nehmen, kehrt krank und abgerissen wie der verlorne Sohn nach Hause zurück, wo er aber dann zum Schaden auch noch den Spott zu dulden hat. Das didaktische Element in dieser Schrift wird hauptsächlich dadurch gewonnen, daß der Junker und der Pfarrer des Dorfes als geistig höher stehende Theilnehmer und Beurtheiler der Handlung eingeführt werden, was ganz eben so bei Möser wiederkehrt*). Diese knüpfen an des stolzen Melcher Schicksale Betrachtungen an, welche uns Deutschen zu wiederholen leider noch lange nöthig gewesen, vielleicht auch jetzt noch nöthig ist. So sieht man hier, daß es nicht der Napoleonischen Kriege bedurft haben sollte, um zu erkennen,

> daß die Teutsche zugleich den Frantzosen für Vorfechter, für Schantzkörbe und lebendige Faschinen dienen müssen; sie durch ihre Beschirmung in den gefährlichen Scharmützeln zubedecken, die erste Hitz deß Feinds auszustehn vnd denselben in die Flucht zu wenden, in den Bestürmungen aber die Gräben auszufüllen.

Oder wer sollte nicht in den folgenden Worten eine viel weitere als bloß für das 17. Jahrhundert gültige Wahrheit anerkennen:

> Es ist gewiß (sagt der Junker), daß sich nicht finden wirt, daß jemahls die Teutsche anders als durch Teutsche überwunden werden können; das wissen die Frantzosen, vnd deswegen sehen wir, daß sie zu vnsern zeiten vmb vnser Golt, das wir beydes, vmb Frantzösische Wahren vnd mit ohnnöthigen kostbaren Reiß-

*) Passow hatte nämlich früher gesagt, daß der Charakter der didaktischen Schriften Grimmelshausens als eine deutschbürgerliche Sinnesart bezeichnet werden könnte, wozu als nächste und treffendste Parallele Justus Mösers „Patriotische Phantasien“ zu nennen seien, mit denen in der That eine so auffallende Aehnlichkeit Statt finde, daß man oft glauben möchte, ganz dasselbe bei Möser gelesen zu haben, was zugleich als das schönste Lob für Grimmelshausens schlichte und kräftige Darstellungsweise gelten könne.

Köstlen in Franckreich hinein vernarren, vnsere junge Mannschafft, vnd hernach vmb derselbigen Tapfferkeit, Mühe, Arbeit, Blut vnd Leben so wol die grosse Stätte als die Victorien im Feld von den Niderteütschen erkauffen; werden auch mit solcher mode vns da vnd dort zu zwacken nit auffhören, wenn wir die Augen nit besser auffthun, biß sie vns endtlich nach vnd nach gar vmb vnsere Freyheit, vmb Haab vnd Gut, ja vmb alles, was Teütschland vnd Rhumreich gemacht, gebracht haben werden*).

Diese Worte erscheinen wahrlich als die Stimme eines Predigers in der Wüste, wenn wir bedenken, daß sie etwa zwölf Jahre vor dem Raube Straßburgs geschrieben sind"**).

Die didaktischen Schriften Grimmelshausens, welche die dritte Gattung bilden, zerfallen selbst wieder in drei wesentlich verschiedene Klassen, von denen sich die eine an die Kunstromane, die andere an die volksthümlichen Erzählungen anschließt, die dritte endlich als Nachbildung der durch

---

*) Wir haben diese Texte, welche von Passow modernisirt sind, nach der oben angeführten ältesten Ausgabe wiederhergestellt.

**) Gödeke (Grundriß 508) führt auch das „Viridarium historicum d. i. historischer Lustgarten, enthaltend hundert — — Geschichten, durch Vorschub und Anleitung — — — Simplicii Simplicissimi. Rbg., Wolfg. Eberh. Felßecker o. J." als eine Schrift Grimmelshausens an. Dieß ist aber nicht richtig; das „Viridarium" hat weder in Styl noch in dem Inhalt das Gepräge Grimmelshausens. Daß es nicht von ihm sei, hat zwar schon Weller (a. a. O. S. 210) erkannt, doch darin geirrt, daß er es für eine Nachahmung des Simplicissimus hält. Der oberflächlichste Blick läßt erkennen, daß es mit diesem nicht die geringste Gemeinschaft hat und daß der Name Simplicissimus nur als Lockvogel gebraucht worden ist. Die mitgetheilten Geschichten weisen übrigens zum großen Theil auf das mittlere und nördliche Deutschland, insbesondere Sachsen und Thüringen, Länder, welche Grimmelshausen weniger kannte. Daß die Schrift erst nach 1668 gedruckt worden ist, geht aus der 72sten Historie hervor, die in diesem Jahre Statt gefunden.

Moscherosch aus Spanien in die deutsche Literatur eingeführten Visionen oder Gesichte erscheint.

Zur ersten Klasse gehören der „Satyrische Pilgram“ und die „Ratio Status“. Vom „Satyrischen Pilgram“, welchen Grimmelshausen im „Simplicissimus“ unter dem Titel „Schwarz und Weiß“ mehrmals erwähnt, führt Weller (a. a. O.) eine Einzelausgabe an: „Des abentheuerlichen Simplicissimi Satyrischer Pilgram 2 Thle. Hirschfeld, Grisenius 1671“ und Jördens eine andere: „Satyrischer Pilgram, das ist Kalt und Warm, Weiß und Schwarz, Lob und Schande u. s. w. Durch Samuel Greiffensohn von Hirschfeld. Leipzig 1697. 12°“; doch ist es nicht ersichtlich, ob Weller die von ihm angeführte Ausgabe selbst gesehen oder deren Titel einem andern Werk entnommen hat. Die Vorrede der zweiten Ausgabe ist von Hybspinthal 15. Februar 1666 datirt und es wäre der „Pilgram“ somit längst vor dem „Simplicissimus“ erschienen. Doch läßt sich hierüber, bis man jene älteste Ausgabe untersucht, nichts Sicheres ermitteln, da nicht bloß der „Simplicissimus“ im „Pilgram“ erwähnt wird, sondern auch umgekehrt der „Pilgram“ im „Simplicissimus“. Der „Pilgram“ zerfällt in zwei Theile, in deren zwanzig Kapiteln er von verschiedenen Verhältnissen des Lebens „gut und böß schreibt, so viel er sich dessen erkündigt, d. h. erfahren und in Büchern gelesen“. Jedes Kapitel zerfällt daher in einen „Satz“, in welchem er die Vorzüge des besprochenen Verhältnisses erläutert, einen „Gegensatz“, worin die schlechten Seiten desselben bezeichnet werden, und endlich einen „Nachklang“, der Satz und Gegensatz gegen einander hält und gleichsam zu versöhnen sucht. Wenn auch einige Abschnitte, namentlich diejenigen, welche das Leben und die Sitten der Zeit zunächst berühren, nicht ganz ohne Interesse sind, so ist

das Ganze doch ohne besondern Gehalt, sowie auch in der damals gewöhnlichen steifen Sprache geschrieben.

Auch vom „Simplicianischen Ratio Status, Lustig entworffen Unter der Historie des weiblichen Königs Saul, des sanfftmüthigen Königs David, des getreuen Printzen Jonathan, und des tapfern Generalissimi Joabi, von Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen, Gelnhusano" ist keine Einzelausgabe bekannt; er erscheint zuerst in der Gesammtausgabe von 1684 mit der Jahrzahl 1683. Dagegen ist die Dedikation vom 26. Julii Anno 1670 datiert, so daß eine Ausgabe dieses Jahres existiert zu haben scheint. Die fünf Discurse, „in denen die Geschichten der im Titel genannten Personen erzählt werden", sind ziemlich langweilig; dagegen ist der „Angehängt Discurs vom Favoriten Sabud" deshalb merkwürdig, weil darin die bekannte Geschichte*) von einem Mann erzählt wird, der die Sprache der Vögel verstand, das Geheimniß aber Niemandem mittheilen durfte, weil er sonst sogleich des Todes sein würde. Seine Frau aber quälte ihn so lange, daß er schon entschlossen war, ihr zu willfahren, bis er hörte, wie ein Hahn ihn verspottete, daß er nicht seine einzige Frau zur Vernunft bringen könne, während er seine zwölf Weiber durch Ernst und Strenge auf das Beste in Zucht halte. Er befolgte den Rath des Hahns, und seine Frau, welche gegen Vernunftgründe und Bitten taub gewesen war, ließ sich vom Stock bezwingen.

Von den didaktischen Schriften volksthümlicher Art steht wohl das „Rathstübel Plutonis Oder Kunst Reich zu werden u. s. w. auff recht Simplicianisch beschrieben von Erich

---

*) Sie kommt unter Anderm in Tausend und Einer Nacht (Breslauer Ausgabe 1, 27 ff.) vor.

Stainfels von Grufensholm, Sambt Simplicissimi Discurs, Wie man hingegen bald auffwannen und mit seinem Vorrath fertig werden soll. Getruckt in Samarien, im Jahr 1672", wie schon Passow richtig bemerkte, dem Simplicissimus am nächsten. Vielleicht hat Grimmelshausen die Anlage der Schrift dem Boccaccio nachgebildet. Es wird nämlich im einleitenden Kapitel erzählt, daß ein reisender Cavalier eine Gesellschaft, darunter die Hauptpersonen der Simplicianischen Romane und einige andere um sich versammelt, und diese auffordert, ihre Meinung darüber auszusprechen, wie der mühseligen Armuth zu entfliehen und zu dem holden Reichthum zu gelangen sei. Das zweite Kapitel enthält das darüber geführte Gespräch, das sich rasch und lebendig mit kunstreicher Zeichnung der Charaktere entwickelt und das Thema, die Kunst reich zu werden, mit Einsicht behandelt. In den folgenden dreizehn Kapiteln erzählt jede Person auf Befehl des vorsitzenden Cavaliers eine „Histori, was massen eine oder andere Person in der Profession, in deren er vermeynet, daß man am besten darinn prosperire, könte reich werden", worauf im letzten Kapitel Simplicissimus berichtet, „durch wes Mittel ein grosser Herr ins verderben gerathen könne". Unter diesen Erzählungen ist die von dem kaiserlichen Johann de Werdt schon deshalb die interessanteste, weil sie von dem im „Simplicissimus" genannten Abenteurer berichtet. Auch die aus Wallensteins Leben erzählte Anekdote ist charakteristisch.

In allen Simplicianischen Schriften Grimmelshausens erfreut uns der ächt vaterländische Geist des trefflichen Mannes; vielleicht am lebendigsten ist diese Gesinnung in „Deß weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng in seinem Teutschen Michel Jedermänniglichen, wenn es seyn kan; ohne lachen zu lesen erlaubt von Signeur Meßmahl", welcher

ohne Zweifel zuerst im Jahre 1673 im Druck erschien*). Die Schrift ist zunächst gegen die Sprachverderber gerichtet. Seine tiefe Einsicht beurkundet er schon dadurch, daß er nicht bloß die Sprachmengerei bekämpft und verspottet, sondern auch den übertriebenen Purismus, der sich zu seiner Zeit in lächerlicher Weise breit machte. Die Gelehrsamkeit, die er dabei an den Tag legt, ist, wie in wenigen Schriften seiner Zeitgenossen, vollkommen begründet, weil er nur auf diesem Weg die Irrthümer derer, die er bekämpft, genügend nachweisen konnte. Neben der Verspottung der Sprachmengerei und des Purismus berichtet der Verfasser von andern Lächerlichkeiten in der Sprache, welche mehr einzelner Personen eigen sind, bei welcher Gelegenheit er manche höchst ergötzliche Schwänke und Anekdoten erzählt.

Daß Grimmelshausen, wie alle seine Zeitgenossen, an Hexen und teuflische Zauberkünste glaubte, geht schon aus dem Simplicissimus hervor (S. o. S. 677); diesem Glauben haben wir eine weitere Schrift zu verdanken, welche mancherlei Einzelheiten über den Glauben der Zeit enthält und daher vom kulturgeschichtlichen Standpunkt betrachtet, nicht ohne Werth ist. Es ist dieß: „Simplicissimi Galgen-Männlein, Oder Ausführlicher Bericht, woher man die sogenannten Alräungen oder Goldmännlein bekommt u. s. w. Erstlich durch Simplicissimum selbsten seinem Sohn und so zum besten an tag geben. Nachgehends mit nutzlichen Anmerck- und Erinnerungen erläutert durch Israel Fromschmidt von Hugenfelß (O. J. aber mit einem Chronogramm, welches das Jahr 1673 ergiebt). Die Schrift ist in Form eines Briefs des Simplicissimus an seinem Sohn abgefaßt, dessen einzelne

*) Der „Michel" kann vor 1672 nicht erschienen sein, da im fünften Kapitel „die drey grösten Ertz-Narren" von Christ. Weise angeführt werden, welche erst im Jahre 1672 gedruckt wurden.

Absätze durch verschiedenartige Anmerkungen erläutert worden. Der Brief selbst ist in einer rohen, unbeholfenen Sprache in der Art eines ununterrichteten Bauers geschrieben, dessen Mundart immer durchbricht.

Grimmelshausen dachte und schrieb nicht bloß im Sinne des Volkes, er bewies seine vaterländische und volksthümliche Gesinnung ebenfalls dadurch, daß er auch unmittelbar für das Volk und zu dessen Belehrung schrieb. In dieser Absicht verfaßte er „Des Abenteurlichen Simplicissimi Ewig-währenden Calender. Nürnb., bei Wolf Eberhard Felßecker 1670.“ Derselbe ist durch eine „Vorred und Erinnerung Simplicissimi des Aeltern an seinen Natürlichen Sohn den Jüngsten Simplicium“ eingeleitet. „Du wirst,“ heißt es darin, „die allerwunderbarlichsten Geschichten, die sich je in der Welt zugetragen, zwischen einfältigen Erzehlungen schlechter Begebenheiten, und hoher gelehrter Leut Meinungen und Sentenz, beydes von der Astronomia und Astrologia zwischen der unansehnlichen Bauren-Practic finden.“ Die Anlage des „Calenders“ ist folgende. Er zerfällt in sechs Abschnitte, in eben so viel Spalten, welche auf je zwei einander gegenüberstehende Seiten vertheilt sind. Der erste Abschnitt, oder wie es im Calender selbst heißt, die erste Materia enthält die Namen der Heiligen, deren Feste an jedem Tage des Jahrs von der Katholischen Kirche gefeiert werden; im zweiten und dritten Abschnitt werden ohne rechte Abgränzung historische Notizen, besonders aus der Kirchengeschichte und dem dreißigjährigen Krieg, Wetterbeobachtungen, Hausmittel, Wirthschaftsregeln namentlich für den Landmann, Sprüche und Sentenzen, dann auch zahlreiche kleine Geschichten mitgetheilt, die sich zum Theil auf den Simplicissimus beziehen und die der Verfasser entweder aus einer ersten Redaction desselben ausgeschieden hatte, weil sie sich

nicht gut ins Ganze fügten, oder die er vielleicht auch in eine spätere Ausgabe einzuschieben beabsichtigte. Die drei folgenden Spalten enthalten Gespräche über die Calendermacherei, über die Nativitätsstellung vermöge der natürlichen Sterndeutekunst und über die Wahrsager, Propheten, Sibyllen u. s. w. Den Zweck der Belehrung erreicht der Verfasser nicht bloß durch verständige Bemerkungen über die verschiedenen Gegenstände, die er berührt, sondern häufig auch dadurch, daß er manche abergläubische Ansichten mit glücklichem Witze ins Lächerliche zieht. Die Gespräche können bei ihrer nicht populären Darstellung als meisterhaft gelten, wenn sie auch öfters zu breit gehalten sind.

Die zwei noch hierher gehörigen Kleinigkeiten „Simplicissimi wunderliche Gauckel-Tasche", von der kein Einzeldruck bekannt ist (sie erscheint zuerst in der Gesammtausgabe von 1684) und „Manifesta Wider diejenige, welche die roth- und güldene Bärte verschimpffen", welches ebenfalls erst in der erwähnten Gesammtausgabe erscheint, führen wir der Vollständigkeit wegen einfach an und gehen zur Betrachtung derjenigen Schriften über, welche in Form von Visionen abgefaßt sind. „Der Fliegenden Wandersmann nach dem Mond: Oder Eine gar kurtzweillige und seltzame Beschreibung der Neuen Welt deß Monds, wie solche von einem gebornen Spanier mit Namen Dominico Gonsales beschrieben: Und der Nachwelt bekannt gemacht worden ist. Aus den (so!) Frantzösischen ins Teutsche übergesetzt *). Wolffenbüttel, Gedruckt bey denn Sternen, Im Jahr 1659 (12°. 129 Seiten) gehört zwar nicht eigentlich zu den Visionen, da

*) Das Original führt den Titel: L'Homme dans la Lune ou le Voyage chimérique fait au Monde de la Lune, nouvellement découvert p. Dominique Gonzales, Aventurier Espagnol, autrement dit le Courier Volant.

die Reise als eine wirklich erlebte Begebenheit dargestellt wird, doch kann sie wegen ihres abenteuerlichen Inhalts wol denselben beigezählt werden. Dieser ist kurz folgender: Gonsales macht eine Seereise, wird wegen Krankheit nebst seinem Diener auf die noch unbewohnte Insel St. Helena ausgesetzt, wo er als eine Art Robinson längere Zeit lebt, dort Schwäne so abrichtet, daß er mit ihnen fliegen kann und auf diese Weise in den Mond kommt, in dessen Bewohnern er eine von Lastern und Schwächen freie Menschengattung kennen lernt, so daß dieser Theil der Schrift als eine Utopia erscheint. Weller (bei Petzold 1857. S. 32) behauptet, die Uebersetzung rühre nicht von Grimmelshausen her, und will dieses aus dem Druckort schließen. Dieser Schluß ist aber keineswegs beweisend, und es steht ihm bis auf bessere Begründung entgegen, daß die Schrift schon in der Gesammtausgabe von 1684, deren Herausgeber, wie schon bemerkt wurde, dem Grimmelshausen nahe gestanden haben muß, diesem zugeschrieben wird.

Zu den eigentlichen Visionsschriften gehört zunächst die „Traum-Geschicht von Dir und Mir. Sodann Kurtze und kurtzweilige Beschreibung der zuvor unerhörten Reise, welche Herr Bilgram von Hohen Wandern ohnlängsten in die Neue Ober-Welt des Monds gethan. Gedruckt im Jahr 1660". (O. O.) Die „Traum-Geschicht" ist eine der vortrefflichsten Schriften des Verfassers, in welcher er mit einer Laune und einer Darstellung, die oft an Fischart erinnert, die Gebrechen der Zeit verspottet. Auch hier tritt seine vaterländische Gesinnung lebendig hervor, und besonders gießt er die ganze Fülle seines Witzes über die Nachahmer der Franzosen in Sprache und Mode aus. Höchst ergötzlich ist der „Traum-verantwortliche Anhang, in welchem er sich gegen diejenigen verantwortet, die der Meinung seien, die „Traum-

gesicht" sei ziemlich „ganger" (herb, scharf) und der Verfasser habe darin zu viel Salz gestreut. Dieß bringt ihn auf die Etymologie des Wortes Sal, und er erklärt mit vielem Witz, wie von demselben das Wort Salus „Heil, Wolfart, Gesundheit" herzuleiten sei; auch Salomon habe seinen Namen davon, weil ja Sal auch Weisheit bedeute, und die Lex Salica habe keinen andern Ursprung, da es die größte Weisheit verrathe, den Weibern das Thronrecht abzusprechen. Die „Mondreise", welche Gervinus und Gödeke (a. a. O. S. 1168) mit dem „Fliegenden Wandersmann" zu verwechseln scheinen, ist zwar der „Traumgeschicht" beigefügt, hat aber auch einen besondern Titel und eigene Seitenzählung. Sie mag wohl durch den „Wandersmann" hervorgerufen worden sein, ist aber durchaus selbstständig gehalten. Der Verfasser behandelt darin die politischen, religiösen und bürgerlichen Verhältnisse Deutschlands, die er mit großer Einsicht beurtheilt. Vortrefflich ist das Lob des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf. Von dem westphälischen Frieden sagt er, „es möchte Mancher gern darüber reiten, wie Dollhannß über einen Hafenmarck, damit nichts daran gantz bleibe". Nicht weniger richtig ist sein Urtheil von den deutschen Fürsten, die oft bei dem Weinglas, selten am Arbeitstisch säßen. Als er von einem Mond-Geistlichen gefragt wurde, zu welcher Religion er sich bekenne, sagt er: „er wäre der alten Religion, nicht zwar Römisch, auch nicht Jüdisch; denn bey jener sehe kein Liecht mehr als die Kertzen in den Kirchen, diese aber seye längst aufgehoben, wie wol sie in ihren Synagogen, da sie Christum lästern, eben so eifferig von vielen gehandhabt, als die Jenige, so Christum loben, verfolgt werden. Denn die ersten nähme man auff, die Andern jage man auß. Was Christen räumen und leer machen müssen, das durffen die

Juden füllen. Das ärgste sehe dennoch, daß die Unrömische selbsten, welche es etwa nicht gerade allerdings mit einander halten, den Christen das Christenthum währen und den Juden des Judenthums gestatten. Diesen ist erlaubt zu fluchen, jenen ist verbotten zu beten. Es muß wol ein böser Geist seyn, der den Haß und Groll in seinen Fahnen führet, und die Liebe ab Christen Stangen reist. Ja aber sagt mir einer, dieser hat hie unrecht, dieser hat dort unrecht, meinest du dann, du hitziger Tropff, die seyen verlohren, die in den uralten Jahren, in den mittlen Jahren, in den jungen Jahren die fürwitzige heutige Fragen nicht gehört, nit gewust, nicht verstanden? Glauben ist etwa das Beste gewesen, jetzt ists das Klauben. Vor alters hats geheißen, liebet euch untereinander, jetzt heißt es, betrübet euch untereinander."

Die letzte hierher gehörige Schrift endlich, „Deß Abentheuerlichen Simplicissimi Verkehrte Welt, Nicht wie es äußerlich scheinet, dem Leser allein zur Lust und Kurtzweil: Sondern auch zu dessen aufferbaulichem Nutz annehmlich entworffen. Von Simon Lengfrisch von Hartenfels" hat sich, wie es scheint, in keiner Einzelausgabe erhalten; der bekannte älteste Druck steht in der Gesammtausgabe von 1684*). Wenn wir auch nicht mit Passow (a. a. O. S. 1058) behaupten möchten, daß die „Verkehrte Welt" unter den didaktischen Schriften Grimmelshausens die gelungenste sei, so gehört sie doch ohne allen Zweifel zu seinen besten. Sie wurde, wie es aus dem „Präambulum" ersichtlich ist, durch die altbekannten bildlichen Darstellungen hervorgerufen, in denen

*) Da der Name Lengfrisch nicht vollständig in das Anagramm paßt, indem dasselbe kein u darbietet, so ist es wahrscheinlich, daß es ursprünglich Leugfrisch geheißen haben mag, was, wie schon Passow (a. a. O. 1043) bemerkt, dem Charakter der Schrift höchst angemessen ist.

„das Wild den Jäger jagt und erlegt, der Ochs den Metzger metzget" u. s. w. Dieser Gedanke ist aber auf sittliche Verhältnisse übergetragen. Die „Verkehrte Welt" ist das künftige Leben, in welchem „der arme Lazarus mit himmlischer Freude getröstet, in welcher der reiche Prasser mit höllischer Pein gequälet wird, wo die Tyrannen in ihrem unaussprechlichen Schmertzen sich verwundern, daß diejenige, deren Leben sie vor eine Thorheit und spöttisch Beispiel gehalten, und die sie grausamlich tödten lassen, nunmehr unter die höchste Freund Gottes gerechnet und gesetzt werden." Die Einkleidung ist folgende: Simplicissimus flüchtet sich während eines heftigen Gewitters in einen hohlen Baum, dessen mürber Boden nachläßt, so daß er aber immer tiefer stürzte, bis er endlich in die Hölle gelangt. Dort sieht er nun, wie die verschiedenen Sünder gemartert werden, die Ketzer, die Geizigen, die Quacksalber, die muthwilligen Bettler, die Werber und Gotteslästerer, die Unzüchtigen, die Nachdrucker und betrügerischen Metzger, die Falschmünzer, die Kuppler, die gewissenlosen Pfarrer, die betrügerischen Wirthe und Müller. Das eigentliche Gewicht der Schrift liegt aber in der darin mit großer Kunst durchgeführten Ironie. Jedesmal nämlich, wenn Simplicissimus eine neue Art von Sündern sieht, und der ihn herumführende Genius die Gründe berichtet, weshalb sie gepeinigt werden, fragt ihn dieser, ob es auch jetzt noch auf der Welt dergleichen Sünder gebe, worauf er jedesmal antwortet, daß Alles vortrefflich und sündenlos sei. An den Höfen sehe man keine Finantzer, Ohrenbläser und Fuchsschwänzer, keine Faullenzer, Wollüstlinge mehr, da die Fürsten sich nur mit gelehrten, weisen und erfahrenen Männern umgäben; sie gingen nur dann auf die Jagd, wenn das Wild überhand nähme und die Saaten des Landmanns

verwüste; Banquette und Trinkgelage, kostbare Feste und dergleichen seien außer Uebung gekommen, weil man nicht gesinnet sei, der Armen Schweiß und Blut unnütz zu verschwenden; ebensowenig wisse man von Concubinen und Mätressen. Ungerechte Richter seien unerhört, Neid, Habsucht und Haß unbekannt. In Glaubenssachen sei eine solche Einigkeit, wie sie seit Erbauung des Babylonischen Thurmes nicht mehr gewesen. Unter den Geistlichen sei kaum einer zu finden, der nicht würdig wäre, ein Bischoff oder Superintendent oder Professor der Theologie zu sein; aber sie seien alle so demüthig, daß man jeden zwingen müsse, eine solche Stelle anzunehmen. Die Dorfpfarrer seien meist adeliger Herkunft, reich, gelehrt, sie hätten weder Köchin noch Magd; ihr Leben sei eine immerwährende Predigt, sie besuchten weder Gastereien, noch Taufen und Hochzeiten, redeten mit Frauen nur in der Beichte; sie nähmen sich der Welthändel so wenig an, daß sie diejenigen, die ihnen dergleichen vorbringen wollten, gleich mit den Worten abfertigten: „Ich wills nicht wissen". Als Simplicissimus es nicht mehr aushalten konnte, verließ er den Ort, durch eine enge Thüre, die ihn in einen langen, aufwärtsführenden Gang brachte, aus welchem er in die Baumannshöhle gelangte, von wo er nach viertägiger Reise wieder in die Heimath kam*)..

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die gesammten Erzeugnisse Grimmelshausens, so ergiebt sich, daß er einer der merkwürdigsten und hervorragendsten Schriftsteller nicht bloß seiner Zeit ist, daß er vielmehr zu den bedeutendsten Erscheinungen in der deutschen Literatur gehört. Dieß Urtheil

*) Da diese Höhle erst im Jahre 1672 entdeckt wurde, so kann die Schrift erst später, also wohl frühestens 1673 abgefaßt worden sein.

würde sich schon aus dem bloßen Umstand rechtfertigen lassen, daß er zu einer Zeit, in welcher die Literatur jede nationale Eigenthümlichkeit verloren hatte, und die Nachahmung des Fremden allein berechtigt war, nicht bloß, wie auch Andere mehr, dem Unwesen entgegensteuerte, sondern auch den Muth hatte, in volksthümlicher Weise und volksthümlichem Sinne zu schreiben, er, der mit der vornehmen Welt Umgang hatte und durch seine Stellung, vielleicht auch durch seine Herkunft derselben angehörte. Aber er ist auch durch den reichen Gehalt seiner Schriften bedeutend, was um so mehr zu betonen ist, als nur wenige Prosaisten seiner Zeit ein ähnliches Lob verdienen. Wie hoch er als Dichter steht, haben wir aus seinem „Simplicissimus" ersehen. In seinen didaktischen Schriften entwickelt er einen großen Gedankenreichthum, worin ihm nur der ehrliche Schuppius an die Seite gesetzt werden kann. In allen seinen Erzeugnissen entfaltet er den reichsten und lebendigsten Humor und überall ist er Meister in Behandlung der Ironie. Seine Darstellung endlich kann für seine Zeit als musterhaft gelten. Zwar ist er auch von der Sprachmengerei nicht frei zu sprechen, doch ist sie öfters, wie schon bemerkt, zu entschuldigen oder sogar zu rechtfertigen, was auch von dem Vordrängen der Gelehrsamkeit gilt; was ihn aber über alle seine Zeitgenossen weit erhebt, das ist sein Styl, der reich und wohllautend dahin fließt und sich in eben so klaren als mannigfaltigen Satzbildungen bewegt, die oft zwar zu großem Umfang sich ausdehnen, aber beinahe niemals die nöthige Uebersichtlichkeit verlieren. Obgleich seine Darstellung durchaus charakteristisch ist und ein nicht zu verkennendes eigenthümliches Gepräge hat, so ist sie doch keineswegs manierirt, vielmehr bietet sie die reichste Mannigfaltigkeit im einzelnen Ausdruck und im Periodenbau.

Inhaltsverzeichniß.



